This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

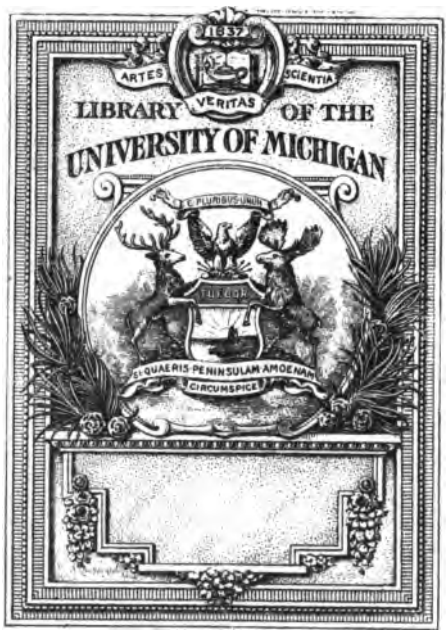
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

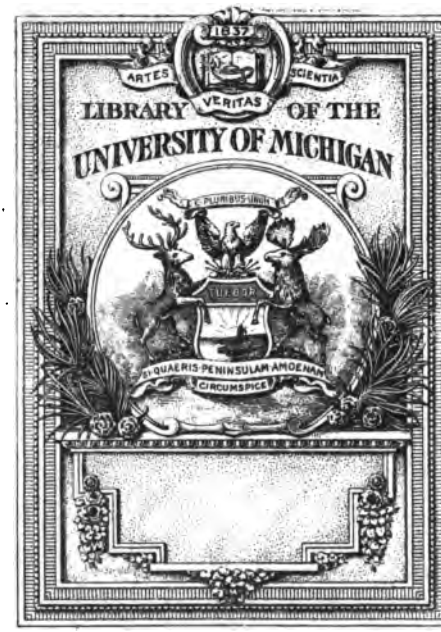
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

LB
675
.D652
C29
1903


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

LB
675
.D652
C29
1903

Fr. Dörpfeld.

Friedrich Wilhelm Dörpfeld.

Aus seinem Leben und Wirken.

Von seiner Tochter

Anna Carnap, geb. Dörpfeld.

Zweite Auflage.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1903.

Vorwort.

Nach Aufforderung und Ermutigung einiger näheren Freunde unseres seligen Vaters, sowie meiner Geschwister habe ich die vorliegende Arbeit unternommen. Daß man mir diese Aufgabe zutraute, hatte einmal darin seinen Grund, weil ich als ältestes Kind von meines Vaters 28. Jahre an bis zu seinem Heimgang nicht von ihm getrennt war, also eine lange Reihe von Jahren Freud und Leid mit ihm geteilt habe; dann auch darin, daß er mir seit dem frühen Hinscheiden unserer Mutter einen Einblick gewährte in sein inneres Leben, mich in gewissem Sinne teilnehmen ließ an seinem Arbeiten, wie auch an dem damit verbundenen Kampf und Druck. Er ist auch im vollsten Sinne mein Erzieher, Lehrer und geistiger Führer von Jugend auf gewesen und in späteren Jahren immer mehr mein treuster Berater und bester Freund geworden.

Den Freunden unseres Vaters, die mir bei der Arbeit behilflich gewesen sind — sei es durch Rat und Urteil, durch Mitteilung eigener Erinnerungen, durch Überlassung von Briefen oder durch freundliche Erlaubnis zur Benutzung ihrer Schriften über unseren Vater — spreche ich hiermit herzlichen Dank aus. Sie haben damit der Sache gedient, der auch diese Aufzeichnungen dienen wollen.

In betreff der Anordnung und Einteilung des Ganzen sei noch erwähnt, daß die ersten und letzten Abschnitte einfach der Zeit folgen. In der dazwischen liegenden Hauptperiode der Tätigkeit von 1848—1879, wo der Lebensstrom breiter wird, schien eine sachliche Teilung notwendig. Es wird da zuerst von der Berufsarbeit, dann vom Familienleben und andern persönlichen Beziehungen und zuletzt von der außeramtlichen Tätigkeit die Rede sein.

149752

Re-classed

Wenn mir die Mangelhaftigkeit meiner Arbeit im Verlauf derſelben oftmals drückend zum Bewußtſein kam, ſo iſt es eine Erinnerung geweſen, die mir neuen Mut gab, unbekümmert um die eigenen Gebrechen ruhig fortzufahren. Wir laſen einſt unſerm Vater die Biographie eines trefflichen Mannes vor, die etwas ungeſchickt geſchrieben war. Vater, deſſen liebſte Erholungslektüre Biographien waren, hatte dennoch große Freude an dem Buche. Er meinte, die Geſtalt des Mannes ſei ſo groß, ſo kernig, ſo harmoniſch, daß ſie trotz des unbedeutenden Biographen auf den Leſer anziehend wirke, und ſo das Buch doch im ganzen einen wohltuenden Eindruck mache. —

Es konnte nicht meine Aufgabe ſein, unſeres Vaters Bedeutung für die Wiſſenſchaft der Pädagogik klarzuſtellen, ſeiner inneren Entwickelung pſychologiſch nachzugehen, ſeine Charaktereigenſchaften, wie ſeine berufliche und außeramtliche Tätigkeit von höheren Geſichtspunkten aus in das rechte Licht zu ſetzen — dazu würde ich nicht imſtande ſein. Ich kann nicht *über* ihn ſchreiben, ſondern nur in einfacher Weiſe von ihm erzählen und ihn in Briefen, Citaten und gelegentlichen Worten ſelbſt reden laſſen.

Noch ein Bedenken bleibt zu erwähnen: Iſt es nicht der beſcheidenen Geſinnung des nun Vollendeten entgegengehandelt, in dieſer Weiſe ſein Lebensbild zu zeichnen? In gewiſſem Sinne *ja*; denn ſein eigenes Urteil war und blieb:

„An mir und meinem Leben
Iſt nichts auf dieſer Erd.“

Doch wir Nachſchauenden dürfen mit vollem Recht hinzuſetzen:

„Was Chriſtus ihm gegeben,
Das war der Liebe wert.“

Und dies Liebenswerte, Gottgegebene war bei ihm in reichem Maße vorhanden; dies gibt auch die Berechtigung zu der vorliegenden Arbeit. Wie ſchon in der Natur überhaupt das aus des Schöpfers Hand Hervorgehende etwas Originales an ſich trägt, wie vielmehr noch da, wo ſeine Schöpferkraft an einem Menſchenherzen ſich beweiſt. Hier bringt ſie, falls ihr von ſeiten des Menſchen willige Hingabe entgegenkommt, Perſönlichkeiten hervor, die ein feſtes

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Land und Leute der Heimat	1
II.	Elternhaus und Jugendzeit	9
III.	Die Vorbereitung zum Lehrerberuf	37
IV.	Die berufliche Tätigkeit	58
	1. Die beiden ersten Lehrerstellen (Fild und Heydt)	58
	2. Aus der Schultätigkeit in Barmen	82
V.	Persönliches	155
	1. Aus der Verlobungszeit	155
	2. Aus dem Familienleben	174
	3. Gute Freunde und getreue Nachbarn	270
	4. Die Freunde aus dem Lehrerstande	296
VI.	Die außeramtliche Tätigkeit	317
	1. Konferenzen, Vorträge, Vereine	317
	2. Die literarischen Arbeiten	350
	3. Sein Verhältnis zum Lehrerstande	415
	4. Trost und Rat bei innerer Bedrängnis	442
	5. Seine politischen und sozialen Anschauungen	466
VII.	Die Zeit des Ruhestandes	485
	1. Der Aufenthalt in Gerresheim	485
	2. Die letzte Station: Ronsdorf	549
	3. Die letzte Krankheit und der Heimgang	586

I. Land und Leute der Heimat.

Um einen Mann nach seinem Wesen und seiner Gesinnung verstehen zu können, ist es nötig, einen Blick zu werfen auf den Volksstamm, dem er entsprossen, den Wurzelboden, dem er seine Kraft verdankt. Erst dadurch, daß wir, wenn auch nur in wenigen charakteristischen Zügen, Land und Leute kennen lernen, wird uns später manches Eigenpersönliche in der Art und dem Charakter des Mannes im rechten Lichte erkennbar.

Auf demselben Berge, an dessen südwestlichem steilem Abhang das wiederhergestellte Stammschloß der ehemaligen Grafen und Regenten des Herzogtums Berg[1]) weit ins Land blickt, liegt an der nördlichen, sich langsam ins Tal senkenden Seite der Bauernhof Selscheid, wo unser Vater am 8. März 1824 geboren wurde.

Mit dem Namen „Hof" bezeichnet man im Bergischen Lande eine kleine ländliche Ortschaft von etwa 10—12 Häusern und Häuschen ohne Kirche. Solche „Höfe" finden wir überall im Lande zerstreut; unter der gemeinsamen Bezeichnung „Honschaft" (Hundertschaft) gehören sie irgend einem Kirchdorfe oder einer Stadtgemeinde an. Große Güterkomplexe und dazu gehörende stattliche Gutshöfe, wie in den Nachbargebieten, in Westfalen und dem Jülicherland, gibt es hier nicht. Die Feldflur ist zerteilt und zerstückelt, die Güter und auch die Häuser sind nicht groß; sie sind meist Eigentum kleiner Leute. „Klein, aber mein." Dies Sprichwort ist in seinem tieferen, bedeutsamen Sinn dem Volks-

[1]) Für solche, denen die historische Bezeichnung „Herzogtum Berg" nicht bekannt ist, sei hier eine kurze Erklärung beigefügt. Jene Landschaft deckt sich fast mit dem südlichen rechtsrheinischen Teil des Reg.-Bez. Düsseldorf. Geographisch ist es das Gebirgsland, welches östlich vom Rhein zwischen seinen Nebenflüssen Sieg und Ruhr sich hinstreckt und von der Wupper durchflossen wird.

gemüt unseres Landes durchaus entsprechend. Das kurze, treffende Wort kennzeichnet sowohl die Bescheidenheit, Zufriedenheit und Selbstbeschränkung, wie auch die Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Freiheitsliebe der Bewohner.

„Unser rheinfränkischer Winkel," schreibt Vater einmal, „ist dem Namen nach wohl in ganz Deutschland bekannt, und doch dürfte keine der vielen in Deutschland vorhandenen eigentümlichen Volksindividualitäten so unbekannt sein, wie gerade diese. Überall sagt man nach der geographischen oder politischen Schablone flinkweg „die Rheinländer", und doch ist z. B. der Bergische und Jülichsche, ebenso der Clevische und Märker nach Natur und geschichtlichem Wuchs von dem leichtzüngigen und leichtfüßigen Mittelrheinländer und dem oberrheinischen Alemannen viel mehr verschieden, als von dem Schwaben und Friesen. Bei einem gewissen Maß von Lebendigkeit und Energie des Naturells, was namentlich bei dem Bergischen sich findet, ist er doch ebensosehr und vielleicht noch mehr zur Stetigkeit, besonders aber zum Ernst geneigt. Ein echter Bergischer sieht z. B. einen echten Kölner mindestens für einen halben Gecken an."

Einige Federstriche zum Bilde des heimatlichen Volkstums gibt Vater in seinem letzten Buche,[1]) an einer Stelle, wo er auf die Schulgeschichte des Landes zu reden kommt. „Berg, Jülich und Cleve bildeten den Kern des Frankenstammes. — Geschichtlich treten in diesem echt germanischen Volke zwei Eigenschaften hervor, die sonst nicht immer beieinander zu sein pflegen: einmal ein entschieden freiheitlicher Sinn und sodann die Einsicht, daß Einigkeit nicht nur stark macht, sondern daß ohne sie auch die Freiheit nicht bewahrt werden kann. Die letztere Eigenschaft zeigte sich darin, daß die Zweige des Frankenstammes zuerst es waren, welche fest zusammenhielten und den Frankenbund schlossen, dem sich dann bald andre deutsche Stämme zugesellten. Wie der Geschichtskundige weiß, hat der Frankenwinkel am Niederrhein einstmals auch eine für ganz Deutschland hochbedeutsame, welthistorische Rolle gespielt: aus diesem Winkel ist vor einem Jahrtausend das alte deutsche Reich hervorgegangen. Der Frankenkönig, Karl der Große, das Werk seiner Vorgänger vollendend, brachte die

[1]) Das Fundamentstück einer gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung. 2. Aufl. Band VII der Ges. Schriften.

uneinigen deutschen Stämme nach und nach allesamt unter seinem Zepter zur Einheit und machte überdies ganz Gallien, dazu Nord-Spanien und Nord-Italien dem fränkisch-deutschen Reich untertänig. Und zum bleibenden Zeugnis, daß das stolze Gallien einstmals dem deutschen Frankenstamme und seinen Verbündeten botmäßig war, muß dasselbe seitdem und für immer den aufgestempelten Namen „Frankreich" tragen. Wie der Leser merkt, bewegt sich unsre niederrheinische Geschichte auf einem Boden, der etwas zu erzählen weiß."

Diesem Hinweis auf die Völkergeschichte fügen wir einen auf die Geographie und Volkswirtschaft Bezug nehmenden Fingerzeig bei.

Unser bergisches Land liegt hart an der Grenze des deutschen Mittelgebirgslandes, wo dasselbe zum Flachlande übergeht. Und doch, wie stark und entschieden ist hier der Gegensatz zwischen Flachland und Gebirgsland ausgeprägt, nicht nur im Landschaftlichen, sondern auch im Volkscharakter. Obwohl nur durch den Rheinstrom geschieden, ist doch Sinn und Art der Bergischen von den Jülichschen durchaus verschieden. Der ruhige, bedächtige, gleichmäßige Jülicherländer geht als der Ebene Sohn in seiner Väter Wegen. Dagegen der lebhafte, energische, strebsame Bergische ersinnt und schafft sich neue Bahnen. Er ist nicht im hergebrachten radikalen, wohl aber im edelsten Sinn ein Mann des Fortschritts, der Reformation, auf manchen Gebieten. Während drüben in der Ebene die großen fruchtbaren Felder mit wenig Mühe ihren reichen Ertrag geben, ist hier auf dem weniger guten, oft steinigen und abschüssigen Boden eiserner Fleiß und Energie nötig, um ihm seinen Ertrag abzuringen. Da bei dem meist kleinen Besitzstand der Ertrag desselben zur Versorgung der Familie kaum hinreicht, hat der Bewohner schon von alters her neue Mittel und Wege zum Erwerb gesucht und dieselben bis zur Jetztzeit immer mehr vervollkommnet. Das Bergische Land ist dadurch ein Gebiet des Fleißes, der Industrie geworden, wie es wenige im deutschen Reiche geben mag.

Wie manches andere wertvolle Gut, so ist auch die Industrie hier nicht von oben herab ins Land gekommen, durch Errichtung großer Fabriken und Etablissements, sondern sie ist mit wenigen Ausnahmen von unten herauf gewachsen, durch Fleiß und Anstrengung des kleinen Mannes. Die Hauptzweige, Textil- und

Eiseninduſtrie, ſind noch jetzt landſchaftlich geteilt, ſo daß in der einen Gemeinde faſt nur die eine, in einer Nachbargemeinde die andere vorkommt. Obwohl in unſerer Zeit die Herrſchaft der Maſchine und der Großinduſtrie ſich auch hier Bahn gebrochen und die größeren Städte zu Fabrikſtädten gemacht hat, ſo trägt in den kleineren Städten und auf dem Lande die Induſtrie noch deutlich den Charakter ihrer Herkunft. Sie iſt dort im weſentlichen noch jetzt Hausinduſtrie und wird von den Bewohnern vielfach auf eigenem kleinen Beſitz betrieben, oft mit etwas Landwirtſchaft verbunden.

Es wurde vorhin ſchon angedeutet, daß es noch andere wichtige Güter gibt, die das bergiſche Volk nicht einfach ererbt oder überkommen hat, ſondern die es ſich hat erwerben, ja erkämpfen müſſen. Zu dieſen Gütern gehört vor allem die Reformation, oder wie ſie hier zu nennen wäre: das Losringen, das Befreien des chriſtlichen Volkslebens vom fremden Joche. An der vorhin angeführten Stelle erzählt Vater darüber:

„Die Reformation geſchah bekanntlich hier am Niederrhein nicht von oben her, auf Veranlaſſung der Landesregierung, ſondern ſie brach ſich von unten auf, mitten aus dem Volke heraus, Bahn. Zuweilen geſchah es, daß auf die Predigt des Ortsgeiſtlichen hin eine ganze Gemeinde aus der alten Kirche austrat und ſich zu der evangeliſchen Lehre bekannte; an andern Orten waren es innerhalb einer Gemeinde nur einzelne Familien, die ſich zu einer eigenen evangeliſchen Religionsgemeinſchaft zuſammenſchloſſen. Die ſo entſtandenen Gemeinden mußten nun nicht nur ſich ſelbſt unterhalten, ſondern hatten auch noch Angriffe auf ihre Exiſtenz abzuwehren, da ſie ſowohl von der alten Kirche als auch von der katholiſchen Landesobrigkeit nur Widerſtand erfuhren. Dieſer Zuſtand dauerte für Jülich und Berg bis zum Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts (1813). Mit vollem Rechte konnte ſich dieſe Kirche eine „Kirche unter dem Kreuz“ nennen.“

„Die bedrängte Kirche, ganz auf ſich ſelbſt angewieſen, wußte ſich jedoch dieſer Notlage anzupaſſen. Was ihr an äußerem Glanze fehlte, das erſetzte ſie durch ein um ſo kräftigeres Glaubensleben; in der Trübſal wurden die Gemeinden feſtgeſchmiedet, und es regte ſich in ihnen eine Opferwilligkeit und Hingebung, die an die apoſtoliſchen Zeiten erinnerte. Dazu trug weſentlich bei, daß die Leiter der Bewegung eine freie Gemeindeordnung ſchufen,

die, nach dem Prinzip der Selbstverwaltung entworfen, jedes einzelne Glied mit besonderen kirchlichen Rechten und Pflichten ausrüstete. Sie machte dadurch die Gemeinden wehrhaft, daß sie allen Stürmen Trotz bieten konnten."

„Wie schmerzlich nun auch die evangelische Bevölkerung bei diesen ihren teuersten Angelegenheiten den Mangel einer obrigkeitlichen Obhut und Pflege beklagen mochte, so ist doch schließlich dieses Kreuz ihr in jeder Beziehung zum Segen geworden. Auf sich selbst, auf die eigene Rührigkeit angewiesen, und daher genötigt, auch den letzten Mann zur Mitarbeit und Mitsorge in der Kirchen- und Schulverwaltung heranzuziehen, hat nun diese Bevölkerung eben durch diese Mitarbeit auch Kirche und Schule immer mehr als wirkliche Güter schätzen gelernt, — ungerechnet das dadurch erlangte Geschick der Selbstverwaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Es wird wohl wenige Landschaften in unserm Vaterlande geben, wo in allen Volksklassen ein so lebendiges religiöses und Schulinteresse zu finden ist, als im Bergischen und Jülichschen. Selbst dem wirtschaftlichen Leben hat jenes Kreuz nur Segen gebracht. Denn weil unter der pfälzischen Regierung die Beamten- und Offizierstellen den Evangelischen verschlossen waren, so mußten sich die befähigteren Kräfte fast ausschließlich der Industrie und dem Handel zuwenden. Daher rührt es, daß diese Gewerbe in Berg und Jülich schon so früh zu der bekannten hohen Blüte gelangen konnten. Natürlich sind nun die reicheren Mittel im Verfolg auch wieder den Kirchen und Schulen zu gute gekommen."

Wenden wir uns nach diesem Rückblick in die Vergangenheit der Gegenwart wieder zu. Unser Vater war ein echtes Kind dieses Stammes, geboren und aufgewachsen so recht im Herzen des Landes, wo es damals noch fast unberührt von den jetzigen fremden, gleichmachenden Einflüssen war. Auch insofern war er ein Landkind, als seine Eltern und die Voreltern von beiden Seiten einfache Landleute waren. Es war daher kein Wunder, daß die Liebe zu seiner Heimat ein Teil seines Wesens war, daß ihm Art und Charakter seines Landes später so verständlich und sympathisch war.

Einem älteren, nach seinem Willen ungedruckten Manuskript, in welchem er dem Sinn und Streben seines Volkes in Vergangenheit und Gegenwart nachgeht, entnehmen wir noch einige

charakteristische Züge. Sie zeigen uns, wie er nicht nur die guten Seiten ins Auge faßt, sondern wie ein Arzt mit tiefgehender Sonde auch die verborgenen Schäden aufdeckt:

„Seit 40 und mehr Jahren hat man im Bergischen wohl sagen hören, daß hier ein gewisser Grad von Bildung allgemeiner verbreitet sei als anderswo. Diese Rede hat nicht ganz unrecht. Die Gewerbtätigkeit, der rege Verkehr und die Schulen haben den Geist wach gemacht, mannigfach geübt und halten ihn stetig fort und fort in Übung. Daneben steht aber eine auffällige Tatsache anderer Art. In wenigen Gegenden von gleichem allgemeinen Bildungsstande dürften sich unter den sog. „Gebildeten" so wenig streng wissenschaftliche Bücher irgend welcher Art finden und gebraucht werden, als gerade im Bergischen, es sei denn, daß sie auf das berufliche Fach Bezug hätten. Über diese Tatsache kann sich jeder bei Buchhändlern, welche die hiesige und andere Gegenden kennen, leicht informieren. — Leichte Ware dagegen (z. B. Gedichte, alte und moderne Romane, Zeitschriften für ein wenig Wissen und viel Unterhaltung u. s. w.) findet bei dem lesenden Publikum reichlichen Absatz. Andere, die nach entschieden christlichen Schriften verlangen, werfen sich leider ebenso einseitig auf sogenannte Erbauungsschriften oder leichte theologische Literatur."

„Das ist nicht immer so gewesen. Vor der rationalistischen Zeit hatten der philosophus teutonicus und ähnliche mystisch-spekulative Schriftsteller im Bergischen nicht wenige eifrige Leser und Freunde. Als aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Rationalismus anfing, in den Mittelstand einzudringen, traten die Freunde Jakob Böhmes nach und nach in den Hintergrund. An ihrem Platze fand man nun andere Leute, aber immer noch denkende, forschende Männer, die es sich Zeit, Mühe und andere Opfer kosten ließen, um der neuen Weisheit auf den Grund zu kommen. Es waren nicht seichte, pietätslose Raisonnierer. Sie bildeten — unter sich vielfach befreundet — eine besondere Art von „Stillen im Lande", während der große Haufe nach seiner gewohnten Weise seinen alten Kirchweg anhielt. Diese spekulierenden Rationalisten wurden von ihren altgläubigen Nachbarn in der Regel etwas verdächtig angesehen; aber der Rationalismus im Kirchenornat fiel den guten Kirchgängern gar nicht auf. Was jene lasen, war nicht nach der gemeinen Art der späteren (Auf-

klärungs-)Schriften; es waren vielmehr Bücher populär-philosophischer Haltung, oder naturwissenschaftlichen Inhalts. Wer etwa noch Gelegenheit gehabt hat, einige Überreste dieser alten bergischen „Philosophen" aus dem Handwerkerstande kennen zu lernen und ihren Gesprächen zuzuhören, wird uns gern beistimmen, daß es nicht uninteressante Leute waren. Ihr Trieb zum Nachdenken und Forschen war eine Gottesgabe, aber als Kinder ihrer armen, dürren Zeit hatten sie leider den rechten Gegenstand und die rechte Weise nicht gefunden. Wie man sie auch beurteilen will: jedenfalls waren diese Gestalten eines Hauptes länger als das Geschlecht, das jetzt auf ihren Wegen geht und sich vor andern der „Vernunft" und „Bildung" rühmt. Neben diesen philosophierenden Bauern und Handwerkern gab es damals auch noch manche spekulierende Köpfe anderer Art; z. B. solche, die sich mit allem Eifer auf Rechnen (Algebra), legten, oder auf Mechanik u. s. w.; aber nicht, um dadurch Geld oder sonst etwas zu gewinnen, sondern aus Vergnügen an der Sache selbst. Sie sind auch noch nicht ausgestorben. Sie wollen aber gesucht sein. Schreiber dieses hat sie bis jetzt fast nur in Bauern- und Handwerkerhäusern angetroffen."[1])

[1]) Mit Vorliebe erzählte Vater zuweilen von solchen Männern; einigen derselben werden wir im folgenden Kapitel begegnen. Ein Beispiel solcher bergischen Eigenart, welches er gelegentlich schilderte, sei schon hier angeführt. Wir sehen an demselben die drei Züge ausgeprägt: Selbständigkeit des Denkens, eisernen Fleiß und Bescheidenheit, die bei hohen geistigen Fähigkeiten mit kleinem Lose ganz zufrieden ist. Ein ehrsamer ländlicher Schmiedemeister trieb neben seiner anstrengenden Handwerksarbeit in seinen Freistunden mit Eifer und Freude Mathematik. Diese Beschäftigung war seine Erholung; er konnte sich zuweilen so in dieselbe vertiefen, daß er Schlaf und Ruhe vergaß. Wenn die Seinigen zu Bett gingen, stellte ihm seine sorgliche Frau ein Kännchen mit Kaffee auf den Ofen. Da ist es denn zuweilen vorgekommen, daß ihn sein Forschen nicht losließ bis zum hellen lichten Morgen. Und was dabei das merkwürdigste war: er ging dann mit frischem Mut und Sinn in seine Schmiede; die Freude und das Interesse an seiner Lieblingsbeschäftigung schien ihn gekräftigt zu haben, wie sonst die Ruhe es tut. Daß nur bei einer kernfesten Natur dergleichen ungestraft hingeht, versteht sich von selbst. Es war aber nicht nur Dilettantenwerk, was unser Meister trieb, das zeigt uns folgende Tatsache. Der damalige Direktor der Realschule in Elberfeld, Egen, der als tüchtiger Mathematiker bekannt war, gab ein Lehrbuch der Mathematik heraus. Ehe derselbe jedoch sein Manuskript in den Druck gab, wanderte er mit demselben in die Berge zu unserm einfachen Schmiedemeister. Mit ihm hatte er noch das eine und andere durch-

„Wo ist das früher so zahlreiche Geschlecht dieser alten originellen Gestalten des Bergischen Landes geblieben? Was ist an seine Stelle getreten? Sind etwa diejenigen, welche heutzutage insonderheit als „Gebildete“ und „Vernunft-Besitzer“ angesehen sein wollen, der rechte Nachwuchs? Wohl wird da noch gerechnet und an Maschinen gearbeitet, auch noch „spekuliert“; aber wie? und wozu? Das gute Wort „Spekulation“, das jenen Alten so ehrwürdig war, wie ist es im Sinne und Munde der Modernen heruntergekommen! — so weit, daß es auch für nackten geschäftlichen Schwindel gebraucht werden kann. Die Geschichte dieses kleinen Wortes ist zugleich die Geschichte der gerühmten bergischen „Bildung“ seit den letzten 60 Jahren. Es ist gleichsam ein chemischer Prozeß mit ihr vorgegangen. Ehemals hatte sie neben der Vernunft auch noch Charakter und Geist. Nachdem aber die Säure der materialistischen Gescheitigkeit hinzugetreten, ist der Charakter in flüssige Masse aufgelöst und der Geist entflohen.“ — —

Dem ganzen Manuskript fühlt man ab, daß es mit dem Herzen geschrieben ist, und daß sein Herz mit warmer Liebe an seiner Heimat hängt. Gerade diese treue Anhänglichkeit ist es, die ihn lehrt, das Schadhafte des heimischen Volkslebens klar zu erkennen und ihm den Wunsch und Willen in die Seele legt, an seinem Teil zur Gesundung desselben mitzuwirken, soviel er nur könne. Wir schließen diese kurze Charakteristik der Heimat mit einigen Worten aus dem früher vielgesungenen bergischen Liede, das sich in seinem Notizbuch aus der Seminarzeit eingeschrieben fand:

„Land der Heimat, Land der Berge,
Liebend schlägt mein Herz dir zu!“

In den Schlußzeilen dieses Liedes:

„In dir will ich — für dich leben,
Rastlos wirken, rastlos streben.
Und in dir sei einst mein Grab!“

hat der damalige Seminarist die Worte „In dir“ und „für dich“ in froher Begeisterung unterstrichen. Dies Gelöbnis des Jünglings hat der Mann treu gehalten. Sein Heimatland ist bald sein Arbeitsfeld geworden und lebenslang geblieben, und auch seine letzte Ruhestätte hat er in heimatlicher Erde gefunden.

---

zusprechen, und es war ihm wichtig, sein Urteil und seine Zustimmung zu seinem Werke zu erhalten.

Elternhaus und Jugendzeit.

Die früheste Kindheitserinnerung unseres Vaters war ein Gemütseindruck der einfachsten Art, der ihm, obwohl er aus den ersten Lebensjahren stammte, doch bis ins Alter frisch im Gedächtnis geblieben war. Es war der Augenblick, wo die Idee des Schönen zum ersten Male in der Kindesseele zum Bewußtsein erwachte.

An einem Frühlingsmorgen (er mochte nur wenige Jahre alt sein) hatte ihn seine Mutter vor dem Hause ins Gras gesetzt, damit er mit Gras und Blumen spiele, während sie in der Nähe beschäftigt war. Von seinem Spiel blickte er einmal auf, und das Bild, das sich dem Kindesauge darbot, machte ihm, obwohl es die gewohnte Umgebung war, einen so wohltuenden, angenehmen Eindruck, daß er erfreut ausrief: „Wie schön, wie schön!“ Die blühenden Bäume umher, die Sonne hell durch das Gezweige hindurchstrahlend, und darunter seine liebe Mutter; das war das Bild, welches dem Kindesgemüt so tief eindrücklich gewesen war, daß er sich noch nach 60 Jahren der Einzelheiten, z. B. wie seine Mutter ausgesehen, deutlich zu erinnern wußte.

Das Großelternhaus, wie es früher war, und wie es in unserer Erinnerung für immer fortleben wird, ist nicht mehr zu finden.[1]) Was jetzt noch davon steht, ist so verändert, die Umgebung ist eine so ganz andere, daß man das alte trauliche Fleckchen Erde kaum wiedererkennt. Unser Vater ist deshalb auch in den letzten 25 Jahren, seit der Besitz in fremden Händen ist, nicht mehr dort gewesen, es war ihm zu schmerzlich, weil sein Herz innig an der Heimat hing. Doch sehen wir uns das frühere,

[1]) Nebenstehende Bleistiftzeichnung von Freundeshand gibt es mit Hülfe der Erinnerung in seiner früheren Gestalt wieder.

still-ländliche Heim, wie es uns Kindern aus der eigenen Jugendzeit lieb und freundlich vor der Seele steht, etwas näher an.[1])

Das zweistöckige, aber niedrige Haus war in den Baumhof gebaut und auf drei Seiten von ihm umgeben. Vor dem Hause stand eine große Linde, deren Geäste in ein Spalier gezogen war, und so dem Hause zur Zierde und zum Schutz gereichte. Ein mächtiger Birnbaum des Baumhofes reichte mit seinen Zweigen bis zu jenem Baum, so daß vor dem Hause meist Schatten war. Hier stand eine Bank, die viel benutzt wurde, und wo auch unser Vater oft und gern saß.

Durch die quergeteilte Haustür trat man in einen größeren Flur, der als Küche diente. Von diesem aus war rechts der Eingang in die Stallung, links in das Wohnzimmer, dem sich die „Kammer" anschloß. Die Fenster hatten kleine Scheiben, und nach allen Seiten hin sah man durch dieselben ins Grüne. Ich erinnere mich noch, mit welchem wonnigen Gefühl ich morgens beim Erwachen in die frischgrünen Zweige blickte.

Trotz der großen Einfachheit kam uns alles im Hause so gemütlich, ja schön vor, auch jetzt noch in der Erinnerung, besonders das Wohnzimmer. Da war vor allem eine große altertümliche Hausuhr aus Holz, mit blankem Pendel und Gewichten. In der Ecke stand ein Schrank (das „Schaap"), in dem das Beste des Haushalts aufbewahrt wurde: bunte Tassen, Kannen und Gläser, und die Kasse. An der einen Seite stand ein blanker Ofen mit einem breiten Rande rund herum, zum Aufsetzen der Füße; hinter ihm eine lange, niedrige Truhe, die als Bank benutzt wurde. Ein Hauptmöbel war noch eine eichene Bank mit Lehne, die von einer Ecke des Zimmers aus nach zwei Seiten sich hinzog. Vor ihr stand der Familientisch mit frisch gescheuerter Platte. Im Schlafzimmer interessierte uns das Himmelbett mit blau und weiß karriertem Vorhang und das alte Spinett, auf dem unser Vater einst das Klavierspiel erlernt hatte.

Das Haus mit Garten, Baumhof, Acker, Wiese und Wald war der Großeltern kleines, aber schuldenfreies Eigentum. In dem Hause war die Großmutter, Anna Wilhelmine Jung, als

[1]) Alljährlich kam der Großvater, um den Bruder und mich, seine ältesten Enkel, für die Ferienzeit herüber zu holen, und früh lernten wir mit ihm rüstig zu wandern, da der immer bergauf und bergab gehende 4—5stündige Weg zu Fuß zurückgelegt wurde.

das einzige Kind ihrer Eltern aufgewachsen; Haus und Gütchen waren ihr Erbteil. Sie besorgte auch später als Frau, während ihr Mann seinem Handwerk nachging, mit Knecht und Magd die Landwirtschaft.

Zwischen der Mutter und ihrem ältesten Sohn, unserm Vater, bestand ein besonders inniges Band. Er hatte manches Erbteil in Natur- und Charakteranlage von ihr. Sie war eine kleine, anscheinend stille Frau, den ganzen Tag tätig in Haus, Stall, Garten und Feld, wie andere Frauen ihres Standes. Ihre Arbeit verrichtete sie ruhig, ohne Geräusch und ohne Hast, aber unermüdlich, trotz des schwachen, im Alter etwas gebückten Rückens. Nur wer sie näher kannte, wußte, daß sie bei der äußeren Arbeit ein reiches, verborgenes Innenleben führte und zu jenen Naturen gehörte, deren Sinnen und Denken über das irdische Leben hinausgeht. Jedoch ließ sie sich nicht dadurch abhalten, ihre irdische Arbeit als einen von Gott gegebenen Beruf anzusehen und in demselben Treue im kleinen zu erweisen. Sie las gern, und ihr Interesse für geistige, besonders religiöse Dinge war ein lebhaftes. Sie hatte ein gutes Gedächtnis und konnte von vergangenen Zeiten und Vorkommnissen bis ins einzelnste erzählen; auch verstand sie es, vor Jahren gehörte oder geführte Gespräche fast wörtlich wiederzugeben, eine Eigenschaft, die sie auf den Sohn vererbt hat. Solange sie noch rüstig war, besuchte sie gern den Sonntags-Gottesdienst in dem fast eine Stunde entfernten Wermelskirchen, wo unser Großvater mütterlicherseits Pastor war. Seine Art zu denken und sich auszudrücken war ihr bekannt und vertraut, und bei den verschiedensten Gelegenheiten zitierte sie später oft, was ihr alter Pastor da und dort über die betreffende Sache geäußert. Auch dachte sie selbständig nach über Bibelstellen, die sie noch nicht ganz verstand und sprach wohl mit andern darüber, um zum richtigen Verständnis zu kommen. Sie konnte dann ihre Gedanken klar und gut ausdrücken, in ihrer bergischen Mundart. Ein richtiges Hochdeutsch zu sprechen verstand sie zwar auch, schon durch ihr Lesen, aber wenn sie so recht von Herzen sprach, kam sie von selbst in den gewohnten heimischen Dialekt.

Noch ein besonderer Zug trat bei ihr hervor: sie hatte die gute Mitgabe des „freudigen Geistes", der aus ihrem Angesicht und Wesen hervorleuchtete. Doch war sie keine der heiteren, immer fröhlichen Naturen, die alles von der Sonnenseite zu

nehmen wissen und darum leicht durchs Leben gehen. Diese Gottesgabe besaß sie nicht. Im Gegenteil, es gab oft Zeiten, wie wohl jedes tiefer angelegte Gemüt sie in etwa kennt, wo ein innerer oder äußerer Druck sie für längere Zeit ganz niederbeugte. So hat ein Freund unseres Vaters, der dort Lehrer war, sie einmal einsam auf ihrem Felde bitterlich weinend getroffen. Doch konnte sie zu Menschen wenig über das reden, was sie drückte, sie mußte sich innerlich durchringen und lernte dadurch sich immer fester an den zu halten, der die selig und glücklich nennt, die da Leid tragen — im rechten Sinne. Unser Vater war ihr darin ähnlich; er pflegte im späteren Leben sich selbst und andern in solchen Lagen wohl den Vers zu sagen:

„Wer nur dem Herrn befiehlt sein' Sach',
Schweiget, leidet und braucht Gemach,
Bewahret sein Gewissen rein:
Des wird Gott Schutz und Helfer sein."

Und doch durften wir der Großmutter Natur eine freudige nennen; denn wie sie einen Schmerz oder Kummer tief empfand und schwer daran trug, ebenso empfänglich war sie für die Freude. Sie hatte eine warme, kindliche Art, dieselbe zu empfinden und zu äußern. Ihr sonst stilles Wesen wurde dann lebhaft und fröhlich. Dies trat besonders hervor, wenn sie mit jemandem sprach, der ihr lieb war, und vor allem dann, wenn sie liebe Gäste in ihrem Hause bewillkommen konnte. Wenn man ihr eine fröhliche Nachricht mitteilte, ihr etwas Freudiges erzählte, dann wurde sie oft so bewegt, daß ihr die Tränen aus den Augen stürzten, während ihr Angesicht freudig strahlte.

Das Erfreuen anderer war ihr Lieblingstun; es geschah aber meist ganz im stillen. So habe ich zuweilen gesehen, wie sie einen Korb mit Kartoffeln und andern Lebensmitteln füllte, den dann die Magd mit einem Topf Milch zu armen Leuten tragen mußte; das geschah aber immer abends in der Dämmerung, damit es nicht gesehen würde. Sie hatte dann gern, daß ich mitging; vielleicht wollte sie mich anlernen. An der Enkel Geburtstag fehlte nie ein Korb von der Selscheider Großmutter, obwohl er von dort bis nach W. zum Barmer Boten eine Stunde weit getragen werden mußte. Sie hatte dann immer irgend etwas zu schicken, was uns erfreute, z. B. Obst aus ihrem Baumhof, oder eine Schnur mit 40 Brezeln, einem Gebäck, welches früher nur

an der nahen Burg gefertigt wurde und bei allen Kindern beliebt war. Zu Anfang März, wo ein Kindergeburtstag mit dem ihres Sohnes nah zusammenfiel, fehlte niemals in dem Korbe der Großmutter ein tüchtiger Strauß Schneeglöckchen, auf den wir Kinder uns schon vorher freuten, weil es unser erster Frühlingsgruß war. Unserm Vater waren diese Blümchen, die von jeher, solange er denken konnte, in dem Baumhof um sein Elternhaus her wild wuchsen, der liebste Geburtstagsgruß. In späteren Jahren, wo diese heimatliche Frühlingsgabe fehlte, weil die Großmutter nicht mehr da war, wanderten wir Kinder am Tage vor Vaters Geburtstag, oft bei kaltem schlimmen Wetter, hinaus aus der Stadt, um wilde Schneeglöckchen für den Geburtstagstisch zu suchen. Wir fanden aber immer nur wenige, da das Wiesental, wo sie zu finden waren, immer mehr bebaut wurde. War es auch kein Gruß aus der Heimat, so hatte ihm Kindesliebe das Verlorne zu ersetzen gesucht, darum freute der Vater sich doch.

Ein Freund unseres Vaters erzählt von unserer Großmutter: „Ich habe die ersten Jahre meiner selbständigen Lehrtätigkeit an der Pohlhauser Schule (zu der Selscheid gehörte) gestanden, und die alte Mutter Dörpfelds hat während der ersten Monate in mütterlicher Weise meinen Junggesellenhaushalt mit allem Nötigen versorgt. Die Jahre hindurch bin ich gern in dem elterlichen Hause D.s aus und ein gegangen. Aus der Macht selbstloser Liebe, die ich von der alten Mutter erfahren, darf ich um so mehr auf die Wärme schließen, die die Kindheits- und Jugendjahre D.s belebt hat, als ich aus unzähligen Beispielen weiß, wie sehr die Mutter gerade an ihrem Friedrich hing."

Ich habe von der Großmutter nie ein hartes, lautes Wort gehört, auch nicht zu den Dienstboten. Der Knecht war in ihrem Dienst alt und grau geworden, er war zuletzt an 70 Jahre alt. Die Magd, die zu unserer Zeit im Hause diente, war ein feines, fleißiges Mädchen. Man hatte ihr einmal einen guten Stadtdienst verschafft, wo sie es viel leichter hatte. Aber sie konnte sich dort auf die Dauer nicht schicken und kam wieder zur Großmutter zurück. Trotz der einfachen Verhältnisse, der rauhen Arbeit und des kleinen Lohnes (sie erhielt 16 Thaler jährlich) war es ihr doch hier heimischer. Sie fühlte sich bei der Großmutter wie Kind im Hause und blieb bei ihr, solange ihr Haushalt bestand.

Mit den Kindern des ganzen Hofes stand die Großmutter auf gutem Fuße; die Thelenmöhn[1]) (Muhme, Tante), wie sie allgemein hieß, war ihnen bekannt und lieb, deshalb hatten wir immer Spielkameraden genug, wenn wir dort waren.

Für viele Krankheiten und Unfälle wußte sie trefflichen Rat zu geben, wobei ihr gutes Gedächtnis ihr sehr zu statten kam. Auch sammelte und trocknete sie im Sommer Flieder, Kamillen und andere Kräuter, deren Heilkraft sie kannte, um davon Tee zu bereiten, mit dem sie dann in der eigenen und in Nachbarfamilien in Krankheitsfällen diente.

Der Großvater, Joh. Wilh. Dörpfeld, war auch in Selscheid zu Hause. Er war einziger Sohn und hatte sieben Schwestern, die alle in der Umgegend verheiratet waren. Er zog bei der Verheiratung zu der Großmutter und ihrer verwitweten Mutter. Weil die Großmutter für die Landwirtschaft sorgen konnte, blieb er bei seinem Handwerk als Hammerschmied. Da er fleißig und geschickt war, bekam er später die Meisterstelle in dem Eisenhammer, wo er arbeitete. Als in unserer Gegend die erste Eisenbahn gebaut wurde, war in jenem Hammer etwas für dieselbe geschmiedet worden. Der Besitzer des Hammers nahm deshalb an der ersten Probefahrt teil, und der Großvater durfte auch mitfahren.

Er hatte daran gedacht, aus seinem ältesten Sohn, dem er als guter Patriot den Namen des Königs gegeben, einen tüchtigen Hammerschmied zu machen. Einmal nahm er den etwas heranwachsenden Knaben mit zur Arbeit, und dieser griff auch die Sache an, so gut er konnte. Aber obwohl er stark und rüstig war, passierte es ihm doch, daß er sich gleich durch einen falschen Griff die Hand verstauchte. Da gab der Vater seinen Plan auf mit den Worten: „Do würd doch nix ut.“

Der Großvater war ein ernster, stiller Mann; er sprach sehr wenig. Durch die laute Arbeit im Hammer hatte sein Gehör gelitten, und man mußte sehr laut mit ihm sprechen. Er war von großer stattlicher Gestalt und auch im Alter nur wenig gebeugt.

---

[1]) Den Namen „Thelen“ trug das Haus nach ländlicher Sitte von einem früheren Besitzer, wahrscheinlich dem Erbauer. Obwohl niemand mehr etwas von jener Familie kannte und wußte, wurde doch unsre ganze Familie mit diesem Namen genannt. Auch unsern Vater habe ich von den Leuten seiner Heimat nie anders nennen hören als: Thelen-Friedrich.

So weiß ich noch, daß er sich jedesmal bücken mußte, um durch die niedrigen Türen des Hauses zu gehen. Auffallend an ihm waren seine großen blauen Augen, die der Sohn von ihm geerbt hatte. Sein Gesicht machte trotz der Schweigsamkeit einen offenen, vertrauenerweckenden Eindruck. Wenn er auch mit uns Kindern wenig sprach, so zeigte er uns doch seine Liebe. Zu meinem zehnten Geburtstag hatte er mir eine hölzerne Gartenharke selbst gefertigt und himmelblau angestrichen. Einmal, als ich noch kleiner war, nahm er mich mit zur Burger Kirmeß und kaufte mir ein hübsches weißes Kästchen mit Rosen darauf und der Inschrift: „Immer heiter, Gott hilft weiter." Gerade weil der schweigsame Großvater für uns Kinder so etwas Unnahbares hatte, waren solche Liebesbeweise von ihm uns doppelt wert.

Von ihm erzählt der vorhin erwähnte Freund: „Er war ein ernster Mann, in harter Arbeit müde geworden, der die tätige, bis ins höchste Alter freudige Frau gern walten ließ, der aber, wie er es mit der eigenen Pflicht ernst nahm, auch den Sohn wird früh zur Pflichterfüllung angehalten haben."

Charakteristisch für die Sinnesart der Großmutter ist besonders ihr Verhalten beim Sterben ihres Mannes, wie unser Vater es selbst erzählt. Wir hatten die Nachricht erhalten, daß der Großvater am Brustfieber erkrankt sei, und weil er nie in seinem Leben krank gewesen war, wurden die Eltern besorgt, und der Vater reiste hin. Unterwegs begegneten dem Postwagen zwei Selscheider Nachbarn, die schon die Todesnachricht zu bringen hatten; er bat sie, die Nachricht weiter zu den Seinigen nach Barmen zu bringen. Von Selscheid aus schrieb er dann am selben Tage an unsre Mutter:

„Wie Du denken wirst, habe ich heute morgen einen schweren Gang gemacht. Wiewohl mir nach dem letzten Brief die Krankheit des Vaters ernst und bedenklich erscheinen mußte, so war ich doch nicht darauf gefaßt, ihn nicht mehr lebend anzutreffen. Ich hätte ihn doch gern noch einmal gegrüßt und noch einmal in sein treues Auge gesehen. Im Postwagen im Vorbeifahren den Tod eines lieben Vaters erfahren zu müssen, wenn auch nicht ganz unvorbereitet, ist in der Tat hart. Beim Hieranlangen hatte ich die Freude, die lieben wohlbekannten Gesichtszüge des Vaters noch ganz unentstellt sehen zu können. Die Mutter ist sehr gefaßt, oder sage ich lieber getröstet. Das durfte ich auch im voraus

hoffen. An leichten Sachen trägt sie mitunter etwas schwer, aber schwere Dinge werden ihr desto leichter. Gestern morgen hatte der Vater selbst zu ihr gesagt, daß seine Krankheit schnell zu Ende gehen werde, und dabei bemerkt, er freue sich, daß er ihr vorauf=gehen könne. Ihr war das ebenso recht; sie wußte, daß er sie schwer würde entbehren können. Sie erzählte mir, sie habe im Laufe der letzten Nacht, namentlich gegen den Morgen hin, ge=merkt, daß das Ende mit schnellen Schritten heranrücke; da man jedoch keinerlei Atembeschwerden gesehen — wie denn der Vater in der ganzen Krankheit keine eigentlichen Schmerzen gehabt hat —, so hätte sie den Abschied doch noch nicht in allernächster Nähe geglaubt. Sie habe nun Gott den Herrn im Herzen flehent=lich angerufen, er wolle dem sterbenden Vater gnädig und nahe sein, sonderlich im letzten Augenblicke. Wenige Minuten war das Gebet geendigt, da sah sie ihren lieben Mann wie im Schlummer einschlafen zum Wiedererwachen in einem bessern Leben, wo keine Tränen und kein Schmerz mehr sein wird. Albert (der jüngere Sohn) habe nun bitterlich angefangen zu weinen, und sie habe auch geweint, doch mit keiner Spur der Trauer, sondern vor lauter Freude, daß der Herr ihr Gebet so gnädig und so bald erhört hatte. Und in dieser Freude ist sie nun getrost und wohlgemut; die Freude am Herrn ist ihre Stärke. An der schwachen Frau habe ich mich aufrichten können."

Von den Voreltern der Familie ist uns wenig bekannt. Sie ist in früheren Zeiten aus der Nachbargemeinde Hückeswagen eingewandert. Dort gibt es an dem Bach Dörpe, der in die Wupper fließt, eine kleine Ortschaft „Dörpfeld", von der die Fa=milie herstammen soll. Nähere Nachrichten über die Vorfahren wußte auch unser Vater nicht.

Von besonderem Einfluß auf ihn war der Vater seines Vaters, der ebenfalls Joh. Wilh. Dörpfeld hieß. Derselbe war ein einfacher Weber und dabei ein geistig bedeutender Mann, eins jener oben erwähnten, dem bergischen Boden entstammten Origi=nale. Bescheiden, zufrieden, fleißig in seinem kleinen Beruf, das war seine äußere Art; selbständig, selbstdenkend voll Interesse, forschend und lernend bis ins Alter war das Gepräge seines innern Menschen.

Daß ein solcher Geist wie ein Magnet Gleichgesinnte, wo solche irgend vorhanden sind, an sich zieht, das versteht sich von

selbst. Ein kleiner, aber um so festerer Kreis von gleichgesinnten Freunden hatte sich um ihn gesammelt. An bestimmten Abenden kamen die Freunde zusammen, um nach des Tages Mühe und Arbeit sich mit den Dingen zu beschäftigen, die ihre Lebensfreude ausmachten. Und diese Beschäftigung war ihre Erholung. Es war keine bestimmte Wissenschaft, auf die sich das Interesse jener Männer richtete, dasselbe ging vielmehr nach den verschiedensten Seiten hin. Es wurden philosophische und theologische, naturwissenschaftliche und geographische Bücher gelesen. Im niedrigen Stübchen auf der Bank um den Tisch sitzend, bei spärlichem Lampenlicht und tüchtigem Tabaksqualm aus den unentbehrlichen Pfeifen wurde dann das Gelesene besprochen und die Meinungen darüber ausgetauscht.

Es waren Leute aus äußerst kleinen, bescheidenen Verhältnissen, die sich hier zusammengefunden hatten. Auch unser Urgroßvater, der die Seele dieses Kreises war, gehörte nicht zu den wohlhabenden Leuten. Jeder besorgte seine kleine Landwirtschaft, und der eine oder andere, dessen ländlicher Besitz ein sehr geringer war, trieb dann noch ein Handwerk dabei. So war der Urgroßvater seines Zeichens ein Siamosen-Weber. Dieser Industriezweig war in der Gegend vielfach eingebürgert, brachte aber selbst dem geschickten und fleißigen Arbeiter nur geringen Verdienst ein. Die Lebensweise war eine äußerst bescheidene. Frisches Fleisch, in der Suppe gekocht, war das Sonntags-Festgericht. Die Woche hindurch kam kein Weißbrot auf den Tisch, nur das grobe Schwarzbrot von selbstgezogenem Roggen; dazu wurde dann Butter, Käse oder Kartoffeln gegessen. Nur für den Sonntag wurde ein Weißbrot gekauft. Man richtete die Mahlzeiten ein nach dem, was die kleine Landwirtschaft bot, um möglichst wenig kaufen zu müssen. Das Hauptgericht, wohl im ganzen Bergischen bei den einfachen Leuten, waren die Kartoffeln, sie kamen dreimal täglich, morgens, mittags und abends auf den Tisch, jedoch verschieden zubereitet. Mittags kam dann hinzu, was der Garten an Gemüse, der Baumhof an Obst brachte, oder was aus diesen Erträgen getrocknet und eingemacht worden war. Jährlich wurde ein Schwein geschlachtet, das lieferte den Fleischbedarf für die Wochentage des ganzen Jahres. Für den Haushalt wurde also nicht viel ausgelegt, auch die Ausgaben für Kleidung und sonstige Bedürfnisse waren sehr bescheiden. Man war gewohnt, nach der Seite hin äußerst wenig

Ansprüche zu machen. Und doch war diesen Leuten das sauer verdiente und mühsam ersparte Geld nicht zu schade, wenn es galt, die nötigen Bücher anzuschaffen. Wenn ihnen irgendwo ein neues gutes Buch bekannt oder empfohlen wurde, welches sie miteinander zu lesen wünschten, dann legten sie willig ihre Groschen zusammen und kauften es.

Der Großvater hatte an dem ältesten Enkel Friedrich, seinem Stammhalter, große Freude. Er suchte den Geist des Kleinen zu wecken, ihn zum Aufmerken, zum Fragen, zum Nachdenken anzuregen. Sobald er nur etwas Derartiges verstehen konnte, durfte er bei den Leseabenden zuhören. Hier ist in dem Knaben der forschende philosophische Sinn geweckt worden, der sich nicht begnügen läßt mit einer oberflächlichen Erfassung und Beurteilung der Dinge, sondern allem auf den Grund sehen muß. Noch im Alter hat er sich gern jener Abendstunden erinnert und dankbar der Anregung gedacht, die sein jugendlicher Geist dort empfangen.

Zur Charakterisierung unseres Urgroßvaters sei hier noch die Stelle eines Briefes angeführt, in dem ein Freund unsern Vater zu seiner Verlobung beglückwünscht.

„Ich kann nicht umhin, Dir das Wort Deines sel. Großvaters, dieses mir unvergeßlichen, teuren Mannes, den wohl keiner besser gekannt, dem kaum einer näher gestanden als ich, mitzuteilen, was er mir sagte, als ich ihm mein Vorhaben, zu heiraten, mitteilte. Nicht in der Absicht führe ich es an, als wenn darin besonders etwas Neues läge, sondern mehr als ein Andenken an diesen lieben Alten, den ich mir jetzt noch unter den Lebenden wünschte; denn Du lagst ihm sehr an. Sein Rat lautete: „wenn die Ehe glücklich sein soll, so darf der Mann nicht Herr sein, aber auch die Frau nicht, sondern die Liebe muß herrschen.“ Da ich überzeugt bin, daß er Dir jetzt dasselbe sagen würde, so darf ich Dir das einfache, schlichte, aber schwerwiegende Wort nicht vorenthalten. Es liegt mehr darin, als man beim ersten Anblick ahnt; seinen Inhalt lernt man erst in der Praxis kennen. Mir ist dies Wort ein Teil des goldenen ABC für den Ehestand. Allen Respekt vor der Autorität des Mannes; wenn die Liebe, die alles überwindende und tragende, alles duldende nicht herrscht, so ist die Autorität nichts.“

Doch wir müssen hier noch eines liebenden Einflusses aus jener alten Zeit gedenken, der dem Knaben zum bleibenden Segen

geworden ist. Seine Großmutter mütterlicherseits wohnte mit den Eltern im gleichen Hause, sie hat also vom ersten Tage an ihre sorgende Hand über dem Enkel gehalten.

Thomas Wizenmann, ein guter Freund unseres Vaters,[1]) sagt einmal: „Die sicherste Grundlage einer guten Erziehung ist der Gedankenkreis der zukünftigen Welt.“ Diese Grundlage hat bei unserm Vater dem wichtigen Anfange nach seine Großmutter gelegt. Sie war eine aufrichtig fromme Frau, und die ersten religiösen Eindrücke in der Seele des Knaben stammen von ihr. Noch ehe er in die Schule ging, erzählte sie ihm die biblischen Geschichten. Sie saß dann wohl auf der Bank vor dem Hause, und der Kleine lauschte zu ihren Füßen. Die edle Einfalt der frommen alten Großmutter hat die rechten Saiten in dem Kindergemüt zart zu berühren gewußt, die Schwingungen derselben sind zu leisen Tönen geworden, deren Klänge lebenslang niemals aufgehört haben, sondern immer deutlicher und kräftiger geworden sind.

Im Gedanken an diese Lebensführung des Knaben verstehen wir es, warum er später als Erzieher den frühen Gemütseindrücken so hohen Wert beilegte. Er pflegte in dieser Beziehung wohl das folgende Gleichnis anzuführen: „Wenn in einem Ofen Brennmaterial angesammelt ist, so bedarf es nur eines hineinfallenden Funkens oder eines hineingehaltenen brennenden Streichholzes, und es gibt bald ein gutes Feuer. Aber in einem Ofen, der nicht mit Material versorgt ist, kann man noch so viele Streichhölzer oder Fidibus verbrennen, es kommt doch kein Feuer zustande.“ Unter dem Brennmaterial verstand er die religiösen Eindrücke der Jugendzeit. Manche sonst unerklärliche Lebenserfahrung bei dem Einwirken auf andere wurde ihm von diesem Gesichtspunkt aus verständlich.[2])

---

[1]) Ein junger Württemberger Philosoph und Theologe; er war von 1786 bis 1788 Hauslehrer in Barmen und starb schon vor seinem 30. Jahre. Vater kannte ihn nur aus seinen Schriften und seiner Biographie, die ihm sehr wert war. Wer ihn gelegentlich von diesem Manne hat erzählen hören, wird es verstehen, in welchem Sinne wir denselben seinen Freund nennen durften, obwohl er ihn nie gesehen.

[2]) So fand ihm z. B. die folgende befremdliche Erfahrung eines ihm befreundeten früheren Wuppertaler Pfarrers hier ihren Erklärungsgrund. Derselbe stand im lebendigen Glauben, den er auch im Leben betätigte, hatte

Jenen treuen Dienst der Großmutter hat ihr der Enkel nie vergessen. Die von ihr gebrauchte Bibel war ihm ein teures Andenken. Ihr erstes Blatt trägt mit altertümlichen Buchstaben, von einem mit der Feder gezeichneten Kranz umgeben, die folgende Inschrift:

„Anna Gerdraut Platte
zu Düllers Weeg gehört dieses Buch.
Anno 1800, den 1. May.

Die Furcht Gottes ist zu allen Dingen nütz, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens, darum will ich mich nicht fürchten."

Vater hat dann auf das folgende Blatt seinen und seiner Frau Namen eingeschrieben und den seines ältesten Kindes, dem er der Großmutter Namen gab.

In der Familie dieser Großmutter herrschte überhaupt der fromme Sinn einer schlichten, einfachen Gottesfurcht, der sich auch bis jetzt noch in einigen Zweigen derselben erhalten hat. In einem Hause der Familie Platte, der Verwandten der Großmutter, sind wir Kinder mit unsern Eltern einmal gewesen, da stand über der Haustür der altdeutsche Spruch:

„Gott segne dieses Haus
Und die gehen ein und aus."

Dieser Sinn war andrer Art, als das nach den Freiheitskriegen in unserer Kirche erwachende lebendige religiöse Bewußtsein, mit seiner lebhafteren Auffassung und seinem entschiedenen Bekenntnis. Wo die alte Weise des religiösen Lebens eine in sich gesunde war, wie es in der Familie der Großmutter tatsächlich

---

ein Herz voll Liebe für seine Gemeinde und besonders für die Armen und besaß in ungewöhnlichem Maße die Gabe der warmen herzandringenden Rede. Es war deshalb kein Wunder, daß im Wuppertal bei seinen Predigten immer die Kirche gefüllt war, und daß er in der Gemeinde in großem Segen wirkte. Später wurde er als Generalsuperintendent nach dem Osten berufen, und einige Jahre nachher hat er einmal seinen Wuppertaler Freunden schmerzlich geklagt, wie drückend es ihm sei, dort immer noch vor einer leeren Kirche predigen zu müssen und so gar kein geistiges Leben und Regen gewahren zu können. Wie es kam, daß derselbe Mann, dessen Wort hier zündete und auch die Lauen warm und lebendig machen konnte, dort so gar keinen Erfolg seines treuen Arbeitens sah: jenes Gleichnis vom Ofen gab Vater die Antwort darauf.

der Fall war, da stellte sie sich nicht in Gegensatz zu dem Neuen, ging aber auch nicht in demselben auf, sondern blieb in ihrer ruhigen Eigenart, ließ sich aber doch von dem neuen Leben erwärmen und beeinflussen.

Von seinem Oheim Platte erzählte Vater einmal folgende, für die beiden eben genannten Richtungen charakteristische Anekdote: „Der Pastor Keller (unser Großvater mütterlicherseits) hatte die Gewohnheit, in den Versammlungen des Kirchenvorstandes nicht nur die vorliegenden äußeren Angelegenheiten zu besprechen, sondern gelegentlich auch geistige Dinge zur Sprache kommen zu lassen. Es lag ihm nicht daran, immer selbst zu reden, sondern vor allem wollte er auch seine Leute zum Aussprechen ihrer Anschauungen und Meinungen bringen, und durch dies offene Aussprechen ihrer Gedanken und die entsprechenden Erwiderungen darauf sie zum eigenen klareren Urteilen gewöhnen. Daß dies ein gutes Mittel war, das religiöse Leben in der Gemeinde in richtigen gesunden Bahnen zu erhalten, hat sich bewiesen. In einer solchen Sitzung nun war auf das Thema der Verderbtheit und Sündhaftigkeit der menschlichen Natur die Rede gekommen. Oheim Platte in seiner ruhigen Art sprach seine Meinung dahin aus, wenn man ernstlich den guten Willen habe, so könne man doch den Geboten und dem Willen Gottes gemäß wandeln. Dies wurde von anderer Seite bestritten und dagegen behauptet, daß wir Menschen nicht imstande wären, irgend gute Werke zu tun, die vor Gott bestehen könnten. Darauf erwiderte Ohm Platte: Dann will ich euch ein Beispiel erzählen, um meine Meinung zu bekräftigen. Als ich hierherging, kam ich an dem Weidefeld meines Nachbars vorbei; da sah ich, daß seine Kühe die Weide verlassen hatten und in seinem Haferstück weideten. Es war mir nicht am Sinn, fremdem Vieh nachzulaufen, was, wie ihr wohl wißt, keine bequeme Sache ist, zumal in meinem Sonntags-Anzug. Ich dachte aber daran, daß der liebe Gott von uns verlangt, daß wir unsern Nächsten lieben sollen wie uns selbst, und folglich müssen wir auch sein Gut schützen, als wenn es das unsrige wäre. Ich lief also den Kühen nach, bis ich sie alle wieder auf dem Weidefeld hatte, und dann setzte ich meinen Weg fort. War das denn kein gutes Werk? Da rief ihm sein Freund, der alte Arends, ein treumeinender Mann der andern Richtung, entgegen: „Ich wöhl noch lewer, dat du de Köh noch deeper en den Hawer

gedrewen hädst.“ Und dann setzte er ihm auseinander, wie dann seines Herzens böse Gedanken herausgekommen wären und ihn demütig gemacht haben würden, während jetzt das „gute Werk“ ihn selbstgerecht gemacht habe.“ [1])

Nach diesem Streifblick in die weitere Familie wenden wir uns dem Knaben und seiner Entwicklung wieder zu.

Die ersten Schuljahre besuchte er mit den andern Selscheider Kindern die eine halbe Stunde entfernte Pohlhauser Schule. Diese war früher, und auch in späterer Zeit, als besonders gute Schule bekannt, doch hatte sie gerade damals einen Lehrer, der auf einen Abweg geraten war und sein Amt nicht im rechten Sinn ausfüllen konnte. Aus diesem Grunde stand damals die Schule auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Eltern entschlossen sich deshalb, den lerneifrigen Knaben vom 11. Jahre ab in eine bessere Schule zu schicken. Sie wählten die ihnen nach der andern Seite hin nächstliegende in Burg an der Wupper.

Der tägliche einsame, weite Waldweg dorthin mußte auf ein Gemüt, wie das dieses Knaben, nach mancher Seite hin einwirken. Das tägliche Alleinsein mit der Natur in all ihren verschiedenen Formen, in Sonnenschein, Regen und Sturm, in Sommer und Winter, im Tageslicht wie im Dunkel und Mondenschein weckt in der dafür empfänglichen Seele ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihr, des innigen Miteinanderlebens.

Doch hatte der Knabe nicht nur Sinn und Blick für die Schönheit der Natur im ganzen, sondern das Aufmerken und das Interesse für das Kleine und Einzelne in ihr war ihm eigen. Der Tageshimmel mit den Wolken und der Abendhimmel mit den Sternen, die Vögel und ihr Gesang, die Bäume in ihrer verschiedenen Gestalt, die Blumen in Wald und Wiese, die Steine auf dem Wege: alles dies bot ihm eine Fülle interessanter Beobachtungen.

---

[1]) Es ist hier von dem bekannten vielumstrittenen Dogma von der Untüchtigkeit des natürlichen Menschen zum Guten die Rede. In Bezug darauf hat Vater wohl geäußert, es sei pädagogisch unrichtig, Kindern jenes Dogma vorzusagen und zu lehren. Er gebe darin Luther recht, der einmal gesagt habe, die frohe Botschaft von der Gerechtigkeit durch den Glauben gelte nur denen, die mit Ernst auf jenem andern Wege sich abgemüht und mit Schmerz erfahren haben, daß es dort keinen Frieden für sie gebe.

Doch schloß dieser Zug zur Natur im großen und im kleinen bei ihm jene andere wichtige Bedeutung des einsamen Wanderns nicht aus: die des stillen abstrakten Sinnens und Denkens. So lieb ihm im späteren Leben die Gesellschaft der Seinigen oder der Freunde auf seinen Spaziergängen war, wie herzlich er sich an dem Zusammensein freuen konnte, so blieben ihm daneben lebenslang auch weitere einsame Wege ein Bedürfnis. Fast alle seine Entwürfe und Schriften sind der Gedankenarbeit nach auf solchen Wegen entstanden.

Eine Erinnerung an den Vater aus meiner eigenen Jugendzeit knüpft sich an diesen Wald zwischen Selscheid und Burg. In einer Ferienzeit, die wir mit den Eltern bei den Großeltern in Selscheid verlebten, machte Vater mit meinem Bruder Wilhelm und mir einen Spaziergang durch jenen Wald. An einer gelichteten Stelle setzten wir uns auf einen gefällten Baumstamm. Hier lauschten wir der Erzählung unsers Vaters von den alten Grafen von Berg, die auf diesem Berge gewohnt haben. Des einzelnen in der Erzählung erinnere ich mich nicht mehr deutlich, wohl aber des tiefen, unauslöschlichen Eindrucks, den sie auf uns machte. Den Wald, den Berg, ja die ganze Gegend sahen wir in einem uns ganz neuen Lichte, im Lichte der geschichtlichen Vergangenheit. Noch jetzt weckt jene Gegend und die alte Burg bei uns ein Gefühl der Anhänglichkeit, der Zugehörigkeit, der Pietät, wie kein anderer Ort.[1]) Und wenn in der Schule das Bergische Land, seine Geschichte, seine Geographie, seine Lieder an die Reihe kamen, so fand dieser Unterricht bei uns einen eigentümlich empfänglichen Boden. Unser Vater hatte es verstanden, in den Kindesseelen das Heimatgefühl für das ganze Leben zu wecken und ihm Richtung zu geben.

In Bezug auf die Erziehung zum rechten Patriotismus hat Vater wohl den Grundsatz ausgesprochen: dieselbe müsse bei der

---

[1]) Es ist dieselbe Burg, aus der 1849 auf Befehl der Regierung das gute alte Holzwerk weggeholt wurde, um bei dem Bau eines Landgerichtsgebäudes in Elberfeld verwendet zu werden. Infolgedessen wurde die Burg dann bald zur Ruine, und diese würde noch immer mehr verfallen sein, wenn nicht aus dem bergischen Volke heraus der Entschluß gefaßt worden wäre, dem die Tat sogleich gefolgt ist, aus eigenen Mitteln dies Denkmal unserer bergischen Geschichte schön wiederherzustellen und es zu einem bergischen Museum zu gestalten.

engeren Heimat beginnen. Ein Kind kann nicht eine Sache lieben, die ihm nur ein Gedankending ist, wovon ihm nichts sehbar ist. Wenn aber in ein Kindesherz früh die Anhänglichkeit an die Heimat eingepflanzt wird, die es vor Augen hat, so sind diese Eindrücke der Anfang und Keim eines gesunden Patriotismus, der nicht nur im Verstande wohnt und in Reden oder gar in Phrasen seinen Ausdruck findet, sondern der tief im Herzen gewurzelt ist und sich im Tun bewährt. Findet der Patriotismus für das himmlische Vaterland, die religiöse Gesinnung doch auch ihren gesunden und richtigen Weg in das Kindesgemüt nicht durch seine großen weltumfassenden Gedanken, die es noch nicht begreifen kann, sondern durch das Kleine, was ihm davon im täglichen Leben vor Augen gestellt wird: die Liebe, Güte und den Ernst Gottes; und was es im eigenen Leben davon zu lernen hat: die Liebe und das Vertrauen zu ihm und die rechte Gottesfurcht.

Wie wir an der vorhin erzählten Erinnerung der einfachsten Art mit ihrem tiefen bleibenden Eindruck wahrnehmen konnten, hat außer der Heimatliebe auch der historische Sinn, das Interesse an der Vergangenheit da den sichersten Boden, wo es an das Bekannte, vor Augen Liegende, angeknüpft wird.

Einen pädagogischen Wink in Beziehung auf frühe Eindrücke dieser Art auf das Kindesgemüt gibt er später einmal in dem Briefe an einen Freund in Eisenach:

„Herzlichen Glückwunsch zu dem bescherten jungen Stammhalter! Möge er zu Ihrer und der Mutter Freude aufwachsen und zunehmen an Weisheit, Altersreife und Gnade bei Gott und den Menschen! — Eins lassen Sie mich noch hinzufügen, dieweil Sie so glücklich sind, ihn auf klassischem Boden, am Fuße der Wartburg, erziehen zu können. Lehren Sie ihn früh die Augen aufheben zu der schönen stattlichen Burg, die der Edelstein Ihres Städtleins und Ihres lieblichen Thüringer Landes ist; und wenn er zu Jahren kommt, dann nehmen Sie ihn fleißig mit hinauf, damit er von der hohen Warte, von dem Standpunkt des dort einst wartenden deutschen Helden, dem kein zweiter Deutscher gleich, über Höhen und Täler, über Wälder und Menschennester schaue, und in solchem Schauen rückwärts und vorwärts einen weiten Blick und ein großes festes Herz gewinnen lerne. Ihr großer thüringer Landsmann hat viele Bekenner gefunden — wie

es nicht anders sein konnte — aber wenig Nachfolger. Die Konfessionellen rühmen seine korrekte Dogmatik, die Neuprotestanten seinen freien Forscherſinn. Jede Partei hinkt, die eine auf dem linken, die andere auf dem rechten Beine. Bei solchem Hinken gibt's kein Vorwärtskommen. Vorab müssen **beide** Beine gesund sein, und sodann muß man wissen, daß die Kraft, die Triebkraft zur Bewegung weder in dem einen, noch in dem andern Beine liegt, sondern an einer andern Stelle. Das haben die einen wie die andern zu sehr aus dem Auge verloren, obwohl sie beide wider einander recht haben. Die Neuprotestanten hatten einst einen in ihrer Mitte, der es wußte; aber Rothe war ein Melanchthon, kein Luther. Seitdem sind sie vollends verarmt. — Ziehen Sie Ihren Kleinen an dem Wartburgheldenen groß, — an seiner leibhaftigen Gestalt, nicht an einer rechts- oder linksseitigen Silhouette."

Daß unser wandernder Schüler aber durch Betrachten, Sinnen und Denken nicht den Boden unter den Füßen verlor, sehen wir aus einem Vorkommnis, das er selbst gelegentlich von diesem Schulweg erzählte. Er hatte gemerkt, daß der eigentliche Weg ein Umweg war, daß man an einer Stelle, wenn man quer durch das Gehölz gehen könnte, einen Richtweg haben würde. Kurz entschlossen gab er sich ans Werk, jenen Weg zu bahnen. Und zwar nicht nur, indem er sich jedesmal durch das Gehölz durcharbeitete, — dann hätte jeder, der nach ihm den Weg gehen wollte, immer wieder dieselbe Mühe gehabt, — sondern er begann, den Weg freizulegen und hatte die Freude, bald einen regelrechten selbstgemachten neuen Pfad zu haben, der auch andern zu gute kam.

Diese an sich unscheinbare Tat hat einen tieferen Sinn, denn sie kam aus einer eigensten, tiefgewurzelten Charaktereigenschaft heraus. Es war ihm nicht möglich, auf einem Wege mit alten ausgefahrenen Geleisen fortzugehen, wenn es in seiner Macht stand, einen besseren Weg zu finden und zu erschließen. Dies hat er auf den verschiedensten Gebieten gezeigt.

Mochte auch der neue Weg mühsam zu finden sein, und noch mühsamer, ihn ohne fremde Hülfe zu bahnen und zu ebnen, er scheute da keine Arbeit, Sorge und Mühe, ob ihm auch rechts und links Gestrüpp ins Gesicht schlug, ob auch Dornen seine Hände ritzten und scharfe Steine im Wege seine Füße wund

machten, ob auch die Kräfte oft zu versagen schienen, — er achtete es alles nicht, denn sein Sinnen war nur darauf gerichtet, den Weg für die andern zu ebnen und gangbar zu machen. Und diesem Sinn und Willen ist er bis zuletzt treu geblieben.

Merkwürdigerweise kam er in den letzten Jahren auch im praktischen Leben wieder auf diese Jugendtätigkeit zurück. Da er infolge von Überanstrengung vielfach an Kopfschmerzen litt, durfte er nicht mehr so viel nachdenken und arbeiten. Um nun seine Gedanken vom geistigen Gebiet abzuziehen, begann er sich etwas mit Gartenarbeit zu beschäftigen. Da wurde ihm von einer befreundeten Dame eine besonders praktische Baumschere geschenkt. Mit Hülfe derselben hatte er dann seine Freude daran, hier im Ronsdorfer Walde alte, seit vielen Jahren zugewachsene Fußpfade wiederherzustellen. Man konnte nun den Weg wie durch eine niedrige gewölbte Halle gehen, in der man vor Sonne und Wind schön geschützt war. Wie oft haben wir ihn auf unsern Spaziergängen in dieser Tätigkeit angetroffen, und wie freute er sich, wenn seine Arbeit uns gefiel. —

Mit zweien seiner Kameraden, die den Weg zum Konfirmanden-Unterricht mit ihm gemeinsam machten, ist er noch im späteren Leben in Freundschaft verbunden geblieben. Den Erinnerungen eines derselben verdanken wir noch folgende Mitteilungen aus der gemeinsam verlebten Jugendzeit:

„Unser Herr Pastor K. ließ seinen Zöglingen viel Freiheit, ja, er ließ die Zügel oft etwas weit schießen, doch wußte er die Einzelnen stets wieder auf den rechten Weg zu bringen. Wir andern waren oft neidisch, weil unser Freund Dörpfeld ein Liebling des Pastors war. Es hätte ihm leicht gehen können wie Joseph, der von seinen Brüdern viel zu leiden hatte, wenn es nicht fast unmöglich gewesen wäre, mit Dörpfeld anzubinden. Man konnte eben keinen „Streit“ mit ihm anfangen. Gegen seine Mitschüler war er ziemlich verschlossen und hielt sich etwas fern von ihnen, doch konnte man nicht sagen, daß dies in überhebender Weise geschah; es schien allen ganz natürlich zu sein. Er war schon in jener Zeit ein ernster Charakter und ein tief denkender Mensch und beeinflußte, ja beherrschte die Kameraden, auch streitsüchtige, ohne doch herrschen zu wollen. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß er jemals Zank oder Streit mit seinen Mitschülern hatte, was doch bei uns andern sehr oft vorkam, ja sogar auf

dem Wege vom Religionsunterricht. Nur an einzelne seiner Jugendgenossen schloß er sich an, und zu diesen Wenigen durfte ich mich auch zählen. An unschuldigen Freuden der Jugend nahm er gern teil. Besonders war er ein Freund von körperlichen Übungen und Bewegungen. Strenge Winter hatte er gern. War Schlittenbahn, so fehlte er nie mit seinem Handschlitten; im Schlittschuhlaufen war er der Beste. Auch war Dörpfeld ein sehr geschickter Schwimmer, mit Vorliebe stürzte er sich aus bedeutender Höhe ins Wasser. Ich war gern in seiner Nähe, nur nicht im Wasser, dann tauchte er mich zuweilen unter, damit ich meine Scheu überwinde und auch schwimmen lerne. — Ich durfte häufig im Elternhause Dörpfelds verkehren. Da haben wir viel zusammen gelesen, gute Jugendschriften, besonders auch von dem Verfasser der „Ostereier". Dörpfeld hatte eine liebe, stille Mutter, die in ihrer ruhigen Freundlichkeit auf alle einen segensreichen Einfluß ausübte. Den Vater sah ich seltener."

Aus den Erinnerungen dieses Jugendgefährten sahen wir, daß sich schon zur Zeit des Unterrichts zwischen dem Pastor und dem einen seiner Schüler ein besonderes Verhältnis gebildet hatte. Zu den religiösen Eindrücken aus dem Elternhause und der Schule trat bei dem begabten, lernfreudigen Knaben nun ein neues, ganz anderes Element, das einen bleibenden Eindruck auf sein inneres Leben auszuüben bestimmt war. Hören wir, wie er selbst vierzig Jahre später bei Gelegenheit eines Familienfestes, es war die Diamant-Hochzeit unsrer Großeltern, jenes Einflusses dankbar gedenkt:

„Um eine alte Dankesschuld abtragen zu können, wollen Sie mir auch ein persönliches Zeugnis gestatten. — Das höchste Gut, das ein Mensch auf Erden suchen und finden mag, ist jene eine köstliche Perle, jener verborgene Schatz im Acker, wie es die Schrift nennt — es ist, ohne Gleichnis zu reden, das hörende Ohr, um die Stimme des einigen guten Erzhirten zu vernehmen und in seinem Herzen das Herz des unsichtbaren himmlischen Vaters fühlen zu können. Wohl war mir auch im Schulunterricht die frohe Botschaft vom seligen Leben nicht fremd geblieben, aber es fehlte doch etwas, um das Gehör recht zu öffnen, — es fehlte dem Gehörten der volle Brustton der persönlichen Überzeugung und Erfahrung, der da bekundet: „ich glaube, darum rede ich." Dieses lebendige Glaubenszeugnis hat mir an einem

andern Orte Gottes Gnade auch noch nahe gebracht, in dem lieben Wiedenhofe[1]) zu Wermelskirchen, durch den pfarramtlichen Unterricht, den ich von meinem zehnten Jahre an genießen konnte, und durch die aus demselben Munde gehörten Predigten. Dafür wird mein Herz dem teuren Großvater in Zeit und Ewigkeit dankbar bleiben."

Es war jene Zeit, wo man anfing, des Rationalismus ebenso müde zu werden wie der toten Orthodoxie. Das noch in der Kirche vorhandene Leben, welches lange wie im Schlummer gelegen hatte, begann sich zu regen. Das Verlangen nach lebendiger Predigt, der Hunger und Durst nach kräftiger Geistesnahrung war erwacht und suchte Befriedigung. Unser Großvater, Pastor Keller, stand mit ganzer Seele in dem neuen Leben, und doch war er durchaus kein Stürmer und auch kein Eiferer gegen das Alte. Sein Sinn war vielmehr darauf gerichtet, die frohe Botschaft, die ihn selbst beseligte, und die er andern zu bringen hatte, immer tiefer zu erforschen und zu durchdringen. Bei aller Unmittelbarkeit und Kindlichkeit seines Glaubens gehörte er niemals zu den fertigen Leuten, sondern blieb ein Lernender, ein Forschender, ein Wahrheitsuchender bis ins hohe Alter. Er durfte wohl mit Luther sagen: „Die Bibel ist ein heiliger Wald, in dem kein Baum ist, an dem ich nicht mit meiner Hand geklopft hätte." Doch nicht allein in dem Buch der Bücher suchte er zu lernen, sondern, wie ein späterer Freund von ihm sagt: „es zog ihn hin zu dem Rätselbuch der Natur und der großen Lehrmeisterin der Menschheit, der Geschichte, zu der Philosophie, die auf ihren eigenen Bahnen die Wahrheit sucht, und zu der Gotteswissenschaft, die im Worte Gottes den Schlüssel zu allen Geheimnissen gefunden, zu der Vergangenheit der Kirche, auf deren Schultern wir stehen, und zu den brennenden Fragen der Gegenwart. Es war etwas Universales in ihm."

Und doch war der Mann mit dem vielumfassenden Geiste ganz an seinem Platze in seiner einfachen Landgemeinde. Er verstand seine Leute, und sie verstanden ihn. Wir haben schon etwas von der selbstdenkenden Art der Bergischen kennen gelernt; für diese Leute war der Großvater der rechte Mann. Seine Predigten hielten sich niemals an der Oberfläche, sondern seine

[1]) Wiedenhof oder Weidenhof ist eine alte bergische Bezeichnung für Pastorat.

Gedanken gingen in die Tiefe: doch wußte er dieſelben in Worte und Bilder zu kleiden, die ſeinen Zuhörern verſtändlich waren. Dadurch wurde ſeine Predigtweiſe eine packende, originale.

Alle Taufen und Trauungen wurden damals in den Häuſern gehalten. Die Sitte, obwohl bei der ausgedehnten Gemeinde oft mühſam für den Paſtor, war dem Großvater beſonders lieb. Sie gab ihm Gelegenheit, die Gemeindeglieder in ihren eigenen Häuſern näher kennen zu lernen, und wenn es ihm möglich war, blieb er dann gern den Nachmittag bei ihnen. Er verſtand es in beſonderer Weiſe, auf die Leute und ihre Intereſſen einzugehen. Das Geheimnis dieſer ſeiner Kunſt beſtand darin, daß es bei ihm durchaus keiner Herablaſſung bedurfte: die Intereſſen der Landbewohner teilte er in Wirklichkeit mit ihnen. Er war ja auch vom Lande, und trotz ſeiner Studien blieb ihm immer ein klarer praktiſcher Blick für die irdiſchen Dinge. Er konnte von der Bodenbeſchaffenheit, vom Wetter, von den Ernteausſichten ꝛc. mit ihnen reden wie einer, den dieſe Dinge mit angehen, und der etwas davon verſteht. Doch wurde es ihm nicht ſchwer, das Geſpräch dann auf geiſtige Dinge zu lenken; ſeine Demut und Anſpruchsloſigkeit half ihm dabei, ſo daß er nicht nur ſelbſt ſprach, ſondern auch die Leute zum offenen Ausſprechen brachte. Wie er das Verſtändnis und den Ton des Volkes zu treffen wußte, das zeigt die Tatſache, daß man noch nach 30, 40 Jahren, ja jetzt noch in der Gemeinde gelegentlich Worte von ihm wie Sprichwörter im Geſpräch zitieren hört. „Us aul Paſtur Keller ſeid mols," war eine ſtehende Redensart, die man oft, und von den verſchiedenſten Leuten zu hören bekam. Es folgte dann eins jener kurzen knappen Worte oder Gleichniſſe, mit denen Großvater ſeine Gedanken zu fixieren oder zu erläutern pflegte. Auch unſer ſeliger Vater hat oft im Geſpräch ſolche Worte des Großvaters angeführt, z. B.: „Das iſt ein ſchlechter Fuhrmann, der nur mit guten Pferden fahren kann." „Wir alle haben zwei Päckchen zu tragen, eins auf dem Rücken, eins vorn. Das vordere iſt ein kleines Päckchen: es ſind die Fehler unſrer Mitmenſchen, die haben wir immer vor Augen, beſehen ſie oft und reden darüber. Das andere Paket iſt groß und enthält unſre eigenen Fehler und Gebrechen, das tragen wir auf dem Rücken. Wir wiſſen wohl, daß es da iſt, aber wir kümmern uns nicht viel darum, weil wir es nicht ſehen."

Über die Erziehung seiner großen Kinderschar (die Großeltern hatten 12 gesunde Kinder, von denen nur eines im frühen Alter starb), hat er sich nicht viel Sorge gemacht, weil er den Grundsatz hatte, in dieser Beziehung möglichst wenig zu machen und zu künsteln. Er sagte wohl: „Wo die Bäume so im Schluß stehen (so dicht zusammen), da wachsen sie von selbst gerade." Er erzählte auch von einem Bauer, der eine Reihe wohlgeratener Kinder gehabt habe. Als er denselben einmal gefragt, wie er es angefangen, daß er so viel Freude an den Kindern erlebe, habe ihm derselbe die kurze Antwort gegeben: „Durch Strunzen" (Loben). Der Großvater gab keine Erklärung dazu, aber aus seinem herzlichen Lachen war es zu ersehen, daß er dem Manne innerlich zustimmte. So paradox das Wort auch klingen mochte, er erkannte in demselben die weise Einfalt des Mannes, der in der Praxis den tief pädagogischen Grundsatz gefunden und durchgeführt hatte, daß das Stärken und Pflegen des Guten im Kinde ein sicherer Weg ist, dem Bösen in ihm entgegenzuarbeiten und es zurückzudrängen. Doch hatte er auch bestimmte Grundsätze, die er seinen Kindern fest einprägte, und die sie in seinem Leben verwirklicht sahen. So erzählte unsre selige Mutter, wie ihr Vater sie frühe gelehrt habe, ein Mädchen sei am glücklichsten, wenn es bestrebt sei, möglichst viel zu leisten und möglichst wenig zu verlangen.

Bei der Entlassung seiner Konfirmanden war es ihm ein Anliegen, den üblichen Denkspruch (auch wohl Liedervers) genau nach der Individualität des Kindes zu wählen, um ihm in diesem Wort womöglich einen Halt fürs Leben mitzugeben. Wenn er nach Jahren den einen oder andern seiner Konfirmanden, der ihm aus den Augen gekommen war, wieder antraf, dann fragte er wohl, ob er seinen Gedenkspruch noch wisse. Und wenn er ihm aus dem Gedächtnis gekommen war, so konnte sein alter Pastor ihm denselben jederzeit sagen: so war ihm jedes seiner Konfirmanden mit seinem Spruch in der Erinnerung. Von dem Segen seines Einflusses nach dieser Seite hin haben seine Kinder und Enkel noch etwas mitbekommen, wie wir später im Kapitel von den Dienstboten sehen werden.

Auch unserm Vater ist sein Konfirmationsspruch (Psalm 25, 3 und 4) lieb und wert gewesen. In unserer Kinderzeit betete eines von uns diesen Spruch jeden Abend laut zu Tische, er

wurde dadurch auch uns lieb und vertraut. Noch in der Sterbestunde unseres Vaters hing derselbe, von Großvaters Hand im Jahre 1838 geschrieben, über seinem Bette.

An den ältesten Sohn schrieb er später einmal (1878):

„Hättest Du ein reformiertes Gesangbuch dort, so würde ich Dich verweisen auf den 25. Psalm (nach Jorissens poetischer Bearbeitung). Der ist mein Leitstern gewesen von meiner Konfirmation an, und besonders in den letzten schweren Jahren; er ist in der Tat ein vortreffliches Lebensgebet." —

Wie in allen wirklich lebendigen Gemeinden unserer Gegend, so gab es auch in W. Leute, die mit der bestehenden Kirche nicht zufrieden waren, sondern sich nach reineren, besseren Formen sehnten und in dem Suchen nach solchen auf mancherlei Abwege gerieten. Der Großvater verstand es, auch diesen Leuten, sofern sie es aufrichtig meinten, in Liebe nachzugehen und auf ihre Meinungen klärend und berichtigend einzuwirken. Auf diese Weise erhielt er der Kirche diejenigen Elemente, die andernfalls durch ihren Austritt viel von dem warmen Pulsschlag des religiösen Lebens mit aus der Kirche herausgenommen haben würden. Er wandte in dieser Beziehung wohl das folgende Gleichnis an: „Wenn ein altes, großes, solides Haus baufällig wird, so tut der einzelne Bewohner nicht recht daran, wenn er hinauszieht und sich ein kleines daneben baut; denn damit ist den Mitbewohnern nicht geholfen. Sondern wer da zu bauen versteht, der lege mit Hand an zu stützen, zu reparieren, in stand zu setzen, so gut er nur kann, damit das Haus seinen Dienst tue für alle seine Bewohner, solange seine Zeit währt."

Hier kommen wir zu einem Punkt, wo der Großvater und unser Vater das gleiche Schicksal gehabt haben. Die Zunahme des Unglaubens, die Entkirchlichung breiter Schichten des Volkes, der Verfall des Christentums, die Schäden der Kirche, — das waren Dinge, die dem Großvater wie Sorgensteine auf dem Herzen lagen, und über deren Ursachen er gründlich nachdachte. Sein Resultat war die Erkenntnis, daß die nächste Schuld dieses Niedergangs seinen eigenen Stand, ja den ganzen Lehrstand treffe. In seiner Aufrichtigkeit hat er sich selbst mit unter dies Urteil gestellt und dasselbe auch offen ausgesprochen. Daß er sich nicht scheute, die Versäumnisse und Schäden der Kirche und ihrer Vertreter aufzudecken, zog ihm von manchen seiner Amtsgenossen

das Urteil einer antikirchlichen Gesinnung zu. Daß es unserm Vater ähnlich ergangen ist, werden wir später sehen.

Es sei hier noch eine Episode mitgeteilt, die Vater gelegentlich vom Großvater erzählte. Dieselbe zeigt dem Tieferblickenden die eben angedeutete Grundanschauung von der jetzigen Kirche, sie zeigt zugleich seine originelle Denk- und Lehrweise, aber auch andrerseits seine milde Art. Die Schlußpointe der Geschichte war unserm Vater sehr wertvoll, das merkte man an der nachdrücklichen, besonderen Art und Weise, womit er gerade diese Stelle wiedergab.

Als Superintendent des Kreises Lennep hatte Großvater die Predigerkonferenz zu leiten. Einmal kam in derselben die Rede auf das Verhältnis zur katholischen Kirche. Da sagte der Großvater, er wolle der Versammlung einige Fragen vorlegen, die ihm wichtig seien. Die Versammlung möge jede derselben gut überlegen und nach bestem Wissen und Gewissen mit Ja oder Nein beantworten.

1. Frage: „Halten Sie dafür, daß unsre rheinische ev.-theol. Fakultät in Bonn seit ihrem Bestehen theologisch tüchtige, gesinnungstreue, aufrichtig fromme Männer zu Professoren gehabt hat?“ (Es war jene Zeit, wo treffliche Männer wie Nitzsch, Sack u. a. dort im Segen wirkten.)

Antwort: Ja. Und der Fragesteller stimmte voll und ganz zu.

2. Frage: „Hat in diesen 20 Jahren, wo jene anerkannt trefflich ausgerüsteten Männer in Segen hier gearbeitet haben, unsre evangelische Kirche auch nur einen Schrittbreit Boden der katholischen Kirche abgewonnen? Ja, ich darf die Frage noch weiter stellen: Hat in den 300 Jahren nach Dr. Martin Luthers Tode die evangelische Kirche irgend einen nennenswerten Erfolg der katholischen Kirche gegenüber aufzuweisen?“

Antwort: Nein. Und der Großvater setzte hinzu: „Das ist auch meine Meinung. Sie hat aber nicht allein kein Terrain mehr gewonnen, sondern ein guter Teil dessen, was damals gewonnen war, ist ihr unter der Hand wieder verloren gegangen.“

3. Frage: „Sie waren mit mir der Meinung, daß unsre Fakultät aufs denkbar beste vertreten ist. Was meinen Sie nun, wenn Dr. M. Luther jetzt 20 Jahre als Professor an der Bonner

Universität gestanden hätte, würde es dann ebenso ruhig geblieben sein?"

Antwort: Nein.

Großvater: „Was denken Sie denn, was Dr. M. Luther getan haben würde?"

Darauf wollte sich keine rechte Antwort finden. Einer riet, er würde die Macht der Presse benutzt haben, ein anderer meinte, er würde zunächst die Studenten in Bewegung gebracht haben. Schließlich wurde der Großvater gefragt, ob er denn eine bestimmte Meinung habe in betreff dessen, was Dr. Luther getan haben würde.

Großvater: „Ja, das habe ich, und ich will sie Ihnen leise sagen, denn laut darf man so etwas nicht aussprechen: Der Dr. Luther würde die ganze evangelische Kirche in Brand gesteckt haben, und von dem großen Feuer und der gewaltigen Hitze würde die katholische Kirche mit in Brand geraten sein."

Am Schluß dieser Mitteilungen aus der Jugendzeit lassen wir ein längeres Briefstück unseres Vaters aus späterer Zeit folgen, in welchem er bei einer Gelegenheit „seine Herkunft und Erziehung im Lande der Berge" in kurzen Zügen kennzeichnet:[1])

„Hierzulande hat es von jeher Leute gegeben, die in origineller Weise allerlei geistigen Liebhabereien nachgingen: der eine trieb leidenschaftlich Mathematik, ein anderer suchte das perpetuum mobile, ein dritter (J. Böhmsch gefärbt) laborierte nach dem Stein der Weisen, ein vierter (von derselben Tinktur infiziert) philosophierte und theosophierte auf dem religiösen Gebiet, ein fünfter spekulierte in den zugänglichen naturwissenschaftlichen und astronomischen Schriften und dozierte seinen erstaunten Nachbarn „Wagners Leben des Erdballs", ein sechster studierte den Kant und den Krug oder den Elzipon (von Sintenis) oder irgend eine andere populäre Philosophie, ein siebenter schleppt alle deutschen Klassiker, deren er habhaft werden kann, zusammen und *liest* sie auch; ein achter findet sich in der Tersteegenschen Mystik behaglich; ein neunter studiert den „Magus im Süden," den genialen Oetinger und seinen Freund, den Mathematikus und Mechanikus

[1]) Dieser Brief ist an den bekannten Pädagogen Diesterweg gerichtet. Derselbe hatte damals Vaters erstes Buch „Die freie Schulgemeinde" mehrmals in anerkennender Weise besprochen und zum Studium empfohlen. Jener Brief spricht ihm den Dank des Verf. dafür aus.

Pfr. Ph. M. Hahn; der zehnte folgt der Wuppertaler Pietisten Weise u. s. w. u. s. w. — Mitten unter solchen originellen Naturen, und zwar in der unmittelbarsten Verbindung mit solchen, bin ich aufgewachsen. Mein Großvater väterlicherseits — seines Zeichens ein Ackersmann und Weber — gehörte zu den oben unter fünf und sechs genannten Liebhabern. Obgleich von Hause aus ohne nennenswerte Schulbildung hatte er doch in reiferen Jahren eine gute Zahl populärer naturwissenschaftlicher, astronomischer und philosophischer Schriften durchgearbeitet, wobei er nur immer bedauerte, daß seine mangelhafte mathematische Schulung zum Genuß der physikalischen und astronomischen Bücher nicht ausreichen wollte. Die Anschaffung dieser Schriften geschah immer in Verbindung mit fünf andern, ähnlich gerichteten Männern in der Gemeinde. Nach getaner Arbeit in der Woche und an den Sonntagen versammelten sich dann die Nachbarn in seiner Stube, um von seiner Naturkunde, seiner Philosophie, namentlich auch von seinem Zeitungslesen zu profitieren. Daß der Großvater wesentlich „rationalistisch" gerichtet war, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Er war es auch, der, als durch das moderne Geschlecht das Wirtshausgehen und Kartenspielen überhand nehmen wollte, die beiden nächstwohnenden Lehrer antrieb, in Verbindung mit ihm einen sogenannten „Leseverein" zu gründen, der sich sonntäglich in der nächstgelegenen Schule versammelte, um gemeinsam anregende Bücher zu lesen und zu besprechen. Der Rückblick darauf, daß hier ein schlichter Bauer den Schulmeistern zeigen mußte, was ihres Amtes war, hat mir später, als ich selber Lehrer war, immer die Scham ins Gesicht getrieben, zumal, wo mir vor Augen stand, daß die große Masse meiner Kollegen zu solcher Tätigkeit außer den Schulstunden weder Beruf noch Neigung fühlte. Nach des Großvaters Tode ging auch jener Leseverein wieder zu Grunde. — In solcher geistigen Atmosphäre bin ich bis zum 14. Jahre aufgewachsen. Den literarischen Nachlaß des Großvaters erbte ich, der damals einzige Enkel. Der Vater, ein ebenfalls eigentümlich begabter und gerichteter Mann, hatte für „Philosophie" keinen Sinn, wenigstens keine Neigung dazu. Schweigsam seinen Weg gehend, auch den Kirchenweg, konzentrierte sich bei ihm alles auf sein Geschäft — er war Hammerschmied — jedoch nicht im Sinne des Gelderwerbs, sondern der Kunst. Kein Meister an dem hammerreichen Eschbach konnte mit ihm

konkurrieren; unter seiner Hand wandelte sich der schwere Stahlhammer in ein leichtes Kunstinstrument; tausend und aber Tausende von Schwertern, Wagenfedern und dergl., die sonst nur unter dem Faufthammer gefertigt werden, fabrizierte er unter seinem wuchtigen Stahlhammer. Er hatte sich's auch schön ausgedacht, wie ich, mit noch besseren Schulkenntnissen ausgerüstet, seine Kunst fortführen und ausdehnen sollte, zumal ich lange Zeit der einzige Stammhalter zu bleiben schien; mein Wunsch nach der Schulmeisterei wollte ihm um so weniger gefallen, da die nächstwohnenden Lehrer so häufig in Geldverlegenheiten zu ihm ihre Zuflucht nehmen mußten. Daß sein Sohn ein so armer, unselbständiger Schlucker werden sollte, war ihm ein schrecklicher Gedanke; übrigens waren jene an ihrer Armseligkeit selbst schuld. Erst als kurz vor der letzten Stunde noch ein unverhoffter zweiter Stammhalter erschien, — der jetzt nach absolvierter Gewerbeschule in des Vaters Haus als Maschinenbauer die Lieblingsmeisterschaft in Erz- und Eisenwerk fortführt — konnte ich die Erlaubnis zum Versuch der schulmeisterlichen Lehr- und Wanderjahre erhalten. Das Naturell der Mutter stand zu dem des Vaters im kompletten Gegensatz: er ruhig, gemessen, schweigsam, sie lebendig, innerlich und äußerlich, für alles geistige Tun und Wesen lebhaft interessiert, namentlich auch für religiöse Angelegenheiten; ohne irgend eine Spur von pietistischer Haltung stand sie doch mit allen umwohnenden „Pietisten" im Verkehr und war von ihnen respektiert und geliebt."

„Da haben Sie des Brunnens Grund, daraus mein Leben und Wesen stammt. Ist Ihnen nun meine subjektive Neigung zum Verhandeln, auch mit anders Gerichteten, verständlich?

„Aber noch eins muß ich beifügen. Ein stiller und doch starker Zug zieht mich zu den Pfarrhäusern; — die bessere Hälfte meines Familienglücks stammt aus einem solchen, aus dem Pfarrhause meiner Heimat. Mein lieber Schwiegervater ist das Original aller originellen Pastoren, die je im Bergischen Lande gelebt haben. Von Bücherweisheit — Buchstabenweisheit, wie er sagt — wollte er nicht viel wissen, obwohl er in seinen Mußestunden hohe Haufen von Heften mit den Resultaten seiner philosophisch-theosophisch-theologisch spekulierenden Weisheit beschrieben hat, und auch heute noch, wo er als Emeritus in Düsseldorf lebt, unermüdlich am Schreiben ist, und dabei mich tüchtig ausschilt, daß

zog er sich im Winter oft Frostbeulen an den Händen zu, da das Zimmer nicht zu heizen war. Außer dem Klavier spielte er noch Geige und Flöte.

Ein schriftliches Zeugnis seines Lehrers, welches ihm derselbe bei der Meldung zu ebenerwähnter Prüfung erteilte, ist kennzeichnend für Lehrer und Schüler, und möge deshalb hier eine Stelle finden:

„Friedrich Dörpfeld, welcher seit geraumer Zeit mein Schüler gewesen, zeichnete sich als solcher durch Fleiß und Aufmerksamkeit stets aus und machte mir auch durch sein gutes Betragen viele Freude."

„Da er Lust zum Lehrfache bezeigte, so habe ich ihn nach Kräften zu demselben vorzubereiten gesucht, und um dieses Ziel besser erreichen zu können, nahm ich ihn vor anderthalb Jahren in mein Haus auf. Von da an unterrichtete er unter meiner Aufsicht die untersten Klassen der hiesigen Schule, und zeigt auch hier je länger je mehr, daß er ein tüchtiger Lehrer werden will."

„Was seinen Privatfleiß anbelangt, so kann ich auch hier nur Rühmliches über ihn sagen. Täglich übt er sich in der Musik, worin er seit kurzem tüchtige Fortschritte gemacht hat. Im Rechnen, Zeichnen, vorzüglich im Aufsatz und in der Formenlehre hat er einen guten Grund gelegt; vor allem aber treibt er, unstreitig mit Liebe und Erfolg, Bibelkunde."

„Gern habe ich ihm auf sein Verlangen dieses Zeugnis der Wahrheit gemäß ausgefertigt, und wünsche von Herzen, daß es ihm zur Erreichung seines Vorhabens in etwa behülflich sein möge, ihn aber ja nicht verleite, jener Worte der Heil. Schrift zu vergessen: Nicht, daß ich's ergriffen habe 2c."

Mit treuer Anhänglichkeit und großer Hochachtung hat er oft von diesem seinem Lehrer gesprochen. Er war ihm nicht nur dankbar für die gute Grundlage, die er im Wissen und Können bei ihm gelegt hatte, sondern er war sich klar bewußt, daß die ganze Persönlichkeit von entschiedenem Einfluß auf ihn gewesen war. Er hatte hier einen Mann vor Augen, der ihm sowohl in intellektueller wie in moralischer Beziehung vorbildlich war, an dem er hinaufsehen konnte. Einerseits war es der tüchtige Charakter, der strebsame Sinn, der ihm imponierte, dann aber zog ihn auch eine gewisse Noblesse der Gesinnung und Feinheit des Wesens an. In letzterer Hinsicht äußerte er einmal,

er habe von seinem Lehrer in all den Jahren niemals ein unschönes, unpassendes Wort gehört. Vom Werth hatte eine aufrichtig-fromme Gesinnung und nahm es mit sich selbst und seinem Handeln genau; in dieser Beziehung hat er auf den kleinen Ort durch seine langjährige Tätigkeit einen das Gute fördernden Einfluß ausgeübt.

Zu jener Zeit kam dem eifrig Lernenden in einem Buche der philanthropischen Schule das Wort vor Augen: Gedenke des Ziels! Dieses Wort ergriff ihn, und er faßte es fest in Willen und Gemüt. Um sich beständig daran zu erinnern, schrieb er es in fast alle seine Lernbücher ein.[1])

Wir haben bisher den Knaben in seinen heimatlichen Beziehungen kennen gelernt und haben den verschiedenen Einflüssen und Eindrücken nachzugehen gesucht. Ehe wir ihn nun aus dem Elternhause in die Fremde geleiten, sei noch einmal der wichtigsten Einwirkung jener Zeit gedacht, die seine Eigenart aufs nachhaltigste begründet und befestigt, ja seinem eigensten Sein und Denken für immer den Weg gewiesen hat. Es ist der Verkehr mit jenen philosophisch gerichteten Männern aus dem Volke, deren Gespräche er schon von früher Knabenzeit her lauschen durfte, und nun immer besser zu folgen gelernt hatte.

Über diesen Kreis und die Richtung, die durch denselben dem Geist des Knaben aufgeprägt wurde, hören wir das Urteil eines Freundes, der in jüngeren Jahren kurze Zeit in jener Gegend stand:

„Die Spuren des Kreises, dem D. das erste Interesse für philosophische Dinge verdankt, habe ich 1860 noch gefunden. Man sprach mit großer Achtung von den Leuten, ein Beweis, daß sie auch in Haus und Gemeinde ihre Pflicht müssen erfüllt haben. Für D. hatte die frühe Beschäftigung mit der Philosophie ihre große Bedeutung. Die Gewohnheit, von einer Frage nicht zu lassen, bis er sie in ihrem letzten Grunde erfaßt und ihre Beziehungen aufgedeckt hatte, sich nie mit einem bloßen Einzelwissen zu begnügen, sondern bei allem dem ursächlichen Zusammenhang nachzuforschen und die Tragweite zu erwägen, die Gedanken zu verfolgen, bis sie widerspruchsfrei und in die rechte Beziehung

[1]) Dasselbe Wort findet sich wieder in einem Briefe, den er 30 Jahre später seinem auch im Lernen begriffenen Sohne schreibt.

gesetzt sind, ein Urteil nicht eher sich zu gestatten, bis alle in Betracht kommenden Faktoren richtig erkannt und gewürdigt sind, hat ihn nicht wieder verlassen."

„So gewiß wir uns Dörpfeld nicht denken können ohne das von früh an gepflegte philosophische Interesse, so gewiß wir in diesem Interesse eine der Wurzeln seiner Kraft sehen müssen, ebenso gewiß ist es, daß zu seinem vollen Verständnis ein ähnliches philosophisches Interesse gehört, und daß sein Bild uns den Wunsch nahe legt: Möchte doch der in jedem gesunden jugendlichen Menschen schlummernde Philosoph entsprechend geweckt und gepflegt werden."

Im Jahre 1840 trat der Sechzehnjährige in die Präparandenanstalt des Direktor Zahn auf Fild bei Mörs ein. Dieser Eintritt ist der Anfang einer Verbindung mit diesem bedeutenden Manne gewesen, die den entscheidendsten Einfluß auf sein ferneres Leben ausgeübt hat. Hören wir zunächst, was der damalige Schüler 42 Jahre später über diese Anstalt sagte. Bei der Gedenkfeier der 50jährigen Wirksamkeit des verehrten Meisters im Rheinlande war ihm, als einem der ältesten Schüler, die Festrede übertragen. Die darauf sich beziehende Stelle in derselben lautet:

„Sie gründeten, geehrter Herr Jubilar, schon gegen Ende der dreißiger Jahre eine Präparandenanstalt, nicht bloß eine sogenannte, sondern eine, die den Namen verdiente, eine vollständige und wohl ausgerüstete, — und dazu nicht im Sinne der späteren Gründungsära, sondern so, daß den unbemittelten Schulamtsaspiranten, besonders den Lehrersöhnen, ansehnliche Benefizien zugewendet werden sollten."

„Wollte unsere Betrachtung dabei stehen bleiben, daß die Errichtung Ihrer Präparandenanstalt den Schulamtsaspiranten eine bessere Vorbildung ermöglicht und erleichtert habe, so würde damit dieses Werk doch nur höchst unzulänglich, nur sehr oberflächlich gewürdigt sein. Denn was dem Bildungsgange der Volksschullehrer damals fehlte, das war nicht ein bloßes Manko, sondern ein organisches Gebrechen. In der besten und wichtigsten Lernzeit, vom 14. Jahre bis zum Eintritt ins Seminar, überließ die Schulbehörde die Bildung und Erziehung der Präparanden dem Zufalle. War diese Jugendwüste auf die eine oder die andere Weise glücklich oder unglücklich durchwandert, dann sollte das Seminar die kolossale Doppelaufgabe lösen: einerseits das in der

allgemeinen Bildung Zurückgebliebene nachzuholen, und zugleich andrerseits die nötige Berufsbildung zu vermitteln. So war der Bildungsgang der Lehrer gleichsam eine auf den Kopf gestellte Pyramide: unten so schmal und mager wie möglich, und oben über alles Maß breit und schwer — das gerade Gegenteil von dem, was bei der Vorbildung aller andern Stände als richtig gilt — un- und widernatürlich vom Anfang bis zum Ende, gleichviel, ob man auf die Erziehung oder auf die allgemeine Bildung oder auf die Berufsbildung sieht."

„Ihr gesunder Blick, geehrter Herr Jubilar, hatte dieses Grundgebrechen in dem Bildungsgange des Lehrerstandes samt seinen schlimmen Folgen klar erkannt. Als daher Ihre werktätige Hand zur Heilung dieses Gebrechens die Präparandenanstalt gründete, da wußte sie auch in der Einrichtung in allen Punkten das Richtige zu treffen. Es sollten die besten Lernjahre auch nach Gebühr ausgenutzt werden, also zur Erwerbung einer soliden allgemein-wissenschaftlichen Bildung, weshalb denn im Lehrplan auch der fremdsprachliche Unterricht nicht fehlte. Und damit dies wirklich, nicht bloß dem Scheine nach, erreicht werde, wurde die Anstalt nicht an geborgte, ermüdete Lehrkräfte gewiesen, sondern baldigst mit dem erforderlichen eigenen Lehrpersonal ausgerüstet. Aber auch das war ein gesunder Gedanke, daß von vornherein auch solche Zöglinge aufgenommen wurden, die sich für andere Berufsarten vorbilden wollten, und sonach die Schulamtsaspiranten im bildenden Verkehr mit andern Ständen blieben. Vermöge dieser zweckmäßigen Organisation und einer umsichtigen Leitung hat dann dieses Institut eine lange Reihe von Jahren im Dienste der Präparandenbildung wie zur Vorbereitung auf andere Berufsarten im Segen gewirkt; und ich kenne viele seiner Schüler, die mit mir und meinem Freunde Dr. Hollenberg sagen, wie dieser es vor etlicher Zeit in einer Denkschrift aussprach: zu den Wohltaten hervorragender Art, die uns durch Gottes Fügung auf unserm Lebensgange zu teil geworden sind, rechnen wir namentlich auch dies, daß wir einst Zöglinge der Moerser Präparandenanstalt sein durften. Und einer (sein Sohn Wilhelm), den ich 25 Jahre nach meinem eigenen Eintritt diesem Institut zuführte, läßt heute weit aus dem Orient (aus Troja) durch meinen Mund dasselbe bezeugen."

„In der Schulgeschichte gibt es kaum etwas Bedauerlicheres als dies, daß der Begriff der normalen Vorbildung zum Lehrerberuf, der hier in Moers schon vor mehr als 40 Jahren bahnbrechend verwirklicht war, erst auf langem Umwege und nach schweren Mißerfahrungen in den maßgebenden Kreisen Eingang finden konnte, und in seiner wahren Gestalt leider selbst jetzt noch vielfach mit andern als bloß äußeren Hindernissen zu kämpfen hat."

Der eben erwähnte Mitschüler ist wohl einer der ersten Jugendfreunde gewesen, mit dem er sich in gleichem Streben zu gleichen Zielen verband. Trotz des später ganz verschiedenen Bildungs- und Lebensganges, trotz weiter Entfernungen, des ganz anderen Naturells und mancher differierenden Anschauungen hat diese treue Freundschaft stand gehalten durch eine ganze Lebenszeit hindurch. Und als mit der scheidenden Lebenskraft die letzte Arbeit vollendet war, da war es der alte treue Jugendfreund, den er zu Hülfe rief, damit er sie redigierend durchsehe und sie druckfertig mache.

Die aufgeschriebenen Erinnerungen dieses Freundes erzählen in Bezug auf jene frühere Zeit:

„In der Präparandenanstalt zu Moers lernte ich D. zuerst kennen. Er war damals noch, wie uns schien, völlig gesund. Immer frisch, den Kopf aufrecht, den Blick in die Weite gerichtet, gespannt auf alles, was zu sehen und zu hören war. Beim Turnspiel tat es ihm kaum einer gleich. Aber auch in dem Wissen und Können, selbst im Klavierspiel, war er unter den ersten."

Im folgenden Jahre (1841) kehrte der angehende Lehrer von der Präparandenanstalt in die Heimat zurück. Das mit heimgebrachte Zeugnis sagt in Bezug auf sein Betragen: „Sein tätiges, anhaltendes Streben, sein freundliches, gefälliges Benehmen gegen Lehrer und Mitschüler berechtigen zu der Hoffnung, daß er den hohen Beruf eines Christen, daß er die Wichtigkeit des Lehramtes verstanden und zu Herzen genommen hat." Er war nun 17 Jahre alt und trat nach damaliger Ordnung eine Stelle als Hülfslehrer an, und zwar bei seinem früheren Lehrer in Burg.

In dieser Zeit lernte er die von dem bekannten tüchtigen Schulmann Daniel Schürmann in Remscheid gegründete freie Lehrerkonferenz kennen, zu der sein Lehrer ihn mitnahm. Hier

wurde ihm zuerst der Segen und die Anregung einer solchen freiwilligen Vereinigung zu gemeinsamer Arbeit offenbar. Dieser Art geistiger Arbeit und Tätigkeit kam bei ihm ein besonderes Bedürfnis und eine entsprechende Veranlagung entgegen.

Wie an manchem Punkt seines Lebens und Wirkens, so lehrt uns auch hier ein Blick auf die im ersten Kapitel geschilderten Charaktereigenschaften seines Volksstammes, ihn als den Sohn dieses Volkes verstehen. Sein ernstes, anhaltendes Streben nach seiner eigenen Ausbildung ging niemals nur den schulmäßigen, vorgeschriebenen Weg. Was er für Schul- und Unterrichtsstunden zu arbeiten hatte, wurde pflichtgemäß und gründlich getan. Dabei blieb ihm aber immer noch Zeit für das, was ihm Bedürfnis und Lebensfreude war: das selbständige, ungebundene, immer tiefere Erfassen von solchen Wissenschaften, die nicht notwendig zum Berufswissen gehörten, aber dem innern Menschen zum Wachstum und zur Klarheit, und dadurch auch dem Berufsleben zur Förderung gereichen.

Es sei gestattet, hier ein Urteil von ihm aus späterer Zeit über den Unterschied und Wert der selbsterworbenen und der schulmäßigen Bildung anzuführen. Es war von der literarischen Erstlingsarbeit eines jungen tüchtigen Lehrers Herbartscher Richtung die Rede, die er in Schutz nahm gegen das Urteil eines wohlmeinenden Freundes:

„Unserm N. kommt etwas zu gut, etwas Großes, was allen, die auf gewöhnlichem Wege ihr Studium absolviert haben, abgeht: Er hat sich *ohne jede persönliche Hülfe und Anregung*, also *lediglich aus Büchern* und mit beschränkten Mitteln in die Herbartische Psychologie, Ethik und Pädagogik hineinarbeiten müssen. Auf solchem Selbststudium, zumal wenn es noch mit Hemmnissen zu kämpfen hat, ruht ein eigentümlicher, vielseitiger Segen. Diejenigen jungen Leute, welche sich in den Hörsälen ein philosophisches System vordozieren lassen, kommen *viel zu wohlfeil* in seinen Besitz. Diese Wohlfeilheit rächt sich. Die einen wissen die ererbte Wahrheit nicht zu schätzen, und geben sie nur zu oft wieder um leichten Preis dahin. Und die andern — nun, ihnen geht es gerade wie denen, die in derselben Weise sich eine wohl- und festgeformte religiöse Anschauung einschütten lassen: sie werden gar zu leicht „Eiferer für das Gesetz," und eifern dann um Minze, Dill und Kümmel ebensosehr, wie um das Schwerste

im Gesetz; sie sind tapfere Heißsporne, aber schlechte Heerführer. Und das geht alles natürlich zu: sie eifern, weil sie nicht wissen, wie denen zu Mute ist, welche noch mit Bedenken zu kämpfen haben, oder aber die Wahrheit noch nicht oder nur unvollkommen gehört haben; und sie eifern um Kleinigkeiten, weil sie Hauptsachen und Nebensachen nicht zu unterscheiden wissen. Überdies sind sie auch häufig mehr bloße Spediteure der Wahrheit als wirkliche Lehrer derselben. Und das geht wieder natürlich zu. Denn um die Apperzeptionsgesetze befolgen zu können, müßten sie mehr Geduld mit andern haben, und um sie richtiger anwenden zu können, müßten sie wissen, wo bei den andern die Schwierigkeiten des Auffassens und des Zustimmens liegen. Jene Geduld und dieses Wissen aber besitzen sie nicht, weil sie diese Qualitäten auf ihrem wohlfeilen Lernwege nicht haben erwerben können. Und auch diese Erscheinung aus alter Zeit wiederholt sich dann in der jungen fort und fort wieder, daß um das Gesetz, z. B. um das Apperzeptionsgesetz, hitzig geeifert wird, während die Eiferer in demselben Augenblicke es gröblich verletzen. Darum lobe ich mir und liebe ich gerade diejenigen Herbartianer und Christen und Schulmeister u. s. w., die es mit Mühe, Not und Schmerzen geworden sind.

Der Not ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit. (Hölderlin.)"

„Lassen Sie mich's offen gestehen: Das N.'sche Schriftchen hat mir trotz seiner vielen Mängel und Schwächen im stillen mehr Freude gemacht, als manche andere, an denen sachlich nichts zu tadeln war, die aber wohl merken ließen, daß der Verf. im Grunde wieder aufsagte, was er im Hörsaal oder im Seminar gelernt hatte. Solcher echten Naturen, wie unser N. eine ist, haben wir nicht viele — aus dem oben angegebenen Grunde."

An einem Beispiel in der Natur zeigte er einmal seinen Kindern auf einem Spaziergange den eben erwähnten Unterschied des Bildungserwerbes. Er machte uns aufmerksam auf eine Hecke und die an derselben wachsenden, ganz verschieden entwickelten Pflanzen. Die vorderen, die im vollen Sonnenlicht standen, zeigten ein normales Wachstum. Anders die etwas zurück, mehr oder weniger im Schatten stehenden Pflanzen. Sie reckten und streckten

sich mit aller Kraft in die Höhe, dem Sonnenlicht zu, das ihnen ja nur durch eigene Anstrengung zu teil werden konnte, und erreichten dadurch eine weit mehr als gewöhnliche Größe. Die Deutung ergibt sich leicht: Eine auf gebahntem, gut geebnetem Wege erlangte Bildung verspricht normale Größe, während bei dem, der sich unter größeren Schwierigkeiten seinen Weg suchen, mit eigener Kraftanstrengung ihn durcharbeiten muß, sich ein über das gewöhnliche Maß hinausgehendes Wachstum erwarten läßt.

In Bezug auf jene Zeit erzählt er selbst noch auf der letzten größeren Lehrerversammlung, der er beiwohnte, es war im Frühjahr 1892:

„Von Burg aus besuchte ich wöchentlich zweimal den Lehrer Rohs, um, seiner Einladung folgend, mit ihm Philosophie zu treiben. Wir lasen und besprachen ein Lehrbuch aus der Kantischen Schule, in welchem in gemeinverständlicher Weise Logik, Psychologie, Ethik und Metaphysik behandelt wurden. Ich hatte Appetit zu solcher Speise und einen Mund zum Sprechen, und weil ich nicht alles Geschriebene so ohne weiteres annahm, kamen wir ordentlich ins Disputieren. Da hat mich Rohs zum Philosophen geschult. Er war mir, da er ein vielseitig begabter Mann war, für meine intellektuelle Ausbildung und meinen Trieb zum Vorwärtsstreben sehr nützlich, und ich bin ihm stets dankbar gewesen. Da Rohs ein eifriger Schüler Diesterwegs war, so beeinflußte er mich auch nach dieser Seite hin."

Auf dieselbe Zeit bezieht sich eine spätere briefliche Äußerung an einen jüngeren Freund:

„Bei mir erwachte das Interesse für Schulverfassungsfragen schon sehr früh. Das Sensorium zu horchen und zu denken erwachte in meinem Kopfe bei den verschiedenen Gebieten — Didaktik und Sozialistik, Religion und Philosophie — sozusagen fast gleichzeitig, aus einer Wurzel; wie ich denn schon als 13jähriger Junge mit gespitzten Ohren in der großväterlichen Stube den dort geführten philosophischen Disputationen zuhörte. So war mir z. B. schon vor der Seminarzeit vollständig klar — was man leider heute noch Tausenden von Lehrern, Seminardirektoren und Schuloberen erst demonstrieren muß — daß jede mehrklassige Schule einen Dirigenten haben muß, und zwar nicht bloß dies klar, daß das um der Schule willen nötig ist, sondern auch das andere, daß in dem Fehlen dieses Amtes eine schwere Erniedrigung für den

im Gesetz; sie sind tapfere Heißsporne, aber schlechte Heerfüh
Und das geht alles natürlich zu: sie eifern, weil sie
wissen, wie denen zu Mute ist, welche noch mit Bedenke
kämpfen haben, oder aber die Wahrheit noch nicht oder nu
vollkommen gehört haben; und sie eifern um Kleinigke
weil sie Hauptsachen und Nebensachen nicht zu unterscheiden
Überdies sind sie auch häufig mehr bloße Spediteur
Wahrheit als wirkliche Lehrer derselben. Und das geht
natürlich zu. Denn um die Apperzeptionsgesetze befol
können, müßten sie mehr Geduld mit andern haben, un
richtiger anwenden zu können, müßten sie wissen, wo
andern die Schwierigkeiten des Auffassens und des
liegen. Jene Geduld und dieses Wissen aber besitzen
weil sie diese Qualitäten auf ihrem wohlfeilen Lern
haben erwerben können. Und auch diese Erscheinung
Zeit wiederholt sich dann in der jungen fort und
daß um das Gesetz, z. B. um das Apperzeptionsgesetz
eifert wird, während die Eiferer in demselben A
gröblich verletzen. Darum lobe ich mir und liebe i
jenigen Herbartianer und Christen und Schulmeister
es mit Mühe, Not und Schmerzen geworden sind.

Der Not ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit.

„Lassen Sie mich's offen gestehen: Das N
hat mir trotz seiner vielen Mängel und Schwä
mehr Freude gemacht, als manche andere, an den
zu tadeln war, die aber wohl merken ließen, d
Grunde wieder auffagte, was er im Hörsaal
gelernt hatte. Solcher echten Naturen, wie
haben wir nicht viele — aus dem oben angege

An einem Beispiel in der Natur zeigte
Kindern auf einem Spaziergange den eben erw
des Bildungserwerbes. Er machte uns aufmerk
und die an derselben wachsenden, ganz verse
Pflanzen. Die vorderen, die im vollen Sonne
ein normales Wachstum. Anders die etwas
weniger im Schatten stehenden Pflanzen. Sie

eli
Kinl
er
der
dazu
inem K
eines M
von Frage
ben: „Ha
sie zum
worden?
irken von h
dein Betra
ßig geworden
n Zweckes auf
? Die Fragen b
genug geleistet."

42 ging die Gehül
diese Einrichtung
en selbständig eine
at jedenfalls auch i
in unserm Falle, der
und in die Hand ei
n Vorteil, daß der Aspi
ich kennen lernte; er le
igenen Fähigkeiten dem
demselben standhielt, wen
ten und Widrigkeiten ihm
dealen Sinn er selbst seinen
rn angesehen wissen wollte,
Sohn gerichtete Briefstelle, a
betreffenden Entscheidung stand:

Lehrerstand steckt. Ich würde mich auch vor mir selber schämen, wenn ich das mit 17 Jahren noch nicht hätte begreifen können, auch ohne daß mich jemand darauf aufmerksam gemacht hätte. — Ebenso ist bei mir schon frühzeitig die Antipathie gegen große Schulkasernen erwacht."

Außer jener Vorliebe für Selbständigkeit im Lernen haben wir noch einem zweiten charakteristischen Zug des bergischen Volkslebens nachzugehen, der in dem Sohn des Landes zur deutlichen Ausprägung kam: der Zug zur Gemeinsamkeit.

Es genügte ihm niemals, eine Erkenntnis, ein geistiges Besitztum für sich erworben zu haben, sondern es war ein starker innerer Trieb in ihm, die Gemeinschaft mit andern zu suchen, um sie zu gleichem Streben anzuregen, damit auch ihnen die ihm so wertvollen und wichtigen Güter zu teil würden. Die nicht nachlassende, keine Ermüdung kennende, keine Anstrengung scheuende, die Trägen aufmunternde, die Wackern leitende Treue nach dieser Seite hin ist wohl eine der geheimen Quellen seiner Wirksamkeit. Dieser Zug wird uns noch manchmal entgegentreten, wenn wir in späteren Briefen sehen, wie sehr es ihm am Herzen liegt, diejenigen, die die gleiche Gesinnung mit ihm teilen, nun auch zu gleicher Tätigkeit anzufeuern und zu begeistern.

Man hat ihn wohl einen „Pädagogen von Gottes Gnaden" genannt, und diese Bezeichnung hat recht, denn sein Einwirken auf andere war seinem inneren Drang nach Gottes Gabe, der dann die ausdauernde Treue in der Anwendung dieser Gabe Kraft und Intensität verlieh.

In jene Zeit fällt seine erste „Gründung" dieser Art, eine Konferenz von acht gleichalterigen Amtsgenossen, die in der Umgegend als Gehülfen angestellt waren. Verschiedene für jene Konferenz von ihm gefertigte Arbeiten und einige sorgfältig ausgeführte Protokolle liegen uns noch vor.

Der erste Aufsatz beantwortet die Frage: „Was gehört zur allgemeinen und was zur besonderen Bildung des Lehrers (Aspiranten)? Was ist Haupt- und Nebensache beim Studium?" Die zweite Arbeit handelt von den Sinnen und Sinnesorganen des Menschen. Beide zeigen schon deutlich die Vorzüge seiner Schreibweise: Tiefe der Gedanken und Klarheit und Übersichtlichkeit in der Darstellung derselben. In der ersten Arbeit findet sich bereits der Satz, der später in etwas anderer Form den Grundlinien

zum Motto gesetzt wurde: „Ohne Theorie ist keine Praxis möglich.“ — Mit welchem Ernst der kleine Kreis an seiner beruflichen und allgemeinen Ausbildung arbeitete, ist aus den Themen ersichtlich, welche in den Zusammenkünften auf Grund eines Referats eingehend besprochen wurden. Es sei gestattet, einige derselben hier anzuführen: „Die Freuden und Leiden eines Lehrers.“ „Das Amt und die Pflichten des Lehrers.“ „Das seelische Bewußtsein.“ „Der Eid.“ „Wie benimmt man den Kindern die Furcht im Finstern?“ „Gebräuche und Sitten der Araber.“ „Die bekannten Lesemethoden.“ „Die Dichtigkeit der Körper.“ „Das Pendel.“ — Der Siebzehnjährige war schon dazumal für seine jungen Freunde ein ernster Mahner. In einem Konferenzbericht erwähnt er eines von ihm beim Abschied eines Mitgliedes gehaltenen Trinkspruches und fügt eine Reihe von Fragen hinzu, welche wahrscheinlich zum Trinkspruch gehört haben: „Hat dir die Konferenz Kenntnisse gebracht? Bist du durch sie zum Fleiß in der Schule und beim Privatstudium angeleitet worden? Hast du stets neuen Mut und frische Kraft zum Wirken von hier mitgenommen? Oder bist du vielleicht durch dein Betragen oder durch Worte dem einen oder andern anstößig geworden und hast dadurch die Erreichung des gemeinsamen Zweckes aufgehalten? Oder bist du derselben förderlich gewesen? Die Fragen beantworte sich jeder; dann hat die letzte Konferenz genug geleistet.“

Mit dem Herbst des Jahres 1842 ging die Gehülfenzeit zu Ende. Wenn man auch prinzipiell diese Einrichtung, jungen, noch nicht fertig vorgebildeten Leuten selbständig eine Klasse zu übergeben, verurteilen mag, sie hat jedenfalls auch ihre guten Seiten gehabt, zumal wenn, wie in unserm Falle, der angehende Lehrer ein strebsamer Mann war und in die Hand eines rechten Meisters kam. Auch hatte sie den Vorteil, daß der Aspirant schon jetzt seine künftige Arbeit gründlich kennen lernte; er lernte in der Praxis beurteilen, ob die eigenen Fähigkeiten dem Beruf entsprachen, ob die Neigung zu demselben standhielt, wenn die mit ihm verbundenen Schattenseiten und Widrigkeiten ihm entgegentraten. In welch einem idealen Sinn er selbst seinen Beruf ansah und ihn auch von andern angesehen wissen wollte, zeigt eine 1882 an seinen ältesten Sohn gerichtete Briefstelle, als derselbe vor einer seinen Beruf betreffenden Entscheidung stand:

wie wir es später wahrnehmen werden. Wenn er nur den aufrichtigen, die Wahrheit suchenden Sinn kannte oder voraussetzen durfte, hatte er bald den Schlüssel zum gegenseitigen Verständnis, den gemeinsamen Boden, auf dem ein Verhandeln möglich war, gefunden.

Es war eine Wohltat für ihn, daß Zahn in seinen Religionsstunden nicht einfach dozierte, auch nicht auf die Zöglinge einen Druck ausüben wollte, sondern daß er ein freies Aussprechen der Seminaristen gestattete. Auf diese Weise nahmen diese Stunden zumeist den Charakter von freien Unterredungen an. Da geschah es denn einmal in der ersten Zeit, daß eine Äußerung des jungen, eifrigen Seminaristen dem Direktor wohl etwas zu lebhaft und ungebührlich vorkam. In seiner lebendigen, leicht erregbaren Weise rief er ihm ein zorniges: „Schweig!“ entgegen. Das scharfe, aber gewiß nicht bös gemeinte Wort traf das jugendliche Selbstbewußtsein an einer empfindlichen Stelle, und er nahm sich vor, in Zukunft nie mehr ungefragt etwas zu sagen. Er hielt wirklich eine Zeitlang an sich, aber es war ihm eine Qual, so daß ihm mehrmals der Schweiß dabei ausbrach. Bald kam er wieder offen mit seinen Fragen, Bedenken, und auch wohl abweichenden Anschauungen heraus. Zahn hat ihm auch nie wieder nach dieser Seite hin Herbes zu sagen brauchen.

Wie grundlegend und nachhaltig Zahns Einfluß auf den Schüler gerade in religiöser Beziehung gewesen ist, davon lassen wir ihn selbst 40 Jahre später Zeugnis ablegen. Aus der früher angeführten Rede bei der Zahn-Feier teilen wir die hierauf bezügliche Stelle unverkürzt mit, da sie charakteristisch ist sowohl für den Lehrer, wie für den Schüler:

„Gewiß denken Sie, geehrter Herr Jubilar, heute auch an jenen Wendepunkt Ihres Lebensweges vor mehr als 60 Jahren zurück, wo ein Zug des Herzens Sie trieb, das corpus juris beiseite zu legen, um nunmehr die Pandekten einer höheren Gerechtigkeit, die Klassiker Israels zu studieren. Es war, wie wir aus Ihrem Munde wissen, eine innere Wandlung, welche diesen äußern Wechsel veranlaßte. Es war Ihnen eine höhere Auffassung des Menschenlebens und Weltlaufs erschlossen worden, als Sie bisher gekannt hatten: die christliche Glaubensüberzeugung, daß das Universum ein lebendiges Haupt hat, und daß wir an diesem Haupte ein Herz haben, das für uns schlägt, ein Ohr, das unsere Seufzer

hört, und einen Mund, der gute, tröſtliche Dinge zu uns ſpricht, — einen Vater im Himmel, der in ſeinem Chriſto wieder zurecht bringen will, was ſeine ſündigen Menſchenkinder zerbrochen, verdorben und verloren haben, und der nie fahren läßt die Werke ſeiner Hände. — Indem ſich Ihnen in dieſem Lichte auch eine tiefere Auffaſſung des Schulamtes erſchloß, wurden Sie nach Gottes Rat durch die Theologie in den Schuldienſt geführt. In dieſem Sinne haben Sie vor 50 Jahren Ihr Seminaramt hier am Rhein angetreten; ſo haben Sie auch uns unſern Lebens- und Standesberuf auffaſſen gelehrt; und dieſe Glaubensgeſinnung iſt die Triebkraft, das Gepräge und die Segensquelle Ihres Wirkens unter uns geweſen und geblieben."

„Wir merkten wohl, daß hier eine Lehrweiſe an uns herantrat, die noch eine höhere Aufgabe kannte als die, die chriſtlichen Wahrheiten amtsmäßig richtig weiterzuſpedieren, — deren erſtes und letztes Anliegen vielmehr dieſes war, bei den Schülern ein ſelbſttätiges Herzensaufmerken für die Werke und Worte der göttlichen Liebe zu wecken, oder wenigſtens Reſpekt vor dem „Volks- und Völkerbuche", wie Goethe die Bibel genannt hat."

„Demgemäß — denn dieſer Kardinalgeſichtspunkt, daß die religiöſen Dinge nicht als pure Wiſſensſachen, ſondern als Gewiſſensſachen gelehrt ſein wollen, regelt vieles andere — ich ſage: demgemäß hatten wir daher nicht einen ſtundenlangen Vortrag anzuhören und flugs nachzuſchreiben, um ihn nachher zum geläufigen Wiedergeben treulich einzuprägen, ſondern der Unterricht vollzog ſich ſtets in der Form einer freien, belebten, anregenden Beſprechung."

„Demgemäß wurde ferner unſer Blick und unſer Lernen weniger hingelenkt auf das hiſtoriſche, archäologiſche, bibliographiſche ꝛc. Außenwerk, was dem Schulſacke Anſehen gibt, als vielmehr auf die Innenſeite: auf das pſychologiſche Geſchehen, auf die religiös-ethiſchen Momente, auf die Fingerzeige der göttlichen Pädagogik in der Erziehung des Menſchengeſchlechts."

„Demgemäß wurden wir ferner nicht beſchwert mit vielen abgeleiteten oder gar abgelegenen Dogmen, wie ſie vielleicht zur Konſequenz des theologiſchen Syſtems gehören mögen, aber darum noch keineswegs zu den notwendigen Nährmitteln des chriſtlichen Sinnes zu zählen ſind; vielmehr hielt uns der Unterricht vor allem und immer wieder von neuem die elementaren

Grundwahrheiten der Gottseligkeit vor, welche die Wurzel alles religiösen Denkens und Glaubens bilden, und von denen man tagtäglich leben muß. So z. B. erinnere ich mich noch lebhaft, wie wir immer wieder vor den Entscheidungspunkt geführt wurden, den ich erst später als solchen klarer verstehen lernte: daß es vor allem darauf ankomme, ob man einen lebendigen Gott glaubt und hat, oder nicht."

„Demgemäß wurden uns ferner keine Glaubenssätze in doktrinärer Weise zum sofortigen Ja-sagen aufgenötigt, unbekümmert, ob sie von Verstand und Gewissen wirklich apperzipiert werden konnten; sondern eben auf dieses wirkliche Apperzipieren richtete sich die Hauptsorge, — also auf die Vermittelung des Verständnisses in allerlei Weise, namentlich durch Anknüpfung des Höheren an das Niedere, des Befremdlichen an das Selbsterfahrene, der historischen Vergangenheit an die besehbare Gegenwart u. s. w."

„Demgemäß trat ferner keinerlei methodistische Treibhaus-Erziehung an uns heran — weder im Unterricht, noch in den Andachten, noch in der Lebensordnung; vielmehr wurde jene naturgemäße Seelenpflege geübt, wie sie der Heiland selbst (Mark. 4) empfohlen hat, wonach zum Säen auch das Warten gehört, bis aus Gras und Halm und Blüten die vollen Ähren gereift sind."

„Demgemäß hörten wir ferner nie jenen bekannten gelehrten oder ungelehrten religiösen „Jargon", der für salbungsvoll gehalten sein will, wenn er biblische oder andere feierliche Ausdrucksformen gebraucht; sondern immer und überall die eine natürliche, wahre, edle Redeweise, die, weil sie wahr ist, gleichmäßig zum Verstande wie zum Herzen spricht, und weil sie edel ist, bei geistlichen und weltlichen Dingen, am Sonntag und am Werktag, gleich wohlklingt."

„Demgemäß geriet der Unterricht nie in ein monotones Geleise; er nahm vielmehr in Lehrgang und Verfahren die mannigfaltigsten Formen in Gebrauch. Ein Beispiel: Einst wurde bei Eröffnung eines neuen Kursus eine Reihe von Stunden dem Betrachten des Liedes gewidmet: „Kommt heran zum Wunderbau u. s. w.," worin die bekannte Stelle vorkommt: „innen, innen ist des Tempels Herrlichkeit." Man wird denken, das seien eben Kirchenlied-Lektionen gewesen; keineswegs, die Be-

war vielmehr ein Präludium, die Ein-
Unterricht, — und es war eine
Gegenstand dieses Faches bei solcher
wendenden Beleuchtung in einer
als in der doktrinären

edenen Zweigen des
lernt, — aber nach
Nötige, das Saft- und
Ernste gut und sicher."
Vorbildung der Seminaristen
tung eines so echt-pädagogischen
nicht überall dieselbe gewesen
ben mit wenigen Ausnahmen wohl
pekt vor der Sache, und Achtung vor
vielen ist, wie ich weiß, dieser Unterricht
en, wofür sie in Zeit und Ewigkeit dank-
der sich auch darin erwies, daß ihnen das
elt wert wurde."

en Gegenstand sprechen sich die früher erwähnten
von W. Hollenberg in folgender Weise aus:
ich sagen, was mir als einem in niederrheinischen refor-
reisen Aufgewachsenen an Zahns Unterricht am meisten
. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß da-
s in meinen Kreisen das religiöse, biblische, kirchliche Element
n dem gewöhnlichen, weltlichen, verständigen ganz getrennt
war; es waren zwei verschiedene Welten, in jener herrschte ein
fester, biblisch-prophetischer, pietistisch-angehauchter Sprachgebrauch,
den jedermann handhabte. Man fand keinen Übergang von da
zum gewöhnlichen, wirklichen Leben. So wurde jene Sprache
mehr und mehr ein „Jargon", das Leben litt darunter, wie unter
jedem solchen Dualismus. Bei Zahn sah ich zuerst diesen Dua-
lismus überwunden. Lebendiges, frommes Gefühl lebte in ihm,
aber es durchdrang so vieles, was mir profan erschienen war. Es
wird immer schwierig sein für meine Landsleute, frommes und
geistreiches Wesen in ein und demselben Charakter zusammen-
zudenken. In der Tat wird es, um Zahn am besten zu würdigen,
gut sein, seine Unterrichtsstunden als lebhafte Konversation auf-
zufassen, denn bei dieser Auffassung ergibt sich von selbst eine

mannigfaltige Diktion, und manche Wendung, die an sich vielleicht den Ernst der Sache nicht abspiegelt, stellt sich im Zusammenhang des Ganzen wieder zurecht. Mir ist es unvergeßlich, wie mir in seinen Religionsstunden und seinen Ansprachen und Predigten aufging, man könne über die tiefsten Interessen der Seele ganz menschlich reden, und es gebe keine Barriere zwischen den religiösen Vorstellungen und den andern."

Wir kehren nun zum eigentlichen Seminarleben zurück. Vater war bis dahin körperlich gesund gewesen, er war groß und stark gebaut, in kräftigender Bergluft aufgewachsen, in Wind und Wetter abgehärtet, durch körperliche Übungen von mancherlei Art gestählt. Nun trat bei ihm in der Seminarzeit, in der doch viel milderen, weicheren Luft der Rheinebene, ein langwieriges, nicht unbedenkliches Brustleiden auf, welches ihn mehrmals nötigte, nach Hause zurückzukehren. Von dem zweijährigen Seminarkursus hat er aus diesem Grunde kaum die Hälfte der Zeit in Mörs zubringen können. Doch da er nicht nur gut vorgebildet, sondern in manchen Fächern dem Seminar-Unterricht voraus war, konnte er in der Zeit, die er im Seminar zubrachte, doch dem Unterricht folgen. Aus der Heimat schrieb er dann und wann einen längeren Brief an seine Klasse.

„Er nahm sein Kranksein durchaus nicht tragisch," erzählt der Freund, „sondern blieb bei seinem heiteren Naturell. War sein Übel nicht so bedeutend, so blieb er auch wohl in Mörs, wohnte aber in der Nähe des Seminars bei einem Privatmann, wo er mehr Stille und Freiheit hatte."

Der starke Einfluß seines Willens auf sein körperliches Befinden, der ihm bis in die letzten Lebenstage eigen war, zeigte sich schon damals. Er liebte seine Heimat sehr und hat sich zu jeder Zeit dort am wohlsten gefühlt. Dazu kam noch ein anderes. Seinem entschiedenen Zuge zur Freiheit, zur freien Geistestätigkeit war in seiner bisherigen Erziehung nichts entgegengetreten. Seine Eltern hatten ihm von früh an frei überlassen, zu tun, zu lernen, zu lesen, was und wieviel er wollte. Auch in der Anschaffung der Bücher, im Stundennehmen, im Anwenden seiner Zeit hatten sie ihm vollständig freie Hand gegeben. Sie hatten das berechtigte Vertrauen zu ihm, daß er seine Zeit gewissenhaft anwenden und nichts Unrechtes tun würde. Diese frühe Selbständigkeit ist gewiß seinem Streben und Lernen nützlich gewesen. Sie hat ihm aber

einen Nachteil in der Erziehung gebracht, deſſen Folgen ihm für immer anhafteten, den er noch ſelbſt einmal im letzten Lebensjahr erwähnte. Weil er in jungen Jahren nicht daran gewöhnt worden war, ſeinen eigenen, wenn auch berechtigten und guten Neigungen in Bezug auf ſeine Tätigkeit zu entſagen, um ſich einem Autoritätswillen zu fügen, wie es z. B. jeder Gymnaſiaſt früh lernt, ſo konnte ihm ſpäter ein von außen kommender Zwang zur drückenden Feſſel werden, die ihm die freie Bewegung des Geiſtes erſchwerte und hemmte.

Er ſelbſt macht eine Bemerkung darüber in einem Briefe aus ſolcher Krankheitszeit in der Heimat an den Freund im Seminar, in der er zugleich ausſpricht, wie er in Bezug auf ſein Krankſein empfindet. Er kommt da zu reden auf das Verhältnis der äußeren Freiheit zu ſeinem Geiſtesleben und ihren Einfluß auf ſeinen geiſtigen und körperlichen Geſundheitszuſtand, und fährt dann fort:

„Haſt Du, haben mich andere in Mörs je mit der Friſche, der Lebendigkeit, der Energie denken, ſprechen und handeln ſehen, die ſie hier im Lande der Berge bei mir fanden? Daher das ſeichte Urteil der Flachköpfe, die mich hier ſahen und durchaus nicht begreifen konnten, daß mit einer körperlichen Schadhaftigkeit und Schwäche geiſtige Friſche und Geſundheit wohl vereinbar ſei, und dieſe über jene auch zuweilen den Sieg erringen könne.“

„Wir hatten ihn alle gern,“ erzählt der Freund, „nicht bloß wegen ſeiner geiſtigen Regſamkeit, ſondern auch wegen ſeiner Selbſtloſigkeit. Er war bei weitem der reiffte von uns im Urteil und in der Feſtigkeit des Charakters. Im zweiten Jahre wählten wir ihn zum Klaſſenälteſten, der bei dem Direktor und den andern Lehrern die Intereſſen der Klaſſe zu vertreten hatte, ein Amt, das nicht ohne Ärger und Kampf zu führen war.“

Von dieſer Vermittelungsſtellung erzählt ein anderer Mitſeminariſt den folgenden Zug:

„Unſer Klaſſenälteſter Dörpfeld wurde einſt von uns beauftragt, dem Direktor eine Bitte oder einen Wunſch vorzutragen. Der Direktor lehnte ab. D. verteidigte ſeinen Auftrag mit guten Gründen; der Direktor blieb aber bei ſeiner Weigerung, wurde zuletzt heftig und gab D. eine ſcharfe Antwort, ſo daß dieſem die Tränen in die Augen traten. — Später geſtand er ruhig: der Direktor ſei in ſeinem Recht geweſen und er im Unrecht. Gewiß ein ſchöner Zug ſeines edeln Charakters.“

Das Leben im Seminar war natürlich streng geregelt. Sommer und Winter wurde um 5 Uhr aufgestanden. Die Schuhe mußte man selbst reinigen, das Bett selbst machen. Zum Frühstück gab es ein tüchtiges Butterbrot mit Wasser (Sonntags dagegen Kaffee), dann nichts bis zum Mittagessen. Bei demselben gab es reichlich Kartoffeln und Gemüse, doch nur Sonntags und an zwei Wochentagen ein Stück Fleisch. Nachmittags wurde keine Mahlzeit verabreicht, doch ließen sich die Bemittelteren in einem Nachbarhause für 15 Pfg. eine Tasse Kaffee und Butterbrot geben. Das Abendbrot bestand gewöhnlich aus Suppe mit einer trockenen Schnitte Brot dazu, an einem Abend in der Woche gab es Pellkartoffeln mit Brot, Butter und Salz, dazu kaufte man sich dann einen Hering. Diese überaus einfache, knappe Lebensweise hatte einmal ihren Grund in dem niedrigen Kostgeld, welches von den meist unbemittelten Seminaristen gezahlt wurde. Dasselbe betrug für Unterricht und Pension nur 52 Taler jährlich. Dann aber hielt man wohl die knappe, einfache Lebensweise für eine gute Erziehungsmaßregel, da sie ein anspruchsloses, an Entbehrung gewöhntes Geschlecht heranbilde. Diese spartanische Weise war allen Seminaren der damaligen Zeit eigen. Daß manche Schüler Zahns dies nicht so bitter empfunden haben, — ich entsinne mich nicht, je von Vater eine Klage darüber gehört zu haben — lag wohl daran, — daß sie von ihrem Meister die höhere Wertschätzung der idealen Güter gegenüber den materiellen gelernt hatten.

Adolf Hollenberg, der Bruder des Freundes, erzählt aus jener Zeit:

„Im zweiten Seminarjahre weilte Dörpfeld von Oktober bis Juni wegen Erkrankung im elterlichen Hause. Er setzte dort seine Arbeiten fort; auch besuchte er damals fleißig eine Konferenz in Remscheid, die von mehreren jungen Lehrern gegründet worden war, und zu der auch den Aspiranten der Zutritt frei stand. Dort hielt er kleine Vorträge über Psychologie (Benekesche), aber auch an andern pädagogischen Fragen beteiligte er sich eifrig und befolgte den Grundsatz, man solle nicht in eine Konferenz gehen, nur in der Erwartung, von dort etwas zu *holen*, sondern auch mit dem ernstem Vorsatz, aus Eigenem etwas zu *bringen*. In dieser Zeit habe ich Dörpfeld häufig besucht; ich mußte biblische Geschichten für die Unterklasse ausarbeiten, die er dann mit mir besprach, und besonders auf ihre Anschaulichkeit prüfte. So zeigte

sich schon damals sein Drang, auf andere fördernd einzuwirken, ihnen Arbeiten zu übertragen, und er konnte eigentlich niemanden in bequemer Ruhe lassen. Dieses Vorwärtstreiben, dieses Anregen ist ihm sein Lebenlang geblieben. Er war im edlen Sinne ein rechter Agitator. Er ließ sich damals über den Gang des Seminar-Unterrichts von Seminaristen aus Mörs Bericht erstatten und setzte seine Arbeit zu Hause fort. Etwa sechs Wochen vor dem Abgang seiner Klasse ging er wieder nach Mörs, nahm an dem Unterricht teil, und saß nach den Stunden in einem Hause, dem Seminar gegenüber, trank seinen Kaffee und rauchte seine lange Pfeife bei seiner Arbeit, ganz wie er es zu Hause zu tun pflegte. Nach abgelegter Prüfung gab die Kommission ihm ein Zeugnis nur über das Prüfungsergebnis, ohne die damals gebräuchliche Numerierung und ohne voranstehende besondere Charakteristik."

IV. Die berufliche Tätigkeit.

1. Die beiden ersten Lehrerstellen.

(Fild und Heydt.)

Beim Abgang vom Seminar forderte Direktor Zahn die beiden Freunde Hollenberg und Dörpfeld auf, gemeinsam als Lehrer an seinem Knabeninstitut einzutreten; gewiß ein ehrendes Zeugnis für beide. Sie erkannten auch wohl, wie fruchtbar und fördernd es für sie sein würde, unter ihres verehrten Lehrers unmittelbarer Leitung sich in ihren Beruf hineinzuarbeiten, und nahmen die Stelle mit Freuden an. Überdies bot die Zahnsche Anstalt, weil sie eine Privatschule war, den jungen, strebsamen Lehrern Freiheit, die auf dem theoretischen Gebiete erfaßten, neuen pädagogischen Ideen nun praktisch zu verwerten. So war gerade diese Anstalt mit ihren nicht zu großen Klassen ein besonders günstiges Arbeitsfeld und gestattete eine mehr individuelle Behandlung der Schüler. Wem der Direktor Einsicht und pädagogisches Geschick zutraute, den ließ er frei und unbehindert seinen Weg suchen und ihn selbständig gehen.

Die vier Jahre, die Vater in dieser Stellung verblieb, brachten ihn in nähere persönliche Verbindung mit dem Vorsteher und seiner Familie. Er hat sich dieser Zeit immer besonders gern erinnert, und die Beziehungen aus derselben waren ihm lieb und wert. Besonders war es auch Frau Direktor Zahn, zu der er immer mehr ein herzliches Vertrauen gewann, und die ihm eine mütterliche Freundin wurde. Sie war eine Tochter der bekannten Schweizerin Anna Schlatter in St. Gallen. Etwas von dem schlichten, gediegenen, frommen Sinn jener demütigen, geistig bedeutenden Frau war mit der Tochter in das Zahnsche Haus

und Familienleben übergegangen. Die einfache, treuherzige, warme Schweizerart bildete eine harmonische Ergänzung zu der aristokratischen, geistblitzenden, lebhaften Natur des Direktors. In einer Rede beim Ausscheiden aus seinem letzten Amt erzählt Vater von ihr:

„Die liebe, gute Frau, die mir ein besonderes Wohlwollen zuwendete, hat mir damals manches gute Wort ins Ohr gesagt. Das sei ihr im Grabe noch gedankt. Einst, als sie von einer Reise in ihre schweizerische Heimat zurückgekehrt war, überreichte sie mir ein Schächtelchen und sagte: „Ich habe Ihnen hier einen kleinen Stein mitgebracht von Pestalozzis Grab.“ Dann setzte sie hinzu: „Als Pestalozzi auf seinem Sterbebette von einigen vertrauten Freunden Abschied nahm, sagte er: „„Wenn ich tot bin, dann setzt kein Denkmal auf mein Grab, sondern einen rohen Stein, denn — ich bin ein roher Feldstein.““ Sie sind auch solch ein rauher Stein. Sehen Sie zu, daß Sie sich nicht nach moderner Art schleifen lassen. Sie müssen Ihre Ecken und Kanten behalten.“

Warum die einsichtige Frau ihm gerade dieses Andenken aus ihrer Heimat mitbrachte, wird uns verständlich durch ein tiefblickendes Urteil, welches sie über den noch jugendlichen Lehrer gelegentlich äußerte: sie spüre an ihm Pestalozzisches Herzblut.

Einer ihrer Söhne, damals noch ein Knabe, erzählt aus jener Zeit: „Ich erinnere mich der schweren Erkrankung Ihres Vaters. Er genas zu aller Freude. Da sehe ich ihn noch zwischen den beiden Anstaltshäusern auf und ab gehen mit meiner sel. Mutter, er im Schlafrock langsam einherschreitend, die Mutter in lebhaftem Gespräch mit ihm. Ich weiß noch, daß ich damals dachte: „Die Mutter will ihn für den Herrn gewinnen.“

Einen Beweis seines dauernden Vertrauens gab er ihr später, indem er sie bei der Taufe seines ersten Kindes zur Patin erbat. Sie schrieb damals für das Kind, welches ihren Namen trug, ein kurzes Verschen auf. Noch ehe die Kleine die Zeilen lesen konnte, hat der Vater ihr das Verschen eingeprägt und den Sinn desselben dem kindlichen Verständnis, soviel wie möglich, nahe gebracht. Der in demselben ausgesprochene Gedanke kindlichen Vertrauens ist ihm selbst oft tröstlich gewesen. So schreibt er in späteren Jahren nach einem bedeutsamen Wendepunkt seines Lebens an einen vertrauten Freund: „Soll ich noch sagen, wie

ich mich innerlich in meine neue Lage finde, so sagt das ein kurzes Sprüchlein, das mir einst die sel. Frau Direktor Zahn aufschrieb für meine Anna, deren Patin sie war. Das Sprüchlein bezieht sich darauf, daß der Name „Anna“ vorwärts oder rückwärts gelesen immer gleich lautet:

Anna heißet „gnadenvoll“,
Ihr kann's nicht verkehrt ergehn:
Wenn's ihr auch verkehrt ergeht,
Heißt es dennoch „gnadenvoll“.

„Den Spruch habe ich auch auf mich gedeutet und mir zugeeignet, wenn auch mein Name anders lautet. Gottes Gnade gilt für alle gleich. Und was sie gilt, das heißt: Seine Kinder mögen in ihrem Werk und Geschick Bankerott machen — vielleicht siebenmal und noch mehr: aber Gottes Gnade falliert nie. Nie! Darauf verlasse ich mich.“

Der Direktor war weitherzig genug, den selbständigen Studiengang seines Schülers zu billigen, auch wenn derselbe andere Wege, als die von ihm gewiesenen, einschlug; er gestattete ihm sogar nach dieser Seite hin einen Einfluß auf seine Seminaristen. Adolf Hollenberg, der damals in der ersten Seminarklasse in Mörs war, erzählt darüber:

„Als ich Gehülfe an der Burg war, hatte ich auf Selscheid manche Unterredung mit Dörpfeld über Psychologie, hörte auch in der Konferenz in Remscheid einige seiner Vorträge über diesen Gegenstand. Im Seminar erzählte ich oft davon. Das erweckte Lust bei den Mitseminaristen, und wir baten ihn, uns auch solche Vorträge zu halten. Er sagte zu und erwirkte die Erlaubnis des Direktors, daß wir wöchentlich einmal nach dem Abendessen einen Gang nach Fild (etwa eine viertel Stunde von Mörs) machen durften. Da Dörpfeld es mit dem Schluß nicht genau nahm, so mußte ich, damit wir punkt halb zehn zur Abendandacht erschienen, auf dem Rückwege mitunter kommandieren: Trab, Trab!“

An der Filder Anstalt waren damals vier Lehrer angestellt. Der erste und älteste derselben, Steins, war schon Vaters Lehrer zur Präparandenzeit gewesen. Nun wurden sie Kollegen und sind nachher lebenslang treue Freunde geblieben. Der Direktor besaß die nötige Menschenkenntnis, um die Lehrer für seine Anstalt nach seinem Sinn zu wählen. Daraus folgte dann von selbst ein

einheitliches Kollegium, welches nicht nur treu zusammenstand in seiner Berufsarbeit an der Anstalt, sondern auch gemeinsam die eigene Förderung und Weiterbildung im Auge hielt. Die Tagebuch-Aufzeichnungen des lang verstorbenen Freundes Steins aus jener Zeit erzählen darüber:

„Mit dem Anfange des neuen Kursus kamen zwei neue Lehrer (Hollenberg und Dörpfeld) an die Anstalt, so daß jetzt vier Lehrer ihre Zeit und Kräfte ausschließlich dieser widmen konnten. Das Bedürfnis, sich einander in der weiteren Ausbildung behülflich zu sein, sich das Zusammenleben auf Fild angenehm und nützlich zu machen, wurde gefühlt. Damit es nicht nötig war, sich neben und nach der Beschäftigung mit den Knaben anderwärts zu erholen und zu beleben, gingen wir darauf aus, hier auf Fild Zusammenkünfte von Freunden zu veranstalten. Wir hatten deshalb Sonntags Abends von 7—10 Uhr ein Kränzchen, an dem noch mehrere Freunde aus der Umgegend teilnahmen. Diese Zusammenkünfte trugen dazu bei, daß das Verhältnis der Lehrer zueinander immer mehr ein inniges wurde."

Und etwas später berichtet derselbe Freund an gleicher Stelle:

„Es freut mich, daß es Hollenberg in seinem Verhältnis so gut gefällt. Studium und Gespräch, Arbeit und Unterhaltung, so sagte er, wechselten schön unter uns ab. Dörpfeld ist eine redliche, treue Seele, er besitzt ungeheuer viel Strebkraft, viel Anregendes; er hat einen starken Hang zur Selbständigkeit schon entwickelt, weshalb er gern widerspricht. — Sein körperlicher Zustand ist nicht zum besten; seine Brust ist schwach, was gewiß durch sein starkes Rauchen vermehrt wird. Im Essen und Trinken ist er bedächtig und mäßig."

Aus den obenerwähnten Bestrebungen heraus ist Vaters erste schriftstellerische Arbeit erwachsen. Schon während der Seminarzeit hatte er sich ernstlich damit beschäftigt, über Art und Ziel der Lehrervorbildung nachzudenken, ohne jedoch damals zu bestimmten, klaren Resultaten gekommen zu sein. Auch nach dem Abgang vom Seminar wandte er sein Studium diesem Gegenstande zu und ruhte nicht, bis er es in demselben zu einer klaren Anschauung gebracht hatte. Es trat dann, wie wir sogleich sehen werden, eine von außen kommende Veranlassung hinzu, die ihn bewog, den Ertrag dieses Studiums in einer Arbeit für die erwähnte Sonntagskonferenz darzulegen, ohne daß ihm dabei ein

Gedanke an Veröffentlichung gekommen wäre. Der Direktor, der dem Vorlesen der Arbeit beigewohnt hatte, fand Gefallen an derselben und erbat sie sich für seine „Schulchronik".

In viel späterer Zeit kommt Vater einmal in einem Brief an den derzeitigen Seminardirektor Rein, der auf der Seminarlehrerkonferenz in Berlin gemeinschaftlich mit ihm aufgestellte Thesen in einem Vortrage begründen wollte, auf diese Erstlingsarbeit zurück und urteilt darüber:

„Es ist der Gedankenerguß eines 23jährigen, der sich in dem landsässigen Nebel zurechtzufinden und mit einem gewissen gesunden Instinkt einen Ausweg aus demselben zu gewinnen sucht. Daß der Hauptgedanke, die „gemischte Ehe" von Bildungsanstalt und Berufsschule in den Seminarien sei eine grundverkehrte und grundverderbliche Einrichtung, schon damals klar und fest in meinem Kopfe stand, — das ist mir noch heute eine Freude. Alles übrige in dem Aufsatze ist zu wenig abgeklärt, ein Suchen und Tappen, und gelangt darum auch zu keinen praktischen Resolutionen. Für Sie (im Jahre 1881) hat das Elaborat inhaltlich keine Bedeutung. Höchstens könnte es Sie vielleicht interessieren, zu horchen, wie mein Schnabel in den Jünglingsjahren gesungen hat, oder gelegentlich zu konstatieren, daß der Grundgedanke unserer gemeinsamen Thesen schon vor 34 Jahren von mir energisch vertreten worden ist."

„Auf eins möchte ich noch aufmerksam machen, wenn ich nicht gewiß wäre, daß es Ihnen von selbst in die Augen fallen würde. Die Einleitung jener Erstlingsarbeit hat eine auffallende Ähnlichkeit mit meinen letzten Aufsätzen zur Verantwortung des Lehrerstandes. Es geht das sehr natürlich zu. Damals — in der Mitte der vierziger Jahre — erging in den altpreußischen Provinzial-Landtagen, in politischen und kirchlichen Blättern eine wahre Flut von Anschuldigungen über den „verbildeten" Lehrerstand, verbunden mit den abenteuerlichsten Vorschlägen zur Umformung resp. „Vereinfachung" der Seminarien. Der bekannte pommersche Ritter von Thadden proponierte u. a.: um den Hochmut der Lehrer zeitig zu dämpfen, solle man die Seminaristen „angesichts der lustwandelnden schönen Welt" mit Schaufel und Hacke auf dem Acker arbeiten lassen. (Im Grunde genommen stammen die Regulative des Jahres 1853 aus jener Zeit.) Aus jenen Vorwürfen und Vorschlägen hatte Zahn im Jahrgang 1846

der Schulchronik eine Auslese mitgeteilt — unter der Überschrift: „Gewitterwolken am Schulhimmel.“ Diese drohende Aussicht hatte mir die Feder in die Hand gedrückt. Ich war in meinen jungen Jahren bereits nüchtern genug, um zu erkennen, daß die Anklagen der Gegner keineswegs gänzlich unbegründet waren. Andrerseits aber sah ich ebenso klar ein, daß eine ganze Reihe von teils verschobenen, teils unfertigen Verhältnissen den Lehrerstand hinderte, das richtige Geleise zu finden, — und daß zu diesen verdrehten Verhältnissen auch sein unnatürlicher Bildungsgang gehörte. Aus dieser Anschauung heraus ist der Aufsatz geschrieben.“

„Es ist ein sonderbares Geschick, daß ich jetzt, nach 34 Jahren, alles das habe sagen müssen, was eigentlich schon damals hätte gesagt werden sollen. Hegel hat recht: „Die Weltgeschichte ist nicht pressiert.“

Daß jene Arbeit ganz aus des Schreibers Denken und Sein hervorgegangen war und deutlich das Gepräge seiner Eigenart trug, zeigt folgende Briefstelle eines früh verstorbenen Freundes aus damaliger Zeit:

„Gleich nachdem ich den Aufsatz über Seminarbildung gelesen, drängte sich mir der Gedanke auf: den kann niemand anders geschrieben haben, als mein lieber Dörpfeld. Stil klar, verständige Darstellung in halb entwickelnder, halb überraschender Weise, kurz den ganzen Dörpfeldschen Habitus finde ich hier wieder. Kannst denken, wie mich das aufregte. Ich las zum zweiten und dritten Mal.“

Jener Anfang ist charakteristisch für die Veranlassung sowohl wie für die Art und Weise seiner späteren schriftstellerischen Tätigkeit. Wenn er etwas Unklares, ein Problem vor sich hatte, so suchte er, um seiner selbst willen, aus innerem Triebe, damit ins reine zu kommen. Diese Gedankenarbeit resultierte dann zuweilen in einer schriftlichen Darlegung, öfter aber noch in einer mehr oder weniger detaillierten, schemaartigen schriftlichen Disposition, deren sich eine große Menge in seinem Nachlaß fanden. Was er sich auf diese Weise einmal klar gemacht, das vergaß er nie, es war ihm für immer klar und auch gegenwärtig, wenn er es anwenden wollte. Er hatte jene Zettel nicht mehr nötig; ihren Gedankengang konnte er jederzeit im Gedächtnis wieder

hervorrufen und zwar mit einer ins einzelnste gehenden Genauigkeit, wie sie die schriftliche Fixierung nicht einmal andeutete.

Mit dieser und einer andern geistigen Eigentümlichkeit hing es wohl zusammen, daß er später seine Vorträge, auch die bedeutenderen und inhaltreichsten, meist nicht vorher schriftlich ausarbeitete. Wohl nahm er es darin gewissenhaft und präparierte sich, wenn es eben seine Zeit erlaubte, gründlich. Aber seine Vorarbeit war intensiv-geistiger Art. Er machte sich nicht nur eine Disposition im großen und ganzen, sondern durchdachte und fixierte jeden Gedankengang bis ins einzelne, nur nicht dem Wortlaut nach. Diesen, den Ausdruck, das Kleid seiner Gedanken, überließ er dem gegebenen Moment.

Damit kam er einer zweiten Eigentümlichkeit seiner Natur entgegen, die vielleicht ihm selbst nicht einmal bewußt war. In Bezug auf dieselbe berichtet W. Hollenberg aus jener früheren Zeit:

„Schon damals galt das, was Zahn später einmal von ihm sagte: Dörpfeld sei in der mündlichen Rede, in der Diskussion ꝛc. bedeutender, als in der schriftlichen Darstellung. Nicht umsonst gewöhnte er später in seiner schriftstellerischen Tätigkeit sich daran, das, was er drucken lassen wollte, bis zum letzten Tage immer wieder klarer und durch Einfügung bisher übersehener Glieder zusammenhängender zu gestalten. Dadurch kam es, daß sein Stil öfters breit zu sein schien. Aber Dörpfeld kannte die Natur der gewöhnlichen Leser wohl; oft zeigte sich, daß er noch zu viel vorausgesetzt hatte, und daß die wesentliche Absicht seiner Darstellung übersehen worden war."

Wir fassen diese Urteile kurz zusammen. Er war mehr ein geborner Denker als ein geborner Schriftsteller. Seine Leistungen und Erfolge auf dem letzteren Gebiet sind ihm durch Anstrengung und eisernen Fleiß zu teil geworden.

Was ihn trieb, diesen Fleiß daran zu setzen, was den Denker auch zum Schriftsteller machte, war ein anderer Naturzug seines Geistes, den die Gelehrten jetzt „Altruismus" zu nennen pflegen, und den wir früher schon einmal auf anderem Gebiete gestreift haben. Wenn es wahr ist, daß die echte wahre Liebe zum Nächsten der Wunsch und Wille ist, ihn möglichst gut, vollkommen, glücklich zu sehen: dann ist die erziehende, zum Guten beeinflussende Tätigkeit der wahrste und idealste Ausdruck der Liebe. So dürfen wir die andere, ihm von Natur eigene, oder sagen wir lieber,

von seinem Schöpfer verliehene Gabe einfach „die Liebe“ ... mit kurzem Wort sagen: Er war ein geborner ... Und nur dadurch, nicht aber weil er Lust und Trieb ... verben hatte, — noch weniger aus irgend einem selbst... Beweggrund des Nutzens oder der Ehre — wurde er ... Schriftsteller. Seine Liebe, sein Drang, das durch eigenes ...denken Erworbene andern auch zu gute kommen zu lassen ...d mit ihnen zu teilen, war sein Beweggrund damals und blieb ...s bis zuletzt.

Auf den Gang seiner Studien in den Berufswissenschaften zu jener Zeit kommt er selbst später gelegentlich zu reden. Schon zu seiner Seminarzeit begann er bei denselben immer mehr eine eigene selbständige Richtung einzuschlagen. Vor allem waren es die Schriften seines Landsmanns Dr. Mager, die auf sein ganzes Denken einen entscheidenden Einfluß ausübten. Trotz der großen Verschiedenheit, besonders in den religiösen Anschauungen, lebte in beiden Männern ein gutes Teil von der Eigenart ihres Bergischen Volksstammes. In diesem Gemeinsamen mag wohl ein Grund der Anziehungskraft gelegen haben, die den Schüler zu dem Meister hinzog, den er doch nur einmal im Leben gesehen.[1])

Es würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, wenn wir die Gestalt und Bedeutung Magers, sowie seinen Einfluß auf Vater klarzustellen versuchen wollten. Es sei hier nur ein kurzes Urteil eines Kenners der Schriften beider Männer angeführt:

„Den Lesern von Dörpfelds Schriften ist es bekannt, wie oft und dankbar er sich auf Mager beruft. Es ist wohl kaum ein zweiter, der so die Magerschen Gedanken in sich aufgenommen und sie selbständig ausgestaltet und weitergeführt hat. Zwei Eigenschaften finden sich in den Schriften beider Männer in seltenem Maße vereinigt: der sittliche Ernst und die innere Freiheit.“

[1]) Es war 1844 auf einer Ferienreise in die Heimat. Er kehrte auf seiner Fußwanderung mit einem Mörser Genossen in Gräfrath ein, und traf dort Mager mit dessen altem Jugendlehrer. Dieser stellte dem schon berühmten Schulmann die Mörser Seminaristen vor. Er unterhielt sich freundlich mit ihnen und fragte u. a.: „Was macht denn in Mörs der Wurst (eine damals gebräuchliche deutsche Grammatik)?“ Worauf Vater ihm antwortete: „Der Herr Direktor Zahn hat gesagt, Sie würden das Wurstgift schon austreiben.“ Vater erinnerte sich besonders noch der Freude, die der alte Lehrer über seinen Schüler hatte.

Wir kommen nun auf die Ausgeſtaltung des geiſtig Erworbenen in Leben und Beruf zurück. Schon zu jener Zeit weiſen einige der erhalten gebliebenen Briefe dankbar auf manche Anregung hin, die er da und dort gegeben, und zeigen uns zugleich, daß die mit ihm befreundeten Altersgenoſſen ſich gern an ihn wandten, um von ihm in der einen oder andern Schwierigkeit ihrer Schulpraxis ſeinen Rat zu erbitten.

Einer derſelben, ein Ravensberger, der einige Jahre in Remſcheid war, ſchreibt in ſeinem erſten, nach Filb gerichteten Brief:

„Wenn man mich fragte, was ich denn während meines Aufenthaltes im Bergiſchen gewonnen und was ich von dort mitnähme, dann durfte ich getroſten Mutes die Antwort geben: „Viel, ſehr viel! Ich habe einen Freund gefunden, wie man deren, ach leider! ſelten einen findet, der ſo unendlich viel beigetragen hat zur feſteren Geſtaltung meines ganzen inneren Weſens. Nimm nochmals meinen herzlichen Dank dafür aus weiter Ferne. Und mögeſt Du den Lohn empfangen von dem, der da überſchwenglich reich iſt zu ſegnen.“

Trotz der eifrigen Selbſtſtudien und jener Anregungen nach außen hin blieb doch ſeine Hauptkraft auf ſein Amt an der Anſtalt gerichtet. Es war ſein Beſtreben, den Schülern die Unterrichtsgegenſtände intereſſant und lieb zu machen, und dies gelang ihm auch vortrefflich. Doch nicht nur in den Unterrichtsſtunden, ſondern auch in der übrigen Zeit gab er ſich mit warmem Herzen den Schülern hin, ſo daß ihm die Zuneigung derſelben in großem Maße zu teil wurde. Ein eben von Filb heimgekehrter Knabe ſpricht ihm brieflich ſeine Dankbarkeit in folgenden kindlichen Worten aus:

„Ich kann es nicht unterlaſſen, Ihnen hiermit meinen wärmſten Dank für alles Gute, das ich während der Zeit meines Aufenthaltes auf Filb von Ihnen genoſſen habe, abzuſtatten. Ich fühle es gar zu gut, daß dieſe Zeit eine geſegnete für mich war und werde ſie mir noch oft in mein Gedächtnis zurückrufen. Sie verſtanden es, uns während der Ausgangsſtunden die Zeit zu verſchönern und ſich dadurch umſomehr unſer aller Liebe zu erwerben. Dies werde ich mir ſtets als ein Vorbild anſehen, denn bei Ihnen habe ich recht eingeſehen, was Munterkeit bei den Kindern tut. Aber nicht bloß dies war es, was uns recht

an Sie fesselte, sondern auch an den Unterrichtsstunden hatten wir Freude, welche Sie so schön nach dem Geschmacke zu behandeln wußten."

Ein anderer damaliger Schüler schreibt jetzt nach vierzig Jahren von ihm:

„Er war ein wohlwollender, wahrer und aufrichtiger Freund aller seiner Schüler. Sein Unterricht war in den Stoff tief eindringend, klar und ernst. Wir Schüler folgten ihm in allen Dingen gern und hatten allseitig für ihn die vorzüglichste Hochachtung."

Gemeinsam mit dem Freunde wurden auch die Studien in den fremden Sprachen, älteren und neueren, eifrig betrieben. In dem Freunde reifte unter denselben der Entschluß, die Universität zu besuchen und sich dort für das höhere Lehrfach auszubilden. Auch für Vater hätte wohl dieser Plan nahe gelegen bei seiner großen Freude am Weiterlernen, zumal seine äußern Verhältnisse kein Hindernis boten. Aber schon 1844, als er in einem Briefe aus der Heimat an den Freund auf die Möglichkeit dieses Entschlusses desselben zu reden kommt, sagt er in Bezug auf sein eigenes Lebensprogramm:

„Auch ich gedenke „des" Zieles. Jetzt bin ich Elementarlehrer, und jetzt will ich es auch bleiben. Als solcher ist die Schule und das ihr zunächst liegende Leben mein Element, das Prinzip, die Bedingung meiner Existenz. Halte ich nun hier auf der einen Seite an dem auch auf diesem Gebiete seine Geltung findenden: „Alles ist euer," — „es muß alles zum Besten dienen" — fest, so werde ich auf der andern mich hüten, meinen Kräften in ferne Weiten eine Richtung zu geben, woselbst die Verirrung so leicht und das Zurückkehren in die rechte Sphäre so schwer ist. Dort vor Pedanterie und hier vor seichter Vielwisserei uns zu bewahren, bleibt immerhin eine Hauptbedingung des Strebens. Dieses mir mit Klarheit vorzustellen und hiernach meine Handlungen zu ordnen, ist meine Absicht gewesen und wird es auch bleiben. Erinnere Dich hierbei an das, was ich in B. gesagt habe, so wird Dir mein Plan, nämlich „der heranwachsenden Lehrergeneration eine gebührende Aufmerksamkeit zu schenken," in dem gehörigen Lichte erscheinen. Ohne mich zu weit von dem angewiesenen Terrain zu entfernen, bewahre ich meinem Geiste die frische Lebendigkeit, halte die Aussicht in höher liegende Gebiete

der Erkenntnis frei und offen, komme anderweitig der solidarischen Verpflichtung gegen Amtsgenossen nach und kann so mit Zuversicht sagen: es wird alles zum Besten dienen."

Daß ihm der Entschluß des Freundes schmerzlich gewesen sein muß, geht aus der Fortsetzung jenes Briefes hervor, wo er von dem andern Plan des Freundes spricht und dann sagt: „Ich wüßte sonst keinen, der sich mir bei diesem Streben mit der zu wünschenden Kraft, Energie, dem erforderlichen Willen und dem nötigen Einverständnis anschließen würde."

Seinem Entschluß ist er treu geblieben. Aber was er hier als Zwanzigjähriger voraus geahnt und gefürchtet, sein Alleinstehen: wie tief und schmerzlich hat er es lebenslang empfinden müssen! —

Trotz der sonst kräftigen Natur und Gestalt war Vater seines Brustleidens wegen die ersten Jahre bei der Aushebung zum Militärdienst zurückgestellt worden. Als sich nun in den folgenden Jahren dies Leiden immer mehr verlor, wurde er nachträglich doch noch zum Dienst herangezogen. In Wesel mußte er diese sechswöchige Zeit zubringen. Da sein Leiden derart war, daß es zu jeder Zeit, besonders nach einer körperlichen Anstrengung, plötzlich sich wieder einstellen konnte, trat er nicht mit Freudigkeit in den Dienst. Doch hat er später gelegentlich geäußert, er habe etwas in der Zeit gelernt. Als sein ältester Sohn später als Freiwilliger in ein Berliner Garde-Regiment eingetreten war, und auch gerade in der ersten Zeit die Schattenseiten des Soldatenlebens kennen lernte, erzählte der Vater ihm in einem Brief aus der eigenen Militärzeit. Zugleich sucht er die Stimmung des Sohnes in ihren Ursachen zu verstehen und ihm mit treuem, väterlichem Rat zurechtzuhelfen, damit er sich nicht nur mit dem Soldatenleben aussöhne, sondern ihm dasselbe zur Förderung und zum Segen diene:

„Deine niedergeschlagene Stimmung verstehe ich sehr gut, — zumal mir seiner Zeit etwas ganz Ähnliches beim Eintreten ins Militärleben begegnet ist."

„Mit schwerem Herzen machte ich mich damals auf nach Wesel. Zunächst quälte mich die Sorge, daß die Anstrengung der Exerzitien mein Brustleiden wieder wachrufen könnten. Sodann empfand ich auch eine Art Abneigung gegen das Militärleben, die sich in den ersten Tagen noch steigerte. Der frostige Empfang,

die kurz angebundene, rücksichtslose Behandlung von seiten der Offiziere, die Roheit, die mir vielfach bei den Mannschaften und Unteroffizieren entgegentrat — das alles war nicht geeignet, mich versöhnlicher zu stimmen."

„Du wirst hieraus sehen, daß ich Deine Stimmung nur zu wohl verstehe. Im Verlauf ging aber doch alles, ohne Ausnahme, viel besser, als ich erwartet hatte. Schon als wir nach einigen Tagen uns ein Zimmer in der Stadt mieten durften, und nun auch einmal im eigenen Gedinge, ungestört durch den Trubel der Kaserne, sitzen konnten, nahm manches für unser Auge eine freundlichere Gestalt an. Zudem fand es sich, daß alle unsere unmittelbaren Vorgesetzten — mit Ausnahme des sehr verdrießlichen alten Unteroffiziers — recht umgängliche, zum Teil sogar sehr wackere Leute waren. Die Exerzierstunden brachten zwar in den ersten 8—14 Tagen manches Unbehagliche mit sich; allein als diese Zeit überstanden war, wüßte ich nicht, daß mir der Dienst irgendwie unangenehm gewesen wäre. Dazu kam bald die Überzeugung, daß die körperlichen Übungen, der Aufenthalt in der frischen Luft und die Regelmäßigkeit des ganzen Lebens meiner Gesundheit höchst zuträglich waren. Ich fühlte mich so gesund, frisch und munter, wie lange nicht. Freilich genoß ich den Vorteil, den Du nicht hast, daß mir außerhalb des Dienstes keine Sorge um die Studien oblag, und ich also meine Freizeit zu Ausgängen benutzen, oder behaglich hinter meinen Büchern sitzen konnte. Auch kam mir zu gute, daß unsere (der Lehrer) Militärzeit nur sechs Wochen dauerte."

„Ich glaube, daß Du mehr oder weniger dieselben Erfahrungen machen wirst. Es hat mich daher sehr gefreut, daß Deine Gedanken bereits von selbst auf die richtige Spur gekommen sind, auf die christliche Wahrheit, daß kein Haar von unserem Haupte fällt ohne den Willen unseres Vaters im Himmel, und daß seine Wege sich zuletzt als die besten und seligsten erweisen werden, wie sehr sie uns anfänglich contre coeur gewesen sein mögen."

„Im übrigen möchte ich Dir noch empfehlen, in den militärischen Obliegenheiten gewissenhaft und pünktlich zu sein, unverdrossen und guten Mutes Deine Schuldigkeit zu tun und allen Vorgesetzten, den untersten wie den obersten, freundlich und bescheiden zu begegnen, dann wirst Du bald ihr Vertrauen und

ihre Achtung gewinnen. Auch möchte ich Dir raten, aus dem Militärwesen mit Fleiß alles zu lernen, was sich da zu lernen darbietet; ich denke dabei nicht an die pflichtmäßigen Lektionen, die lernen sich von selbst, sondern an das, was darüber hinausliegt. Steht man einmal in einem besonderen Lebens- und Wissensgebiet, so tut man auch wohl, die Augen offen zu halten. Jede Vermehrung der Einsicht und Bildung ist nützlich, wenn man auch nicht im voraus sehen kann, wo sie einem zu gut kommen werde. Allerdings liegt Dir in Deiner Studienlaufbahn schon übergenug zu lernen vor, allein das wird doch nicht zu hindern brauchen, gelegentlich durch Umgang oder Lektüre auch noch etwas anderes mitzunehmen. Man kann ja zur Erholung ebensogut irgend ein militärisches Buch lesen, als die Zeitung u. dgl., und jenes halte ich entschieden für nützlicher. Eine Schrift über Festungsbau z. B. würde Dir gar nicht einmal völlig aus dem Wege liegen, und eine gut geschriebene Kriegsgeschichte ist so unterhaltend wie nützlich." —

Der früher erwähnte Freund Rohs stand seit einigen Jahren an der einklassigen Landschule zu Heydt bei Ronsdorf und hatte nun einen andern Ruf angenommen. Heydt ist eine kleine, etwas vom Verkehrswege abgelegene Ortschaft ziemlich hoch in den Bergen gelegen und auf allen Seiten von Wiesen und Wald umgeben. Seit Jahrhunderten bildete sie mit einigen umliegenden Höfen eine bestimmt abgegrenzte, geschlossene eigene Schulgemeinde mit einklassiger Schule. Es war eine Anzahl wohlhabender Familien dort von alters her ansässig. In denselben war durchweg eine gediegene Bildung vorhanden, damit verbunden ein reges, geistiges Interesse und eine gute, wohlwollende Gesinnung.

Die der Kirche fern wohnende Schulgemeinde hatte ein um so wärmeres Interesse und Herz für ihre Schule. Es war den beteiligten Familien ein wichtiges Anliegen, einen für sie passenden, tüchtigen Lehrer zu bekommen. Derselbe mußte nicht nur in den Elementarfächern Tüchtiges leisten, sondern auch imstande sein, die Knaben in den Sprachen für die höheren Schulen vorzubereiten. Einen ungläubigen Lehrer, das sprachen sie offen aus, wollten sie nicht haben. Doch von den positiv Gerichteten mußte es einer sein, der einen weiteren freien Blick hatte und dadurch imstande war, ihre Anschauungsweise und ihre Bestrebungen zu verstehen. Einen solchen Mann glaubten sie in dem jungen

Freunde ihres bisherigen Lehrers, den sie bei seinen gelegentlichen Besuchen kennen gelernt hatten, zu finden.

Derselbe antwortete nun auf die durch den Freund erhaltene Anfrage:

„Dein Brief hat mich, wie Du richtig vermutetest, nicht wenig überrascht, zumal ich Dir bei unserm letzten Zusammensein auch mit keiner Silbe zu verstehen gegeben, daß ich innerlich so disponiert sei, um auf einen derartigen Antrag eingehen zu können."

„Ohne weit auszuholen, will ich Dir kurz einige Gedanken pro und contra vorführen."

„Innerlich habe ich mich nie von der Elementarschule losgesagt, der ich ja nach Recht und Herkommen angehöre, vielmehr bin ich stets mit den Elementarlehrern in Beziehung geblieben. Ferner bin ich auch in meiner praktischen Wirksamkeit dem Unterricht in der Volksschule nicht entfremdet worden, da ein gut Teil unserer Zöglinge dem Alter nach der Volksschule angehören. Auch würde ein mehrjähriges Arbeiten an einer Elementarschule mich für eine etwaige Stelle am Seminar nicht absolut untauglich machen — das hat mir auch Zahn zugestanden. Wenn ich aber eine Elementarlehrerstelle annähme, so würde ich vor der Hand alle meine Kräfte in diesem engern Kreise konzentrieren und möglicherweise den Gedanken an etwas anderes mit der Zeit ganz aufgeben. — Für das Vertrauen, mit dem das Wahlkollegium mir entgegenkommt, bin ich nun auch nichts weniger als unempfänglich, und ist es hauptsächlich dieses gewesen, was mich für die Sache geneigt gemacht hat."

„Die Bedenken dagegen sind ungefähr folgende. Fürs erste habe ich hier eine solche Stellung, daß mein Weggehen namentlich in dem gegenwärtigen Zeitpunkt bedenkliche Störungen herbeiführen könnte. Dieses und die persönlichen Beziehungen, in denen ich zum Herrn Direktor stehe, scheinen mir hier Verpflichtungen aufzulegen, über deren Umfang ich jetzt noch nicht ganz im reinen bin und über welche rücksichtslos wegzuspringen mir ein schweres Unrecht deucht. — Im Laufe dieses Frühjahrs wird das Seminar hier nach Filb verlegt. Es muß daher auch eine Seminar-Musterschule eingerichtet werden, wozu alle Anstalten schon soweit getroffen sind, als bis dahin nötig ist. Zahn wünscht nun, ich möchte neben einem Teile meiner jetzigen Arbeit auch die Einrichtung und Leitung dieser Schule übernehmen, so lange wenigstens,

bis die Schule in ſehenswerter Ordnung ſei, oder ſolange es mir beliebe. Ich habe mich darüber noch nicht entſchieden, da die Entſcheidung nicht Eile hat. Nun geſtehe ich offen, daß ich für dieſe Herkulesarbeit keine abſonderliche Neigung verſpüre. Abgeſehen davon — worauf ich vorderhand wirklich kein beſonderes Gewicht lege — daß der Seminarfonds in einem zu deſperaten Zuſtande iſt, um zwiſchen dieſer Arbeit und dem Lohn ein einigermaßen vernünftiges Verhältnis einzurichten, ſo kommt mir die Leitung einer ſogenannten Muſterſchule, in der die Seminariſten herumpfuſchen, halbweges wie eine Danaidenarbeit vor, mindeſtens als eine ſolche, wobei viel Sorge, aber wenig Ehre und noch weniger Freude zu erwarten. Ich habe nun gerade nicht die Untugend oder Tugend, mir in Sachen unſeres Faches zu wenig zuzutrauen, aber vor einer Danaiden- oder Siſyphus-Arbeit habe ich doch zu großen Reſpekt. Man hat mich glauben machen, ich ſehe Geſpenſter; möglich, daß dem ſo iſt, und ferner möglich, daß mich die Leute vom Aberglauben zu einem vernünftigen Glauben bringen. Zahn ſtellte mir weiter vor, wie ich auf dieſe Weiſe ganz ſachte mit dem Seminar in Verbindung träte, und um wieviel ſegensreicher eine Wirkſamkeit als Seminarlehrer ſein müſſe, die auf der breiten Grundlage einer mühevollen Erfahrung ruhe. — Da kommt Dein Antrag."

„Wäre der Antrag von Deiner Seite nicht gekommen, ſo würde ich wohl zuletzt die Seminarſchule übernommen haben, jedenfalls hätte ich mich zu keiner andern Stelle gemeldet, ſondern wäre an der Anſtalt geblieben."

„Ich komme nun zu Deinem Antrage ſelbſt. Aus dem Vorhergegangenen wirſt Du ein geheimes Hinneigen dazu nicht undeutlich entnehmen können. Für etwas mehr kann ich auch nicht einſtehen. Ich denke, Du wirſt hieraus dem Wahlkollegium darlegen können, wie ich zu der fraglichen Sache ſtehe. Eine beſtimmtere Erklärung als meine innere und äußere Stellung, wie ich ſie dargelegt, ſelbſtredend gibt, kann ich für dieſen Augenblick nicht geben."

Der Freund erwidert darauf umgehend:

„Noch einmal ergreife ich im Auftrage des verſammelten Wahlkollegiums die Feder, um den früheren Antrag zu einem definitiven Beſchluß umzuſchaffen. Mit wenig Worten will ich

daher sagen, daß Du, wenn Du ein entscheidendes „Ja“ sagst, mit der schönsten Einstimmigkeit gewählt wirst.“

„Welche schöne Bürgschaften für eine noch schönere Zukunft eine solche Dir entgegentretende Gesinnung des hiesigen Wahlausschusses Dir bietet, brauche ich nicht zu erwähnen, ich will nur sagen, Du wirst es hier gut haben, es tritt Dir hier Liebe entgegen, Vertrauen, und somit ist Dir ein segensreiches Wirken gesichert. Ich gebe Dir nun, als Dein alter, es treu mit Dir meinender Freund den Rat, die Sache reiflich zu überlegen, Deine eigene Zukunft klar ins Auge zu fassen und der Schule wegen ein recht baldiges „Ja“ hierher zu schicken. Du hast nun seit meinem letzten Schreiben Zeit genug gehabt zur Überlegung, und kannst uns also umgehend Deinen Entschluß mitteilen, damit unverzüglich zur Wahl geschritten werden kann.“

„Zur näheren Beglaubigung unterschreibt das gegenwärtige Wahlkollegium umstehend mein Schreiben.“

Doch mit diesem ihm vom Wahlkollegium aufgetragenen Brief läßt es der Freund nicht genug sein, er schreibt noch einen besonderen, warmen, längeren Brief, zum Teil vor, zum Teil nach der vorerwähnten Wahlversammlung, um den Freund zur Annahme der Stelle zu bewegen. Aus demselben sei einiges hier mitgeteilt:

„Soeben kommt Dein Brief in meine Hände, und jetzt ist er schon wieder aus meinen Händen heraus und wandert über den Heydt. Es ließ sich das nicht vermeiden. Dein Brief wird studiert werden, man wird zwischen den Zeilen lesen.“

„Ich halte es auch für meine Pflicht, Dir die äußeren Verhältnisse darzulegen. Das Einkommen ist gut; französische Stunde, Zeichnen, Abendschule muß auch gegeben werden. Die Leute hier sind gut zu ihrem Lehrer und zeigen bei jeder Gelegenheit, daß sie gern etwas für die Schule tun. Der Lehrer ist selbständig, sowohl der Geistlichkeit als dem Bezirk gegenüber. Ein schönes Klavier findet der Lehrer in der Schule, braucht also keins zu kaufen. Wohl weiß ich, daß Du nicht rechnend eine Stelle annimmst, aber dennoch gehört es zum Leben.“

„Was Dich in Mörs wohl hauptsächlich fesselt, ist Dein inniges Verhältnis zum Herrn Direktor. Das ist ein Heiligtum, in welches ich nicht hineindringen darf noch will. Aber das muß ich doch sagen: Du kannst nicht immer in deiner gegenwärtigen

Stellung bleiben, mußt endlich eine sichere, mehr lohnende Stellung haben. Nicht alle Tage bietet sich solche dar. Zudem kann sich in Mörs leicht etwas ereignen, was Dich mit Gewalt aus dem schönen Verhältnis zum Direktor herausreißt. Die Anstalt kann eingehen, der Direktor versetzt werden und noch mehreres andere kann stattfinden. Daher darfst Du nicht zu ängstlich darin sein, Mörs zu verlassen. —"

„Ferner: Du hast Familie; Dein Bruder wird Dein bedürfen. Hier kannst Du ihm etwas sein. Deine Mutter hängt sehr an Dir, hier bist Du ihr nahe. Die Deinigen würden sich freuen."

„Willst Du im Elementarfach bleiben, oder dahin zurückkehren, so ist es jetzt Zeit; Du machtest hier einen Anfang, wie er nur wenigen zu teil wird. — Der Lehrerstand bedarf der Hebung durch tüchtige Kräfte. Willst Du die Deinen Deinem Stande entziehen? Wir bedürfen Dich; obschon wir Dich in Mörs haben und sicher sein können, daß Du dort auch an dem Aufkommen des Lehrerstandes arbeiten wirst, so ist es doch ein anderes, was sich hier Deinem Wirken bietet."

Hier drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf, wie ganz anders der weitere Lebensweg verlaufen wäre, wenn sein Entschluß den Wünschen des Freundes entgegen ausgefallen wäre, wenn er in Fild geblieben, und, wie es des Direktors Wunsch war, allmählich in die Seminar-Laufbahn hineingekommen wäre. Ob ihm selbst später ein solcher Gedanke gekommen sein mag? Ausgesprochen hat er ihn nie, wohl aber hat er gelegentlich gesagt, für Christenleute, die einen sorgenden Vater im Himmel wüßten, gäbe es in dieser Beziehung kein rückblickendes reuevolles: „Wenn!" Wer nicht unbedacht oder eigenwillig, sondern nach bestem Wissen und Gewissen einen Entschluß gefaßt, einen Weg eingeschlagen habe, der solle nicht mehr schwankend zurückblicken, sondern ruhig vorwärts, in dem guten Vertrauen, daß der Vater im Himmel den einmal eingeschlagenen Weg so leiten und führen würde, daß er zu seinem Besten, zu seinem Heil diene. Dann sah er auch eine Fügung Gottes in den Dingen, die ganz ohne eigenes Zutun an ihn herantraten.

Die um einige Tage sich noch verzögernde Zusage erfolgt dann an den Freund mit den Worten:

[illegible] Namen sei es gewagt. Hoffentlich wird die [illegible]lkollegiums sich auch in der Wahl bewähren. [illegible]e feste Zusage, daß ich dem Rufe folgen

[illegible]s sowie der Schulgemeinde über die [illegible] einem längeren Briefe aus, dessen

[illegible]Hülle!"

[illegible] kam gestern abend um 11 Uhr in meine Hände. [illegible]er R. hat diese Woche jeden Abend auf der [illegible]auf den letzten Wagen erwartet, um Deine Antwort [illegible]haben. Wir haben gestern abend noch lange zusammen [illegible]: R. nahm ein Stück Kreide mit und schrieb auf dem [illegible] auf die Tür einiger Wähler: Vivat Dörpfeld! und somit [illegible]r heute morgen die Nachricht auf dem Heydt, wie durch ein [illegible]under; ein Engel vom Himmel hatte sie gebracht. Wir haben einige Angst ausgestanden, Du möchtest „Nein" sagen. Wir — ich spreche „wir", obschon ich nichts bin — wählen nun am Dienstag, würden morgen wählen, wenn Deine Zeugnisse hier wären. Du mußt nun umgehend Deine Seminarzeugnisse herschicken, und ein Zeugnis vom Herrn Direktor. So empfange nun im voraus meinen herzlichen Glückwunsch; möge diese Wahl zu einer Quelle reichen Segens werden für den Heydt! Möge auch durch Dein Hierherkommen den Lehrern ein frischer Lebensodem eingehaucht werden, was wahrlich not tut!"

Die damalige Zeit war eine dunkle, gewitterschwere für unser deutsches Vaterland und auch für unsere engere bergische Heimat. Der Sturm brach los, die alten Stützen des Gesetzes und der Ordnung wankten, und man wußte nicht, was da werden wollte. In den Tagen nach der eben berichteten Zusage, erhielt Vater von seinem Freunde in der Heimat, dem alten Bauer Schophof, folgenden Brief, der da zeigt, wie das aufrührerische Treiben auch bis in die stillen Berge drang und die Gemüter in Unruhe brachte.

Selscheid, den 17. März 1848.

„Noch nie habe ich Dir so angstvoll geschrieben als diesmal. Gestern nachmittag kam ein Gerücht, in Solingen hätten die Aufrührer einige Fabriken niedergerissen, und diese Nacht würden sie nach der Burg kommen."

„Um zehn Uhr gestern abend kamen sie schon wirklich. Man konnte in Selscheid hören, wie sie im Jagenberg auf die Burg zukamen. Da haben sie bis diese Nacht um ein Uhr alles entzwei geschlagen. Dann sind sie fortgegangen und haben gesagt, sie würden heute morgen wieder kommen und die Fabrik vollends abreißen. Heute morgen halb elf kamen sie wirklich, und haben wieder bis nachmittags vier Uhr geschlagen und niedergerissen. Es war eine ganze Schar mit Prengeln, jung und alt, Männer und Weiber. Sie sagten: wo wir die Nacht aufgehört haben, wollen wir jetzt wieder anfangen. Und das alles öffentlich und frei heraus. Der Landrat und mehrere Gendarme waren da, aber danach fragten sie nicht das mindeste. Die Gendarme haben flüchten müssen, sonst hätte es ihnen schlecht gegangen. Einige von diesen haben schon etwas mitbekommen. Was die Zerstörer nicht mehr abreißen konnten, haben sie dann an allen Ecken in Brand gesteckt; nun ist die Fabrik ganz zertrümmert. Es war ein schrecklicher Brand; es ist jetzt abends zehn Uhr und es ist noch immer am brennen. Es sind auch für Tausende an Waren verdorben oder verbrannt, ins Wasser geworfen oder öffentlich mitgenommen worden. Ich kann Dir den Zustand nicht schildern. Wer nicht Augenzeuge gewesen ist, kann sich auch keine Vorstellung davon machen. Ich bin selbst hingegangen, um Dir nichts zu schreiben, was Unwahrheit sei, sonst möchte ich wohl nicht hingekommen sein. In Selscheid waren fast alle Häuser leer; da waren einige tausend Menschen zusammen, teils Rebellen, teils Zuschauer. Nun sagt man: Was will das werden? Mit unserm Verstande können wir es nicht denken, was nun werden soll. Der liebe Gott wird es wissen. Wir wollen ihn anrufen, daß er seine starke Hand über uns halten wolle in dieser argen Zeit, sonst müssen wir verderben!“

Als warmer Patriot, der ein Herz hatte für das irregeleitete Volk und treu zu seinem König stand, hat er jene schlimme Zeit nicht untätig mit durchlebt. Schon 1848 vom Heydt aus, sowie auch in seinem neuen Wirkungskreis 1849 ist er mutig und besonnen in öffentlichen Volksversammlungen für seine Überzeugungen eingetreten. So erzählt W. Hollenberg:

„Im April 1848 besuchte ich als Student Dörpfeld auf dem Heydt. Die März-Revolution war uns betrübend gewesen. Unser drei wollten den „Rheinischen Beobachter“, ein vom Staate unter-

ſtützes, konſervatives Blatt, das ſofort im März eingehen mußte, nicht ohne Abſchiedsgruß und Dank verſchwinden laſſen. Unſer Inſerat iſt dann auch in der Kölner Zeitung abgedruckt worden mit Namensunterſchrift."

1849 gehörte er dem Barmer Treubunde an, und war ein warmes Mitglied desſelben. Auch hat er in jener Zeit Dienſte getan in der Bürgerwehr, die ſich zum Schutz gegen die Aufrührer gebildet hatte. Über ſein damaliges politiſches Denken und Streben im einzelnen liegt uns kein Material vor. Nur ein ernſtes Mahnwort von ſeiner Hand fand ſich im Nachlaß, welches er wahrſcheinlich für eine politiſche Zeitung geſchrieben hatte; dasſelbe iſt erſt Ende 1849 geſchrieben und kennzeichnet den ſittlich-religiöſen Ernſt, mit dem der 24jährige die Erſcheinungen des damaligen öffentlichen Lebens beurteilte.

Zur Zeit dieſes Sturmes und Dranges, Anfangs Mai 1848 trat er auf dem Heydt ſein erſtes öffentliches Schulamt an. Das Heydter Schulhaus lag freundlich, ſtill und einſam, einige Minuten entfernt von der Ortſchaft, dicht an einem ſchönen Walde. Unter ſtattlichen, hochſtämmigen Buchen, die eine hohe Halle bilden, führt der breite Weg bis zur Schule, die von einem freundlichen Garten umgeben war. Die eine Seite des Gebäudes enthielt die Schulklaſſe, die andere Seite die Lehrerwohnung.

Als Vater 32 Jahre ſpäter vom öffentlichen Schuldienſt Abſchied nahm, kam er in ſeinem Abſchiedswort an ſeine Kollegen auf jene Zeit des Anfanges zurück und legte die Grundſätze dar, die ihm in Bezug auf ſein Amt ſchon damals ſtrebenswert erſchienen:

„Als ich weiland in den jungen Jahren meinen Beruf antrat, waren es namentlich drei Gedanken, die mir als leitende Maximen vor der Seele ſtanden — gleichſam drei Ideale, drei Strebeziele. Ich ſagte mir: Du willſt ſein — und immer mehr zu werden ſuchen — 1. ein chriſtlicher Lehrer, 2. ein Volksſchullehrer und 3. ein zufriedener Volksſchullehrer. Ein *chriſtlicher* Lehrer wollte ich ſein — nicht nur ein bloßer Kulturlehrer — um meinetwillen und um der Schule willen. Um meinetwillen, um der eigenen Seele willen. Wer den Herrn kennt, der ſagt: „ich möchte kein Menſch ſein, wenn ich kein Chriſt ſein könnte. Chriſt ſein heißt, einen Heiland haben und ſich von Gottes Gnade getragen wiſſen durch Glück und Unglück, durch Freud

und Leid dieſer Zeit hindurch und von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Um der Schule willen: denn in ihrem chriſtlichen Erziehungsziele liegt der Schule Würde, und was könnte ein Schüler Höheres, Wertvolleres, Beglückenderes lernen als dies, ſeinen Gott und Heiland kennen zu lernen.“

„Ein Volksſchullehrer wollte ich ſein, nicht mehr und nicht weniger. In den jüngeren Jahren hätte es mir manchmal nahe gelegen, in ein anderes Geleiſe einzulenken. Ich danke Gott, daß er mich in der urſprünglichen Bahn bewahrt hat, und daß mir ſchon frühe der Blick für die ſchönen Seiten unſeres Berufs geöffnet wurde. Nach der Seite des chriſtlichen Lehr- und Erziehungszieles ſteht die Volksſchule neben jeder höheren Schule, wie hoch ſie heißen möge, gleich und ebenbürtig da, und an Mitteln iſt ſie für dieſen Zweck ſogar noch beſſer ausgerüſtet. Dazu hat es der Volksſchullehrer mit allen Lehrfächern zu tun, mit dem ganzen Schüler, mit der geſamten Bildung auf dieſer Stufe, nicht bloß mit einer Seite derſelben, wie der Fachlehrer der höheren Schule. In dieſer Beziehung iſt alſo die Volksſchule, wenigſtens für die Lehrkunſt, die wahre pädagogiſche Hochſchule. Obwohl hier die Kinder der unbemittelten Leute und der Armen ſitzen, und obwohl deshalb der Lohn geringer ausfällt, ſo iſt darum die Arbeit nicht geringer. Die Dienſte, welche in Liebe den Armen und Zurückſtehenden gewidmet werden, die es nicht haben zu vergelten — dieſe Dienſte können nicht unter das Wort fallen: „Sie haben ihren Lohn dahin;“ dafür ſtehen ſie unter dem reichen Geſetze der Verheißung. —“

„Drittens endlich, ein zufriedener Volksſchullehrer wollte ich ſein, ſo viel immer möglich. Damals, vor 30 Jahren, ließ die ökonomiſche und ſoziale Stellung unſeres Standes bekanntlich viel mehr zu wünſchen übrig als heute. Da nun die Lehrer dieſe ihre Wünſche auch ausſprachen, ſo mußten ſie vielfach den Vorwurf hören, ſie ſeien unzufriedene Leute; und in der Tat, ob dem langen, vergeblichen Hoffen und Warten mochten manche auch wohl verſtimmter geworden ſein, als für ſie und die Schule gut war. Jene Wünſche unſeres Standes waren natürlich auch die meinigen; dabei blieb mir aber unverwehrt und unverboten, mich der Zufriedenheit zu befleißigen. Der Apoſtel ſchreibt einmal und zwar an ſehr bedrängte Leute: „Freuet euch in dem Herrn allewege.“ Sich freuen heißt mehr als zufrieden ſein. Hier iſt alſo

eine Quelle der Zufriedenheit gewiesen, — eine, die jedem offen steht und niemals versiegt. Sodann aber bietet das Lehramt und speziell das Volksschulamt, wie wir vorhin hörten, neben den Mühen und Entbehrungen auch viele schöne und befriedigende Seiten, wenigstens für den, der sie sehen kann."

Es war keine leichte Arbeit, in die er eingetreten war. Die einklassige Schule zählte 130 Kinder, in vielen verschiedenen Stufen und Abteilungen. Es mußten wöchentlich 30 Unterrichtsstunden gegeben werden, dazu kam dann noch der fremdsprachliche Unterricht in der sogenannten Abendschule.

Mit Recht und aus eigener Erfahrung heraus sagt er später einmal: „Die einklassige Schule ist gleichsam ein zweites Seminar, eine wahre Hochschule für die Herausbildung echter Lehrmeisterschaft wegen der hohen Anforderung, welche sie an die Geschicklichkeit und den Fleiß des Lehrers macht." Auch war seine Meinung, daß die einklassige Schule an erziehlichem Einfluß, und, wenn es der Lehrer verstehe, an Einfluß auf die gesamte Schulgemeinde die vielklassigen Schulen weit überrage. Dieser Punkt war ihm wertvoll, und hier lag wohl der Beweggrund, der ihn besonders zu einer solchen Stelle hinzog. Es war ihm nämlich schon damals klar, „daß es nicht hinreicht, dem Prinzip der Selbstverwaltung im Schulwesen bloß legislatorisch mehr Raum zu verschaffen, sondern daß vor allem dahin gearbeitet werden muß, innerhalb der Lokal-Schulgemeinde ein regeres Interesse für Erziehung und Bildung zu wecken, und daß dies in erster Linie die Aufgabe des Lehrers ist."

Er war auch überzeugt, daß nichts im Wege stehe, diese Arbeit sofort in die Hand zu nehmen, wenigstens in jener Gegend, wo die Schulgemeinden von alters her das Recht der Lehrerwahl geübt haben. Sobald er sich daher in dem neuen Arbeitsfeld etwas eingelebt hatte, nahm er jene außeramtliche Tätigkeit in Angriff, aber still, ohne Geräusch und Aufsehen.

Zunächst ließ er durch die Schulkinder die Väter ersuchen, an einem bestimmten Abend zu ihm in die Schule zu kommen. Diese erschienen zahlreich, und auf seinen Vorschlag wurde ein Verein gegründet, mit dem unbestimmten Namen: Leseverein. Absichtlich wählte er diese dehnbare Bezeichnung, unter diesem Titel hatte er volle Freiheit, die verschiedenartigsten Gegenstände, die ihm nützlich schienen, in dem Verein zur Lektüre und damit

zur Besprechung zu bringen. Aus den Statuten des Vereins führen wir folgende Paragraphen an:

§ 1. Die Unterzeichneten haben sich heute hierselbst zu einem Leseverein konstituiert.

§ 2. Sie glauben in dieser Vereinigung Wege und Mittel zur Unterhaltung und gegenseitigen Belehrung zu besitzen: das ist der Zweck des Vereins.

§ 3. Zu diesem Ende werden geeignete Bücher angeschafft. An dem Vereinsabende wird aus einem Buche etwas vorgelesen, erläutert und besprochen. Jedes Mitglied kann ein Buch mit nach Hause nehmen und benutzen.

§ 4. Der Verein ist zunächst für den hiesigen Schulbezirk bestimmt; jeder konfirmierte Eingesessene des Schulbezirks kann Mitglied des Vereins werden, muß aber, falls er nach der Konstituierung des Vereins sich meldet, sich einer Ballotage unterwerfen. Ausnahmsweise können auch Nichteingesessene Mitglieder des Vereins werden.

§ 5. Da in Bezug auf die Lektüre und deren Besprechung sich ein verschiedenartiges Bedürfnis und Interesse unter den Vereinsgliedern herausgestellt hat, indem einige vorzugsweise politische, geschichtliche, andere dagegen vorzugsweise religiöse Gegenstände resp. Bücher wünschen, so haben sämtliche Glieder sich dahin geeinigt, daß jedes dieser Bedürfnisse berücksichtigt werden soll, indem ein Vereinsabend vorzugsweise diesem, der andere dem andern Gegenstande zu widmen ist.

Über das, was in dem Verein verhandelt worden ist, liegt uns leider kein Material vor. Der Verein hat aber gleich einen guten Fortgang genommen, die Mitglieder sind gern und regelmäßig gekommen, obwohl aus bestimmter Absicht der Montag gewählt worden war, ein Tag, der nach der Wirtshausseite hin der gefährlichste war. Wenn die Leute an diesem Tage nüchtern blieben, um an dem Leseabend teilnehmen zu können, so war schon viel gewonnen. Auch verstand ihr Lehrer die Kunst, nicht nur selbst zu reden, sondern auch die andern zum Denken, Reden und Fragen, kurz, zum Interesse an der Sache zu bringen. Einen Beweis seiner Begabung nach dieser Seite hin erzählt W. Hollenberg aus der vorhergehenden Filder Zeit:

„Ich besuchte einmal mit ihm den ehrwürdigen Kötter in Ruhrort. Derselbe war gerade im Begriff, eine Bibelbesprechung

mit sehr einfachen Christen seiner Gemeinde anzufangen. Er gab sich alle Mühe, aber die Leute wollten nicht selbst reden. Da griff Dörpfeld auf Kötters Wunsch ein, und es dauerte nicht lange, da sprachen alle gern und freudig mit und hatten genug zu sagen."

Eine ihm befreundete Frau auf dem Heydt erzählte ihm gelegentlich, als sie an einem jener Abende auf ihren Mann gewartet habe, sei sie ins Gespräch gekommen mit ihrer Nachbarin, die habe darüber geklagt, daß der Lehrer ihre Männer so lange dorthielte. Darauf habe sie erwidert, es sei ihr doch so lieber, als wenn sie im Wirtshaus wären; im Verein hörten sie doch etwas Gutes, darum wollte sie gern aufbleiben und warten. Dem hatte die Nachbarin auch zugestimmt und dabei noch erzählt, neulich habe sie am offenen Fenster die Heimkehr ihres Mannes erwartet; da sei er mit einem andern Nachbar gekommen, mit dem er dann noch lange im Gespräch vor dem Hause gestanden habe, wie sie es oft nach dem Verein täten. Dabei habe jener zu ihrem Mann geäußert: „Wenn der Dörpfeld noch lang hieblivt, denn maht he us all fing."[1])

Diese mit Freudigkeit und Eifer begonnene und sichtlich segenstiftende Arbeit wurde leider bald unterbrochen durch die Berufung in einen andern größeren Wirkungskreis. Trotz der sehr kurzen Tätigkeit auf dem Heydt hat er dieser seiner ersten Schulgemeinde eine treue Anhänglichkeit bewahrt, und auch sein Name ist bei ihr unvergessen geblieben.

Seinem Nachfolger Adolf Hollenberg, der auch früher in Burg an seine Stelle getreten war, kennzeichnet er das, was die Heydter an ihrem Lehrer wünschen, mit folgenden Worten:

„In der Schule wird hier vor allen Dingen auf Zucht und Ordnung gesehen, weil man glaubt — ganz recht! — das am besten sehen und beurteilen zu können. Es versteht sich von selbst, daß man lieber hat, wenn der Lehrer diesen Zweck auf anständige Weise erreicht, als wenn er zu korporalmäßigen Mitteln seine Zuflucht nehmen muß. — Wie überhaupt im Bergischen, so liebt man auch hier einen selbständigen, offenen, ehrlichen Charakter, ein freies, fröhliches Benehmen, ohne Charlatanerie und Geckigkeit; am Lehrer liebt man den gemäßigten Ernst, aber keinen Murr-

[1]) „fing" (fein), Bergische Bezeichnung für fromm.

und Eigensinn. — Wie auch die Ansichten in religiösen Dingen hier gemischt und gemengt sein mögen — ein Radikaler in diesen wie in politischen Dingen ist auf dem Heydt durchaus unmöglich. Und wehe dem Spötter!“ —

Derselbe Freund erzählt später noch folgendes:

„Über die stille Art, mit der Dörpfeld die Schuldisziplin handhabte, waren die Leute ganz erstaunt. Einen Stock hat er in den acht Monaten nie gebraucht; das weiß ich von dem Zeugnis der Leute und auch von ihm selbst. Ein Schulvorsteher erzählte mir, daß man trotz der großen Kinderzahl bei der Stille während des Unterrichts das Fallen eines kleinen Griffels habe hören können.“

Er selbst schreibt nach dem Abschluß seiner Heydter Tätigkeit einem Freunde:

„Es war für mich in manchen Stücken eine gesegnete Zeit. Meinen Beruf erfaßte ich mit dem Feuer der ersten Liebe. Auch wurde ich von den Verhältnissen innerhalb der Schulgemeinde derart begünstigt, daß ich mir kaum ein besseres Terrain hätte wünschen können. Allerseits fand sich ein Verlangen nach Wahrheit, ein reges Interesse für die Schule und was mit ihr zusammenhängt. So war mein Wirken ein gesegnetes, gesegnet für mich, das habe ich erfahren durch die Achtung und die Liebe der Eltern und Kinder; ob gesegnet für die Schulgemeinde, das wird hoffentlich die Zukunft noch dartun.“

---

2. Aus der Schultätigkeit in Barmen.

Im Spätherbst 1848 wurde die Stelle eines Hauptlehrers an der lutherischen Pfarrschule in Wupperfeld (Barmen) vakant, und man war dort auf den jungen Lehrer, der erst vor kurzem auf dem Heydt angestellt war, aufmerksam gemacht worden. Derselbe erhielt nun unerwartet in der Schule den Besuch einiger bei der Wahl beteiligten Herren, die seinem Unterricht zuzuhören und ihn kennen zu lernen wünschten.

Es war damals noch die Zeit, wo auch in den größeren Städten unsrer Heimat die Schulgemeinde-Einrichtung in ihrer gesegneten Wirksamkeit voll zur Geltung kam.

Die Hauptlehrerstelle war eine wichtige, verantwortliche, da die Persönlichkeit des Leiters in noch größerem Maße, als dies jetzt der Fall ist, der ganzen Schule ihr Gepräge gab. Die Schulsysteme waren kleiner und verbürgten dadurch und durch die Art ihrer Einrichtung eine größere Einheitlichkeit. Damit hing es zusammen, daß die Wahl des Hauptlehrers für die Schulgemeinde ein wichtiges Anliegen war. War doch zumeist das Wohl, die rechte Erziehung und tüchtige Heranbildung einer ganzen Generation dadurch bedingt, daß diese Wahl aufs beste ausgeführt werde. Wohl hätte den Leuten nahe liegen können zu denken: wir schreiben einfach die Stelle aus, sie ist gut dotiert, da werden sich viele melden. Sie hatten aber die Einsicht und Überzeugung, daß gerade die tüchtigsten Lehrer sich nicht so leicht zu einer Meldung entschließen würden, sondern daß dieselben gesucht werden müssen. Sie befolgten darin die gute alte Sitte (wie sie bei den Pastorenwahlen im Wuppertal noch jetzt im Gebrauch ist), daß sie eifrig Nachfrage hielten, um irgendwo von einem tüchtigen, für sie passenden Mann zu hören. Und wenn sie auf einen solchen aufmerksam gemacht worden waren, so sparten sie nicht Zeit, Mühe und Kosten, um denselben zu besuchen und ihn in Amt und Haus kennen zu lernen.

Den Wupperfelder Herren; die den Weg zum Heydt hinauf gemacht hatten, schien der Lehrer trotz seiner jungen Jahre, er zählte erst 24, zu gefallen. Es folgten bald noch andere Besuche, da auch von den übrigen Wahlmitgliedern noch manche sich ihr eigenes Urteil bilden wollten und der junge Lehrer sich zu keiner Probelektion in Wupperfeld verstehen wollte. Als man in betreff der Wahl ziemlich entschlossen war, ersuchte man ihn, seine Seminar-Zeugnisse einzusenden. Er hielt sich aber seiner Schulgemeinde Heydt gegenüber, die ihm mit so großem Vertrauen entgegengekommen war, im Gewissen gebunden, selbst durchaus nichts in dieser Sache zu tun. Das Wahlkomitee wußte sich aber zu helfen, indem es sich von der Regierung eine Abschrift der betreffenden Zeugnisse verschaffte. Sodann richtete es eine Anfrage an ihn, ob er, falls er gewählt würde, den Beruf annehmen werde.

Der Gedanke, das ihm lieb gewordene Arbeitsfeld schon so bald zu verlassen, ist ihm schwer geworden. Andrerseits aber war der neue Beruf ein für sein Alter ehrenvoller, der Wirkungskreis

ein ausgedehnter, das Wuppertal bot viel zur eigenen Anregung und Förderung, und das Einkommen betrug doppelt so viel wie sein jetziges. Seine Heydter Freunde, so sehr sie sein Fortgehen bedauerten, konnten doch nicht anders, als ihm zureden, eine solche Stelle nicht auszuschlagen. Seine Antwort auf jene Anfrage lautete:

„Der Absprache gemäß erhalten Sie hier den gewünschten Bescheid."

„Sie sind hierdurch ermächtigt, dem verehrlichen Wahlkollegio zu erklären, daß ich bereit und willig bin, den Beruf für die Schul- und Organistenstelle in Wupperfeld anzunehmen. Wenn das Vertrauen mich ruft, so folge ich."

„Eine Bedingung muß ich jedoch hinzufügen. Ich bin entschlossen, nie in eine solche Gemeinde zu ziehen, wo die Meinungen und Parteien in Bezug auf meine Person sich schroff gegenüberstehen, sei nun der Zwiespalt im Wahlkollegium selbst oder zwischen den Wahlmännern und den übrigen Interessenten. Wenn nur ein Teil mich mit Vertrauen beruft, der andere aber mit entschiedenem Mißtrauen mir entgegensteht, dann kann ich dem Rufe nicht folgen."

Eine Schwierigkeit bestand noch in Bezug auf den mit der Schulstelle in W. verbundenen Organistendienst. Den Wunsch des Presbyteriums, er möge einmal in ihrer Kirche die Orgel spielen, hatte er entschieden abgelehnt. In Bezug auf diese Sache schreibt er noch in dem vorhin zitierten Brief:

„Sie wollen gern die beiden Stellen vereinigt halten, und darin muß ich Ihnen vollkommen Recht lassen. Ich möchte gern mein Gewissen rein halten. Meiner Gemeinde habe ich zugesagt, keinen selbstischen Schritt in der Sache zu tun; die Zusage werde ich halten und habe sie bis dahin gehalten. Über meine Wirksamkeit in der Schule hat sich das Wahlkollegium informieren können; über mein Orgelspiel freilich nicht. Wäre nun jenes abgemacht, d. h. hätte ich den formellen Beruf für die Schulstelle erhalten, so würde ich rücksichtlich der andern Stelle offen, ehrlich und ungeniert zu Werke gehen können. Für diesen Fall nun bin ich erbötig, am kommenden Sonntag oder an irgend einem andern hier in Lüttringhausen die Orgel zu spielen. Sollte das den Ansprüchen des Presbyterii nicht genügen, so gebe ich es dem Wahlkollegium ganz anheim, den Beruf für die Schulstelle zurück-

zunehmen: wir sind dann geschiedene Leute. Sie sehen, dies ist der äußerste Punkt, bis wohin ich gehen kann, und daß ich meinerseits bereit bin, alles zu tun, um in Ordnung und in Ehren die Sache zu Ende zu führen."

Über weitere Verhandlungen liegt uns kein Material vor, die Wahl muß also wohl ohne fernere Schwierigkeit stattgefunden haben.

Am 4. Januar 1849 wurde er in festlichem Zuge abgeholt und in sein neues Amt eingeführt. Bei dieser Feier, bei der auch die Schulkinder und ihre Eltern zugegen waren, begrüßte er seine neue Schulgemeinde mit folgender Ansprache, die die Richtung und das Ziel seiner Berufsarbeit, wie er sie zu führen gedachte, deutlich kennzeichnet:

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen ꝛc. Bis hieher hat der Herr geholfen, so gnädiglich geholfen, ihm sei es zuerst und zuletzt gedacht und gedankt."

„Meinen Dank auch Ihnen, geehrte Männer des Wahlkollegiums, für das besondere Vertrauen, mit dem Sie mich an diese Stelle berufen haben. Wie Sie sich keine Mühe haben verdrießen lassen, einen Mann Ihres Vertrauens zu finden, so helfen Sie auch fortan mir in meinem schweren Amte als berufene Väter dieser Schule, und entziehen Sie mir Ihr Vertrauen nicht."

„Dank Ihnen, den Männern der Kirche und der städtischen Verwaltung für die Ehre Ihres freundlichen Geleites an diesem meinem Festtage. Sie werden auch forthin der Schule Ihre Teilnahme nicht entziehen, das traue ich fest, Sie werden auch dann Ihr freundliches und starkes Geleit nicht fehlen lassen, wenn es gilt — nicht Feste zu Ehren, sondern einen Kampf für das Recht der Schule. Gilt es ja, der Kirche lebendige Glieder und dem Staate treue, rechtliche Bürger zu erziehen."

„Auch Ihnen, geschätzte Kollegen, Lehrer an dieser Gemeinde, sage ich Dank für Ihre freundschaftliche Teilnahme an meiner Freude. Von lieben Kollegen auf den Bergen habe ich scheiden müssen, und ich muß sagen, wie schwer es mir geworden, zumal ich so viel Freundschaft gefunden und genossen, Freundschaft, die auch in der Not sich bewähret hat. Nehmen Sie mich auf und an, werte Amtsgenossen, in Ihre Gemeinschaft mit dem Vertrauen, das ich selbst mitbringe. Laßt uns fest zusammenhalten im rechten Geiste, es tut doppelt not in der tiefbewegten Zeit."

„Dank Ihnen allen, die Sie mich so freundlich hieher geleitet und diesen Tag der Freude und Hoffnung haben verschönern helfen.“

„Nur noch wenige Worte an Sie, die Väter und Mütter dieser Schulgemeinde. Wir treten jetzt in ein Verhältnis zu einander, das, wenn es ernst und tief gefaßt wird, an Wichtigkeit und Inhaltschwere wenige seinesgleichen hat. Sie wollen in Verbindung treten mit einem Manne, den Sie zum Teil nur vom Hörensagen kennen, den Sie der größeren Mehrzahl nach nicht einmal von Angesicht gesehen haben. Ich finde es sehr begreiflich, daß Sie manches und mancherlei zu fragen haben, und ich hätte manches und mancherlei zu sagen. Aus dem Vielen will ich Einiges herausnehmen, damit Sie doch einigermaßen wissen, mit wem Sie es zu tun haben.“

„Mit ein paar einfachen Worten will ich Ihnen sagen, wie ich es in diesem und jenem Stück zu halten gedenke: was ich nicht will und was ich will.“

„Ich werde keinen Luxus treiben in der Schule und auch keinen leiden. Ich kann nicht genau sagen, ob Sie wissen, was ich meine; ich denke aber, es ist leicht zu greifen. Wie es im gesellschaftlichen Leben einen Luxus, eine Staatmacherei und Windbeutelei gibt, so kann es auch eine in der Schule geben. Ich gedenke nichts zu lehren, was den Kindern in ihrer Standessphäre nichts nutzt und frommt, sondern bloßes Putzwerk ist, nichts zu lehren und lehren zu lassen, was solche Eltern verlangen, die gern mit ihren Kindern Parade machen, nichts so lehren zu lassen, daß es bloß für heute dienen kann, morgen aber verlernt und vergessen ist. Zu derartigem Mißbrauch der Schule gebe ich mich nicht her, die Staatmacherei, den Luxus werde ich, soviel an mir ist, nicht treiben und auch nicht dulden. Das ist's, was ich nicht will.“

„Aber das Gute gut lehren und lernen zu lassen, das ist's, was ich will. Was zur Bildung des gesamten Menschen, was für den künftigen Beruf notwendig ist, das ist das Gute. Dieses Gute muß aber auch gut gelernt werden. Es wird gelehrt nicht nur, damit die Kinder in der Schule es bloß wissen und dann vergessen, sondern daß sie später im Leben noch davon Gebrauch machen können. Darum lieber ein weniges und das gut gelernt, als vieles und das schlecht; das Genug und das Viel findet sich

…ht von selbst. — Übrigens ist selbstredend, daß der … Zeit und Umstände zu berücksichtigen hat. Den …gen der Zeit und der Örtlichkeit werde ich … tragen, aber nimmer der Mode des Tages."

… anderes, liebe Väter und Mütter. Sie haben … gehört von Leuten neuesten Datums, daß eine …brochen, daß das Alte vergangen und alles neu … Aber ist wirklich alles neu geworden und ist all das …? Freunde, ich glaube nicht an die neuesten Offen…gen des Weltgeistes, wenigstens nicht aufs Wort. Diesen …rnen Glauben und Aberglauben, sei er Mode oder nicht, den …rde ich euern Kindern nicht predigen, auch nicht lehren lassen."

„Aber ist denn alles neu geworden? Auch das nicht einmal. Der alte Gott, der lebet noch, und sein Wort bestehet noch und wird auch dann noch bestehen, wenn Himmel und Erde vergehen und neu werden. Der Weg des Heils ist noch stets derselbe; nur auf dem Wege, auf dem die Menschenkinder vor 1848 selig werden konnten, können sie auch nachher nur selig werden; es gibt nur einen Weg zur Freiheit, zur Gleichheit und Brüderlichkeit. Es ist in keinem andern Heil und ist kein andrer Name den Menschen ꝛc."

„Das ist's wieder, meine Freunde, was ich will; von dieser Offenbarung, die freilich eine alte ist, will ich zeugen, soweit es mir zu sehen gegeben ist."

„Nun, Väter und Mütter, ist so auch das, was Sie wollen und nicht wollen, so lassen Sie uns darauf zum Bunde die Hand geben. Es ist die Schule vor allem eine Hülfsanstalt der Familie, und der Lehrer ein Gehülfe der Eltern am Werk der Erziehung. Wie Vater und Mutter einig sein müssen, wenn ihre Arbeit an den Kindern gelingen soll, so müssen Eltern und Lehrer zusammenhalten in der Arbeit und im Gebet. Ja, liebe Väter und Mütter und alle, die mit über diese Kinder zu wachen haben, vergessen Sie meiner und dieser Kinder in Ihrem Gebete nicht. Das vor vielem tut uns Lehrern not. Ist es doch nicht bloß ein köstliches, sondern auch ein schweres Werk, das Bischofsamt bei den Kleinen. Schwer in der Arbeit, schwer in der Verantwortung nach außen, schwer in der Verantwortung nach oben. Es liegt mir schwer auf der Seele, wenn ich die große Zahl der Kinder übersehe und des großen Zieles gedenke. Darum bitte ich

Sie, Eltern, Angehörige, Männer der Kirche, Vorsteher der Schule, haben Sie Geduld, wo ich straucheln und fehlen sollte, unterstützen Sie mich durch Rat und Tat in der Arbeit, helfen Sie mir im Gebet! Sind wir so treue Gehülfen der Arbeit, so werden wir auch hier oder dort Genossen der Freude sein."

„Dank euch, lieben Kinder, für den freundlichen Empfang in eurer Mitte. Möge der Fortgang und das Ende unserer Bekanntschaft nicht minder freundlich und fröhlich als der Anfang sein. — Vor acht Monaten etwa stand ich, wie heute auch, vor einer Kinderschar, die mir damals so fremd war, wie ihr hier. Acht Monate haben wir das stille Leben der Schule miteinander gelebt, und uns gut zusammengefunden, da mußten wir wieder auseinander. Die Trennung wurde uns allerseits schwer; ich könnte euch erzählen von manchen Tränen, die flossen, von manchem Händedruck, von Abschiedsworten und Abschiedsbriefen. Das war Schmerz und Freude zugleich, und ich war nicht der, dem es am wenigsten schwer wurde. Ihr werdet es nun auch begreiflich finden, wenn ich heute hier noch nicht so ganz heimatlich fröhlich bin, ich kann meine Stimmung nicht nach Willkür wandeln wie ein Kleid. Nichtsdestoweniger seid auch ihr mir herzlich willkommen."

„Und wenn ihr mich, den fremden Mann, forschend, fragend und verlangend ansehet, und gerne wissen möchtet, wie er es mit euch halten werde, so kann ich euch das mit kurzen Worten sagen. Ich werde es so halten, wie ihr wollt, daß ich es halten soll. Wer sich durch Freundlichkeit und ein mahnendes Wort leiten läßt, den werde ich auch nur so zu leiten suchen. Wer aber nur der Strenge und dem Ernste sich beugen und gehorchen will, der wird auch, wie ich meine, über den Mangel an dem, was dann nötig ist, bei mir sich nicht zu beklagen haben. Mit Gott will ich versuchen, dem nachzutrachten, was Paulus tat: dem Kindlichen zu werden ein Kind, dem Schwachen schwach, dem Starken ein Starker und dem Harten so hart wie es nötig ist, damit ich alle ziehe und gewinne zu allem, was ehrbar, was nützlich und löblich ist und zu dem, der unser aller Heil und Leben ist. Amen!" — —

Zu dem Empfang war Haus und Schule festlich geschmückt. Als Willkommgruß schenkte die Schulgemeinde ihrem neuen Lehrer ein Zimmer-Mobiliar nebst einem Klavier. Das letztere hat

30 Jahre lang in unſerem Hauſe treue Dienſte getan, in Feſt- und Freudenzeiten erklangen mit ihm unſere Dank- und Feſtlieder und in dunkeln, ſorgenvollen Zeiten die tröſtlichen Lieder des Gottvertrauens und der Zuverſicht; unter Vaters kundiger Hand hatte es auch ſpäter noch immer ſeinen ſchönen vollen Klang.

Betrachten wir zunächſt den neuen Wirkungskreis, das alte Wupperfeld in ſeiner damaligen Beſchaffenheit.

Wo die Wupper, die im erſten Drittel ihres Laufes durchweg nordwärts fließt, ſich entſchieden gegen Weſten wendet, beginnt jenes Tal, welches unter der Bezeichnung „Wuppertal“ bekannt geworden iſt und die beiden Stadtgebiete Barmen und Elberfeld bildet. Obwohl der ganze Lauf der Wupper mit ſeinen vielen verſchiedenen Tälern manches Sehenswerte an landſchaftlicher Schönheit bietet, ſo iſt doch der Name „Wuppertal“ im landläufigen Sinne auf jene beiden Stadtgebiete beſchränkt. Die erſte dieſer beiden Städte, Barmen, füllt ein eine Stunde langes, an manchen Stellen ſehr ſchmales Tal. Sie hat erſt in den letzten 25 Jahren immer mehr das Ausſehen und den Charakter einer Großſtadt angenommen; damals zeigte ſie noch in faſt allen ihren Teilen ein freundliches, faſt dörfliches Ausſehen. Sie beſtand nämlich aus ſechs räumlich getrennten kleineren Ortſchaften, deren jede eigentlich eine mehr oder weniger in ſich abgeſchloſſene Kleinſtadt, natürlich ohne eigene Verwaltung, bildete. Eine ſolche Kleinſtadt in der werdenden Großſtadt war unſer Schulbezirk Wupperfeld, von Gärten, Bleichereien und Wieſen umgeben, und durch ſie von den andern Stadtteilen getrennt.

Den geſchichtlichen und geiſtigen Mittelpunkt, ſowie auch den der äußeren Lage nach bildete die um 1779 erbaute Kirche mit Pfarrhaus und Schulhaus. Das Wupperfeld war bis dahin ein weites, leeres Feld geweſen, in welchem nur hie und da ein einzelnes Bauernhaus ſtand. Nun wurden um Kirche und Schule bald die andern Häuſer gebaut, ſo daß es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſchon ein zuſammenhängendes Ganzes von Straßen mit geſchloſſenen Häuſerreihen bildete, zwiſchen denen nur hie und da noch Gärten und Bäume zu ſehen waren.

Das Tal iſt hier nur wenige Minuten breit; an der nördlichen Seite ſteigt es gleich von der Schule an etwa 2—3 Minuten ſteil hinauf bis zur ſogenannten Klippe, von wo man einen herrlichen Blick auf das ganze Tal und den gegenüberliegenden

Berg hat. Zu dem letzteren, nach Süden hin, geht es allmählich hinauf. Hier liegt, etwa fünf Minuten aufwärts, der Friedhof, auf dem jetzt unser Vater mit seinen vorangegangenen Lieben und mit vielen seiner ehemaligen Schulkinder und Freunde der Auferstehung entgegenharrt.

Diese beiden Bergabhänge, die jetzt immer mehr mit Straßen und Häuserreihen bebaut werden, waren damals mit Gärten bedeckt. Es gab keinen Gemüsemarkt in Wupperfeld, jede Familie hatte nach guter Sitte ihren eigenen oder gemieteten Garten, oder ein Stück Feld. Auch Vater kaufte damals gleich zu dem kleinen Schulgarten einen größeren Garten am Berge für seinen Haushalt hinzu.

Neben der Kirche und zu gleicher Zeit mit dieser war ein Pfarrhaus und ein Schulhaus gebaut worden. Beide Häuser waren von gleicher Größe und Bauart und standen symmetrisch zu beiden Seiten der Kirche. Sie waren beide in massivem dickem Mauerwerk gebaut und sahen zwischen den meist kleineren Schieferhäusern ihrer damaligen Umgebung recht stattlich aus. Sie waren zweistöckig und hatten außerdem noch ein praktisches Dachstockwerk mit Mansardenfenstern, wie man es in neuerer Zeit wieder vielfach baut. Jedes dieser beiden Häuser enthielt 12 geräumige Zimmer. Die Haustür war in der Mitte des Hauses, eine schöne Steintreppe mit geschnörkeltem Eisen-Geländer führte von der Plattform an der Haustür zu beiden Seiten herunter, wie man es an einzelnen alten Wuppertaler Patrizierhäusern aus dem vorigen Jahrhundert jetzt noch sieht. Hinter dem Hause befanden sich in langem einstöckigem Gebäude die vier Schulklassen.

Ein Bild von der Organisation und den Verhältnissen der Wupperfelder Schule weiß ich nicht besser zu geben als mit den Worten unseres Vaters, wie er in seinem Buch über die freie Schulgemeinde die merkenswerten Eigentümlichkeiten der bergischen Schulen schildert. Was er hier im allgemeinen erzählt, paßt im besonderen auf die Wupperfelder Schule.[1])

[1]) Es sei hier noch bemerkt, daß jenes Buch anfangs der sechziger Jahre geschrieben ist und die Beschreibung in manchen Stücken nicht mehr auf die jetzigen Schulverhältnisse paßt. Unsre alles ausgleichende Zeit hat auch hier manches Eigenartige verwischt. Von diesem Einfluß zeugen vor allem die jetzigen großen „Schulkasernen".

„In einer weithin bekannten und doch wenig recht gekannten Gegend unseres vielgestaltigen deutschen Vaterlandes besteht ein Schulwesen, welches die Charakterzüge der Familienhaftigkeit und Naturwüchsigkeit in einem solchen Maße und so deutlich an sich trägt, daß es zur Veranschaulichung dessen, was oben über die Verbindung von Haus und Schule gesagt ist, in besonderem Maße sich eignen dürfte. Wir meinen die alten niederrheinischen Lande Berg und Jülich, insbesondere jedoch das Nieder-Bergische (die Kreise Elberfeld, Barmen, Lennep, Solingen, Mettmann, Düsseldorf, Duisburg), weil dort jene Züge am reinsten und vollständigsten ausgeprägt sind. Die hervorzuhebenden Charakterzüge sind freilich nur an den Schulanstalten und ihrer nächsten Umgebung, in der Lokal-Schulgemeinde zu suchen; darüber hinaus gilt im wesentlichen die allgemeine preußische Schulorganisation. Gegen ein mögliches Mißverständnis sei aber noch bemerkt, daß die bergische Schulordnung nicht ohne weiteres für absolut mustergültig angepriesen werden soll; Schreiber dieses hält sie allerdings in der Hauptsache für musterhaft, aber zunächst nur in Verbindung mit den heimischen, historisch-gewachsenen kirchlichen und sozialen Verhältnissen. Eine Schulordnung, bei der auch das Familienprinzip zu seinem vollen Rechte kommt, ist noch nicht überall möglich; sie hat ihre eigentümlichen Lebensbedingungen, zu denen vor allem eine eingelebte freie Kirchenverfassung gehört."

„Fünf Hauptstellen in den bergischen Lokalschulverhältnissen sind es, auf welche unsere Skizze hinzuweisen hat."

a) „Die Schulgemeinde. Sie fällt dem Begriff nach nicht mit der kirchlichen, auch nicht mit der bürgerlichen Gemeinde zusammen, sondern ist eine gesonderte korporative Verbindung von Familien für die Bildung ihrer Kinder. Sie wählt den Lehrer durch das Wahlkollegium, beaufsichtigt ihn durch den Schulvorstand, dessen Präses der Pfarrer ist, und hilft zur Unterhaltung der Schule durch Beiträge der beteiligten Familien. (Schulgeld und freie Gaben.)"

„Das absolute Wahlrecht besitzt die Schulgemeinde nicht, sondern hat der königlichen Bezirksregierung drei Kandidaten zu präsentieren, von denen dieselbe in der Regel den bestätigt, welcher an erster Stelle vorgeschlagen wird."

„Eigentümlich ist auch die Zusammensetzung des Wahlkollegiums. Es besteht aus dem Pfarrer, den zeitigen und ehemaligen Pres-

bytern, welche im Schulbezirke wohnen, den beiden Schulvorstehern und dem Bürgermeister. Bei der wichtigen Funktion der Lehrerwahl greift also vorwiegend die Kirche mit ein."

b) „Die Lehrer. Bei mehrklassigen Schulen ist der erste (Haupt-)Lehrer der verantwortliche, mit väterlicher Vollmacht betraute Leiter der ganzen Anstalt. Die mitarbeitenden (unverheirateten) Kollegen — (Hülfslehrer) — wohnen und leben in seiner Familie.[1]) Das lehrende Personal bildet also nicht ein einiges oder uneiniges Lehrer-Kollegium, sondern eine einheitliche Lehrer-Hausgenossenschaft."

„Die Hülfslehrer werden vom Schulvorstande, nicht von dem großen Wahlkollegium berufen; dem Hauptlehrer steht dabei observanzmäßig das Präsentationsrecht zu. Diese Observanz gründet sich einesteils auf die gewünschte Einheit des Schullebens und die Verantwortlichkeit des Hauptlehrers; wesentlicher noch darauf, daß das Lehrerkollegium eine Hausgenossenschaft darstellen soll. Eine Familie kann wohl fremde Glieder nach eigener Wahl in ihre Mitte aufnehmen, aber sie kann sich solche nicht oktroyieren lassen."

„Bei dieser Einrichtung sind natürlich nur wenige Klassen an einer Schule zulässig, über drei, höchstens über vier darf ihre Zahl nicht steigen."

c) „Die Schüler. Was Gott in der Familie zusammengefügt hat, wird auch in der Schule nicht geschieden; die Geschlechter sind vereinigt. Eine Trennung hat die bisherige Erfahrung nicht befürworten können. Die Lehrer insonderheit wissen sehr wohl, was sie entbehren würden, wenn sie auf die Zucht, welche die beiden Geschlechter gegenseitig an sich üben, verzichten sollten."

„Bei Schulen dieser Art sind selbstverständlich vorwiegend nur Lehrer am Platze. Lehrerinnen können passend nur bei 6—8jähr. Kindern angestellt werden; da sind sie allerdings auch sehr geeignet, wenn die Schülerzahl nicht zu groß ist."

d) „Das Schullokal. „Das Haus ist für die Familie, was der Leib für die Seele ist." Eins muß zum andern passen. Bei einem nach Prinzipien geordneten Schulwesen wird notwendig auch der Bau der Schullokale nicht prinziplos sein. Hierzulande läßt sich in der Tat beim Eintritt in einen Schulsaal sofort

---

[1]) Auf dieses Verhältnis, wie es früher bestand, werden wir später in diesem Abschnitt und in dem über unser Familienleben zurückkommen.

erkennen, ob man dort dem alten guten Begriffe von einer Schule mit Bewußtsein treu geblieben ist, natürlich jedoch nur bei mehrklassigen Schulen, weil hier eben überlegt werden muß, wie die wünschenswerte Einheit des Schullebens am besten gewahrt werden kann. Die Schulsäle liegen daher in der Regel in einer Reihe nebeneinander und sind durch eine Flügeltür und durch Fenster verbunden. Die Klasse des Hauptlehrers ist in der Mitte. So kann derselbe nicht nur bequem aus einem Saale in den andern gehen, sondern es arbeitet überhaupt jeder Lehrer gleichsam unter den Augen des andern. Ferner kann bei dieser Bauart die Morgenandacht mit einem gemeinsamen Gesange begonnen und ebenso jeder Tag oder wenigstens die Woche in dieser Weise geschlossen werden. Zu diesem Zwecke sind in Barmen viele der mehrklassigen Schulen mit einer Orgel versehen. Der mögliche Nachteil — die gegenseitige Störung der Klassen beim Singen und lauten Lesen — läßt sich durch Aufwand einiger Mehrkosten vermeiden. — Wer da weiß, was ein gesunder Leib für eine gesunde Seele bedeutet, wird auch die Bedeutung der beschriebenen äußeren Schuleinrichtung nicht geringschätzen. So viel ist gewiß — und der kundige Leser wird's begreifen —, daß sie unsern bergischen Schulen eine treffliche Schutzwehr gewesen ist."

e) „Die Unterhaltung der Schule. Zu dem Lehrereinkommen tragen zunächst und hauptsächlich die Familien durch das Schulgeld und etwaige freiwillige Gaben bei. So werden die Eltern von Monat zu Monat daran erinnert, was sie der Schule schulden, und die Lehrer schon durch ihre Einkünfte daran gemahnt, falls sie es vergessen sollten, wem sie zunächst dienen."

„Die Schuldotation beruht jedoch nicht auf den Familienbeiträgen allein; ein größerer Kreis, die bürgerliche Gemeinde, tritt durch beträchtliche Leistungen mit ein. Aus der Kommunalkasse erhalten die Hauptlehrer ein festes Normalgehalt (Minimum $66^2/_3$ Taler), und die Hülfslehrer das volle Bareinkommen, hier in Barmen z. B. 100—120 Taler (freie Station erhielten sie vom Hauptlehrer). Auch beschafft die bürgerliche Gemeinde das Schulhaus, die Utensilien und allgemeinen Lehrmittel."

„Aus diesen Fundamentstücken der bergischen Schulordnung tritt die Familienhaftigkeit in dem Charakter der Schulen deutlich genug hervor; nicht minder lassen sie erkennen, wie die Beziehungen der Schulgemeinde zur Kirche, zum Staate und zum bürgerlichen

Gemeinwesen naturwüchsig geregelt sind und wie sie beim weiteren Ausbau, wenn er einmal beliebt werden sollte, stilgerecht geregelt werden können."

„In deutschen Schulzeitschriften begegnet man zuweilen der Ansicht, daß der Lehrerstand durch das Wahlrecht der Gemeinden in eine bedenkliche Abhängigkeit gerate. Das ist Aberglaube und noch dazu ein erzdummer. Man zeige doch irgend eine deutsche Schulordnung, welche einerseits den Lehrer durch vielfache Bande so fest an seine Aufgabe bindet, und andrerseits ihn in seinem Wirken so frei und selbständig stellt, wie die bergische. Sie gestattet nicht bloß dem Lehrer, daß er einen Kopf habe, sie fordert vielmehr, daß er einen habe. Hier ist mehr zu besorgen, daß der Lehrerstand der Schulverfassung nicht gewachsen, als daß diese für ihn zu klein sei."

Nach diesem Rückblick auf die Schulverhältnisse des damaligen Wupperfeld fassen wir nun die sozialen Verhältnisse ins Auge. Dieselben waren damals anderer Art wie jetzt. Der Gegensatz zwischen den einzelnen Ständen war nicht so schroff ausgeprägt wie anderswo und wie es jetzt der Fall ist. Dazu trug wesentlich bei der tüchtige Mittelstand, der hier nicht nur die Mehrzahl bildete, sondern auch der tonangebende war. Zu demselben rechnen wir die seßhaften Handwerker und Gewerbetreibenden und die kleineren Kaufleute; bei weitem die meisten Häuser waren im Besitz dieser Familien. Es herrschte durchweg in denselben im Geschäftsleben sowie im häuslichen Leben ein solider Sinn, der kein Scheinwerk, nichts Flitterartiges aufkommen ließ. Damit im Zusammenhang stand die gründliche Reinlichkeit und Ordnung, die in den Häusern zu finden war. Eine Familie, wo diese Dinge fehlten, wo man mehr auf äußeren Glanz und Schein, als auf Gründlichkeit bedacht war, genoß nicht die allgemeine Achtung. In diesem Stande hatte sich durchweg die von den Vätern ererbte kirchlich-christliche Gesinnung erhalten; mochte auch dieselbe zuweilen nur gewohnheitsmäßig beibehalten worden sein, so gab es doch eine gute Reihe von Familien, wo die Religion wirklich Herzenssache und Hauptanliegen war, wo das ganze häusliche Leben, vor allem auch die Kindererziehung auf diesem Grunde ruhte und von daher seine treibende Kraft, seine wohltuende Wärme empfing. Auch in dem Honoratiorenstand, der von den begüterten Kaufleuten und Fabrikanten gebildet wurde, war die Stellung zu

Kirche und Christentum eine ähnliche. Die mit obiger solider Charaktereigenschaft verbundene echt christliche Gesinnung brachte hier und zwar in einem großen Teil der angesehensten Familien des Tales eine Bildung und ein geistiges Interesse hervor, das in seiner Gediegenheit seinesgleichen suchte.

Wo es um den vornehmen wie um den einfacheren Bürgerstand so bestellt ist, darf man wohl mit Recht auch auf einen gesunden Arbeiterstand schließen. In dieser Beziehung hatte Wupperfeld vor den andern Stadtteilen den Ruf, ein guter Schulbezirk zu sein. Von eigentlichem Proletariat war damals kaum etwas zu merken. Es gab eine große Zahl Arbeiterfamilien und auch arme und heruntergekommene darunter, aber man hatte noch keine großen Mietskasernen, in denen die Leute eng und unbekannt zusammenwohnen. Man kannte ziemlich jede Familie, und wo Not einkehrte, wurde gern geholfen.

Den guten Arbeiterstand kennzeichnete auch das Aussehen der Schulkinder. Dieselben machten in ihrer Kleidung einen reinlichen, anständigen Eindruck. Es war eine Freude zu sehen, wie am Montag Morgen nicht nur die wohlstehenderen, sondern auch die ärmeren Kinder, deren Mutter alles mit eigener Hände Arbeit zu besorgen hat, in sauber gewaschenen und oft vielfach geflickten Kleidern so frisch und ordentlich in die Schule kamen. Selbst Fremde, die unsre Schule besuchten, haben zuweilen ihre Verwunderung über das anständige Aussehen auch der einfachsten Kinder ausgesprochen.

In früheren Jahren wurde außerhalb des Unterrichts von den Schulkindern meist plattdeutsch gesprochen. Auch solche, die zu Hause nicht daran gewöhnt waren, schlossen sich doch in kameradschaftlicher Gesinnung der Sprache der einfachen Kinder an und konnten sie dann bald ebensogut sprechen.

Es herrschte im ganzen ein guter, anständiger Ton unter den Kindern, auch dann, wenn sie ohne Aufsicht und unter sich waren. Schreiberin dieses hat neun Jahre mit den Elementarschulkindern auf der Schulbank gesessen und auch in der Freizeit und Sonntags mit ihnen verkehrt, sie versteht es nicht, daß es Eltern gibt, die glauben, im Verkehr mit solchen Kindern möchten die ihrigen irgendwie Schaden leiden. Im Gegenteil, ein pietätloses Reden und Sichlustigmachen über ihre Lehrer und Lehrerinnen, wie man es bei manchen Schülern der „höheren" Schulen hört, konnte bei

unſern Kindern nicht aufkommen. Gewiß waren auch da weniger gute Elemente vorhanden, aber ſoviel ich mich erinnern kann, hatten immer die fleißigen, gutgearteten, tüchtigen unter den Schulkindern, auch wenn es arme waren, die Oberhand, ſie gaben den Ton an, dem ſich dann die andern fügten. So war z. B. das Verhältnis der Knaben und Mädchen zu einander ein natürlich-unbefangenes und blieb es auch in der erſten Klaſſe bei den größeren Kindern.

An vier Tagen der Woche hatte Vater, wie ihm ſein Beruf vorſchrieb, von 4—6 Uhr Abendſchule zu halten. An derſelben nahmen einmal die Kinder bemittelter Eltern teil, die keine höhere Schule beſuchen ſollten, dann auch ſolche, die ſich auf die höhere Schule vorbereiteten. Damit war es zugleich dem Lehrer möglich gemacht, einigen befähigten aber weniger bemittelten Kindern Gelegenheit zur Fortbildung zu geben. In dieſer Abendſchule wurde beſonders Franzöſiſch und Engliſch getrieben. Einzelne dieſer Schüler, die nach der Entlaſſung als Lehrlinge in ein Kaufmannsgeſchäft eingetreten ſind, haben dann dieſe Sprachſtudien privatim fortgeſetzt und ſpäter ihr Examen zum einjährigen Militärdienſt gemacht, ohne je eine andere Schule beſucht zu haben.

Von höheren Schulen gab es in der ganzen Stadt nur eine einzige, die ſogenannte Stadtſchule in Gemarke; ſie beſtand aus einer Realſchule mit einigen Mädchenklaſſen. Die Wupperfelder Mädchen blieben faſt alle in der Elementarſchule; nur einige wenige gingen etwa mit dem 12. Jahre zur Stadtſchule über. Dies wurde jedoch anders, als ſpäter eine höhere Töchterſchule und etwas ſpäter in Wupperfeld eine Filial-Realſchule mit einigen Mädchenklaſſen errichtet wurde. Die Abendſchule ging infolgedeſſen ein. Aber auch nachher noch gab es einzelne Familien, die ihre Mädchen nicht in die Töchterſchule ſchickten, obwohl ihnen der Privatunterricht in fremden Sprachen, der nach dem Wegfall der Abendſchule nötig wurde, Mehrkoſten verurſachte. Es war die Gründlichkeit des Religionsunterrichts, die ſie an der Elementarſchule ſchätzten; ſodann hatten ſie die wohl berechtigte Meinung, daß die Einfachheit der Geſinnung hier beſſer gewahrt bleibe.

Wenn Vater in ſeinen Schriften über Schulverfaſſungsfragen in betreff der techniſchen Schulaufſicht die Anſicht vertritt, daß dieſelbe nicht Sache der Pfarrer ſein ſollte, ſo hat er für dieſe

Meinung durchaus keine persönlichen Gründe. Sein amtliches und persönliches Verhältnis zu seinem Lokalschulinspektor war und blieb dauernd ein gutes. Das wahre Wohl der Schule sah er darin, daß die Kirche und ihre Vertreter ja einen Einfluß auf die Schule und die Lehrer habe, er war sogar dafür bemüht, nach Kräften diesen Einfluß zu verstärken und zu vertiefen. Er sah aber denselben nicht verbürgt, sondern eher verhindert durch die bestehende Herrschaft der Kirche über die Schule.

Auch mit den Schulvorstehern stand Vater auf freundschaftlichem Fuß. Es waren achtungswerte, wohlgesinnte, tüchtige Bürger, zu denen er auf diese Weise in nähere Beziehung trat, und deren Interesse für die Schule er zu wecken und zu pflegen wußte. Das Gefühl des Zusammengehörens, des Zusammenhaltens aller derer, die an einem Werk stehen, war ihm sehr wichtig. Wenn in unserm Hause ein Familienfest gefeiert wurde, so war es selbstverständlich, daß dazu vor allem die Herren des Schulvorstandes mit ihren Frauen eingeladen wurden, die Mitarbeiter gehörten als Glieder des Hauses natürlich mit dazu; sodann wurden als Vertreter der Schulkinder die beiden ersten Knaben und Mädchen der ersten Klasse eingeladen. Letzteres galt zu meiner Schulzeit schon als altes Recht, und die Betreffenden wurden demgemäß von den andern Schulkindern respektiert.

Der höchste und schönste Festtag des Schuljahres war das „Examen", welches Ende August, vor den Herbstferien, stattfand. Der nötigen Vorbereitungen wegen fiel schon am vorhergehenden Tage der Unterricht aus. Da wurden die Schulzimmer gründlich geputzt, und die Schulkinder zogen in Garten, Feld und Wald, um für den Festtagsschmuck der Schule zu sorgen. Dann kam jedes Schulkind und brachte seinen Teil zur Ausschmückung seiner Klasse. Die größeren Mädchen jeder Klasse hatten sich wohl zusammengetan und eine große Krone von Eichenlaub oder Buchsbaum, hier Palm genannt, gefertigt, in deren Mitte ein Kürbis prangte. Diese Krone wurde in der Mitte der Decke hängend im Luftloch befestigt. Die Knaben, auch in Gruppen zusammen, waren in die Wälder gezogen und hatten dort von den schönen, dunkelgrünen, stacheligen Blättern der Ilex, hier Hülse oder Stechpalme genannt, gesammelt. Sie schnürten dieselben an starke Fäden, die so gefertigten Girlanden blieben lange grün und zierten noch den ganzen Winter das Schulzimmer. Da gab es

prächtige Kränze, mit den Blumen des Herbstes, Astern, Georginen geziert. Aber auch die einfachen Kinder, ja die ärmsten wollten nicht zurückstehen und brachten ihren Kranz. Es war rührend zu sehen, wie besonders in der Klasse der „Kleinen" jedes so stolz mit seinem Kranz herankam. Fehlte auch der Blumengarten zu Hause und hatte die vielbeschäftigte Mutter nicht Zeit, im fernen Walde Grünes zu holen, so wußte treue Mutterliebe doch Rat, das Verlangen der Kleinen zu erfüllen. Das Gemüse und Kartoffelfeld half da aus; die Blätter der Möhre, des krausen Kohl, der roten Karotten, Kartoffelblüten und Kettenblumen gaben auch einen Kranz, und jedes Kind meinte, der seinige, den es mit Jubel unter der Mutter Hand hatte entstehen sehen, wäre wohl der allerschönste. Der Lehrer hatte oft Mühe, all die Kränze unterzubringen, denn auch die geringste Gabe mußte ihren Platz finden, wo sie von dem Kinde gesehen werden konnte. Einem jeden war der Platz wichtig, wo sein Kranz hing, und da die Kränze den Winter durch hängen blieben, bildete dies Eigentum ein geheimes Band des Kindes an seine Schulklasse.

Am festlichen Tage begann morgens um 8 Uhr das Examen. Die unterste, vierte Klasse wurde von 8—9½ Uhr geprüft, die dritte von 10—12; die zweite von 1—3 und die erste von 3—5 Uhr. Hierbei kam es gut zu statten, daß die Klassen untereinander durch große Flügeltüren und Fenster verbunden waren, denn die vielen Zuhörer hätten in der Klasse selbst nicht Platz gefunden. Die Bänke der Kinder waren nahe zusammen geschoben, so daß um sie herum ein leerer Raum blieb, wo Stühle gestellt wurden. Da saßen dann zuerst der Herr Pastor und die beiden Schulvorsteher. Dann kamen die Mütter der Kinder, auch wohl einige Väter, die abkommen konnten. Es war bewundernswert, mit welcher Ausdauer und Geduld die Mütter aushielten; hatten doch manche von ihnen nicht nur Kinder in einer oder in zwei, sondern in allen vier Klassen, saßen also still zuhörend mit dem gemütlichen Strickstrumpf vom Morgen bis zum Abend. Und wenn ein Kind eine gute Antwort gegeben, so wußte es, wo die Mutter saß, und ein Blick dahin, ein Zunicken der Mutter sagte ihm, daß sie es gehört. Die Kinder waren alle in ihrem besten Sonntagsstaat; in manchen Familien bekamen sogar die Kinder zum Examen neue Kleider, die dann das Jahr durch als Sonntagskleider dienten. Es war eben ein wichtiger Festtag für

die ganze Schulgemeinde. Wenn das Examen zu Ende war, erhielt jedes Kind an der Schultür sein „Plätzchen und Brezel", und mit dieser Belohnung in der Hand zog die kleine Schar strahlend nach Hause.

Der feierlichste Teil des Festes war das Examen der ersten Klasse. Bei demselben waren meist die beiden nebenan liegenden Klassen, soweit man nur etwas hören konnte, dicht besetzt, obwohl man dort die ganze Zeit stehen mußte. Nicht nur die Angehörigen der Kinder fanden sich ein, auch frühere Schüler und Schülerinnen wollten gern einmal wieder ihren alten Lehrer unterrichten hören. Da es nach der gewöhnlichen Schulzeit stattfand, kamen auch manche Kollegen von anderen Schulen. Der Anfang, wie die Hauptsache von Vaters Examen war die Religionsstunde. Daß da nicht für die Schaufenster gearbeitet worden war, nichts eingelernt, was nun planmäßig vorgeführt wurde, verstand sich bei ihm von selbst. Wir Schüler wußten nie vorher, was im Examen an die Reihe kommen würde. Vaters Weise zu prüfen war von der seines sonstigen Unterrichts wenig verschieden. Bei der Art seines Religionsunterrichts ist es wohl zu verstehen, daß zu dieser öffentlichen Religionsstunde auch solche sich einstellten, die nicht irgendwo an der Schule Anteil hatten, deren erstes und höchstes Lebensinteresse jedoch die religiösen Dinge waren. So wohnte in unsrer Nachbarschaft eine geachtete, fromme Witwe, die bei dieser Stunde niemals fehlte, auch als ihre Kinder längst der Schule entwachsen waren. Einer Examenstunde erinnere ich mich noch, die gewiß manchem im Gedächtnis geblieben ist. Da außer der Mehrzahl der lutherischen auch reformierte Kinder die Schule besuchten, nahm er das eine Mal aus beiden Katechismen das Stück, was ihm Zentrum, Kardinalpunkt war: den zweiten Artikel des Glaubensbekenntnisses mit der Lutherschen Erklärung, dazu aus dem Heidelberger Katechismus die Frage: Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben? An der Hand dieser beiden Bekenntnisstücke ließ er eine kurzgefaßte Geschichte des Heilsplanes, der Heilstaten Gottes zu unserer Hülfe und Errettung meist durch die Kinder entwickeln. Ein anderes Mal nahm er in ähnlicher Weise Jes. 53 vor, oder die Rede Stephanus' vor dem Hohen Rat. Durch seine fein gestellten, dem Kindesverständnis durchaus angepaßten Fragen wußte er das, was die Kinder im Gange des Religionsunterrichts an Er-

kenntnis sich erworben hatten, unter einen bestimmten Gesichtspunkt zu bringen, in dem alles Einzelne sich zu einem organischen Ganzen verband, und dadurch um so klarer erfaßt wurde. Man merkte bald an den Antworten der Kinder, daß bei ihnen das Interesse und das Verständnis für die biblischen Geschichten geweckt war, daß sie an Selbstdenken gewöhnt, und daß sie gelernt hatten, ihre Gedanken einfach, klar und deutlich auszusprechen.

Nach dem Examen war dann in unserm Hause im großen Zimmer ein langer Kaffeetisch gedeckt mit dem Examengebäck darauf, wie es die Kinder erhielten. Die Schulvorsteher, die anwesenden Kollegen und Freunde blieben dann bei gemütlichem Gespräch noch einige Stunden zusammen.

Dieses Fest, auf welches sich die Kleinen lange vorher freuten, war ein treffliches Bindemittel, welches die Eltern mit der Schule und mit den Lehrern verband. Sie sahen den letzteren im Verkehr mit den Kindern und erhielten einen Einblick in seine Arbeit. Sie hörten den Gesang der Kinder, und auch in den andern Fächern wurde durch das Zuhören das Interesse für die Fortschritte der Kinder geweckt. Auch wurde ihnen bemerkbar, wieviel Mühe und Geduld der Lehrer bei den Schwachen und Unbegabten nötig hat. Wohl sind solche öffentliche Prüfungen dem Mißbrauche ausgesetzt, es hat gewiß Lehrer gegeben, die sie dazu benutzten, um eine Schaustellung zu machen, die ihrem Ehrgeiz dienen sollte. Aber in der Hand des gewissenhaften, tüchtigen Lehrers bildeten sie verbindende Fäden mit der Schulgemeinde, und ihr Fehlen hat noch keinen Ersatz gefunden.

Ein anderer Festtag für die Schule war Vaters Geburtstag. In den ersten Jahren hatte man denselben gefeiert, dann war die Feier mehrere Jahre auf seinen bestimmt ausgesprochenen Wunsch unterblieben. Den Schulkindern war dies aber gar nicht recht, sie fingen still wieder an mit ihrer Feier und hatten selbst solche Freude daran, daß Vater sie gewähren ließ, um ihr Dankbarkeitsgefühl nicht zu verletzen. Wohl mag die Regierung recht haben, wenn sie um mancher Schattenseiten willen jetzt dergleichen ganz abgeschafft hat. Ein Kindergemüt, was seinen Lehrer lieb hat, und ihm dankbar ist, hat aber auch sein Recht, wenn es seine Dankbarkeit auf seine kindliche Weise zum Ausdruck bringen will, wie einmal ein energisches Schulmädchen zu seinen Mitschülerinnen

auf dem Schulhof sagte: „Unsern Eltern und andern, die wir lieb haben, dürfen wir etwas schenken, warum denn unserm Lehrer nicht? das dürfte uns niemand verbieten."

Zur Vorbereitung kamen am Tage vor dem Geburtstag die größeren Mädchen und stellten ein großes Reinmachen, mit Überschwemmung verbunden, in der ersten Klasse an. Dann wurde trotz der Winterzeit Orgel, Katheder und Wandtafel bekränzt. Auf letzterer wurde mit Hülfe eines der Lehrer eine passende Inschrift angebracht. Dann wurde vor der Orgel ein weiß gedecktes Tischchen aufgestellt mit einigen sinnigen Geschenken, vor allem Blumentöpfen mit Blatt- und Blütenpflanzen. Zuletzt wurde noch frischer weißer Sand durch die Klasse gestreut, um es nach altem bergischen Gebrauch recht festlich zu machen. Der Lehrer der zweiten Klasse hatte zuweilen auf der Kinder Wunsch ein mehrstimmiges Lied mit ihnen eingeübt, mit dem sie dann am Geburtstagmorgen ihren Lehrer begrüßten. Einmal hatte der musikalische Lehrer der zweiten Klasse sogar ein besonderes Geburtstagslied verfaßt, selbst komponiert und dreistimmig mit uns eingeübt, worauf wir Schulkinder nicht wenig stolz waren.

Nach jener Begrüßung durch die Kinder hielt Vater dann eine kurze Ansprache an sie, in welcher er gewöhnlich an die Worte des von ihnen gesungenen Liedes anknüpfte. In den Schulstunden wurde dann meist etwas Besonderes vorgenommen, was uns Freude machte, z. B. er erzählte uns etwas aus der Lebensgeschichte eines bedeutenden Mannes, oder er las uns irgend etwas vor und sprach mit uns darüber. Den Nachmittag bekamen wir gewöhnlich frei. Indem er den Kindern dankte, daß sie ihn hätten erfreuen wollen, sagte er auch wohl, wenn der Sommer käme, so wolle er ihnen einmal wieder eine Freude machen. In früheren Jahren ging er dann einmal einen Nachmittag mit der ganzen Klasse in einen entfernteren Wald, wohin auf seine Bestellung große Körbe mit Backwaren gebracht wurden. Dort wurden Waldbeeren gesucht, Spiele gemacht, Kränze geflochten und fröhlich gesungen. Er hatte dabei aber immer die Sorge, von der großen Zahl der Kinder möchte einem ein Unglück zustoßen. Diese Ängstlichkeit rührte von Filb her, wo einmal beim Spaziergang des Instituts ein Knabe beinahe im Rhein ertrunken wäre; nur mit genauer Not hat Vater, der als Lehrer mit war, ihn noch retten können; aber die Angst um anvertraute Kinder ist

ihm immer geblieben. Aus diesem Grunde ging er früher sehr selten, später gar nicht mehr mit der ganzen Klasse aus. Statt dessen nahm er nur die erste Abteilung zu einem weiteren Ausflug mit, bei dem er dann die Kinder als von ihm eingeladen betrachtete. Überhaupt war ihm die Tüchtigkeit seiner ersten Abteilung ein besonderes Anliegen. Es wurden darin nur solche Kinder aufgenommen, die nicht nur in den bestimmten Fächern das Nötige leisteten, sondern es war auch eine gewisse Zuverlässigkeit der Gesinnung und des Benehmens dazu erforderlich. Diese Abteilung sollte gleichsam ein Vorbild sein für die anderen. Er hatte hier den gleichen Grundsatz, wie der bekannte englische Pädagoge Thomas Arnold, Rektor von Rugby, der die Wichtigkeit desselben einmal andeutete in den Worten: „Wenn ich mich auf meine „sixth form“ (Oberklasse) verlassen kann, dann gibt es keinen Posten in England, mit welchem ich den meinigen vertauschen möchte.“

So ging er zu meiner Schulzeit einmal mit uns, wir waren etwa 25—30 Kinder, zum Neuenhof bei Lennep, wo in der Nähe das Denkmal des bergischen Schulmannes, Reformators und Märtyrers Adolf Clarenbach steht. Nachdem wir uns an Kaffee und Butterbrot erquickt hatten, las er uns aus seinem Manuskript das Leben des Ad. Clarenbach vor.[1]) Die Erzählung war in einfachen Worten gehalten, so daß wir sie gut verstehen konnten. Innerlich bewegt von dem eben Gelesenen wanderten wir dann zu dem nahen Denkmal. Von Bäumen umgeben steht es auf einer stillen Höhe an der Landstraße, die von Barmen nach Lennep führt; wenige Minuten weiter sieht man die Bäume und Dächer des Buscherhofes, wo Clarenbachs Heimat war.

Die Inschrift auf der Vorderseite: „Wer sind diese, mit weißen Kleidern angetan? Es sind die, so gekommen sind aus großer Trübsal ꝛc.“ hatte etwas Ergreifendes für uns. Sie schien wie die Antwort aus jener andern Welt auf das, was nach dem eben Gehörten unser Herz bewegte. Um das Denkmal stehend sangen wir den Tersteegenschen Vers: „Wann grünt dein ganzer Erdenkreis?“ Den tiefen Eindruck jener Stunde wird keins der

[1]) Diese Arbeit ist damals im Schulblatt gedruckt worden, nachher im Verlag der Wuppertaler Traktatgesellschaft als Traktat erschienen, ferner in Dörpfelds Ges. Schr. Bd. VI aufgenommen.

Kinder je vergessen; noch jetzt, wenn ich an jene Stelle komme, wachen die damaligen Empfindungen mächtig auf.

Niemals jedoch hat er durch solche Geschichte eine Feindschaft gegen die katholische Kirche in uns erweckt, wiewohl die Fehler und Irrtümer derselben gründlich zur Sprache kamen. Vielmehr und vor allem war es ihm darum zu tun, uns den vollen Eindruck der positiven Seite dieser Lebens- und Sterbensgeschichte zu geben: die feste Überzeugung, daß unser Glaube, unsre Stellung zu Gott ein wertvolles Gut ist, das unsre Väter so hoch gehalten haben, daß sie alles irdische Gut, ja ihr Leben eher hingeben, als dieses Kleinod entbehren wollten. Und dann die Erfahrung, daß dieser Glaube dem, der ihn lebendig im Herzen hat, einen Mut, eine Zuversicht gibt, daß er vor nichts in der Welt sich fürchtet, auch nicht vor Marter und Tod.

Den Gang und die Art seines Religionsunterrichts überhaupt ganz zu schildern, vermag ich nicht, obwohl ich vier Jahre in seiner Klasse war. Es war etwas Eigenartiges, Unmittelbares in demselben, was sich so nicht wiedergeben, nicht erzählen läßt, ein Etwas, welches das dazu angelegte Kindergemüt, ihm selbst wohl kaum bewußt, interessierte, fesselte, ja emporzog. Er wußte den vorliegenden Stoff den Kindern zur klaren Anschauung zu bringen, ihr Denken daran zu wecken und zum Erkennen zu führen, aber auch ihr Gemüt für die Sache dauernd zu erwärmen, sie ihnen lieb und wert zu machen. Beides, Erkenntnis und Gefühl diente ihm dazu, auf das Zentrum, Herz und Willen der Kinder einzuwirken. Eine lehrhafte Anwendung aufs Leben, wie man sie zuweilen in Predigt und Unterricht planmäßig und isoliert auftreten sieht, kam nicht vor. Es waren die wirklichen Personen aus der biblischen Geschichte, die wir leben und handeln, fallen und wiederaufstehen, leiden und sterben sahen. Ein Kind, welches z. B. der Lebensgeschichte Josephs mit Aufmerksamkeit gefolgt war, das hatte durch inneres Miterleben der Geschichte in seiner Seele Eindrücke empfangen, Überzeugungen erlangt, die ihm im späteren Leben, wenn es selbst dunkle Wege gehen mußte, wieder erwachen würden und ihm zurecht zu helfen geeignet waren.

Vor allem aber war es die Gestalt unsers Herrn und Heilandes, die durch sein Erzählen dem Kinderherzen lieb wurde und sich ihm fest und unverlierbar einprägte. Diesem Eindruck haben

... seiner Schüler, sowohl derer, die als Kinder in seiner ... gewesen, als auch der andern, die als Erwachsene von ihm ... haben, zu verdanken, wenn sie ruhig und unbekümmert an den Dogmenstreitigkeiten über die Person des Heilandes vorbeigehen. Sie wissen, wo der einige Trost und Halt im Leben und im Sterben, in guten und bösen Tagen zu finden ist, und machen sich keine Sorge darüber, wenn sie dies und das, was die Kirche festgesetzt hat, noch nicht als Wahrheit erkennen und annehmen können.

Über eine Frage solcher Art hatte ich ein Gespräch mit meinem Vater, wenige Jahre nach meiner Schulzeit. Es war mir gesagt worden von einer Seite, der ich zu glauben gewohnt war: weil ich dieses oder jenes, was in der Bibel stände, nicht wörtlich glauben könnte, so sei mein Glaube nicht rechter Art; denn wenn einer ein Wort nicht glaube, so falle ihm damit die ganze Bibel. Dies bekümmerte mich und ich wandte mich an den Vater; der gab mir die beruhigende Antwort: „Die Sache ist umgekehrt. Nicht weil du ein Wort nicht glauben, nicht verstehen kannst, fällt dir die ganze Bibel, sondern wenn du auch nur ein Wort, eine Wahrheit aus der Bibel hast, die dein Halt und Trost geworden ist, so hast du das, was dir die Bibel geben will, der Hauptsache nach und kannst das andere ruhig dahingestellt sein lassen. Erfassest du nur jene eine erkannte Wahrheit mit ganzem Ernst, von ganzem Herzen, und wenn es nur das eine Wort wäre: „Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc.“, oder das andere: „Siehe, das ist Gottes Lamm ꝛc.“, so wird dir von hier aus nach und nach manches klar werden, was dir jetzt noch dunkel und unverständlich ist.“ Seine Pietät vor der Bibel, die ihm das Buch aller Bücher war und blieb, war so tief und aufrichtig, daß sie sich von selbst auch seinen Schülern mitteilte, aber er wollte nicht die Gewissen damit gebunden haben.

Als ich als 18jähriges unerfahrenes Mädchen die Unterklasse an seiner Schule übernommen hatte, hat er mir mit Rat und Tat zu Seite gestanden und in meiner Arbeit zurechtgeholfen. So hatten wir einmal auf einem Spaziergang eine mehrstündige Unterredung über den Religionsunterricht. Im Verlauf derselben legte er mir ans Herz, mit allem Fleiß und Sorgfalt mich auf das erste Erzählen der biblischen Geschichte vorzubereiten. Der Eindruck, den wir mit der ersten Erzählung auf die Kinder

machten, sei äußerst wichtig. Wir müßten dafür Sorge tragen, daß die Kinder die Personen, von denen wir erzählten, die Umgebungen und Verhältnisse, in denen sie lebten, möglichst anschaulich vor Augen sähen, daß sie mit ihrem Herzen Anteil nähmen an dem Tun und Ergehen derselben und daß sie ihnen lieb und vertraut würden. Dies sei eine ideale, hohe Künstlerarbeit. Der echte Künstler, z. B. der Maler, sucht zunächst seinen Gegenstand in seiner Tiefe zu erfassen und zu verstehen, und wie er sich dann in seinem Geist, in seiner Vorstellung gestaltet hat, sucht er ihn aus sich heraus darzustellen im Gemälde. Er stellt sein ganzes Sein, Empfinden und Können in den Dienst seines Berufes, in dem Beschauer den Eindruck, die Gefühle und Entschließungen hervorzurufen, die ihn beseelt haben. Ein so hoher und wichtiger Beruf sei auch der unsrige in dieser Arbeit, deshalb müßten wir ja Zeit, Mühe und Kraft daransetzen, in diesem Punkte das Beste zu leisten, was wir vermöchten.

Auf dem Heimweg erzählte er mir dann eine alttestamentliche Geschichte, wie er sie etwa den Kleinsten erzählen würde. Die Geschichte füllte die ganze Wegstunde aus, und war noch nicht zu Ende, als wir zu Hause anlangten. Ich hatte ihn aber verstanden und hatte auf diesem Spaziergang viel gelernt.

In demselben Sinn antwortete er auf eine von seiten des deutschen Schulvereins in betreff dieses Gegenstandes gestellte Frage:

„Der Erzähler der biblischen Geschichte hat auf allen Stufen des Unterrichts, besonders aber bei den Kleinen vor allem dafür zu sorgen, daß er verständlich erzählt, und zwar gleich von vornherein, beim ersten Vorführen einer Geschichte. Das Verstehen, ich meine das anschauliche Verstehen, ist neben der Persönlichkeit des Lehrers die erste und nächste Bedingung dazu, daß die rechte Wirkung auf das Gemüt des Kindes nicht verfehlt, daß den Kindern die Geschichten lieb und wert werden. Das Verstehen ist ferner die beste Vorarbeit zu einem sinnigen Behalten des Erzählten; die Liebe hat bekanntlich ein starkes und treues Gedächtnis. Das sinnige Behalten verhält sich zu dem bloß gedächtnismäßigen, wie etwa überhaupt das lebendige, gläubige Ergreifen einer Heilstat Gottes sich zu der gewohnheitsmäßigen, traditionellen Orthodoxie verhält. Allerdings hat auch das Gewöhnen sein gutes Recht in der Erziehung und

daher auch das gedächtnismäßige Einprägen der bibliſchen Geſchichten ſein gewieſenes Recht beim Unterricht; aber der Erzieher muß wiſſen und behalten, daß im Menſchen auch noch andere als mechaniſche Kräfte walten, und namentlich hat er dies bei der chriſtlichen Heilsunterweiſung zu beachten. Wie alle Großtaten der Mechanik, Bauen und Zerſtören, nicht an die großen Taten reichen, welche die Männer Gottes vermöge eines Glaubensſenfkorns in Gottes Kraft getan haben, ſo reichen auch alle mechaniſche Erziehungs- und Unterrichtsmaßnahmen mit ihren Wirkungen nicht an das, was in und mit einem Kinde vorgeht, wenn das Innerſte ſeines Gemütes angeregt iſt und dieſe Regung ſtill und heimlich in Mitwirkung tritt. Wie es nun gewiß ungeiſtlich und roh heißen muß, wenn eine methodiſtiſche Pädagogik mit allen erdenklichen Mitteln bei den Kleinen auf die Anregung dieſes heiligen Pünktchens und Fünkchens losarbeitet, ſo iſt es nicht minder roh und ungeiſtlich, wenn die ſonſt einſichtigere Pädagogik jenes Fünkchen nicht zu würdigen verſteht, und die pſychologiſche Mechanik auf dieſem geweiheten Lande nicht die Schuhe ausziehen will. Dort wird die Ungeiſtlichkeit nicht dadurch verdunkelt, daß man die erweckten Regungen ſamt und ſonders „Wirkungen des Heiligen Geiſtes“ nennt, und hier auch nicht dadurch, daß man von „heiligem“ Roſenkranz, „heiligem“ Bibel- oder „heiligem“ Urtext u. ſ. w. ſpricht. Nur der, in welchem das Wort Gottes zu einem Brunnen geworden iſt, der ins ewige Leben quillet, kann in der Schule unter den Kleinen wie in der Kirche vor den Großen recht Evangelium verkündigen; denn die frohe Botſchaft von den Heilstaten Gottes will nicht vom Blatt abgeleſen, auch nicht auswendig hergeſagt, ſondern aus freier Bruſt geſungen ſein, wie das Lob Gottes von den Vögeln unter dem Himmel geſungen wird. Natürlich gilt das auch im Lernen; aber man lernt doch, damit man etwas *kann*.“

Über ſeine Stellung zum traditionellen Religionsunterricht, wie auch über Ziel und Art ſeines eigenen ſpricht er ſich einmal rückhaltlos aus in einem Briefe an einen ihm befreundeten Profeſſor; ein Bruchſtück desſelben ſei hier mitgeteilt; es gibt uns den Beweis, daß ſein Religionsunterricht nicht etwas von ihm Erdachtes verſtandesmäßig Erworbenes war, ſondern ein Stück ſeines eigenſten, innerſten Lebens und Seins. Nur wer den Wert und die Tragweite des darin enthaltenen poſitiven Zeug-

niſſes erkennt, kann die Schärfe des Urteils gegenüber dem hergebrachten Religionsunterricht nicht nur verzeihen, ſondern auch verſtehen.

„Es handelte ſich mir keineswegs um eine Kritik der Regulative, ſondern vielmehr um eine Kritik des traditionellen Religionsunterrichts in den niedern und höheren Schulen und in der ſogenannten Kinderlehre der Paſtoren auf Grund der regulativiſchen Grundſätze.“

„Auf eine ſolche Kritik, auf ein in heiligem Zorn geſprochenes Wort, das den allbekannten traditionellen Unfug auf dem heiligen Boden des Religionsunterrichts mit dem Namen benennt, der ihm gebührt, lege ich in dem Streit um die Regulative das meiſte Gewicht. Es handelt ſich hier nicht etwa um Irrtümer, ſondern um Sünden, um ſchwere und große Sünden. Unſer Herr und Heiland hat mit den Zöllnern und Huren ſtets nur freundlich geredet; aber die Phariſäer und Schriftgelehrten, welche Minze, Dill und Kümmel verzehnteten, aber das Schwerſte im Geſetz dahinten ließen, haben die härteſten Worte hören müſſen, die je aus ſeinem Munde gegangen ſind. Solche Unterſcheidung, ſolches Gericht muß wieder in Gang kommen. Die Welt wird zwar dadurch nicht bekehrt, aber die Luft wird reiner, die Gewiſſen werden freier.“

„Doch ich muß meine Gedanken etwas ordnen, ſonſt werden Sie am Ende doch noch nicht wiſſen, was der langen Rede kurzer Sinn iſt.“

„Alles, was ich bisher im Schulblatte geſchrieben habe — die Anzeige von Bengels Gnomon, das pädagogiſche Original, die Beiträge zur Theorie der Schule, die Bemerkungen über die Regulative — iſt (abgeſehen von untergeordneten Nebenzwecken) durchaus von dem Gedanken getragen, nach und nach mein kleines Auditorium ſo weit zu präparieren, daß ich endlich meine Anſicht von einem chriſtlichen Religionsunterricht im weiteſten Sinne ganz und rund und ohne befürchten zu müſſen, ohne Prozedur zu dem verdammten Ketzerhaufen geworfen zu werden, darlegen kann. Dieſer Gedanke, d. h. ſein Inhalt, treibt und gärt in mir wie ein Feuer aus der andern Welt. So wurde ich zur Errichtung der Bibel-Konferenzen getrieben (es ſind ihrer jetzt ſechs auf bergiſchem Boden) und zu der Herausgabe des lange projektierten Schulblattes gedrängt.“

„Sie wollen dieſen eilfertig und leichtfertig hingeworfenen Gedanken nicht ſo verſtehen, als ob ich ſo etwas Seltſames erkannt zu haben glaubte, was andere Leute nicht auch wüßten. Sie müſſen es lediglich als eine Privatſache betrachten, die nur mich angeht, die um meinetwillen erledigt ſein will. Meine religiöſe Anſchauung und ſo auch meine Anſicht von der chriſtlichen Unterweiſung iſt in ihrem Kern etwas, was ſich mir nicht als ein Ertrag von Gehörtem und Geleſenem, ſondern weſentlich als das Reſultat innerlichen Durcharbeitens bei allerlei Gewiſſens- und Verſtandesnot ergeben hat. Nicht weil ich meinte, mehr zu wiſſen als andere, ſondern weil das, was ich weiß, ein Erlebtes, ein Erfahrenes, mein Leben, mein Ich iſt: darum muß es heraus; ich müßte aufhören zu leben, wenn ich nicht davon zeugen ſollte. Von Kindesbeinen an habe ich in den beſſeren Zeiten und Momenten nach Wahrheit gedürſtet, nach der Wahrheit, wovon man leben kann, nicht nach „Formeln“ von dem, was andern für Wahrheit gilt. Haben auch Sie jemals an den dogmatiſchen Formeln über Inſpiration, Dreieinigkeit, Verſöhnung, Sakrament, Kirche ꝛc. ſich abgewürgt und bis zum Dumpfwerden des Kopfes, bis zur Hypochondrie ſich daran „verdaut“, ſo wiſſen Sie, was ich ſagen will. Meine „Weisheit“ läuft nicht auf neue Formeln aus; alles Beginnen, das Weſen und Wirken deſſen, der „Wunderſam“ heißt, in menſchliche Begriffe und Worte faſſen zu wollen, die für andere zwingend ſein ſollen (ſeligmachend), erſcheint mir als gottesläſterlich. Ich faſſe nur das, was lebendig iſt, dem man die Lebens-, die Blutwärme noch anfühlt; das da zeugt, weil es lebt. Jetzt kümmert mich die Inſpirationsfrage nicht mehr. Der Geiſt zeuget, daß Geiſt Wahrheit iſt, und wer aus der Wahrheit iſt, der höret ſeine Stimme. Um all die Fragen, welche die Kritiker über die Kompoſition oder Echtheit dieſes oder jenes bibliſchen Buches aufgebracht haben, zerbreche ich mir den Kopf nicht mehr. Ob hundert oder tauſend oder zehntauſend Fehler oder Widerſprüche in den heiligen Schriften aufzufinden ſind, iſt mir ganz gleichgültig, d. h. gleichgültig für mein religiöſes Leben. Dafür ſuche ich Nahrung, Lebensmittel. Iſt das innere Leben vom Haupte aus durch den Geiſt geregelt, durchwirkt, — was tut es, ob man gelegentlich ein Schock menſchlicher Irrtümer hinunterſchluckt? ſie werden auf natürlichem Wege früher oder ſpäter ausgeworfen. Und ſollte nicht des Herrn

Wort: „Und wenn ihr etwas Tödliches trinken werdet, so wird es euch nicht schaden," — auch für den höheren Organismus gelten dürfen? Ich meine: Ja, und glaube, daß Hengstenberg auch einmal wider Willen geweisſagt hat, als er ſchrieb (mit Bezug auf die römiſche Kirche): Das Gebet, wo es lebendig iſt, bricht etwaigen Irrtümern die Giftzähne aus."

In einem andern Brief äußert er über dieſen ihm wichtigen Gegenſtand:

„Beim Religionsunterricht liegt der Schwerpunkt meiner Theorie keineswegs in dem von mir herausgegebenen Enchiridion. Dies iſt ein bloßes „Hülfslehrmittel" — zwar in meinen Augen ein nützliches, auch ein notwendiges, aber eben doch ein bloßes Hülfsmittel. Die Hauptſache bleibt die lehrende Perſönlichkeit und ihr lebendiges Lehrwort. Bei dieſem lebendigen Lehrwort nun liegt mir die Hauptaufgabe im rechten Erzählen der bibliſchen Geſchichte, die mir der religiöſe Anſchauungsunterricht iſt — alſo im erſten Lernſtadium. Hier geht meine Abſicht dahin, dieſe Arbeit des Lehrers aus dem rohen Handwerkstum herauszuheben, und ſie als eine **künſtleriſche** auffaſſen zu lehren, — als eine Kunſt, die an Bedeutung und Schwierigkeit hinter keiner andern Kunſt zurückſteht, — die unter allen Aufgaben der Lehrkunſt die künſtleriſcheſte, feinſte, geiſtigſte iſt, ſelbſt noch über die Predigtkunſt hinausgeht, weil ſie neben dem erbaulichen (das Gewiſſen anfaſſenden) Zwecke auch einen ebenſo hervorragenden unterrichtlichen Zweck hat. Hier liegt eine unermeßlich hohe Aufgabe für den Lehrſtand: aber das Handwerkstreiben und der Handwerksgeiſt muß unter die Füße! Kunſt, heilige Kunſt, das muß das Ziel und die Loſung ſein."

„Das kann auch ſo ausgedrückt werden: die bibliſchen Schriftſteller müſſen als religiöſe Klaſſiker behandelt werden — nicht als Dogmatiker, als Lehrbuchſchreiber u. ſ. w., aber als religiöſe Klaſſiker, nicht als ſprachkünſtleriſche u. ſ. w. Das war auch Herders Sinn und Ziel, obwohl er freilich für den Schulunterricht keinen Rat wußte."

Auf dieſe ſeine Grundſätze in betreff des Religionsunterrichts, auf ihre Begründung, ſowie auf die Konſequenzen, die er daraus zog, iſt hier nicht der Raum, näher einzugehen. Nur einige Bemerkungen und Beiſpiele zu dieſem Gegenſtande ſeien noch beigefügt.

Die Schüler der ersten Klasse haben die meisten biblischen Geschichten in den früheren Klassen schon oft gehört. Es liegt deshalb die Gefahr nahe, daß das Interesse abnimmt, daß sie ihnen wie etwas Altes vorkommen, was sie längst kennen und wissen. Wenn aber Vater sie in seiner Klasse erzählte, so schienen sie uns frisch und neu, und wir hörten gern und aufmerksam zu.

Über diesen Punkt äußert er gelegentlich einmal: „Die Aufgabe, eine bekannte Geschichte „wie neu" zu erzählen, mag manchem sehr schwer dünken, ich habe auch keinen Grund, sie für eine leichte auszugeben. Von meinem Standpunkte betrachtet, d. h. von der Anschauung ausgehend, daß der biblische Geschichtsunterricht nicht eine Art, sondern der Religionsunterricht (für die Unmündigen) ist, und daß derselbe, wenn er nicht mit deutlicher Stimme zu den Herzen und Gewissen spricht, ein tönend Erz und eine klingende Schelle ist, — von diesem Standpunkt betrachtet, muß die christliche Heilsunterweisung in wesentlichen Stücken eine ganz andere Gestalt annehmen, als sie bisher durchweg hatte. Namentlich werden die Anforderungen an den Charakter, das Wissen und das Lehrgeschick der Lehrer bedeutend sich steigern."

Schon die Einleitung war ihm wichtig. Sie diente ihm dazu, die Kinder zum Aufmerken zu bringen, ihr Interesse zu wecken, so daß sie mit Spannung warteten auf das, was nun erzählt werden würde. Nicht selten verwandte er zur Einleitung eine kurze Geschichte aus dem täglichen Leben, doch hatte dieselbe nicht etwas Zerstreuendes, Abziehendes, sondern sie sammelte vielmehr die Gedanken und lenkte sie auf das, was ihm Hauptpunkt der zu erzählenden biblischen Geschichte war, und suchte das Verständnis für diesen Kernpunkt anzubahnen. So leitete er z. B. die Geschichte von Kain und Abel einmal mit folgender Erzählung ein:

„In einer Familie waren zwei Kinder, — zwei Mädchen. Das eine war acht Jahre alt und hatte schon zwei Jahre die Schule besucht; das andere war sechs Jahre alt und fing erst an, in die Schule zu gehen. Einst hatte die Mutter ihren Geburtstag. Die beiden Mädchen wollten ihr früh morgens einen schönen Glückwunsch sagen. Sie hatten sich tags zuvor Blumen dazu gesucht. Die älteste machte sich aus ihren Blumen einen

hübſchen Kranz; die Kleine verſtand das noch nicht und band ſie daher nur zu einem Strauß zuſammen. Damit kamen ſie früh morgens in der Mutter Zimmer. Sie hatten auch ein Gedichtchen zum Glückwunſch auswendig gelernt, was ſie der Mutter herſagen wollten. Das Gedicht der Älteren war mehrere Verſe lang. Sie wußte es ganz feſt und konnte es hübſch vortragen. Die Kleine hatte nur ein kurzes Verschen von ein paar Zeilen lernen können, — und war auch noch nicht ganz ſicher. Am Morgen traten ſie in der Mutter Zimmer, reichten ihr die Hand und die Blumen und wollten ihr den Glückwunſch ſagen. Die Ältere war ein kluges Mädchen, ſie wußte ſich ſchön zu benehmen und ein freundliches Geſicht zu machen, wenn ſie wollte. Sie wurde aber auch leicht verdrießlich, und wenn die Mutter ſie einmal tadelte, dann konnte ſie recht mürriſch ausſehen. Die Kleine wußte noch nicht, wie man ein freundliches Geſicht mache; ſie konnte ſich nur ſtellen, wie ſie war.“

„Heute, als ſie ihren Glückwunſch brachten, — da reichte die Ältere der Mutter ihren ſchönen Kranz, auch noch ein Paar Strümpfe, die ſie ſelbſt geſtrickt hatte, und dann ſagte ſie ihr Gedicht ſo ſicher und richtig her, daß es ſich gar ſchön anhörte. Als ſie fertig war, ſah ſie auf ihre kleine Schweſter herab, wie wenn ſie ſagen wollte: Sieh einmal, wie viel ich geſchenkt habe, und wie ſchön ich meinen Glückwunſch ſagen kann. Die Kleine reichte auch ihren Strauß dar, ſo gut ſie ihn hatte; etwas Geſtricktes konnte ſie nicht ſchenken, und ihr kleines Verschen brachte ſie auch nur mit Stottern zu Ende. Die Mutter ſah ihre beiden Kinder freundlich an und ſchloß ſie herzlich in ihre Arme. Dann ſagte ſie zur Älteren: Ich danke dir für deine vielen Geſchenke und deinen ſchönen Glückwunſch; du haſt dich tüchtig angeſtrengt. Das freut mich. Du haſt mir in deinem Gedicht gewünſcht, daß der liebe Gott mir Segen und Freude geben möchte. Dabei wurde der Mutter ernſt zu Mute und ſie ſetzte hinzu: mein Kind, Gott gebe, daß ich auch an dir Freude erleben möge. Die Tochter blickte ihr ins Geſicht und ſah, daß die Mutter dabei faſt wehmütig ausſah. Sie merkte wohl, was die Mutter ſagen wollte. Zu der Kleinen ſagte ſie: Mein liebes Kind, du haſt mir gegeben, was du haſt; du haſt mir Freude gemacht. Bleibe nur immer brav; Gott wird mit dir ſein.“

Die Schüler der ersten Klasse haben die [illegible] dachte: Geschichten in den früheren Klassen schon oft [illegible] angesehen als deshalb die Gefahr nahe, daß das Interes[illegible] und so schön ihnen wie etwas Altes vorkommen, was [illegible] gesicht und sah wissen. Wenn aber Vater sie in seiner [illegible] auch schön wäre, sie uns frisch und neu, und wir hörte[illegible] habe eine liebe

Über diesen Punkt äußert er gel[illegible] er auch so etwas gabe, eine bekannte Geschichte „wie ne[illegible] war sie fröhlich sehr schwer dünken, ich habe auch [illegible] den andern Kindern, auszugeben. Von meinem Stand[illegible] gewünscht hätte. Die Anschauung ausgehend, daß [illegible] viel sie der Mutter eine Art, sondern der [illegible] zuletzt gesagt hatte, das ist, und daß derselbe[illegible] Stimme zu den [illegible]nnen gelernt. Wir haben tönend Erz und [illegible]nder leben noch. Wenn sie diesem Standpunkt [illegible] gewiß sehr verschieden er- in wesentlichen [illegible] sie bisher du[illegible] hat es immer in der Welt an den [illegible] wie sie sich schön stellen vor bedeutend [illegible] verborgenen Herzen und Sinn [illegible] und wollen's auch nicht wissen. [illegible] wollen, zu tun, was ihren Eltern dazu, [illegible] was andere Menschen dar- we[illegible] kümmern sie sich nicht."

[illegible] mit Bleistift geschriebenes Blatt [illegible] seine Erzählweise in der Schule. [illegible] hier mitgeteilt, weil es seine

[illegible] Samariterin.

[illegible] Gespräch veranlaßt?)

[illegible] wie wir in der vorigen Ge- [illegible] Abend lang mit einem vornehmen [illegible] Ratsherrn Nikodemus sich unter- [illegible] daß der Herr Jesus sich auch [illegible] sich ebenso freundlich und ebenso [illegible] solchen, die von andern gar sehr [illegible] waren, mit Zöllnern, Sündern, [illegible] kommen arm, daß er unser sich

...m, — unserer, **die** wir alle vor Gottes Augen arm und ...d — daß er **unser** sich erbarm, und in dem Himmel mache ...einen lieben **Engeln** gleich." Er sagt ja auch: „Den ...l das **Evangelium**, die Freudenkunde gepredigt

...en wir nun, wie er auch einmal einer geringen Frau ...Evangelium gepredigt hat.

Jesus ging von Jerusalem, und wollte mit seinen Jüngern wieder nach Galiläa zurückkehren. Er nahm den geradesten Weg, und mußte daher durch die Provinz Samarien reisen. Gewöhnlich reisten die Juden nicht daher, weil sie mit den Samaritern keinerlei Gemeinschaft haben wollten. Die Samariter waren nämlich (wie wir bei dem Untergange des Zehn-Stämme-Reiches gehört haben), keine echten Juden, sondern ein gemischtes Volk aus den übriggebliebenen armen Israeliten und eingewanderten Fremdlingen aus allerlei Völkerschaften. Als später die gefangenen Juden aus Babylon wieder heimkehren durften unter Esra und Nehemia, und in Jerusalem den Tempel wieder aufbauten, wollten die Samariter auch mit bauen helfen, damit sie für Israeliten gerechnet würden. Aber die Juden wollten das nicht leiden; darum suchten die Samariter den Bau Jerusalems und des Tempels zu hindern, es entstand viel Streit und Krieg zwischen den beiden. Endlich bauten die Samariter selber auch einen Tempel auf einem Berge bei Sichem, worin sie Priester anstellten und Gottesdienst hielten. Darum wurde die gegenseitige Abneigung noch größer, besonders bei den Juden; denn Gott der Herr hatte gesagt, es soll nur ein Tempel sein, und nur an der Stelle soll regelmäßiger Opferdienst sein. Die Juden also haßten und verachteten die Samariter so sehr, daß sie nur höchst ungern durch eine samaritische Gegend reisten, und sie litten lieber Hunger und Durst, als daß sie einen Samariter um einen Bissen Brot oder einen Trunk Wasser gebeten hätten.

Jesus aber reiste jetzt absichtlich mit seinen Jüngern mitten durch die Provinz Samaria. Zuerst kamen sie nach Bethel, dann nach Silo, dann an eine Stadt, die da heißt Sichar oder Sichem. Neben dieser Stadt lag der Berg, worauf früher der samaritische Tempel gestanden hatte, und vor der Stadt fand sich ein Brunnen mit Quellwasser. Dieser Brunnen wurde von den Bürgern hoch geschätzt; denn schon der alte Vater Jakob hatte mit seinen Kin-

„Dann gingen die beiden Kinder hinaus. Die Ältere dachte: die Mutter hat meine Schwester fast freundlicher angesehen als mich, und ich habe doch so schöne Geschenke gebracht und so schön mein Gedicht gesagt. Sie machte ein mürrisches Gesicht und sah ihre Schwester verdrießlich an. Ob ihr Herz auch schön wäre, daran dachte sie nicht. Die Kleine dachte: Ich habe eine liebe Mutter; wenn ich groß bin, dann will ich ihr auch so etwas Schönes schenken wie die Schwester. Und dabei war sie fröhlich und ging munter zur Schule und erzählte den andern Kindern, daß sie der Mutter zum Geburtstag Glück gewünscht hätte. Die Ältere erzählte auch ihren Freundinnen, wieviel sie der Mutter geschenkt hätte; aber was die Mutter ihr zuletzt gesagt hatte, das erzählte sie nicht."

„Da haben wir zweierlei Kinder kennen gelernt. Wir haben nur von einem Tage gehört. Die Kinder leben noch. Wenn sie so gesinnt bleiben, so wird es ihnen gewiß sehr verschieden ergehen."

„Solcher Kinder und Menschen hat es immer in der Welt gegeben. Die einen denken daran, wie sie sich schön stellen vor den Leuten; aber wie es in ihrem verborgenen Herzen und Sinn aussieht, daran denken sie nicht und wollen's auch nicht wissen. Die andern haben den treuen Willen, zu tun, was ihren Eltern und ihrem Vater im Himmel gefällt, was andere Menschen darüber sagen und urteilen, darum bekümmern sie sich nicht."

Ein im Nachlaß gefundenes, mit Bleistift geschriebenes Blatt erinnert mich ganz besonders an seine Erzählweise in der Schule. Obwohl es Fragment ist, sei es doch hier mitgeteilt, weil es seine Eigenart deutlich charakterisiert:

Jesus und die Samariterin.

(1. Wodurch wurde dieses Gespräch veranlaßt?)

In Jerusalem hatte Jesus — wie wir in der vorigen Geschichte gehört — einen ganzen Abend lang mit einem vornehmen und gelehrten Mann, mit dem Ratsherrn Nikodemus sich unterhalten. Wir werden aber hören, daß der Herr Jesus sich auch nicht schämte, mit geringen Leuten sich ebenso freundlich und ebenso sorglich zu besprechen, selbst mit solchen, die von andern gar sehr geringgeschätzt und verachtet waren, mit Zöllnern, Sündern, Samaritern. „Er ist auf Erden kommen arm, daß er unser sich

erbarm, — unſerer, die wir alle vor Gottes Augen arm und nackt ſind — daß er unſer ſich erbarm, und in dem Himmel mache reich und ſeinen lieben Engeln gleich." Er ſagt ja auch: „Den Armen ſoll das Evangelium, die Freudenkunde gepredigt werden."

Hören wir nun, wie er auch einmal einer geringen Frau das Evangelium gepredigt hat.

Jeſus ging von Jeruſalem, und wollte mit ſeinen Jüngern wieder nach Galiläa zurückkehren. Er nahm den geradeſten Weg, und mußte daher durch die Provinz Samarien reiſen. Gewöhnlich reiſten die Juden nicht daher, weil ſie mit den Samaritern keinerlei Gemeinſchaft haben wollten. Die Samariter waren nämlich (wie wir bei dem Untergange des Zehn-Stämme-Reiches gehört haben), keine echten Juden, ſondern ein gemiſchtes Volk aus den übriggebliebenen armen Israeliten und eingewanderten Fremdlingen aus allerlei Völkerſchaften. Als ſpäter die gefangenen Juden aus Babylon wieder heimkehren durften unter Esra und Nehemia, und in Jeruſalem den Tempel wieder aufbauten, wollten die Samariter auch mit bauen helfen, damit ſie für Israeliten gerechnet würden. Aber die Juden wollten das nicht leiden; darum ſuchten die Samariter den Bau Jeruſalems und des Tempels zu hindern, es entſtand viel Streit und Krieg zwiſchen den beiden. Endlich bauten die Samariter ſelber auch einen Tempel auf einem Berge bei Sichem, worin ſie Prieſter anſtellten und Gottesdienſt hielten. Darum wurde die gegenſeitige Abneigung noch größer, beſonders bei den Juden; denn Gott der Herr hatte geſagt, es ſoll nur ein Tempel ſein, und nur an der Stelle ſoll regelmäßiger Opferdienſt ſein. Die Juden alſo haßten und verachteten die Samariter ſo ſehr, daß ſie nur höchſt ungern durch eine ſamaritiſche Gegend reiſten, und ſie litten lieber Hunger und Durſt, als daß ſie einen Samariter um einen Biſſen Brot oder einen Trunk Waſſer gebeten hätten.

Jeſus aber reiſte jetzt abſichtlich mit ſeinen Jüngern mitten durch die Provinz Samaria. Zuerſt kamen ſie nach Bethel, dann nach Silo, dann an eine Stadt, die da heißt Sichar oder Sichem. Neben dieſer Stadt lag der Berg, worauf früher der ſamaritiſche Tempel geſtanden hatte, und vor der Stadt fand ſich ein Brunnen mit Quellwaſſer. Dieſer Brunnen wurde von den Bürgern hoch geſchätzt; denn ſchon der alte Vater Jakob hatte mit ſeinen Kin-

dern und mit seinem Vieh daraus getrunken. Aber was mehr war: in der Gegend umher gab es kein anderes Quellwasser mehr, wie dieses denn im ganzen Lande nicht so häufig ist als bei uns. Die Einwohner müssen vielfach das Regenwasser in tiefen Gruben sammeln, und für ihre Haushaltung und für ihr Vieh sich mit diesen Brunnen alten, stehenden Wassers behelfen. Ein Brunnen mit fließendem oder lebendigem Wasser ist daher in ihren Augen etwas höchst Kostbares, eine teure Gabe Gottes.

Bei diesem Brunnen vor der Stadt Sichem langte Jesus mit seinen Jüngern an, als es gerade Mittag war. Da Jesus müde war von der Reise, so setzte er sich an den Brunnen. Die Jünger aber gingen in die Stadt, um Speise zu kaufen. Während nun Jesus da saß, kam ein Weib aus der Stadt, um Wasser zu schöpfen. Da spricht Jesus zu ihr: Gib mir ein wenig zu trinken! Das Weib sah den fremden Mann sehr verwundert an. Warum? Sie merkte, daß er ein Jude war; aber bisher war es ihr noch nicht vorgekommen, daß ein Jude einen Samariter um einen Trunk Wasser gebeten hätte.

(2. Wie äußerte sie ihre Verwunderung über seine Bitte?)

Da spricht das Weib zu ihm: Wie bittest du von mir zu trinken, da du doch ein Jude bist, und ich eine Samariterin?

(3. Wodurch setzte sie der Herr Jesus noch mehr in Verwunderung?)

Jesus hatte eigentlich das Gespräch angefangen, nicht weil er *von ihr* etwas haben, sondern weil er ihr etwas geben und die neue Botschaft vom Himmel verkündigen wollte. (Er war ja müde und gewiß auch durstig und hungrig, aber er konnte Müdigkeit, Hunger und Durst vergessen, wenn es galt, den Willen des Vaters auszuführen, d. h. zu suchen und zu retten, was verloren ist.)

Jesus spricht daher zu ihr: Wenn du erkenntest die rechte Gabe Gottes, — wenn du wüßtest, wer das ist, der zu dir spricht: gib mir zu trinken, — du bätest *ihn*, und er gäbe *dir* lebendiges Wasser.

Der Herr Jesus spricht hier vom Himmelreich, aber im Gleichnis. Wo das Himmelreich kommt, da ist's so: da liegt ein vertrocknetes dürres Erdreich, die Pflanzen sind am Sterben, das Land will zur Wüste werden; nun aber kommen Regenwolken und

ſchütten ihren Segen über das durſtige Erdreich aus, daß alles wieder auflebt und die Wüſte wieder luſtig ſteht. Allein dieſes Gleichnis verſteht man nur, wenn man erfahren hat, daß es auch noch einen andern Durſt gibt als den des Leibes. Ihr, liebe Kinder, habt wohl oft geſagt: ich bin durſtig; — aber was für ein ſchreckliches Ding der leibliche Durſt iſt, das wißt ihr doch wohl noch nicht. — —

Leider bricht das Manuſkript hier ab. Wem aber der Kinder Art vertraut iſt, der wird verſtehen, daß ſeine Schulkinder ſolcher Geſchichte mit Aufmerkſamkeit, ja mit Spannung folgten. Es könnte hier der Irrtum entſtehen, als ob durch ſolche freiere Behandlung das Bibelwort ſelbſt den Kindern zurückträte. Dies war aber durchaus nicht der Fall, was ich ſchon daraus erſehen kann, daß mir, und gewiß noch manchem ſeiner Schüler, noch jetzt, nach vielen Jahren, die bibliſchen Geſchichten nach der Zahnſchen Hiſtorie, die möglichſt dem bibliſchen Wortlaut folgt, im Gedächtnis ſind, obwohl wir ſie niemals auswendig zu lernen brauchten. Der Unterricht mit ſeinen Hülfsmitteln, dem Leſen, der Wiederholung und den ſchriftlichen Arbeiten ſorgte dafür.

Er ſagte gelegentlich einmal über dieſen Punkt:

„Es iſt oben betont worden, daß das erſte Vorerzählen des Lehrers durchaus frei, auch frei hinſichtlich des bibliſchen Wortlautes geſchehen ſoll, ſoweit nämlich die Anſchaulichkeit der Darſtellung dies erfordert. Es iſt weiter betont worden, daß auch dem (antwortweiſen oder zuſammenhängenden) Wiedererzählen der Kinder keinerlei Sprachzwang angetan werden dürfe, d. h. kein anderer, als den die Sache fordert. Iſt ſo die Freiheit überall ſicher gewahrt, ſo hindert nichts, auch der Bibelſprache alle gebührliche Ehre zu erweiſen, nämlich nun auch alles zu tun, um ſie dem Ohre und Munde der Kinder geläufig und, was noch mehr iſt, ihrem Herzen lieb und achtungswert zu machen. Aber wie? Jenes, das Geläufigmachen, mag allerdings auch durch Zwang und Feſſeln ſich erreichen laſſen, aber beſſer gewiß nicht; dieſes aber, die Liebe zur kräftigen lutheriſchen Bibelſprache, gedeiht, wie alle Liebe, nur im Klima der Freiheit (Kol. 3, 21). Wenn der Memorier-Materialismus darauf dringt, daß die Kinder genau mit Bibelworten erzählen, und zu dem Ende den Lehrer zwingt, ſtreng mit Bibelworten vorzuerzählen, und der Lehrer die Kinder zwingt, die Geſchichte wörtlich zu memorieren, oder (auf

der Unterſtufe) Satz für Satz vorſpricht, bis alles feſtſitzt, — wenn dann noch gehofft wird, die Schüler ſollten die Bibelſprache lieben und ehren: ſo läuft das vollkommen auf den bekannten Witz hinaus, den man dem geſtrengen Friedrich Wilhelm I. nachſagt, der den Leuten, die ihm von weitem ſchon auswichen, mit ſeinem Stocke nacheilte und ihnen zurief: „ihr ſollt mich nicht fürchten, ſondern lieben.“ Wer in der Behandlung der bibliſchen Geſchichte den obigen Ratſchlägen folgen will, nämlich erſtlich die Geſchichte ſo anſchaulich frei erzählt, wie es möglich iſt, und dann auch das Mögliche tut, um ein verſtändiges, ausdrucksvolles Leſen zu erzielen, — bei dem iſt nicht zu beſorgen, daß die Bibelſprache zu kurz komme, und er ſelber braucht auch nicht zu ſorgen, daß den Kindern die Bibelſprache nicht geläufig werde. Bei des Lehrers Vorerzählen kommt ſie nicht zu kurz, weil der, welcher mit allem Fleiß um die ſchwere Kunſt anſchaulicher Darſtellung ſich bemüht, bald finden wird, daß da, wo der bibliſche Ausdruck den Kindern wirklich verſtändlich iſt, derſelbe auch an Anſchaulichkeit nicht zu übertreffen iſt. Es müſſen ja viele bibliſche Ausdrücke erläutert, umſchrieben werden, — auf den untern Stufen ſehr viele, — aber durchweg nicht deshalb, weil dieſelben an ſich nicht verſtändlich wären, ſondern weil die Kinder ſpracharm ſind und die Sachen nicht kennen; noch mehr muß hinzugefügt, ergänzt werden, weil es den Kindern an der Spannkraft und den Kenntniſſen fehlt, um aus eigenem Vermögen in die volle Anſchauung der äußeren und pſychologiſchen Sachlage ſich hineinzudenken; indeſſen wird der taktfeſte Lehrer bei allen dieſen Umſchreibungen und Ergänzungen doch nicht verſäumen, auch den bibliſchen Ausdruck hell und voll erklingen zu laſſen. Vollends aber die Bibelſprache ohne pädagogiſchen Anlaß, lediglich kraft eines vermeintlichen beſſern Geſchmacks meiſternd verbeſſern zu wollen, kann einem wirklichen Meiſter der Schule und der Sprache nicht einfallen. Tut nun der Lehrer auch noch beim Leſen ſeine Pflicht, — wie ſollte da die Bibelſprache in dieſer Schule zu kurz kommen? Sorgt er nun dafür, daß die Leſeübung ihren erſten Zweck in möglichſtem Maße erreicht, ſo werden die Kinder bei der (antwortweiſen oder erzählenden) Reproduktion faſt ausſchließlich in der Bibelſprache ſich bewegen und doch ſich frei bewegen. Darum laſſe er ſich die zweite Lernſtation, das Leſen der Geſchichten, ja ernſtlich empfohlen ſein:

seine Freiheit, wie die Freiheit der Kinder, läßt sich nur wahren und ist in der Tat auch nur berechtigt, wenn er bei der Leseübung mit aller Treue seine Schuldigkeit tut."

Daß dieses wiederholende, die Geschichte in einfachster Form einprägende Lesen mit Nachdenken und Aufmerksamkeit geschehe, lag ihm sehr an. Aus dem Streben danach ist sein kleines Hülfsmittel für den Religionsunterricht entstanden, ein Fragebüchlein, welches in vielen Schulen, auch hie und da im Konfirmandenunterricht, im Gebrauch ist.[1]) Der Schluß des ersten Begleitwortes zu dem Büchelchen gibt auch einen Beweis, wie hoch er die Bedeutung der Bibel und ihrer Sprache für den Jugendunterricht schätzte. Es heißt dort:

„Es sollte von Rechts wegen kein Zweifel darüber bestehen, daß die Bibel, d. i. Israels klassische Literatur von Moses bis auf St. Johannes, das beste christliche Lehrbuch ist; man sollte auch von Gottes und Rechts wegen den Gebrauch, das Bekannt- und Liebwerden dieser religiösen Klassiker der Christenheit nicht durch voluminöse Katechismen und dergl. hindern, und sollte solche mithelfende Lehrmittel wählen, welche dazu beitragen können, die Bibel lieb und wert zu machen, wozu namentlich auch ein angemessenes geschichtliches Fragebüchlein gehört. Ref. hat es längst erfahren und erfährt es immer mehr, wie gern die Kinder an der Hand eines solchen Schriftchens die biblischen Historien lesen und lernen, wie ihnen dadurch die Zunge gelöst wird: kurz, wie fröhlich und sicher sie antworten, namentlich auch darum, weil sie fühlen, daß sie etwas können."

„Summa: Die Sprache der himmlischen Mutter spricht am vernehmlichsten in den Klängen der irdischen Muttersprache zum Herzen; — und die Formen der irdischen Sprache werden am besten und sichersten an und mit dem liebgewordenen Inhalt der himmlischen Muttersprache gelernt."

Auch auf das Verständnis und die sichere Einprägung des Memorierstoffes im Religionsunterricht, der Sprüche und Lieder, legte er Wert. Doch genügten ihm Verständnis und Einprägung an sich noch nicht, es fehlte ihm dann noch ein Wesentliches,

---

[1]) Enchiridion der biblischen Geschichte. 21. Aufl. Näheres darüber ist in dem Abschnitt über die literarische Tätigkeit enthalten.

um den Kindern den vollen Segen des Gelernten zu gute kommen zu lassen. In Bezug darauf sagt er einmal:

„Ich möchte bei dieser Gelegenheit einen guten Rat in Erinnerung bringen; er betrifft die sogenannten religiösen Memorierstoffe: die Lieder, Sprüche 2c. und zwar die erbauliche Ergänzung, welche das Einprägen derselben bedarf und teilweise an der biblischen Geschichte finden kann. Mag dieses Einprägen so würdig und sinnig geschehen, wie es möglich ist, so würde an der erbaulichen Behandlung dieser Stücke doch etwas Wesentliches fehlen, wenn dieselben nicht auch beim Vorerzählen und Besprechen der Geschichten häufig zu Worte kämen. Alles wörtlich Memorierte abstrakten Inhalts ist stets der Gefahr ausgesetzt, im Gedächtnis zu erstarren und so aus dem lebendigen Gedankenverkehr ausgeschieden zu werden. Dem muß man mit Fleiß vorzubeugen suchen. Eine frische Zitation à propos hilft aber dazu mehr, als eine wiederholte umständliche Besprechung ex professo. Beim Vorerzählen, Lesen und Reproduzieren der Geschichten muß daher der Lehrer an passenden Stellen stets ein einschlagendes Wort aus den gelernten Liedern, Psalmen 2c. zur Hand haben, aber nicht bloß stück- oder andeutungsweise, sondern rund und voll zitieren. Ein solches an rechter Stelle erklingendes Wort, das vielleicht bei den Kindern bereits am Versteinern war, wird dadurch auf einmal wieder flüssig, verkehrsfähig, und bekommt überdies häufig gleichsam ein ganz neues Gesicht. Nun merkt der Schüler erst recht, warum es gelernt worden ist, nämlich nicht für die Schule, sondern als ein Vademekum für das Leben. Dazu ist freilich zunächst erforderlich, daß der Lehrer selbst diesen Erbauungssatz „präsent" habe, lebendig in sich trage, so ganz nach Asmus' Wahlspruch: omnia sua secum portans, — mit welcher Auslegung der andere Sinn[1]) des Pilgerspröchleins sich recht gut vertragen wird. Aber das nicht bloß, — sondern er muß sich auch die Mühe machen, vorher die sämtlichen Geschichten genau durchzugehen, um mit gutem Bedacht für die zu benutzenden liturgischen Zitate die rechte Stelle

[1]) Den Tersteegen so schön ausspricht:

Man muß wie Pilger wandeln,
Frei, bloß und wahrlich leer;
Viel sammeln, halten, handeln
Macht unsern Gang nur schwer 2c.

zu ermitteln. Irre ich nicht, so liegt hier noch ein bedeutendes Stück ungetaner Arbeit."

Auch die Andacht des Morgens und Abends war ihm eine willkommene Gelegenheit, die gelernten Lieder mit ihren Melodien immer fester einzuprägen, sie gleichsam zu Lebensbegleitern zu machen. So hatte jede Jahreswoche ihr bestimmtes Wochenlied und ihren Wochenspruch, der dem Religionspensum der Woche entsprach, und die er uns Sonnabends beim Wochenschluß angab. Über den Sonntag war es dann unsere Aufgabe, beides zu wiederholen resp. neu zu lernen. Bei jeder Morgenandacht, sowie bei der Schlußandacht am Sonnabend wurden die Türen und Fenster zwischen sämtlichen Klassen geöffnet, und alle Kinder sangen gemeinsam mit Orgelbegleitung einige Verse des Wochenliedes. Dieser volle andächtige Gesang der Großen und Kleinen hatte für das empfängliche Gemüt etwas Ergreifendes. So hatte Geheimrat Landfermann bei einem Besuch in der Schule eine ganz besondere Freude an diesem Gesang. Als die bestimmten Verse des Wochenliedes: „Wie soll ich dich empfangen," gesungen waren, bat er mehrmals um noch einen weiteren Vers. Nach dem Gesang wurden Türen und Fenster geschlossen, und jede Klasse hielt ihr Gebet für sich. Vater sprach entweder ein Gebet aus dem Herzen, einen Gebetsvers oder das Vaterunser. Zuweilen ließ er uns Kinder zusammen ein Gebet sprechen. Seine freien Gebete waren kurz, und so kindlich gehalten, daß sie uns eine Anleitung für unser eigenes Beten sein konnten. Wir lernten von ihm, unserm himmlischen Vater mit einfachen Worten das zu sagen, was uns auf dem Herzen lag, was wir zu danken und zu bitten hatten. Eins dieser Gebete, zu einem Wochenanfang, welches sich unter seinen Papieren fand, sei hier mitgeteilt.

„Gnädiger Herr und Gott! Deine Hand hat uns und die Unsrigen in dieser Nacht gnädiglich behütet. Wir danken dir für diese Gnade und bitten dich, du wollest uns auch heute und in der ganzen Woche in deinen allmächtigen Schutz nehmen. Wo dein Angesicht mit uns gehet, so sind wir geborgen."

„Segne, o Herr, auch unser Tun und Arbeiten, daß es richtig geschehe und wohl gerate. Mache unsern Sinn fleißig und treu, damit wir nichts versäumen. Laß uns immer und überall deine Gegenwart vor Augen haben, daß wir nicht in Versuchung und Schuld fallen, und ziehe uns immer mehr in deine Gemeinschaft und in dein seliges Reich! Amen."

recht geben. Die Mutloſigkeit war mächtig im Anrücken, und ich konnte kaum die Tränen zurückhalten bei dem berechtigten, durchaus nicht leiſen Tadel. Dann aber kam er auf die andere in Betracht kommende Seite zu reden, den Unterricht ſelbſt. Da ſprach er ebenſo offen ſeine Freude aus über die Art und Weiſe, wie ich die Sache aufgefaßt und behandelt habe und wie die Kinder durch den Unterricht gefeſſelt und angeregt worden ſeien. Wenn jenes Manko nicht wäre, meinte er, ſo würde dieſe Seite der Arbeit (man könne ſie im Vergleich zu jener die künſtleriſche nennen), ganz anders zur Geltung kommen. Er hatte es verſtanden, die Mutloſigkeit in Mut und Entſchloſſenheit umzuwandeln, dem erkannten Fehler, und wenn er noch ſehr in der Natur und Individualität begründet iſt und ſeinen Hinterhalt hat, energiſch zu Leibe zu gehen.

Die Disziplin in der Schule wurde ihm leicht. Seine ruhige Feſtigkeit, ſeine ſich gleichbleibende Energie und Ausdauer gaben ihm ein Übergewicht über die Kinder, ſo daß ihm die Regierung derſelben ohne viel Mühe gelang. Er wendete möglichſt wenig körperliche Strafen an; mußte es aber ſein, ſo geſchah es immer in Ruhe, niemals im Zorn. Dafür hatte er aber andere Strafmittel, die unmittelbarer als jene, eine beſſernde Macht ausübten. Sogar hier wußte er auch den Humor mit in Anwendung zu bringen. So ließ er wohl die trägen, unfleißigen Kinder als Strafarbeit den langen Spruch Spr. Sal. 6, 6 ff. ſchreiben und lernen: Gehe hin zur Ameiſe, du Fauler, ſiehe ihre Weiſe an, und lerne ꝛc. Eine beſonders harte Strafe war es, wenn einer dieſen Spruch, vor der ganzen Klaſſe ſtehend, herſagen mußte. Die Geſichter der zuhörenden Mitſchüler kann man ſich vorſtellen, wenn der Sträfling zu der ironiſchen Stelle kam: „wie lange liegſt du, Fauler? wann willſt du aufſtehen von deinem Schlaf? Ja ſchlummre ein wenig, ſchlage die Hände ineinander ein wenig, daß du ſchlafeſt! So wird dich die Armut übereilen wie ein Fußgänger, und der Mangel wie ein gewappneter Mann.“ Eine ſolche Strafe weckte, ohne zu erbittern, auch die Trägſten aus ihrem Schlendrian.

Noch ein anderes Beiſpiel ähnlicher Art. Es war eine Klatſcherei über die Familie eines Mitſchülers durch die Klaſſe gegangen und Vater die Sache geklagt worden. Er gab ſich nicht lang daran, die Geſchichte aufzurühren, was davon wahr und

nicht wahr sei, dadurch wäre sie für die Betreffenden nur schlimmer geworden, sondern er fragte einfach nach den Urhebern. Die beiden Schuldigen mußten nachsitzen, wobei sie eine ernste Mahnung erhielten und den Spruch zu lernen hatten, den sie dann am Nachmittag in der Schule hersagen mußten: „Lieben Kinder, lernet das Maul halten, denn wer es hält, wird sich mit Worten nicht vergreifen“ (Sir. 23, 7 ff.). Hatte ein Schüler sein Buch vergessen, so wurde ihm wohl der Vers gesagt oder zu schreiben aufgegeben:

„Ein Schneider ohne Scher',
Ein Soldat ohn' Gewehr,
Ein Schüler ohne Buch
Sind von demselben Tuch.“

Eine freimütige Entgegnung, wenn sie Grund hatte und nicht unbescheiden war, ließ er gern gelten. Davon auch ein Beispiel. Die zu spät gekommenen Kinder mußten zunächst in der Nähe der Tür an der Wand stehen bleiben, bis sie ausdrücklich Erlaubnis erhielten, sich auf ihren Platz zu setzen. Als er nun eines Morgens sagte: „Die Langschläfer dürfen sich setzen,“ blieb von den Angeredeten ein Mädchen stehen. Auf seine Frage: „Warum setzest du dich nicht?“ gab es die Antwort: „Ich bin kein Langschläfer.“ Dann ging es an sein Pult und hob bescheiden den Finger auf zum Zeichen, daß es ihm eine Entschuldigung zu sagen habe, die er dann lächelnd annahm.

Strafarbeiten gab es auch. So mußten die unordentlichen Kinder zuweilen das Wort Ordnung viele Male ins Heft oder auf die Tafel schreiben. Auch mußten die Missetäter manchmal noch deutlicher ihre eigene Schuld zu Papier bringen. Da hatte ein plauderhaftes Mädchen ein Dutzend Mal ins Heft zu schreiben: N. N. (ihr ganzer Name) kann ihren Mund nicht halten. Oder ein anderer: N. N. hat seine Aufgaben nicht gelernt. Solche Selbstzeugnisse waren sehr unangenehm, denn sie blieben dauernd im Heft stehen und konnten leicht zu Hause bemerkt werden.

Eins war Vater bei jedem Lehrgegenstand wichtig und wurde uns als fester Grundsatz eingeprägt: Wir durften keine Worte lernen, oder überhaupt im Unterricht durchgehen lassen, deren Sinn wir nicht verstanden. Wenn in irgend einem Unterrichtsfache ein Fremdwort vorkam, oder ein uns unbekannter Ausdruck, so mußten wir, wenn das Betreffende nicht von selbst im Unter-

richt erklärt wurde, danach fragen. Ich glaube sogar, daß er meist die Erklärung nicht gab, um unsre Frage erst wachzurufen, in der ganz richtigen Voraussetzung, daß eine Erklärung, nach welcher vorher gefragt worden ist, besser haften bleibt als eine, die ungefragt gegeben ist. Fragte er nach einem Wort, welches wir ruhig hatten passieren lassen, so mußten die, die keine Erklärung geben konnten, sich dieselbe notieren und zu Hause einige Male ins Heft schreiben. Fragte einer der Schüler, so brauchte er nicht zu notieren, sondern nur die, die es nicht wußten und doch nicht gefragt hatten. In späteren Jahren hatten die Schüler immer ein Wörterheftchen für diesen Zweck im Gebrauch. Die in demselben aufgezeichneten Erklärungen mußten jederzeit präsent sein.

Auf diese Weise wurden wir gewöhnt, nichts Unverständliches gedankenlos zu lernen. Auch schwierigere Stellen in Liedern, Psalmen 2c., die ihm besonders wichtig waren, prägte er uns auf diese Weise unverlierbar ein. So fragte er uns z. B. einmal bei der Stelle Ps. 51, 8: Du lässest mich wissen die heimliche Weisheit: Was versteht der Psalmist unter dem Ausdruck „heimliche Weisheit"? Und da keiner von uns es wußte und wir nicht gefragt hatten, mußten wir alle notieren: Die heimliche Weisheit ist: sich selbst erkennen.

In der Botanik wußte er das Interesse und auch den Wetteifer der Kinder zu wecken, besonders in den späteren Jahren. Da hatte im Sommerhalbjahr jedes Kind ein Heftchen, in welches es die von ihm selbst gefundenen und mitgebrachten Pflanzen einschreiben durfte. Es war den Kindern wichtig und kam auch gelegentlich in der Schule zur Sprache, wer die größte Zahl habe. Die fleißigsten Kinder hatten dann wohl an 3—400 Pflanzen aufgeschrieben, die sie nun kannten. Zu meiner Schulzeit hatte er diese Einrichtung noch nicht eingeführt, doch waren damals wir Elementarschüler besser bekannt in unserer heimischen Pflanzenwelt, als die Schüler der höheren Schulen.

Was Vaters Arbeit in der Schule und sein Verhältnis zu den Mitarbeitern anbetrifft, so werden davon am besten die letzteren selbst Zeugnis ablegen können. Einer derselben, der nachher als Hauptlehrer an einer Barmer Schule stand, berichtet aus jener Zeit:

„Ich kam aus dem Seminar an die Schule und in die Familie von Dörpfeld, der meinem Vater nah befreundet war.

Die Jahre, die ich dort zubrachte, sind eine wichtige Lehrzeit für mich gewesen, in der ich für meinen Beruf, ja für meine ganze Lebensführung sehr viel gelernt habe."

„Wenn jetzt die jungen Lehrer vom Seminar abgehen, so haben sie meist das Gefühl, fertig und in allem gerüstet zu sein, etwas leisten zu können. Zu unserer Zeit, unter Zahn, lernte man auch tüchtig im Seminar. Aber man lernte in der Weise, daß wir beim Abgange erst recht einsahen, wie viel es noch für uns zu lernen gebe: der Lerneifer war geweckt."

„Als ich nach der Gehülfenzeit bei Dörpfeld an eine abgelegene Landschule kam, meinte der dortige Pfarrer, ich sei wohl bei Dörpfeld in einer strengen, harten Schule gewesen. Das konnte ich freudig verneinen mit dem Zeugnis, daß ich nie einen Druck dieser Art empfunden, sondern daß ich sowohl wie meine Kollegen völlige Freiheit, sowohl in unserer Arbeit wie auch in unserm sonstigen Tun und Leben genossen hätten. Eine solche Freiheit, wie in Wupperfeld, habe ich in meinem späteren Leben nie mehr gekannt.[1]) Wer in dieser Schule angestellt und in diesem Hause eingelebt war, der gewann bald ein Gefühl des Versorgtseins, des Sichgeborgenwissens, nach allen Seiten hin."

„Was unsre innere Förderung, sowohl dem Charakter wie dem Intellekt nach, anbetrifft, so hatten wir an dem Leiter unserer Schule einen Mann vor Augen, der schon damals in sich ein fester Charakter war, ruhig und milde im Auftreten, und doch ohne Menschenfurcht, bescheiden, und doch selbständig seinen Weg gehend. Auch im äußern Benehmen war er uns ein Vorbild. Er bewahrte immer seine Ruhe, hatte eine gerade stramme Körperhaltung, nie ließ er sich in dieser Beziehung gehen. Unsre Fortbildung war ihm wichtig, und manche Anregungen durch gemeinsame Gespräche, durch Bücher, auf die er uns aufmerksam machte, durch Konferenzen, zu denen er uns mitnahm, wurden

[1]) Wie man merken wird, meint der Erzähler hier nicht eine Freiheit im Sinne von Ungebundenheit, Schrankenlosigkeit, die von wahrer Freiheit weit entfernt ist. Der Fisch ist unfrei, wenn man ihn aufs Land setzt, wenn er auch noch so viel freien Raum zur Bewegung hat; erst dann ist er wirklich frei, wenn er in das Element gesetzt wird, welches seinen Lebensbedingungen entspricht, wo er seiner Natur nach leben und sich entwickeln kann. Daß dies ohne Fessel, Druck und Hemmung geschieht, ist die eine, die negative Seite der Freiheit. Ebenso wichtig aber ist die andere, positive Seite, daß die nötigen Lebenselemente in ihrer Vollzahl vorhanden sind.

uns durch ihn zu teil; doch übte er auch nach dieſer Seite hin auf niemand einen Druck aus.“

„Wenn wir etwas zu fragen hatten, ſei es aus der Schularbeit oder aus den eigenen Studien, ſo brachten wir dies bei unſerm gemeinſamen Mittagtiſch vor, wo er dann gern auf unſre Sache einging. Auch konnten wir jederzeit zu ihm ins Studierzimmer kommen, wo er uns in perſönlichen und beruflichen Angelegenheiten willig guten Rat erteilte und uns auch in ſchwierigen Fällen freundlich zurechthalf. Er war uns ein väterlicher Freund, ja in Wahrheit ein Vater.“

„Wie lebhaft ſtehen mir noch die weiteren Spaziergänge und Ausflüge in der Erinnerung, die er zuweilen an freien Nachmittagen mit uns unternahm. Da machten wir tüchtige Fußwanderungen, durch die wir das Bergiſche Land mit ſeinen Höhen und Tälern recht kennen lernten. Er machte uns dabei aufmerkſam auf die Naturſchönheiten und weckte unſern Sinn dafür. Dann erzählte er uns von bedeutenden Männern der Vergangenheit, die im Bergiſchen Lande gelebt haben, z. B. von Stilling und von A. Clarenbach. Wir kehrten zuweilen auf dieſen Wanderungen in einem Gaſthauſe ein, um uns zu ſtärken und auszuruhen; dabei bezahlte er für uns, weil er uns als zur Familie gehörig betrachtete. Noch jetzt, nach vierzig Jahren, erinnern mich jene Landſchaften und Wege an unſre damaligen Touren und die anregenden Geſpräche bei denſelben.“

„Für das eigene Weiterlernen gab er uns ein ſtillſchweigendes, aber mahnendes Beiſpiel durch ſeinen Lerneifer. In jenen Jahren 1854—57 war es außer den neueren Sprachen beſonders die Bibelkunde, die er mit Eifer betrieb.[1]) Seine Freizeit bei Tage und die Abendſtunden bis ſpät in die Nacht waren dieſen Arbeiten gewidmet; es ſchien, als kenne er darin kein Ermüden.“

„Doch wenden wir uns jetzt der Hauptſache, der Schule zu. Wenn man fremd in die Wupperfelder Schule eintrat, ſo fiel eins überraſchend ins Auge: die ſtramme, einheitliche, ruhige Zucht im Benehmen der Kinder, bei der erſten Klaſſe beſonders, aber auch durch alle Klaſſen hindurch. Dieſe Zucht und Ordnung beruhte nicht auf Strafen und ſtrengen Zuchtmitteln, ſondern

[1]) Ein ihm befreundeter Paſtor erzählt von ihm aus jener Zeit: „Er eignete ſich damals eine theologiſche Bildung an, um die ihn mancher Theologe beneiden könnte.“

einfach auf stetiger, sich gleich bleibender Konsequenz. Dann herrschte eine volle, bestimmte Einmütigkeit in Bezug auf die Ordnungen und Befehle; sie waren gemeinsam für alle Klassen aufgestellt. Um die Handhabung derselben zu lernen, sahen wir zu, wie Herr Dörpfeld es in seiner Klasse machte, und suchten seinem Beispiel zu folgen.[1]) Durch die großen Glasfenster zwischen den einzelnen Klassen unterrichtete jeder gleichsam unter den Augen der andern, das war für uns eine gute Gelegenheit zum Lernen."

„Aber auch mit trefflichem Rat kam er uns zu Hülfe. So sagte er wohl: Sie dürfen wohl in manchen Dingen nachsichtig gegen die Kinder sein, aber niemals in der Konsequenz etwas nachlassen. Hier lag das eine Geheimnis seiner Disziplin; das andere bestand darin, daß er sich selbst vollkommen in der Gewalt hatte, und diese Selbstbeherrschung gab ihm Macht zur Leitung anderer."

„Auch das Üben der sogenannten bürgerlichen Tugenden bei den Kindern, wie anständiges Gehen, Stehen, Grüßen, freundliches und gefälliges Benehmen, Dienstwilligkeit und Hülfsbereitschaft gehörten ihm mit zu den Dingen, die eine gute Schul-Erziehung zu pflegen habe."

„Seine Forderung einer gründlichen Durcharbeitung des Stoffes, die er später in seiner schriftstellerischen Tätigkeit so energisch geltend machte, führte er schon damals in seiner Klasse gründlich durch. Er sorgte dafür, daß die Kinder das Gelernte vollständig beherrschten; durch stetes Wiederholen[2]) wurde es zum bleibenden Besitz. Daß bei dem gründlichen Lernen jedes Zuviel des Stoffes abgeschnitten werden mußte, verstand sich von selbst: die Treue galt ihm mehr als Ehre und Ruhm."[3])

---

[1]) Ein Beispiel seiner Art und Weise: Seine Schulkinder regierte er mit wenig Worten, meist durch Zeichen mit der Hand. Gab er das Zeichen zum Aufstehen, so stand die ganze Klasse im selben Moment wie ein Mann. War nun einmal dies gemeinsame Aufstehen unkorrekt, ungleichmäßig, so verlor er keine Worte darüber, sondern gab das Zeichen zum Niedersetzen. Dann ließ er sie viele Male hintereinander aufstehen und setzen, bis auch der am meisten Zerstreute und Unpünktliche gesammelt bei der Sache war.

[2]) Die bei öfterem Wiederholen naheliegende Gefahr des Ermüdens wußte er dadurch zu vermeiden, daß er den Gegenstand immer wieder von einer andern Seite darzustellen und dadurch das geistige Interesse wachzuhalten suchte.

[3]) So sagt er in seinem ersten Buch: „Die freie Schulgemeinde" S. 9:

„Auffallend war in seiner Klasse das schöne, deutliche, akkurate Sprechen und Lesen. Viele haben dies von ihm gelernt, und was in einem guten Teil der Barmer Schulen jetzt in dieser Beziehung geleistet wird, hat hier seinen Ursprung. Durch Geduld und Beharrlichkeit brachte er es dahin, daß die Kinder die Vokale rein und gut, die Worte deutlich und langsam mit richtiger Betonung sprachen. Das Zusammensprechen geschah ganz gleichmäßig, er dirigierte es mit der Hand, und dies sowohl wie das Einzelsprechen geschah ohne jeden Schul-Leierton. Es war eine Freude, die Schüler der ersten Klasse lesen oder etwas vortragen zu hören.

„Die Schule ist auf Bildung berufen, d. h. sie soll nach ihrem äußeren Arbeitsplan zunächst Unterricht erteilen, aber dieser Unterricht soll ein bildender sein; d. h. in, mit und unter dieser Arbeit und durch das gesamte Schulleben soll der Schüler nicht bloß nach Intelligenz und Kunstfertigkeit, sondern nach allen Seiten seines Wesens, in seiner ganzen Persönlichkeit — so weit die Schulkräfte reichen — angefaßt, gewöhnt, erzogen werden. Da kommt mehr in Betracht, als auf dem Lehr- und Stundenplan verzeichnet zu werden pflegt, weit mehr, als das schärfste Auge des erfahrensten Schulrevisors zu sehen vermag, auch noch weit mehr, als in dem besten Regulativ vorgeschrieben werden kann und darf. Es reicht von dem wohlklingenden Aussprechen des einzelnen Lautes bis zum sinnigen, verständigen und verständlichen Vortrag eines Bibelleseſtücks; vom achtsamen Anschauen des vom Lehrer vorgehaltenen Zeigefingers (Pestalozzi) bis zum stillen, aufmerksamen innerlichen Lauschen auf des Lehrers und Pfarrers Wort in Schule und Kirche; von der Sorge für den spitzen Griffel bis zur Sorge in allem Kleinen und Geringen; von dem tadelnden Wort und der züchtigenden Rute bis zum hebenden und tragenden Gebet in der Schule und im Kämmerlein. Daran aber hängt das Heil, die Würde und die Ehre der Schule: daß ihre Arbeit als ein Ganzes, ihr Unterricht als ein bildender, ihr gesamtes Leben als ein erziehendes aufgefaßt, daß danach das Unterrichtsmaterial nach Quantität und Qualität bestimmt, das Resultat gefordert und daraufhin die ganze innere Schuleinrichtung angelegt werde. Wie nun, wenn ein Beurteiler an die Schulen heranträte, der in ihnen nur Unterrichtsanstalten sähe, der bloß die greifbarsten Resultate des Unterrichts zu sehen begehrte, würden da diejenigen, welche pflichtmäßig wahrhaft bildenden Unterricht und ein erziehendes Schulleben anstreben, besonders Lob empfangen? Wie, wenn Leute dieser Art in die Ämter der Schulgesetzgebung und der Schulaufsicht hinaufallen? Unfehlbar muß dann die Schule dergestalt mit Unterrichtsmaterial belastet werden, daß eine Verarbeitung desselben, wie die wahre Bildung sie fordert, nicht mehr möglich ist; in dem Unterricht kann sogar eine solche Hetzerei Platz greifen, und die innere Schuleinrichtung z. B. durch Fachunterricht ꝛc. so ausarten, daß von dem Charakter einer Bildungs- und Erziehungsanstalt nicht viel mehr übrig bleibt."

Nur einer, der selbst sich an der Sache versucht, weiß, wieviel treuer, ausdauernder Fleiß des Lehrers dazu gehört, dies bei den Kindern zur festen Gewöhnung zu bringen."

„Von den Unterrichtsgegenständen war ihm der Religionsunterricht das Zentralfach, welches den Kern des ganzen Unterrichts bildete. Sein Wort: „wer den Religions-Unterricht aus der Schule verbannt, der streicht den Frühling aus dem Jahre," konnte der im eigentlichsten Sinne verstehen, wer seinen Religions-Unterricht kannte. Aber auch in den Lehrgegenständen, zu denen Übung und Fertigkeit gehört, brachten es die Schüler weit, im Rechnen, Gesang und Schönschreiben. Das Schönschreiben von damals wird jetzt in keiner Schule mehr erreicht, wohl 90 Proz. der Kinder schrieben damals wirklich schön. Überhaupt sind mir die Klassenziele von Wupperfeld in meiner ganzen Schularbeit maßgebend geblieben."

„Im fremdsprachlichen Unterricht der Abendschule habe ich mich bei Vertretungsstunden oft gewundert, wie weit die Schüler waren, z. B. konnten sie schwierigere Stücke aus dem Magerschen französischen Lesebuch mit Leichtigkeit und Verständnis übersetzen."

„Mit Recht hat man wohl gesagt, die in dieser Schule aus und ein gegangen sind, haben etwas Besonderes gelernt, doch meist, ohne es selbst zu wissen. Es trat alles in so bescheidenem, schlichtem Gewand auf, als etwas sich von selbst Verstehendes, ohne hohe Worte, daß es manchem als nichts Besonderes, und nur dem geübten Auge als Wertsache zu erkennen war. Die Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit vieler Schüler ist ihm geblieben."

„Aber noch nach einer andern Seite hin hatten wir an unserm Hauptlehrer Halt und Stütze. In jeder Schularbeit kommen zuweilen Differenzen vor zwischen dem Lehrer und den Eltern, zumal da, wo der Lehrer noch jung und unerfahren, oder die Eltern nicht einsichtig sind. Da kamen denn die Eltern, oft mit, oft ohne Grund, und beschwerten sich, daß ihrem Kinde unrecht geschehen sei. In solchen Fällen war es uns eine große Beruhigung, einfach sagen zu können: „Gehen Sie zu Herrn Dörpfeld." Wir wußten, dann war unsre Sache in guten Händen. Er verstand es immer, in gerechter und wohlwollender Weise die Sache zu schlichten, und den Eltern das Vertrauen zu dem Lehrer, wenn er es verdiente, zu stärken. Überhaupt wußte er die Auto-

rität des Lehrers den Kindern gegenüber immer zu schützen. Nie würde er sich ein tadelndes oder kritisches Wort gegen ihn vor den Kindern erlaubt haben."

„Das obenerwähnte Gefühl des Geborgenseins bezog sich noch im besonderen Sinne auf das Dörpfeldsche Familienleben, in welches wir ganz aufgenommen waren. Wir wurden, wie schon gesagt, als Familienglieder, nie als Fremde betrachtet. Was für eine Schutzwehr, ein Halt diese Zugehörigkeit für junge Leute ist, das wissen die, die es erfahren haben. Der Haushalt war gut geregelt, die Mahlzeiten immer pünktlich. Doch wurde die Hausordnung niemandem aufgedrungen, so daß sie einem hätte zur Fessel werden können. Freiwillig und ohne Gesetz fanden wir uns zur rechten Zeit ein und fühlten uns wohl in dem geregelten Leben. Wir gingen frei aus und ein, besuchten befreundete Familien oder Kollegen, wenn wir Lust hatten. Einen Hausschlüssel gab es nicht, aber wenn wir uns zuweilen verspäteten, so wurde uns von Herrn Dörpfeld, der immer bis spät an der Arbeit war, freundlich geöffnet. Er traute uns zu, daß wir unsern Abend auf gute Weise verbracht hatten."

„Daß Herr Dörpfeld nicht bang und besorgt in betreff unseres Ausgehens war, zeigte mir schon gleich im Anfang seine Frage, ob ich nicht in der Konkordia im städtischen Gesangverein mitsingen wolle, um die klassischen Oratorien kennen zu lernen. Er kannte meine Neigung zur Musik, und hatte auch selbst einige Jahre mitgesungen. Zugleich machte er mich darauf aufmerksam, daß es in der Schulgemeinde manche Leute gebe, die diese Dinge als weltliche Vergnügungen ansähen, die Teilnahme daran nicht billigten, und mir dies auch offen sagen würden. Er hielt es für seine Pflicht, mich darauf aufmerksam zu machen, damit ich über meine Stellung zu der Sache und zu jenem Urteil nachdenke, und von vornherein mit mir selbst darüber ins klare käme."

„Die Gastfreundschaft des Hauses war groß, sehr oft waren Gäste zu Tisch, besonders auswärtige Kollegen. Auch wir durften unsre Freunde mit zu Tisch bringen. Wir taten dies auch ungeniert, weil wir wußten, daß ein Gast hier keinerlei Aufregung verursache, sondern freundlich aufgenommen und einfach bewirtet wurde, wie das Haus es gerade bot."

„Bei dem Wunsch, eine selbständige Stellung zu erlangen, war er in der uneigennützigsten Weise bereit, uns zu helfen.

Wenn wir in einer Schulgemeinde, wo eine Stelle vakant war, eine Probelektion halten und uns vorstellen wollten, so besprachen wir uns mit ihm, und gerne gab er uns in freundlicher Weise gute Ratschläge in betreff unseres Verhaltens. So fragte er mich einmal bei solcher Gelegenheit: „woran erkennt man eine gute Schule?“ Die Antwort hatte ich in der Praxis seiner Schule vor Augen gehabt und gelernt, und antwortete deshalb in seinem Sinn: „An der Gewöhnung und an der Beschränkung.“ Bei solchen Veranlassungen war er stets bereit, Briefe für uns zu schreiben, zur Erkundigung oder zur Empfehlung.“

„In väterlicher Weise gab er uns das Geleite, wenn wir in die erlangte selbständige Stelle eingeführt wurden. Er hielt dann wohl eine Ansprache an die Eltern, bei welcher es ihm besonders darauf ankam, ihr Vertrauen für den neuen Lehrer zu wecken.“ — —

Obwohl das Hauswesen ein vom christlichen Geist durchwehtes war, oder vielleicht gerade weil es das war, trug Vater kein Bedenken, auch solche Elemente aufzunehmen, die in diesem Punkt andere Gesinnung zeigten, wenn es im übrigen charaktertüchtige Leute waren. So hatte sich zu der vakanten Stelle an einer der Unterklassen ein junger Seminarist gemeldet, dessen Zeugnisse besondere Begabung, verbunden mit Fleiß, bekundeten. Nur ein Punkt war in den Zeugnissen, der den Lokalschulinspektor bedenklich machte, den jungen Mann anzustellen, und zwar eine tadelnde Bemerkung in betreff seines Kirchenbesuches; Vater sah aber darin kein Hindernis der Anstellung, und motivierte seine Meinung auf folgende Weise:

„Wenn einem ein vorgespieltes Musikstück nicht gefallen hat, so ist damit noch nicht gesagt, daß der Mann überhaupt unmusikalisch sei. Es mag sehr wohl sein, daß die Schuld des Nichtgefallens an den Musizis gelegen hat. Es ist sogar denkbar, daß das Spiel ihm nicht gefallen konnte, weil er musikalisch veranlagt war.“

In dem Brief, in dem er dem Betreffenden seine Wahl mitteilt, heißt es nach Erledigung des mehr Äußerlichen:

„Gestatten Sie mir nun auch mit ein paar Worten meine Gedanken darüber zu sagen, unter welchen Hauptbedingungen nach meiner Anschauung das Wirken und Leben eines Lehrers — sei

er Haupt- oder Hülfslehrer — sich freuden- und segensreich gestalten kann. Sie reduzieren sich in meinem Urteil auf drei Stücke."

1. „Einem angehenden Lehrer, der irgend eine sogenannte Durchgangsstelle übernimmt, begegnet es leicht, daß nicht nur die äußere Stellung, sondern auch seine Arbeit ihm unter diesen Gesichtspunkt gerät, will sagen: daß er mit seinen Arbeiten nicht eng genug verwächst, oder aber sie mehr in dem Sinne tut, eine gute Zukunft sich zu erwerben, als aus innerer Berufsfreudigkeit. Das ist nicht gut. Den Kindern geht in allen Fällen der Segen verloren, auf den sie doch ein Recht haben; auch der Lehrer tut sich Abbruch, selbst wenn er den zunächst erstrebten Vorteil erlangen sollte. Treue Arbeit und uneigennützige Sorge für andere, ohne an die Zukunft zu denken, ist der beste und sicherste Weg für die Zukunft zu sorgen. Es ist schwer zu glauben und noch schwerer zu tun. Ich erinnere mich noch wohl, daß ich zu seiner Zeit darüber gestutzt habe, als mir mein Prinzipal einmal etwas Ähnliches sagte: ich habe es zwar nicht von mir gestoßen, aber ich glaube doch, daß eine geraume Zeit ins Land gegangen ist, bis ich mit dieser Wahrheit innerlich zum Frieden kam und sie mir selber vorhalten lernte. Durch Gottes Güte bin ich gut bei ihr gefahren. Möchte Ihnen diese Erfahrung auch zu teil werden."

2. „Das zweite Stück hat einige Ähnlichkeit mit dem vorigen, ist aber doch nicht das gleiche. Wer in ein neues Lebensverhältnis tritt — sei es in ein Haus, in eine Schule oder Schulgemeinde — mit dem bestimmten Vorsatz, andern nur Liebes zu erweisen und kein Leid, wird gewiß auch viel Liebes erfahren."

„Ich enthalte mich des Kommentars. Es gibt auch Texte, über die man nicht predigen darf."

3. „Endlich fordere ich von einem Lehrer — der dafür gehalten sein will, daß er wisse, was das Lehramt ist und soll — daß er stets und andauernd auf seine Fortbildung bedacht sei. Wohl weiß ich, daß manche abgehende Seminaristen vermöge ihrer Familienverhältnisse dahin gewiesen sind, sich durch Privatstunden einigen Nebenerwerb zu suchen. Es gibt aber auch immer solche, die ohne Not ihre freie Zeit dem Gelderwerb opfern, auch solche, die sie in Nichtstun oder nichtsnutziger Leserei verschwenden. Jene sind zu beklagen, diese aber zu tadeln; es steht mit ihnen nicht bloß übel: sie sind ein Übel. Unser Stand würde in der Ent-

wicklung aller Seiten seiner Stellung viel weiter fortgeschritten sein, wenn er diese Faulenzer nicht wie ein Bleigewicht mitzuschleppen hätte. Es ist gut, daß ich in öffentlichen Schulangelegenheiten nichts zu sagen habe, sonst würde niemand eine selbständige Stelle erhalten, der sich nicht darüber ausweisen könnte, daß er seine Gehülfenzeit nach dem Seminar auch zu seiner Fortbildung nutzbar verbracht hätte."

Vaters Urteil hat sich bestätigt, und sein Vertrauen, welches jener Brief ausspricht, hat den schönsten Lohn gefunden. Der junge Mann ist unsern Eltern ein lieber Hausgenosse gewesen. Trotz seiner anfangs abweichenden religiösen Anschauungen ist ihm die Sinnesart unseres Hauses nicht nur verständlich, sondern immer mehr zur geistigen Heimatluft geworden. Nach Jahren schrieb er einmal im Rückblick auf jene Zeit:

„In Ihrem Elternhause lernte ich ein positives Christentum kennen. Was mir dasselbe wertvoll machte, war zweierlei: es vertrug das denkende Erfassen, — und es war eine Verklärung der natürlichen Sittlichkeit, also eine feste Verkörperung des intellektuellen wie sittlichen Ideals der Menschheit. Ihr Vater gab mir damals Riehls Naturgeschichte des Volkes, Leos Geschichte der französischen Revolution, Dahlmanns Geschichte der englischen Revolution und ähnliche Bücher, die mir da im Völkerleben zeigten, was Ihr Elternhaus in ähnlichem Sinn in Familie und Einzelleben darstellte."

Außer dem häuslichen Einfluß kam hier noch ein anderer in Betracht, dem Vater viel Gewicht beilegte für die eigene, wie für andere innere Förderung: die von ihm ins Leben gerufenen und geleiteten Bibelkonferenzen. Jenem jungen Kollegen waren dieselben etwas Fremdes, Unbekanntes. Es lag wohl in der damaligen Zeitströmung, daß solche Dinge im Urteil Fernstehender leicht einen Beigeschmack von Muckertum hatten, und dadurch zumal jüngeren Leuten unsympathisch waren. Vater übte nach dieser Seite hin grundsätzlich nicht den leisesten Druck auf die jungen Leute aus; die Sache war ihm zu wert, um sie jemandem aufzudrängen, wohl aber erzählte er gelegentlich davon. Daraufhin sprach jener den Wunsch aus, einmal mitgehen zu dürfen. Es dauerte dann nicht lange, da wurde er ein regelmäßiger Teilnehmer und warmer Freund der Sache. Im späteren Leben, bei Gelegenheit von unsers Vaters Abschied aus dem Schulamte, hat

er es öffentlich ausgesprochen, was er und andere ihm in Bezug auf solche Anregung zu verdanken haben:

„Wie das Wasser nirgend reiner und erquickender zu finden, als da, wo es in frischem Quell hervorsprudelt, so fließen auch die Wasser des Lebens nirgend ungetrübter und lebenskräftiger als da, wo sie von Christo und den von ihm berufenen Zeugen ausgehen. Wie der Philologe auf seine Klassiker zurückgreift, so sollte der evangelische Christ immer wieder Kraft und Nahrung aus Israels Klassikern ziehen. Wir danken Ihnen, daß Sie im Geiste des teuern Direktors Zahn in Wort und Schrift auf diese Nährquelle christlicher Erkenntnis unermüdlich gewiesen und uns auf zuverlässige Führer in das Geheimnis der Seligkeit, wie Bengel, Oetinger, Stier aufmerksam gemacht haben. Mancher hat vor dem abgeschlossenen System christlicher Lehre, wie es nur zu oft in Kirche und Schule gelehrt wird, gestanden und nicht gewußt, wie er die Aneignung beginnen sollte, andere haben sich abgestoßen gefühlt: jedoch die Stimme der Apostel und Propheten schlägt bald hier bald dort einen Ton an, der seinen Widerhall findet in dem nach Wahrheit suchenden Gemüte; sie erweiset sich wohl an aller Menschen Gewissen; sie ruft den Anfänger wie den Geförderten. Der volle Segen, den die von Ihnen treulich gepflegten Bibel-Konferenzen für die Teilnehmer und ihre Schule gehabt, wird dereinst offenbar werden; doch das dürfen wir auch jetzt sagen, daß diese Besprechungen vielen zum Segen geworden. Sie haben zu einer Gemeinschaft geführt, die edler ist, denn die, die sich auf die Gleichheit des Berufs gründet, die nicht nur die vorhandenen guten Kräfte fördernd und pflegend sich erweist, sondern, wo es not tut, auch den Fehlenden in brüderlicher Weise zu mahnen und zu strafen das Recht gibt und die Pflicht auferlegt."

Jener Kollege ist unserm Vater immer mehr zu einem der nächsten, vertrautesten Freunde geworden, der ihn verstand wie wenige, und der seine Liebe und Freundschaft durch jahrelange treue Mitarbeit, besonders auch am Schulblatt, betätigt hat. Wären demselben nicht in den letzten Jahrzehnten durch übergroße Berufsarbeit vielfach die Hände gebunden gewesen, so hätte Vater nicht so allein zu arbeiten und zu kämpfen brauchen, wie es sein schmerzliches Schicksal gewesen ist.

Aus dem langjährigen Zusammenleben mit den jungen Lehrern weiß ich nur von einer traurigen Erfahrung zu berichten, doch auch diese konnte die friedliche Stimmung des Hauses nicht gefährden, auch für den Betreffenden nicht. Die Sache sei erwähnt, weil sie nach einer besonderen Seite hin charakteristisch ist.

Es kam ein junger Mann ins Haus von gutmütigem Charakter, fein und angenehm im Wesen und in der äußeren Erscheinung, der aber nach einer Seite hin seinen Halt verloren hatte. Er hatte einen starken Zug ins Wirtshaus und zum Trinken, und wenn er demselben nachgab, vergaß er Maß und Zeit und alles; auf diese Weise war seine Gesundheit schon untergraben. Vielleicht hatte man ihn absichtlich in unser Haus dirigiert, damit ihm, wenn möglich, noch zurechtgeholfen würde.

Wie ich von andern Gelegenheiten weiß, war es dem Vater Gewissenssache, eine solche Aufgabe nicht aus Bequemlichkeit von sich zu weisen. Der junge Mann lebte sich bei uns ein, alle Hausgenossen hatten ihn gern, und es ging auch zuerst längere Zeit gut. Aber dann kam die alte Leidenschaft mit einem Male wieder über ihn. Es ist ihm dann kein zorniges Schelten, keine Verachtung, kein Spott zu teil geworden, sondern ernstliches Ermahnen unter vier Augen von seiten unseres Vaters, und in dem darauf folgenden Krankheitszustand von unserer Mutter liebevolle Pflege und mütterliches, eindringliches Bitten. Er hat ihr auch mit Tränen versprochen, sich ernstlich von jenem Weg abzuwenden und ist monatelang fest geblieben. Aber zu einer Rettung für dieses Leben war es zu spät. Die Körperkraft war schon zu sehr gebrochen und konnte dem Dämon auf die Dauer nicht widerstehen. Das moralische Übel brachte dann wiederum die körperliche (Lungen-)Krankheit immer wieder zum Ausbruch. Er mußte krank in seine Heimat gehen und ist nach längerem Leiden dort, wie wir hoffen dürfen, selig heimgegangen. Von seinem Krankenlager aus hat er noch schriftlich einen Abschiedsgruß gesandt, in welchem er für die erfahrene Liebe in rührenden Worten dankt und um Verzeihung bittet wegen der Sorge und Betrübnis, die er früher verursacht. Die Liebe hatte ihre Frucht getragen, wenn auch nicht für dieses Erdenleben; vielleicht aber auch für dieses, indem es den Sinkenden vor tieferem Herunterkommen bewahrte.

Soviel ich mich besinnen kann, sind in den dreißig Jahren außer Vater 44 Lehrkräfte an der Schule tätig gewesen, und

zwar 26 seminaristisch gebildete Lehrer, 2 Zöglinge aus dem Missionsseminar, 1 Theologe, 1 Philologe, 7 Aspiranten[1]) und 7 Lehrerinnen.

Das Verhältnis zu diesen seinen Mitarbeitern war und blieb ein ungetrübtes. Mochte auch der eine mehr als der andere zu dem Geiste, der in Haus und Schule herrschte, passen und sich darin wohl fühlen, so bestand doch das gleiche friedliche, gute Verhältnis mit allen. Die meisten derselben sind dauernd mit unserm Hause verbunden geblieben und haben unserm Vater aufrichtige Dankbarkeit und Freundschaft bewahrt.

Wiederum hatte aber auch Vater alle Ursache, einer guten Anzahl tatkräftiger, wohlgesinnter Leute unter jenen dankbar zu gedenken, die ihm ihrerseits in treuer, ja selbstloser Arbeit zur Seite gestanden haben. In den langen Jahren der gebrochenen Gesundheit, als sein Leiden immer wieder zum Ausbruch kam und ihn zu wochen- ja monatelangem Niederlegen seiner Arbeit nötigte, haben seine jungen Kollegen die gewiß anstrengende Arbeit der Vertretung allezeit willig auf sich genommen.

Manchem Leser mögen diese Mitteilungen über das Verhältnis unseres Vaters zu seinen Mitarbeitern und deren Stellung in unserm Hause neu und fremd vorkommen. Im Vergleich mit den heutigen Verhältnissen mögen sie dem einen recht ideal erscheinen, während der andere über sie als veraltete patriarchalische Zustände lächelt. Bei ihrer Beurteilung darf jedoch nicht übersehen werden, daß es sich hier um junge, eben aus dem Seminar entlassene Leute handelt, welche meist schon nach verhältnismäßig kurzer Wirksamkeit an unserer Schule zu einer selbständigen Stelle berufen wurden. Daß für diese die Gewöhnung an eine gute, feste Hausordnung, das Beispiel eines christlichen Familienlebens, der anregende Verkehr mit unserm Vater von segensreichem Einfluß war, sowohl für ihre Charakterbildung, als auch für ihre berufliche Weiterbildung, haben die Beteiligten selbst oft bekannt. Es ist wohl anzunehmen, daß auch heute noch mancher eben aus dem Seminar entlassene Lehrer der völligen Unabhängigkeit in seinem privaten Leben den Anschluß an eine Familie mit ihrem schützenden und bildenden Einfluß vorziehen würde.

[1]) Die Aspiranten (mit einer Ausnahme) sowie die einzelnen andern Berufszweigen Angehörenden waren nur aushülfsweise für kürzere Zeit angestellt.

Den Schluß deſſen, was über die Mitarbeiter an der Schule erzählt worden iſt, mögen die Aufzeichnungen eines derſelben bilden, die er unſerer heimgegangenen Mutter im Schulblatte widmete. Gehören dieſelben auch einerſeits nicht an dieſe Stelle, da von unſerer Mutter in einem andern Abſchnitt ausführlich die Rede ſein wird, ſo ſeien ſie doch hier mitgeteilt, weil ſie ein klares Licht fallen laſſen auf das Verhältnis dieſer Hausgenoſſen zu unſern Eltern.

Eine Erinnerung aus meinem Leben.

Von Rektor Horn.

Nach meiner Seminarzeit hatte ich das Glück, als Hülfslehrer nach Wupperfeld zu kommen. Im Jahre 1858 war noch kein Riß in das familienhafte Verhältnis zwiſchen den an einer Schule arbeitenden Lehrern gekommen; ſo gehörte ich denn im vollen Sinn des Wortes zu dem Dörpfeldſchen Hauſe. Für die Familie des Hauptlehrers einer vierklaſſigen Schule iſt es gewiß keine leichte Aufgabe, die jungen Lehrer, die gewöhnlich nur kurze Zeit bleiben, in ſich aufzunehmen. Durch das Internat des Seminars ſind ſie dem Familienleben entfremdet, die engen Grenzen, die ihrem Leben im Seminar gezogen werden, haben ein Bedürfnis nach freier Bewegung immer ſtärker erwachſen laſſen; dazu noch das Gefühl, nach abſolviertem Examen die Welt vor ſich offen ſtehen zu ſehen: alle dieſe Momente laſſen den Eintritt in eine Familie für die jungen Lehrer ebenſo wünſchenswert erſcheinen, als ſie es der Familie ſchwer machen, dieſelbe ohne Gefahr für ihr eigenes Leben an demſelben teilnehmen zu laſſen.

Namentlich der Hausfrau muß es ſchwer werden, ſich in die jährlich und oft noch ſchneller wechſelnden Hausgenoſſen zu finden. Einer liebt es, möglichſt ungeſtört ſeinen Gang zu gehen, einem andern iſt Teilnahme für ſeine kleinen und großen Begegniſſe Bedürfnis; allen aber iſt es heilſam, die wohltuende Wärme des Familienlebens zu empfinden, durch ſeinen erziehenden Einfluß bewahrt und gepflegt zu werden, ein Vorbild zu ſehen für den Hausſtand, den ſie dereinſt ſelbſt gründen werden. —

Frau Dörpfeld verſtand es, jedem das Seinige zu bieten. Mit gewinnender Freundlichkeit wurden die neu eintretenden Hausgenoſſen aufgenommen. Man fühlte es, das Hausweſen geht ſeinen gewohnten Gang und wird ebenſowenig durch deinen Ein-

tritt in das Haus wesentlich berührt, als auch von dir besondere Rücksichten gefordert werden. Dem einzelnen wurde es überlassen, Teilnahme und Hülfe mehr oder weniger in Anspruch zu nehmen; alle aber fanden in gesunden und kranken Tagen das, was die Familie den Ihrigen bietet, und zwar wurde das kleine wie größere mit derselben Freudigkeit dargeboten; nie ließen Wort und Miene dieselbe fraglich erscheinen.

Es würde ihren Sinn wenig treffen, wollte ich hier Züge erzählen, in denen sich, nach menschlichem Maß gemessen, eine große Aufopferungsfähigkeit für die zeitweiligen Hausgenossen ausspricht. So verstand es sich ihr ganz von selbst, daß sie zur Zeit der Pocken-Epidemie eine von der Krankheit befallene Lehrerin in eigner Pflege behielt, und nicht, dem Rat des Arztes gemäß, dem nahen Krankenhause übergab. Ihr Sinn war vielmehr, „ohne eigne Gerechtigkeit und in Knechtsgestalt zu wirken;“ schlicht und anspruchslos, wie ihre ganze Erscheinung, so war auch all ihr Tun, und wie einst Jakobi von unserm trefflichen Claudius rühmte, so wollte auch sie „etwas Großes nicht getan haben“. —

Es wird wenig Lehrerfrauen geben, die so wenig zu repräsentieren suchen, wie sie es tat. Ihre Kleidung war stets so einfach, daß sie nie bemerkt wurde, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß je der angesehenste und liebste Besuch zu besondern Anstrengungen im Haushalt Veranlassung geworden wäre. Kleine und große Familienfeste wurden gebührend gefeiert, aber Visiten im Staatszimmer waren dem Hause fremd. Durch diese Schlichtheit wurde es nicht nur möglich, die Freunde des Hauses jederzeit zu herbergen, ohne Murren und reichlich zu geben den Dürftigen, es blieb auch der Friede des Hauses und Herzens gewahrt, und der galt der Hingeschiedenen mehr, als alle äußere Ehre. —

In den zwanzig Jahren, die Frau Dörpfeld in ihrem Hause waltete, sind viele junge Leute durch ihr Haus gegangen. Nicht immer brachten sie die Lebensanschauung mit, die im Hause herrschte. Zum Schutz der Familie stand zunächst die feste Hausordnung da, der sich jeder um so williger fügte, weil sie nichts Gemachtes, sondern mit einer gewissen Notwendigkeit aus dem Geist des Hauses geboren war. Eine Verstimmung war schon deshalb nicht leicht möglich, weil die Hausfrau, die ja in erster Reihe bei der Hausordnung interessiert ist, nichts um ihretwillen forderte und jedes Glied des Hauses trug, solange es sich noch

tragen ließ. — Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich in Gesprächen nach Tisch, besonders in der ersten Zeit, abweichende religiöse Anschauungen vorbrachte. War nun Herr Dörpfeld zugegen, so überließ die Frau es diesem, das Nötige zu sagen, und er verstand es sehr gut, von dem uns gemeinsamen Boden aus den Punkt zu finden, von dem aus nicht allein eine fruchtbare Besprechung möglich war, von dem aus auch der Weg sich zeigte, der zu der mir fremden Welt führte. Im andern Falle bezeugte wohl Frau Dörpfeld mit möglichst wenigen Worten ihren Stand und überließ die Beweisführung dem, der allein gewiß machen kann, indem sie sagte, ich würde das schon erfahren. Nie aber verlor sie ihren Gleichmut, nie auch ließ sie eine Differenz durch Unfreundlichkeit oder auch nur durch Kälte entgelten. Besonders für eine Frau war dies gewiß das beste Mittel, junge Leute vor törichten Reden zu bewahren, denn Frauen überzeugen leichter durch ihr Wesen, als durch ihr Wort. —

Wie in jedem Berufe, so werden auch bei der Arbeit in der Schule und für dieselbe nicht immer angenehme Erfahrungen gemacht. Namentlich ist auch unser Freund Dörpfeld nicht von solchen verschont geblieben, die leicht Mut und Freudigkeit zur weiteren Arbeit lähmen und gar rauben können. In solchen Zeiten ist es ein besonders köstlich Ding, wenn der gesunkene Mut sich in dem ungetrübten Familienleben wieder aufrichten, wenn hier vergessen oder doch überwunden werden kann, was das äußere Leben Bitteres bot, und nicht die Verstimmung, wie es so leicht geschieht, sich in den verschiedenen Familienbeziehungen widerspiegelt. — Der Charakterzug des stillen und sanften Geistes, den unser Freund als eine besondere Gabe Gottes und als einen kostbaren Hausfegen an der Entschlafenen rühmt, gab ihr die heitere Ruhe, die sie bis zu ihrem Ende nicht verließ, und die besonders in trüben Tagen heilsam und stärkend wirkte. —

Unser Gott, der der Entschlafenen zu jeder Zeit gab, was sie bedurfte, der mache es auch mit den um sie Trauernden so! —

Nachdem wir Vaters Stellung zu seinen nächsten Vorgesetzten, dem Lokal-Schulinspektor und zu den Schulvorstehern, sowie seinen Mitarbeitern kennen gelernt, suchen wir noch in wenigen Beispielen sein Verhältnis zur städtischen Behörde und zur Regierung zu charakterisieren.

Mitte der fünfziger Jahre tauchte in Barmen die Frage auf, was für den mittleren Bürgerstand in betreff der Schule geschehen könne. Vater schrieb seine Gedanken und Vorschläge über diesen Gegenstand in einer Arbeit nieder. Der damalige Oberbürgermeister von Barmen, Geh.-Rat Windhorn, erkannte die in jener Abhandlung dargelegte Notwendigkeit einer Schule für den Mittelstand, sowie die darin ausgeführten praktischen Vorschläge zur Einrichtung derselben. Er bat sich das Manuskript aus und ließ es auf städtische Kosten drucken. Der Titel dieser nun längst vergriffenen Denkschrift lautete: „Der Mittelstand und die Mittelschule. Oder: wie läßt sich der Mittelstand heben und wo ist der Hebel anzusetzen?" Die Vorschläge dieser Schrift gingen von der Tatsache aus, daß die Elementarschule zweierlei Schüler zu berücksichtigen habe: einerseits befähigte, fleißige, freie, die bis zum fünfzehnten Jahre die Schule besuchen können. Andrerseits habe sie es mit solchen Schülern zu tun, die unbegabt oder träge sind, die unregelmäßig zur Schule kommen, deren Kräfte häufig schon durch häusliche oder andere Arbeiten belastet sind, und die nur bis zum vierzehnten Jahre die Schule besuchen können. Bei ihrer Vereinigung bis zuletzt kommen beide zum Schaden: jene sind in ihren Fortschritten gehemmt, ihre Zeit und Kräfte werden zu wenig in Anspruch genommen, während diese leicht überbürdet sind und nicht mitkommen können. Vater forderte deshalb eine Erweiterung des Lehrplans für jene, eine Vereinfachung des Unterrichts für diese. Jener ersten Schulart gab er den Namen Mittelschule, zum Unterschied von der Volksschule. Dieser Name, welcher ihm bedeutete: Schule für den Mittelstand, ist dann später der allgemein für die Sache gebräuchliche geworden und geblieben. Er war jedoch nicht für eine Trennung von unten auf, aus methodisch-didaktischen wie aus sozial-pädagogischen Gründen, sondern für eine Gabelung in diese beiden Schularten nach dem zehnten Jahre.

Die Sache kam jedoch damals nicht zur Ausführung, da Windhorn bald darauf nach Berlin berufen wurde. Als dieselbe Frage nach Jahren wieder auftauchte, war inzwischen jene Schrift vergessen, und diejenigen, welche zu beraten hatten, faßten weniger die Bedürfnisse des Mittelstandes ins Auge, sondern erstrebten vielmehr eine höhere Schule von mehr praktisch-technischer Art, wie die bestehenden höheren Schulen. So entstand aus dem lang-

besprochenen Plan die jetzige Gewerbeschule, also noch eine höhere Schule zu den bestehenden, aber der Mittelstand blieb noch unversorgt.

Der auf Windhorn folgende Oberbürgermeister Geh.-Rat Bredt, der sich um die Hebung des Barmer Schulwesens sehr verdient gemacht hat, sprach es bei Gelegenheit einer Schulfeier in der Wupperfelder Schule öffentlich aus, daß Vater ihm bei seiner Tätigkeit auf dem Schulgebiete durch guten, einsichtsvollen Rat wesentliche Dienste geleistet habe.

Noch in Vaters letztem Lebensjahre antwortet ihm derselbe auf die Zusendung der ersten Lieferungen seiner letzten Schrift:

„Ich danke Ihnen auf das herzlichste für Ihr freundliches Erinnern! Es soll mein erstes sein, beide Broschüren gründlich zu studieren, in ruhiger Stunde, und in Erinnerung unserer freundschaftlichen Beziehungen in Barmen. Ich habe dort so manches auf dem Gebiete der Volksschule von Ihnen gelernt, so manchen tieferen Einblick in das Wesen und die gesunde, freie Verfassung derselben von Ihnen erhalten, und mit Überzeugung erfahren, daß die „Schulgemeinde“ mit Fug und Recht das „Fundamentstück“ der Schulverfassung genannt werden darf, — daß ich mich auf das Studium der wertvollen Denkschrift wahrhaft freue. Die Arbeit kommt bei den jetzigen verwirrten Parteiverhältnissen zur rechten Zeit, und wird hoffentlich in weiteren Kreisen dazu beitragen, den getrübten Blick zu klären und auf die wahren, hochwichtigen Prinzipien der Schulreform zurückzuführen.“

„Nochmals meinen herzlichen Dank! Ich freue mich, daß, wie die liebe Sendung beweist, Sie sich die Lust und Frische zur Arbeit bewahrt haben, und in der stürmisch bewegten Zeit unbeirrt und unverdrossen als erprobter Führer vorangehen.“

Von Revisionsberichten der Regierung liegen mir mehrere vor, die sich in anerkennender und lobender Weise über den Zustand und die Leistungen der Wupperfelder Schule aussprechen. Wir wollen darauf nicht eingehen, sondern hier nur noch ein Zeugnis des Mannes anführen, der viele Jahre hindurch die oberste Stelle in der Schulbehörde unserer Provinz bekleidet hat, des Geh. Reg.-Rat Dr. Landfermann. Auf seine Persönlichkeit werden wir später einmal zurückkommen. Hier sei nur eine Briefstelle angeführt, in welcher er ein kurzes, aber vielsagendes

Urteil über Vaters Schule, und zugleich eine Andeutung über ihr persönliches Verhältnis zueinander gibt:

„Wenn ich Ihrer gedenke, so tritt mir vor allem der Tag vor die Seele, an welchem ich vor einer langen Reihe von Jahren in Ihrer Schule zum ersten Male Zeuge Ihrer Amtstätigkeit war, und welchem ich eine tiefgreifende Erweiterung und Berichtigung meiner Anschauungen und Begriffe von den Aufgaben und den erreichbaren Zielen der Volksschule verdanke. Und wie viele Beziehungen zu Ihnen haben mich seitdem angeregt und erfreut."

Vater hatte oftmals Besuch in einer Klasse. Kollegen aus der Nähe und Ferne, auf Studienreisen begriffene junge Leute, darunter besonders süddeutsche Theologen oder Schüler von Prof. Ziller, aber auch ältere und erfahrene, ja bedeutende Männer.

Ein Theologe, jetzt Seminardirektor, der in seinen jüngeren Jahren Vater kennen lernte und einmal bei ihm hospitierte, schreibt davon nach vielen Jahren:

„Unvergeßlich ist mir seine Art vor und mit den Kindern; das sind die schönsten Unterrichtsstunden gewesen, die ich je mit angehört. Und wenn ich mit Gottes Hülfe später in meinen Religionsstunden immer gedacht habe und noch denke: „„Ehrlich, einfältig, gläubig,"" so ist er darin mein bleibendes Vorbild gewesen und ist's noch. Es bedarf keines gemachten Pathos, es ist aber notwendig, daß man merkt, der Mann glaubt das, ist davon durch und durch überzeugt, dann wirkt's, muß es wirken. Es ist mir auch kaum jemals wieder das Wesen eines aufrichtigen Christen so schlicht, so anspruchslos, so wahr, so ergreifend entgegengetreten. Das war das Geheimnis seiner Persönlichkeit. Ich danke ihm viel; ich habe viel von ihm gelernt."

Doch dieses Urteilen von Fremden, welche sich nur auf kurze Besuche in der Schule und auf die dadurch empfangenen Eindrücke beschränken konnten, seien noch zwei beigefügt von Kollegen, die in der gleichen Stadt und dem gleichen Stande jahrelang gearbeitet haben, und deren Urteil, teils auf persönlichem, teils auf indirektem Wege empfangen, sich auf die andauernde Tätigkeit, als Ganzes genommen, bezieht. Dieselben befinden sich in zwei biographischen Broschüren. In der einen[1]) heißt es:

---

[1]) Vogelsang, Rektor Dörpfeld, Darstellung seines Lebens und Wirkens. Hilchenbach. L. Wiegand.

„Seine Tätigkeit galt zunächſt der eigenen Schule. Er entkräftete — das werden viele Augenzeugen beſtätigen — das Vorurteil, wonach die als Schriftſteller hervorragenden Lehrer in der Schule weniger tüchtig ſein ſollen. In der Regierung der Kinder ſowohl, als auch im Unterricht und in der Zucht war er ſeinen Kollegen ein leuchtendes Vorbild. Betreffs der Regierung z. B. wußte er einem Mitarbeiter, dem anfangs das Disziplinhalten ſchwer wurde, ſo zurechtzuhelfen, daß er ſpäter eine muſterhafte Disziplin hatte. Er gab ihm den einfachen aber erfolgreichen Rat, nicht alles auf einmal erreichen zu wollen, ſondern nach dem Vorbild der Mönche bei der Gründung von Klöſtern zu verfahren und den andern Fuß nicht eher weiter zu ſetzen, als bis er mit dem einen feſt und ſicher ſtehe. Was den Unterricht anbetrifft, ſo war er von früh an der Meinung, „daß nicht nur Kenntniſſe das Ziel der Bildung ſeien, ſondern vor allem die denkende Beherrſchung des Stoffes und, was noch mehr gilt, die Fähigkeit zum ſelbſtändigen Weiterlernen und, was noch höher ſteht, die Luſt zu ſolchem Weiterlernen. Die wahre Bildung bemißt ſich ganz und gar nicht nach der Menge der Kenntniſſe, ſondern hängt vornehmlich davon ab, in welchem Maße die Schüler beim Lernen ſelbſttätig geweſen ſind.“ Die Selbſttätigkeit war ihm der „Kern- und Kardinalpunkt der ganzen Didaktik“. Ein früherer Schüler Dörpfelds, jetzt angeſehener Fabrikant in der Nähe von Barmen, äußerte ſich einmal ungefähr ſo: „In keinem Fache wurden uns Kenntniſſe aufgenötigt, die fürs ſpätere Leben wertlos waren und leicht wieder vergeſſen werden, aber als wir entlaſſen wurden, wußten wir, wozu wir in der Welt waren.“

Das andere Zeugnis[1]) lautet:

„Was Dörpfelds Unterricht auszeichnete, war neben der Klarheit, Einfachheit und Gründlichkeit namentlich die innere Wahrheit: es wurde nicht für das Schaufenſter gearbeitet; alles oberflächliche, nur für den Schein berechnete Lernen war ſtreng vermieden; dem wirklich Geiſtbildenden wurde die volle Kraft zugewendet. Die didaktiſchen Grundſätze, die Dörpfeld in ſeinen Schriften wiederholt vertreten hat, fand man hier mit Meiſterſchaft durchgeführt. Es ſeien hier nur folgende hervorgehoben:“

[1]) Höfler, Fr. Wilh. Dörpfeld. Nach ſeinem Leben und Wirken. Berlin, Gutenberg.

„Der Lehrer muß ſelbſt lehren — ohne Krücken, ohne Buch, mit lebendigem Wort — in allen Fächern.“

„Die Anſchauung muß überall vorausgehen: erſt Exempel, dann Regel; erſt Geſchichte, dann Doktrin; erſt Vorbild, dann Gebot und Mahnung.“

„In jedem Fach muß ein Minimum, ein Grundkapital des Wiſſens und Könnens, ſo feſt und ſicher gelernt werden, daß es unter allen Umſtänden disponibel und geläufig iſt.“

„Bei der Leiſtung eines Schülers ſoll nicht lediglich der Blick darauf gerichtet werden, was daran zu tadeln, ſondern zunächſt darauf, was daran anzuerkennen iſt. —“

„Daß eine ſolche Schularbeit einen bleibenden Eindruck bei vielen Schülern hinterlaſſen und den vielen Fachkennern Anregung und Belehrung geboten hat, läßt ſich verſtehen. Es wird im Sinne vieler geredet ſein, was einer ſeiner Schüler gelegentlich äußerte, Dörpfelds Name ſei unauslöſchlich in ſein Herz geſchrieben.“

Unſerm Vater ſchrieb jener Schüler einmal:

„Wenn ich an die Tage meiner Jugend und an meine Jünglingsjahre zurückdenke, in denen ich als Schulknabe und als Präparand Ihrer väterlichen Sorge und Leitung genoß, ſowie an die ſchönen Gehülfenjahre, die ich im Kreiſe Ihrer Familie verleben durfte, — dann bewegt manches mein Herz, was ſich nicht ausſprechen läßt. Aber dies ſei geſagt: Was ich nächſt Gott und meinen Eltern den Menſchen in Bezug auf mein Sein und Weſen zu danken habe, das danke ich in erſter Linie Ihnen.“

Bei dieſer Schilderung der Berufstätigkeit muß auch eines Feſttages gedacht werden, der die Liebe und Anhänglichkeit ſeiner Schüler und die Dankbarkeit der Schulgemeinde aufs ſchönſte zum Ausdruck brachte. Dieſe Feier bildet eine Ergänzung zu dem an anderer Stelle erwähnten Feſttag anderer Art. Damals vereinigten ſich die Lehrer und Freunde aus nah und fern, um ihm ihre Anerkennung und ihren Dank für die Verdienſte zu bezeugen, die er ſich durch ſeine raſtloſe pädagogiſche Tätigkeit außerhalb der Schulſtube um das Schulweſen und um den Lehrerſtand überhaupt erworben hat. Die jetzt Feiernden gehören einem engeren Kreiſe an: es ſind die Vertreter der Schulgemeinde und die Eltern, unter und mit ihnen eine große Zahl nun erwachſener, ehemaliger Schüler und Schülerinnen, die im Verein mit der

Wupperfelder Jugend ihrem Lehrer dieſen Ehrentag bereiten. Sie wollen an dem 25jährigen Gedenktag ſeiner Wirkſamkeit Gruß und Dank nicht ſchuldig bleiben, und zugleich es öffentlich bezeugen, daß über der weitgehenden Tätigkeit die nächſtliegende nicht verſäumt worden iſt und gleicherweiſe wie jener, auch dieſer der Segen nicht gefehlt hat. War die erſte Feier vorwiegend ein Lehrerfeſt, ſo die zweite im vollen Sinne des Worts ein Schulgemeindefeſt.

Solche Feſte ſind in unſerer Gegend nichts Seltenes, ſie ſind ein Ausdruck des perſönlichen Bandes, das den hieſigen Lehrer mit ſeiner Schulgemeinde verbindet; auch tragen dieſelben, wo der Lehrer in ſeinem Bereich treu gearbeitet hat und mit ſeiner Schulgemeinde verwachſen iſt, in etwa den gleichen Charakter. Wenn wir dennoch einige Mitteilungen über jenes Feſt anführen, ſo tun wir das in einem beſonderen Sinn. Der mehrfach erwähnte Oberbürgermeiſter von Barmen, Geh.-Rat Bredt, äußerte einmal: Derartige Schulfeſte ſeien nicht damit genugſam gewürdigt, daß man ſie als Feſte für den zu feiernden einzelnen Mann anſehe, ihre Bedeutung liege tiefer. Er erblickt darin Charakterbilder unſeres heimatlichen Schulweſens, einen erfreulichen Beweis dafür, daß dasſelbe bei uns auf der richtigen Grundlage ſtehe. Die Schule müſſe mit dem Volksleben in organiſche Verbindung gebracht werden; in ihm lägen für ſie die Wurzeln ihrer Kraft. Die Organiſation ſei in ſeinen Augen die beſte, die den Konnex zwiſchen Schule und Haus am lebhafteſten vermittele, das allgemeine Intereſſe am meiſten zu wecken und zu ſtärken imſtande ſei. Für ihn ſtehe es außer Frage, daß wir ein gut Teil der Fortſchritte auf dem Volksſchulgebiete, welche man ſpeziell unſerm Bergiſchen Lande nachrühme, der bei uns beſtehenden Einrichtung der Schulgemeinden verdankten.

Einem Feſtbericht entnehmen wir einige gekürzte Mitteilungen über den Verlauf des Feſtes:

„Die Hauptfeier fand morgens in der Schule ſtatt. Dort waren außer den Schulkindern und Eltern der Schulvorſtand, die Spitzen der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde, eine Anzahl früherer Schüler und Schülerinnen, Kollegen und Freunde verſammelt. Nach gemeinſam geſungenem Loblied hielt der Präſes des Schulvorſtandes die erſte Anſprache. Er hob beſonders hervor, daß der Jubilar ſtets ſein Leben und ſeine Arbeit in das

Licht des Wortes gestellt habe: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Bei solcher Grundrichtung überrasche es nicht, daß die Dörpfeldsche Schule nicht nur zur Vorbereitung der Schüler für das Leben Tüchtiges geleistet habe im Wissen und Können, sondern daß namentlich der Geist der Ordnung und der Zucht in ihr sorgsam gehütet und gepflegt worden sei."

„Nachdem dann noch einer der Mitarbeiter und einer der früheren Schüler ihrer dankbaren treuen Gesinnung in warmen Worten Ausdruck gegeben hatten, folgte eine Ansprache des Jubilars. Aus seinem reichen Vortrag mögen einige Gedanken folgen."

„An einem solchen Tage, so äußerte er, gingen dem nachdenksamen Menschen viele und vielerlei Gedanken durch Herz und Gemüt, die alle auszusprechen nicht möglich und auch nicht einmal schicklich sei. Tiefbewegt von so viel Liebe, wie er sie in den letzten Tagen habe sehen dürfen, liege es ihm am nächsten, vor allem von ganzem Herzen zu danken. Man habe ihm inmitten der trüben Winterzeit einen lichten, sonnigen Freudentag bereitet, ihn so überreich beschenkt, wie ein Kind zu Weihnachten. Wenn es ihm auch nicht gelingen wollte, das Herz ganz und ungeteilt der Freude zu öffnen, wie die Kinder darin Meister sind — denn in das Gedenken dränge sich auch manches Wehmütige und Demütigende mit ein — so wolle er sich doch freuen. Der Tag sei ein Gedenktag, und der Blick würde zurückgelenkt auf die Vergangenheit, für ihn auf einen Zeitraum von nahezu 50 Jahren, und da führe das rechte Gedenken zum Danken von Herzensgrund. Er habe reichlich Ursache, zu danken dem Herrn, unserm Gott, der Himmel und Erde umfaßt und doch auch des einzelnen Menschen nicht vergißt, der das All versorget und doch auch die Bedürfnisse und Bekümmernisse der einzelnen Seele kennt. Darum wolle er rühmen die Treue Gottes, die sich auch an ihm in solchem Maße erwiesen, daß er bekennen müsse, er sei viel zu geringe, aller ihm zugewandten Barmherzigkeit. Allerdings — und dies zu sagen, könne er nicht umhin — fiele sein Blick am heutigen Tage auch auf eine leere Stelle, auf die nämlich, wo seine teure Gattin, die liebende, sorgsame Mutter seiner Kinder gestanden, die 20 Jahre lang seine getreue Lebensgefährtin gewesen, ihm so viele Sorgen abgenommen und sich mit einer so seltenen Hingebung ihrem Beruf als Gattin und Mutter gewidmet habe. Wenn der Verlust eines solchen Herzens nun auch in sein

Leben einen Schatten werfe, so wolle er doch auch heute dafür dem Herrn danken, daß er es ihm gegeben, auch in den betrübenden Lebenserfahrungen seine Liebesabsichten zu erkennen. Danken wolle er dem Herrn in diesem Blick für seine gesamte Lebensführung. Er betrachte es auch als eine besondere Freundlichkeit Gottes, daß er ihn im Elementarschulfache gehalten und ihn speziell in diesen Wirkungskreis gestellt habe. Er müsse dankend gedenken der vielen Beweise der Liebe und des Vertrauens von seiten des Schulvorstandes. Gerne habe er wirken mögen in einer Stadt, deren Verwaltung einem Manne anbefohlen, der durch langjährige Tätigkeit sich als ein Freund der Schule und der Lehrer erwiesen, der selbständige Lehrerpersönlichkeiten achte und sie nicht als einzelne Räder im städtischen Schul-Getriebe ansehe, welche Gefahr bei einem so großen Gemeinwesen sehr nahe liege. Als einen Vorzug vor vielen andern habe er es mit Dank gegen Gott erkannt, daß er in eine Schulgemeinde berufen worden sei, in der noch so viel solider Bürgersinn, so viel christliche Elemente vorhanden, wo des Lehrers Arbeit gewürdigt, unterstützt und gefördert werde. Für die Zukunft gedenke er, solange es ihm beschieden sei, den Grundsätzen treu zu bleiben, die er bei seinem Einzug vor 25 Jahren ausgesprochen habe. Er habe dazumal an die Arbeit des Lehrers in der Schule drei Anforderungen gestellt: 1. sie solle solide sein, nicht oberflächlich, nicht auf Schein berechnet, nicht für die Schaufenster, sondern wirklich bildend, gründlich und gediegen; 2. sie richte ihr Augenmerk auf die heilsame Gewöhnung in Bezug auf Ordnung, Pünktlichkeit, Fleiß, Ausdauer 2c. (Bei der Untersuchung, warum in so manchen Familien und Geschäften der Segen fehle, werde der hereinbrechende Ruin viel häufiger mit dem Mangel an ausdauerndem Fleiß, Sorgsamkeit 2c., als mit mangelnder Bildung im engeren Sinne in ursächlichem Zusammenhang stehen); 3. sie wirke vornehmlich durch ihre Gesamttätigkeit darauf hin, daß das Kind seiner ewigen Bestimmung entgegengeführt werde."

„Nach Beendigung dieser Feier konnten Referent und einige Freunde es sich nicht versagen, dem Jubilar in seiner Wohnung nochmals herzlich die Hand zu drücken. Sie fanden dort noch Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß der Jubilar buchstäblich wahr geredet, als er sagte, er sei beschenkt worden, wie ein Kind zu Weihnachten. Was war da nicht alles zu sehen? Die Liebe

macht erfinderisch; dies trat selbst in der sinnigen Auswahl der Geschenke hervor. Und daß man diese bedeutenden Opfer der Dankbarkeit der Öffentlichkeit entzogen, sie gewissermaßen durch die Hintertür ins Haus gebracht, das kennzeichnet am besten die ehrenvolle Gesinnung und das Zartgefühl der Geber."

„Abends fand in den Räumen der Gesellschaft für Kunst und Gewerbe ein Festessen statt; auch an dieser Feier war die Beteiligung sehr zahlreich."

Nachdem wir so von Mitarbeitern, Freunden und Schülern uns haben aus seiner Schule erzählen lassen, hören wir nun noch ihn selbst, wie er seine Aufgabe auffaßt, welche Anforderungen er an den Lehrer, natürlich vorab an sich selbst, stellt. In einem der ersten Aufsätze des Schulblattes spricht er sich darüber in folgender Weise aus:

„Der praktische Lehrer hat drei Hauptaufgaben und muß demnach drei Haupteigenschaften haben. Da die Schüler etwas Gründliches und Sicheres lernen sollen, so muß er zunächst Lehrgabe besitzen. Sie besteht in dem Einblick in das, was auf jeder Stufe nötig ist, und in der Kunst, dieses Nötige mit Treue, Ausdauer und Geschick auszuführen. — Die zweite Aufgabe des Lehrers geht dahin, den Schülern die sogenannten mittelbaren Tugenden, Arbeitsamkeit, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, Reinlichkeit so viel als möglich anzuerziehen oder richtiger gesagt: auf allen Stufen und in allem was die Schüler sich aneignen sollen, das Prinzip der Gewöhnung mit Weisheit und Konsequenz in Ausübung zu bringen. Daran offenbart sich die zweite Haupttugend des Lehrers: die Erziehergabe oder der Erziehertakt. — Wenn in dem Maße, wie der Lehrer mit Strenge auf Vollendung im Wissen und Können dringt, nicht auch seine helfende Hingabe an die Schwachen und sein Bemühen, den Schülern einen frohen Mut zu machen, wachsen; wenn in dem Maße, wie er behufs der Eingewöhnung zu allem Guten und Löblichen die Schulordnung mit Ernst und Konsequenz handhabt, nicht auch sein herzliches Erbarmen mit der Schwachheit des Kindes, und seine Freundlichkeit und Zartheit in der Behandlung des einzelnen zunimmt, so mag er immerhin noch viel Nützliches für dieses Leben leisten, er wird aber den Kindern stets ein verhaßter Tyrann sein und ein lächerlicher Pedant dazu. Da ist es nicht schön in die Schule gehen, sondern eine Qual und Pein. Dieses hülfreiche Hin-

geben an die Schwachen, dieſer fröhliche Geiſt unter der Schularbeit, der auch die Kinder zu fröhlicher Arbeit anregt, dieſes herzliche Erbarmen mit den Fehlenden und Fallenden und endlich, der innere, zarte Reſpekt vor der Würde des Kindes, deſſen Engel allezeit das Angeſicht des Vaters im Himmel ſieht: das iſt das dritte in der Begabung eines Lehrers, es gibt den andern Gaben erſt die rechte Weihe und die Bürgſchaft des Gelingens. Es iſt aber nie und nirgend eine Mitgabe der Natur, auch nicht ein Erzeugnis natürlicher Entwicklung, ſondern eine Gabe höherer Art und läßt ſich nur von dem lernen, der ſelbſt in dienender Liebe ſich für die Welt hingab. Das iſt die Geſinnung eines chriſtlichen Lehrers, das Sehnen und Trachten, geſinnt zu ſein, wie Jeſus Chriſtus auch war."

Er erwähnt hier als eine beſondere Aufgabe des Lehrers das hülfreiche Hingeben an die Schwachen. Wohl hat er recht, auf dieſen Punkt den Finger zu legen und das pädagogiſche Gewiſſen dafür zu ſchärfen, denn es gibt wohl kaum eine Arbeit, deren Reſultat trotz aller Geduld und Mühe ſo wenig in die Augen fällt, ſo ganz von der Anerkennung der Menſchen abſehen muß, als dieſe. Auf wie manchen Familien, von deren Kindern eins oder mehrere zu dieſen Schwachen gehört, liegt dieſe Sorge wie ein Druck, deſſen Ende man nicht abſehen kann. Und wie manche Kinder gehören dazu, die noch viel übler daran ſind, weil ſich niemand um ſie Sorge macht, die körperlich und geiſtig von klein auf vernachläſſigt ſind. Gerade dieſe zurückbleibenden Kinder, die Schwachen, wie er ſie nannte, lagen ihm beſonders am Herzen, wie auch die echte Mutterliebe nicht vor allen an den Kindern hängt, die ihr am meiſten Freude machen, ſondern noch mehr an denen, die ihrer am meiſten bedürfen, die ſie am nötigſten haben, um die ſie am meiſten Sorge gehabt hat.

Über dieſen ihm ſehr wichtigen Gegenſtand ſprach er ſich einmal aus in einer einleitenden Anſprache in der Barmer Lehrerkonferenz. Seine aus der eigenen Praxis und Übung hervorgegangenen Gedanken ſuchen wir nach den uns vorliegenden Notizen zuſammenzufaſſen und wiederzugeben.

Unter den Begriff „Schwache" faßte er die Kinder, welche mit den normal und gut veranlagten Kindern nicht Schritt halten können, die Zurückbleibenden, Nachzügler. Im Anfange, in den

ersten Schuljahren sind ihrer nur wenige, aber auf den höheren Stufen, wo die Ansprüche an die Denktätigkeit des Kindes größer werden, wächst ihre Zahl. Beim Unterricht sind sie dem Lehrer oft ein Hindernis, denn ihretwegen kann er nicht mit den andern Kindern fortschreiten, wie er gern möchte. Sie selbst spielen in der Schule eine traurige Rolle, zurückgeschoben und vernachlässigt von seiten des Lehrers, oft gar verlacht und verspottet von seiten der Mitschüler, verlieren sie alles Vertrauen zu sich selbst, verzagen durchaus am eigenen Können und werden dann oft stumpf und trotzig. Und doch zeigt uns ein Blick in das Leben, daß diese unbegabten Kinder sich später oft vorteilhaft entwickeln und zu brauchbaren Menschen werden. Diese Tatsache gibt uns zu denken, sie zeigt uns, daß hier eine Aufgabe vor uns liegt, die wohl des Nachdenkens und der Mühe wert ist.

Im zweiten Teil forscht er dem Mangel dieser Kinder nach, sucht die psychologische Ursache desselben klarzulegen, upd die verschiedenen Abstufungen zu unterscheiden zwischen einem nur etwas weniger wie normal beanlagten Kinde und dem blödsinnigen. Dann faßte er die gering begabten Kinder im ganzen ins Auge und wies darauf hin, daß ihre Unfähigkeit zum Auffassen oft in einem organischen Fehler ihre Ursache habe. Der eigentliche psychologische Grund bestehe darin, daß die Seelentätigkeiten zu schwerfällig vor sich gehen. Jede derselben, z. B. die Anschauung, sei durchaus kein einfacher Akt, sondern fasse der Hauptsache nach zwei Seelentätigkeiten in sich (die man mit den Ausdrücken „Perzeption“ und „Apperzeption“ bezeichne), eine äußere, mit den Sinnen wahrnehmbare (Perzeption), und eine innere, durch Denken und Begreifen (Apperzeption). Jene, die äußere Anschauung, gehe, insofern die Kinder gesunde Sinne haben, ungehindert vor sich. Sie sehen die Dinge, sie hören den Schall ebensogut als die anderen Kinder. Die innere Anschauung entstehe aber durch die Verbindung des jetzt Angeschauten mit dem, was aus früheren gleichartigen Anschauungen in der Seele des Kindes zurückgeblieben sei. Diese Verbindung gehe bei jenen Kindern zu langsam vor sich, was dann zur Folge habe, daß die vollkommene Anschauung, d. h. die äußere mit der begrifflichen, nicht rechtzeitig zustande komme. Es gehe ihnen wie uns, wenn wir auf einem Eisenbahnzuge die Dinge so schnell an uns vorübereilen sehen, ohne daß wir ein rechtes Bild aufzunehmen vermögen. Die

Kinder hören dasselbe, was die Normalbegabten hören; aber während diese mit dem Gehörten einen Sinn verbinden, mit ihrem Denken demselben folgen, gehe es an den Ohren jener wie ein leerer Schall vorüber. (Auch unter den normal Begabten bestehe in Beziehung auf schnelle Auffassung ein großer Unterschied.) Aus dem Gesagten folgt also: der gewöhnliche Unterricht geht für jene schwachen Kinder zu schnell.

Was ist nun die Aufgabe der Schule diesen Kindern gegenüber? Zunächst eine negative: Nie darf der Lehrer sie aufgeben. So entmutigend, so scheinbar vergeblich ihm manchmal die Arbeit an ihnen vorkommen mag, nie darf er sie wegwerfen in dem Sinn: „mit dir ist nichts zu erreichen, ich gebe alle Hoffnung auf, alle Mühe ist vergeblich!" Aber andererseits darf er im Gesamtunterricht sie nie vergessen, nie übersehen, was so sehr leicht geschieht, da die andern Kinder mit ihren Antworten schneller bei der Hand sind.

Die Aufgabe ist aber auch eine positive. Zunächst und vor allem muß man den gering begabten Kindern hinreichende Zeit gönnen zur Bildung vollkommener Anschauungen, also im Unterricht langsamer fortschreiten.

Es wurde nun an einzelnen Beispielen gezeigt, wie diese Regel angewendet werden müsse. Sei bei einer Rechenoperation in einzelnen Kindern die vorhin genannte Apperzeption nicht zustande gekommen, so müsse der Lehrer die Aufgabe von neuem vorführen. Um alles zu vermeiden, was die Kinder verwirren könnte, dürfe man erst nach mehrfacher Wiederholung mit denselben Zahlen andere Zahlen gebrauchen. Bei der Behandlung der biblischen Geschichte müsse der Lehrer oft erfahren, daß diese Kinder selbst nach einer anschaulichen und ausführlichen Erzählung und Besprechung nichts begriffen hätten. Sie hören wohl den Schall, verbinden aber mit den Worten keinen Sinn. Auch hier sei öftere Wiederholung das einzige Mittel, den Kindern wenigstens das Einfachste zum Verständnis zu bringen. Um diese Kinder nicht durch eine Menge von Anschauungen zu überladen, müsse sich der Lehrer bei seiner Präparation auf einzelne, leicht behaltliche Sätze für die Schwachen besinnen. Bei einigermaßen befriedigenden Leistungen dürfe er diesen Kindern sein Lob nicht versagen. Wie in der biblischen Geschichte, so müßte auch aus anderen Unterrichtsfächern das Faßlichste in kurzen, leicht be-

haltbaren Sätzen diesen Kindern zum Bewußtsein gebracht werden. Bei der Beschreibung der Taubnessel z. B. genüge unter Umständen schon der eine Satz: der Stengel der Taubnessel ist vierkantig. Solche Merkmale müßten aber fest eingeübt und bei jeder Repetition nur von den Schwachen gesagt werden. Sobald diesen Kindern im Unterrichte, z. B. im Lesen, Mannigfaltigkeiten entgegentreten, müsse der Lehrer zu vereinfachen suchen. Wie bei den sogenannten Denkfächern, so müsse der Lehrer auch bei den mechanischen Fertigkeiten auf Einfachheit sinnen und geringe Anforderungen stellen.

Wenn es sich darum handele, die gering begabten Kinder im Unterrichte vorwärts zu bringen, so komme aber noch ein anderer wichtiger Faktor in Betracht. Wir haben es nämlich nie allein mit Verstand und Gedächtnis der Kinder zu tun, sondern vorzugsweise auch mit ihrem Gemüte. Die Verstimmung im Gemüte lasse es nie zu einem fröhlichen Arbeiten kommen. Die heitere Gemütsstimmung gleiche den Flügeln, welche auch über große Schwierigkeiten hinweg zu helfen vermögen. Darum müsse der Lehrer vor allem danach trachten, in diesen Kindern Lust und Freude am Lernen zu wecken. Neben seinem freundlichen Auftreten können auch Aufmunterungen, namentlich bei Gelegenheit von Prüfungen, einen guten Dienst tun. Der Lehrer müsse diese Kinder alsdann zu den begabten Kindern setzen und nur solche Fragen an sie richten, welche sie gut beantworten können. Auf diese Weise wecke man das Gefühl in ihnen, daß sie auch etwas gelernt haben, ihre Fortschritte kommen ihnen zum Bewußtsein, spornen zum Eifer an, so daß sie ihr Bestes tun, um mitzukommen.

Schließlich machte er noch darauf aufmerksam, daß für den Lehrer, welcher sich mit besonderem Eifer der Schwachen annehme, die Gefahr nahe liege, daß er die begabten Schüler vernachlässige und infolgedessen nur zu oft seine anfängliche Freudigkeit einbüße. Er dürfe schon aus dem Grunde die Begabten nicht aus dem Auge verlieren, weil sie vorzugsweise dazu ein Mittel seien, die gering begabten Kinder mit vorwärts zu bringen. Wie der Lehrer beiden, den Begabten und Unbegabten gerecht werden könne, bleibe ein Problem. — —

Es konnte hier nicht meine Aufgabe sein, eine eingehende wissenschaftliche Darlegung und Begründung von meines Vaters Schul-Pädagogik und Didaktik zu geben. Eine solche hätte zu-

nächſt ein Eingehen auf ſeine Theorie des Lehrplanes erfordert, die aus ſeiner praktiſchen Schularbeit herausgewachſen iſt. Dann aber wäre es nötig geweſen, jeden einzelnen Lehrgegenſtand vorzunehmen und nachzuweiſen, welche Grundſätze er in Bezug auf denſelben aufgeſtellt, welche Wege er ihm gewieſen und zum Teil gebahnt. Denn es gibt keinen Lehrgegenſtand der Volksſchule, über den er nicht ſelbſtändig gründlich nachgedacht, um ihm die rechte Stelle im Bildungsganzen anzuweiſen, und auch zugleich die Art und Weiſe ſeiner unterrichtlichen Behandlung anzugeben. Es konnte hier von der Schultätigkeit nur eine Skizze mit wenigen charakteriſtiſchen Strichen gegeben werden.

Den Beſchluß derſelben mögen zwei Zeugniſſe von ihm ſelbſt bilden, welche uns zeigen, wie ſein Herz an ſeinem Berufe hing, und wie ihn darum die rechte Freudigkeit zu demſelben beſeelte.

In einem Freundesbriefe heißt es:

„Meine liebſte Arbeit bleibt doch immer die Schule und in der Schule die Stunden, wo ich den Kindern Gottes Tugenden verkündigen und ſeine Liebe und Gerechtigkeit preiſen kann. Wir haben doch einen ſeligen Beruf, wenigſtens ich lerne immer mehr erkennen und Gott danken — und übe mich darin — daß er mich da hineingeführt hat, um meiner ſelbſt willen. Eben weil er ſo höchſt verantwortlich iſt, weil er bei dem vielen Unangenehmen eine ſo gute Schule iſt für alles, was vor Gott ehrenvoll und liebenswürdig iſt; kurz: weil er uns keine Ruhe läßt, bis wir die wahre Ruhe geſucht und gefunden haben: darum lobe ich meinen Stand.“

Und in einer ſeiner Schriften ſagt er einmal:[1])

„Wie die andern Stände, ſo hat bekanntlich auch der Lehrerſtand ſeinen gebührenden Anteil an Beſchwerden empfangen. Wo ſie liegen, ſoll hier nicht erörtert werden. Die Lehrarbeit an und für ſich iſt dagegen in jedem Betracht ſo anziehend und befriedigend, wie vielleicht keine andere — insbeſondere in der Volksſchule, wo der Lehrer es mit ſämtlichen Lehrgegenſtänden und daher mit der ganzen Perſönlichkeit des Schülers zu tun hat. Denn welche Arbeit wäre dem Zwecke nach bedeutſamer und edler? Welche bietet mehr Raum, die Technik immer wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher zu erfaſſen? Welche hat in ihren Verrichtungen

[1]) Der didaktiſche Materialismus, S. 44. (Geſ. Schr. II, 2.)

mehr Mannigfaltigkeit und Abwechſelung? Dazu rechne man die Freude, die ſich dem Lehrer anbietet, wenn er ſieht, daß die Schüler, und ſelbſt die ſchwachen noch, freudig zugreifen, wo dann das Gedeihen mit ſeiner Freude nicht ausbleiben kann; und rechne endlich dazu das Belebende und Erfriſchende, was im Umgange mit der blühenden, munteren Jugend liegt. Fürwahr, ein Schulmann, der für die verſchiedenen Vorzüge ſeines Berufes Sinn hat — Sinn für die Bedeutſamkeit des Zweckes, Sinn für wiſſenſchaftliches und künſtleriſches Erfaſſen der techniſchen Aufgaben, und Sinn für den Umgang mit Kindern: der wird das Lehramt mit ganzer Seele lieb haben und es ohne Not nie mit einem andern vertauſchen mögen."

V. Persönliches.

1. Aus der Verlobungszeit.

Die beiden ersten Jahre in Barmen waren nach der häuslichen Seite hin keine leichte Zeit für den jungen, in äußeren Angelegenheiten so ganz unerfahrenen Mann. Er hatte einem größeren Hauswesen vorzustehen, welches nur aus jüngeren Elementen bestand. Den Hausstand bildeten außer ihm drei Lehrer, eine Lehrerin, sein vierzehnjähriger Bruder, der in Elberfeld die Gewerbeschule besuchte, eine Haushälterin und ein Dienstmädchen.

Als dann seine äußeren Verhältnisse so weit geordnet waren, daß er ohne Bedenken die Gründung einer eigenen Familie ins Auge fassen konnte, gab er dem Gedanken Raum, der seit Jahren unausgesprochen als stiller Wunsch in seiner Seele gelebt hatte.

Im Februar 1851 verlobte er sich mit der ältesten Tochter seines heimatlichen Pastors, Christine Keller in Wermelskirchen, die er dann im Juni desselben Jahres heimführte. In der Zeit des Brautstandes ging er regelmäßig Sonnabends nach Wermelskirchen, um den Sonntag mit der Braut und den Ihrigen zu verleben. Die in dieser Zeit an den dazwischen liegenden Wochentagen an die Braut gerichteten Briefe lassen einen tiefen Einblick tun in ein Gemütsleben, das bisher in sich verschlossen, auch den nächsten Freunden gegenüber sich nicht ganz enthüllend, sich hier zum erstenmal rückhaltslos ausspricht. Eine solche Korrespondenz kann natürlich nicht veröffentlicht werden. Es würden aber wesentliche Züge in dem Lebensbilde fehlen, besonders nach der Gemütsseite hin, wenn wir diesen wichtigen Zeitabschnitt aus-

ſcheiden wollten, ohne ihn ſelbſt reden zu laſſen. Es ſei deshalb verſucht, mit zarter Hand die eine und andere Briefſtelle herauszunehmen, um damit ſein Denken und Empfinden in jener Zeit zu charakteriſieren. Die gewiſſe Scheu, die doch noch bleibt, werde überwunden in dem Gedanken, daß dasjenige, was unſer Vater hier über ſeinen Stand und Beruf, über das bräutliche und eheliche Verhältnis ausſpricht, nur ſegensreich wirken kann, und dann, daß er ſeinen idealen Anſchauungen über dieſe Dinge lebenslang treu geblieben iſt.

In einem der erſten Briefe, noch vor der eigentlichen Verlobung, kommt er, durch ſein Gewiſſen getrieben, auf ſeinen Stand zu reden. Er ſtellt ſeiner ſpäteren Braut hier klar und offen vor Augen, ehe ſie ſich entſcheidet, wie er zu ſeinem Berufe ſteht, was ſie in dieſem Stande entbehren, worauf ſie verzichten müſſe. Andrerſeits ſagt er dann aber auch, was ihr dafür zu teil werden würde. Dieſer Brief hat mich manches im Leben unſerer Eltern verſtehen lehren. Es heißt in demſelben:

„So iſt's recht, friſch vom Herzen geſprochen, ſo gehen die Worte auch wieder zu Herzen, und das eigne wird leicht, und ſtatt der ängſtlichen Freude zwiſchen Hangen und Bangen kehrt inniges, ſeliges Freuen ein: es iſt ein Geben, wobei man ſelbſt reich wird; wie man denn überhaupt nicht vom Nehmen, ſondern vom Geben reich wird. Kommt Ihnen der Lehrſatz etwas wunderlich, und für den Hausgebrauch etwas unpraktiſch vor, ſo fragen Sie einmal Ihren Herrn Vater; der wird mir recht geben und Ihnen aus dem Worte Gottes und aus der Erfahrung die wunderliche Wahrheit, daß im Reiche Gottes das „Subtrahieren" zum „Addieren" wird, klärlich zu beweiſen wiſſen. — Nebenbei mache ich Sie auf den in der vorſtehenden Schlußbemerkung liegenden Umſtand aufmerkſam, wonach die vier Spezies, wie ſie in der ſchulmeiſterlichen Arbeit traktiert werden, von den vier Spezies, wie ſie der Geiſtliche zu lehren hat, ſo ſehr verſchieden, wie der Himmel von der Erde, oder, daß das, was hier auf den Beinen ſteht, dort auf den Kopf zu ſtehen kommt. Sie, als auf geiſtlichem Boden erwachſen, haben alſo wohl alle Urſache ſich vorzuſehen, ehe Sie ſich mit einem Schulmeiſter gar zu tief einlaſſen! Auf dem Schulboden und in der ſtaubigen ſchwülen Schulluft gedeiht nicht jeder; mancher hat ſich mehr als den Schnupfen dabei geholt. Doch darf ich vielleicht auch noch den andern Umſtand, der eben-

falls in obiger Bemerkung liegt, wieder für mich und meinen Stand anführen, wonach es auch, wie Sie sehen, Schulmeister gibt, die neben der gemeinen Rechenkunst auch die vier Spezies der höheren göttlichen Arithmetik gelernt haben und lehren. Das etwas im Scherz über den Lehrerstand, weiter unten auch etwas im Ernst."

An der betreffenden Stelle heißt es dann:

„Was ich mit dem Ausdruck „äußere Verhältnisse" meinte, das ist eben der Stand, und was da drum und dran hängt, — darüber will und muß ich noch etwas sagen. Zwar hat es mir in der Seele wohlgetan, was Sie in Ihrem Briefe darüber sagen; auch bezweifle ich nicht im geringsten, weder Ihre Aufrichtigkeit noch die Wahrheit, wenn Sie sagen, daß Sie eine frühere Abneigung oder Antipathie gegen den Lehrerstand jetzt überwunden hätten. Nichtsdestoweniger kann und darf ich mich nicht dabei beruhigen, sondern ich muß Sie noch einmal in den Kampf zurückführen: es würde sonst ein Stein auf meinem Herzen und Gewissen liegen bleiben, schon darum, weil ich nicht schon vor dem letzten Briefe die nackte, reine, ungeschminkte Wahrheit der Sache Ihnen vorgelegt habe."

„Mein liebes Mädchen! geliebt im stillen, geliebt heut, ja geliebt bis in Ewigkeit! *Aber mein Beruf und Stand gilt mehr.* Man sagt wohl, die Frau ist des Hauses Ehre und des Gatten Krone, es mag das richtig sein, aber des Mannes höhere Ehre ist doch gewiß sein Amt und seine Arbeit: die Liebe zum Amt, die Treue in der Arbeit. Das Weib aber kann nur in des Mannes Ehre ihre Ehre suchen; will es sie anderswo suchen, so ist die Ehe gebrochen, und es wäre besser, sie würde nie geschlossen. Darum stehen Sie noch einmal still, um meiner Liebe willen, stehen Sie still; Sie haben noch freie Hand und sollen sie haben: Wählen Sie! Ich will alles vergessen — doch nein, das kann ich nicht: meine Liebe gehört mir, man soll sie auch mit mir ins Grab legen, nur der Tod soll mich von ihr scheiden! Aber von Ihnen? Soll der Stand uns scheiden, oder der Tod, der zeitliche Tod?"

„Sie sagen in Ihrem letzten Schreiben, wenn Sie früher am Lehrerstande Anstoß genommen, so sei das wohl eine kindische Auffassung oder Anschauung gewesen. Nein, meine Liebe, kindisch war das nicht, es war nur *menschlich, natürlich menschl*-

lich. Nach dieſer Auffaſſung hat der Lehrerſtand, wenigſtens der Elementarlehrerſtand etwas an ſich, was den bloß danach urteilenden Menſchen wenig einnimmt, wohl gar abſtößt. Dem Lebe- und Weltmann erſcheint der Schulmeiſter ſteif, ängſtlich, ſchüchtern, ein Pedant und Kleinigkeitskrämer, oder etwa zu „geiſtlich“. — Mit den Reichen dieſer Welt vermag der in der Regel mittelmäßig oder dürftig beſoldete Lehrer nicht in Reihe und Glied zu treten. Weder er, noch ſeine Frau, können in Samt und Seide gehen und müſſen daher hinter jenen ſtets einen Schritt zurückbleiben. — In der Staatsbeamtenſchaft iſt er auch ohne Namen und Stand; der Schulmeiſter rangierte eigentlich bis jetzt mit dem Unter-Offizier und Gendarmen, die vornehmen Beamten halten ihn für ein „klein Männchen“, das man nicht ſonderlich zu beachten habe. Die gelehrten Leute nennen den Lehrer einen Halbgebildeten, der die Natürlichkeit des gemeinen Mannes geopfert habe, ohne dafür die Kultur gebildeter Leute zu erlangen. Dem geiſtlichen Stande gegenüber, als dem herrſchenden in der Kirche, zählt der Lehrer zu den dienenden Brüdern; und da er neben den geiſtlichen Dingen auch weltliche zu treiben hat, ſo muß er noch obendrein den Vorwurf hören, er ſei nichts recht und nichts ganz, er ſei weder Fiſch noch Fleiſch.“

„Die vorſtehenden Sätze mögen zwar der Kürze halber etwas prägnant ausgefallen ſein: ſie ſind aber wahr. Wie die Welt jetzt ſteht und läuft, ſo iſt das die Stellung des Lehrerſtandes zu den vornehmen Leuten, und ſo iſt das Urteil dieſer über jenen. Ausnahmen davon infolge perſönlicher oder lokaler Verhältniſſe finden ſich allerdings; ſie ſind aber eben Ausnahmen, und, inſofern ſie ſich als lebendige Glieder des ganzen Standes fühlen, müſſen ſie auch die gemeinſchaftliche Laſt von Urteil und Vorurteil des großen Haufens tragen. Und weiter, wenn die Vornehmen, die ſich ſelbſt gebildet nennen, dem Lehrerſtand die Achtung verweigern, was iſt dann vom Volk erſt zu erwarten? So ſtehen die Sachen. Darum iſt es nicht kindiſch zu nennen, wenn jemand den Stand der Schulmeiſter nicht liebenswürdig und anziehend findet. Es iſt rein menſchlich, rein natürlich, der landläufigen Ordnung der Dinge ganz angemeſſen, und ich wüßte von dieſem Standpunkte aus kaum etwas gegen die Beſchuldigungen zur Entſchuldigung zu ſagen. Zur Zeit geht es uns wie dem Volke Gottes nach dem

Auszuge aus Ägypten. Um unſeres Unglaubens, um unſerer Sünden, um unſeres Herzens Härtigkeit willen müſſen wir in der Wüſte herumwandern; wie lange? wer mag es ſagen! Aber ſicher nicht auf immer, es iſt auch noch eine Ruhe vorhanden dieſem Stande."

„Ich merke eben, daß ich etwas zu weit ins Unbeſtimmte gekommen und Ihnen dadurch wahrſcheinlich nicht ganz klar geblieben bin. Ich will ſehen, daß ich wieder auf die rechte deutliche Spur komme. — Alſo: unſer Stand iſt mit Reichtum, Ehre und Macht ſpärlich ausgeſtattet, unſre Arbeit dünkt vielen gering und verächtlich, unſre Perſon erſcheint nicht ſelten unanſehnlich, gering, pedantiſch, und doch wohl gar eitel; — und dazu drückt nicht ſelten ängſtliche Sorge um ein anſtändiges Auskommen des Lehrers Gemüt; geſuchte, gehoffte, aber nicht gefundene Ehre bei Menſchen verbittert ihm das Herz; Unart, Leichtſinn, Roheit und Grobheit der Jungen und der Alten machen dann durch ihr Ärgernis ihm das Maß der Unannehmlichkeiten vollends voll. Denken Sie nicht, ich wäre hier geneigt zu übertreiben. Ach, daß es Übertreibung wäre! Nein, es iſt bittere Wahrheit, ich habe es leider teils an mir ſelbſt, größtenteils freilich an andern erleben und erfahren müſſen; und ich habe noch lange nicht alles geſagt, was hier zu ſagen wäre: die ſchmerzlichſten Klagelieder werden wohl nur in der Stille geſungen."

„„Aber,"" fragen Sie wohl nun, „„wie biſt Du denn in dieſen Stand gekommen? wie kannſt Du ſagen, Du habeſt denſelben lieb gewonnen, er ſei Deine Ehre und Dein Stolz?"" Ja, und wenn Sie hinzuſetzten: „„Wie haſt Du mir ein ſolches Los anbieten mögen?!"" ich könnte die Frage nicht zurückweiſen. Aber ich kann ſie beantworten und will es auch, ſelbſt auf die Gefahr hin, den Schein auf mich zu nehmen, daß ich zuletzt doch noch Ihr ruhiges Urteil beſtechen wollte. Ich fange unten, d. h. mit den geringſten Gründen an."

„Fürs erſte paßt obige Schilderung, wie ich bereits geſagt, nicht ganz und voll auf alle Lehrer und auf alle Orte. Unſer Wuppertal, und namentlich Barmen, macht in vielen Stücken eine bemerkenswerte Ausnahme. Davon könnte ich mancherlei Beiſpiele anführen."

„Zum andern habe ich meiner beſſern Überzeugung nach nicht ganz richtig geſagt, daß die oben beſchriebene Auffaſſung

des Lehrerstandes eine rein menschliche, natürlich-menschliche sei. Denn, um einmal nur rein menschlich die Stände anzusehen, so scheint von vornherein nicht recht einzuleuchten, warum die Arbeit des Offiziers, wenn er Gewehr auf! und Gewehr ab! kommandiert; oder die Arbeit des Arztes, wenn er an schmutzigen Krankenbetten seinen Dienst ausüben muß; oder die des Kaufmanns, der mit seinem Musterpaket herumläuft und sich Kundschaft sucht, mit der Elle in der Hand hinterm Ladentisch steht, an seinem Pulte sitzt, Tlr. Sgr. und Pfg. zusammenzählend; oder warum die Arbeit des Juristen, der als Richter hartköpfige, prozeßsüchtige Bauern vereinigen, bettelnde Handwerksburschen verurteilen, und betrunkenes Gesindel, die einander die Köpfe entzweigeschlagen haben, verhören, und darüber trockene, langweilige Akten schreiben soll, oder als Notar in rauchigen Wirtsstuben Verkäufe abhalten, Obligationen machen und Geld zählen soll — kurz, warum die Arbeit dieser Leute, die zwar mehr Geld einbringt wie manche andere, an sich höher, edler, nobler sein soll, als die des Lehrers, wenn er seine Kinder lesen, sprechen und vortragen, schreiben und zeichnen, rechnen, messen und richtig denken, schön singen, kindlich beten und christlich leben lehrt. — Zudem kommt noch in Erwägung, daß, wenn es etwa gilt, ein Prinzen-Erzieher zu sein oder zu werden, die tüchtigsten jungen Leute, auch wohl ältere, sich eine Ehre daraus machen, einen solchen Posten zu erhalten. Und doch ist ein Prinz an sich nicht anders als ein Bettelkind, des Erziehers Arbeit an beiden ist dieselbe. Ist die Arbeit an jenen keine Schande, sondern eine ehrenvolle, dann ist sie es an diesem auch. So sagt die einfache, menschliche Vernunft."

„Zum dritten muß der Lehrer in den gegenwärtigen Zeitläuften noch manches entbehren und manches tragen, wovon eine künftige bessere Zeit ihn gewißlich erlösen wird. Wie vieles ist seit 50 Jahren schon besser geworden. Hatte doch vor etwa 70 oder 80 Jahren — um ein kleines Beispiel anzuführen — ein Gymnasial-Direktor in Duisburg ein Gehalt von kaum 300 Talern und die übrigen Lehrer nicht einmal 200; wogegen jetzt dieselben Stellen mit 1200—800 und 600 Talern dotiert sind. Es ist eben ein Exempel aus rein äußerlichen Dingen; auch in anderer Beziehung wäre viel anzuführen. — Wann nun diese bessere Zeit kommen wird, wo die drückende Prüfungszeit oder gar die noch schlimmere

der Wüstenwanderung ihr Ende findet, ist wohl kaum zu ahnen. Gewisser als der Zeitpunkt sind wohl die Mittel und Wege, durch welche und auf welchen sie kommen muß. Nicht durch Menschen aus den höhern Regionen des Staates oder der Kirche, nicht auf dem Wege der Klugheit und der Berechnung, sondern allein auf die Weise, wie in der heutigen Bibellektion des Zahnschen Bibelkalenders: Matth. 6, 24—34 (besonders V. 33) geschrieben steht." (Trachtet zuerst usw.)

„Damit komme ich zum letzten und Hauptgrunde, zum vierten. Ein Lehrer, der auf die drei vorhergehenden Gründe hin sein Amt gewählt und darin seinen ganzen Halt suchen wollte, der wäre doch immerhin ein armer, weil ein betrogener Mann. Es wäre nur ein Amt bloß von Menschen und durch Menschen, von der Erde und für die Erde, dem der echte Klang und Gehalt, die Weihe und die Krone fehlte. Es wollte wohl mehr sein als Alltagsarbeit und müßte doch notwendig leerer, trostloser, elender und jämmerlicher als diese sein. Ein Schmied, der sich bescheidet eben nur Schmied, nur Handwerksmann zu sein, mag doch einen ganzen Mann noch darstellen; ein Schulmeister aber, der auf Menschenwort, in Menschenkraft, für Menschenlohn und Menschenehre nur Menschen-Weisheit lehren will, der ist, tut er's unwissend, ein armer, elender Wicht, tut er es gegen besseres Wissen, ein Schalksknecht, dem auch noch genommen wird, was er hat, wie im Evangelio steht. — Ach! wie liegt unser Stand, wie liegen wir an dieser Armseligkeit und Schalkheit so krank danieder! Daher der Jammer, das Klagen, es ist eine Armut, die nicht reich werden kann, ein Leidtragen, das keinen Trost findet, ein Hungern und Dürsten, das nicht satt werden will, weil es keine Zukunft, keine Verheißung, keinen Himmel, keine Hoffnung hat, weil es irdisch ist. O, daß ich diesen Jammer und Tod nicht sehen, daß ich ihn nicht noch selbst in meinen Gebeinen fühlen müßte. Könnten wir alle von Herzensgrund sagen: Der Herr will und hat uns all unsere Sünde vergeben, er hat unsere Gebrechen geheilet und vom Verderben uns erlöst und krönet uns mit Gnade und Barmherzigkeit — könnten wir sagen: Lobe den Herrn, meine Seele! — so würden wir wieder jung werden und als Jünglinge auffahren mit Flügeln wie die Adler, als Männer laufen und nicht matt werden und auch als Greise noch wandeln und nicht müde werden.

So würden wir rechte Leiter, Bildner, Erzieher und Hirten der Jugend sein! was sollte uns da noch fehlen, was sollte uns da nicht alles von selbst zufallen? — Hier schon würden wir selig, dort aber in der Fülle selig und herrlich sein nach des Herrn Wort (Daniel 12, 3), und das kann nicht gebrochen werden."

„Nun, meine Teure, würden Sie jetzt noch fragen — falls Sie früher es vielleicht getan — wie ich den verachteten Schulmeister- (den Galiläer- oder Nazarener-) Stand hätte wählen und lieb gewinnen, wie ich die Arbeit an den Kleinen für etwas Großes, das Leben mit und unter ihnen als etwas Schönes hätte halten und ausgeben können, wie ich gar auf meinen bestaubten Schul- oder Lehr-Rock (das Ehrenkleid unsers himmlischen Herrn und Königs während seines Wandels im Fleisch) ebenso stolz sein könnte, als der Staatsmann und Offizier auf die prächtige Hoflivree seines Königs, und als der Geistliche auf den Staatsrock der sichtbaren Kirche?"

„Bin ich auch nicht der einzige, der so denkt und fühlt; auch von solchen, die nicht meinem Stande angehören, könnte ich solche Zeugnisse beibringen. So von Dr. Luther, was ich Ihnen nächstens vielleicht einmal vorführen kann. Dann aus einer Schrift, die gerade vor mir liegt, worin Angelegenheiten der Schule besprochen werden, von Dr. Liebetrut, derzeit Pfarrer bei Treuenbrietzen. Ich will die Stelle hersetzen. Dieser Mann, dessen Vater auch ein Lehrer war, sagt: „Auch darf ich fast für mehr als für einen bloßen Schulmeisterſohn gelten. Denn eben als ein solcher mußte ich schon während meiner Studienjahre meine Zeit in Lern- und Lehrstunden teilen, um einen Teil meines Unterhalts zu erwerben. Dann folgte eine Reihe von sieben Jahren, in denen das Lehramt mein Beruf war, in denen ich es zwar nicht bis zur Meisterschaft gebracht zu haben mich rühmen darf, wohl aber habe ich darin das Lehramt so kennen, üben und lieben gelernt, daß es mein Herz auf immer dahin hat, daß ich auch heute nach fast 20jähriger Führung des Pfarramts, kein köstlicheres, lieblicheres, gesegneteres Amt kenne als das Schulamt. Ja, es würden auch die mannigfachen Vorteile und Vorzüge des Pfarramts mich nicht gehalten haben, und ich wäre längst der Sehnsucht nach den grünen Weiden der holden Jugend gefolgt, und wäre mit Herzenslust ein eigentlicher Schulmeister geworden

— im Dienſte des einigen Meiſters — falls das Pfarramt nicht auch zugleich Raum genug für die ſüße, ſegensvolle Luſt der Jugendunterweiſung böte. — Alſo ich habe wohl ein Herz und Sinn für das teure Schulamt. Aber, wer ſeine Schuhe nimmer auszog beim Eintritt in das Heiligtum der Schule, nicht getragen und gekoſtet ihre heilige Laſt und Luſt, nicht mitgearbeitet, gebetet und gerungen in ihrem Dienſt, um ihren Segen — der kann wenig Beruf und Berechtigung haben, über die großen Fragen mitzureden, deren Löſung über Wohl und Wehe der Schule entſcheiden ſoll, und zugleich einen grundweſentlichen Teil des kirchlichen und Staatswohles entſcheiden wird." — So Dr. Liebetrut. Und Luther ſagt's womöglich noch deutlicher und kräftiger. Kann das bloß Phantaſiebild ſein, was ſolche Männer ſagen? Und wenn ich ſelbſt dieſe Erfahrungen an mir gemacht habe, kann es mich dann anfechten, daß es noch Leute gibt, die den Schulmeiſter über die Schulter anſehen? Und iſt nicht auch das ſchon etwas Großes, unbeachtet und ungeſtört von dem Getreibe und Getümmel da draußen auf dem Theater der Welt, ein ruhiges und ſtilles Leben führen zu können in Gottſeligkeit und Ehrbarkeit? Mag auch dabei noch dies und das, „was das Herz ſich wünſcht, und was der Sinn begehrt," entbehrt werden müſſen, ſo ſage ich mit Terſteegen in dem ſchönen Liede: „Kommt, Kinder, laßt uns gehen ꝛc.

Man muß wie Pilger wandern,
Frei, bloß und wahrlich leer;
Viel ſammeln, halten, handeln
Macht unſern Gang nur ſchwer.
Wer will, der trag ſich tot:
Wir reiſen abgeſchieden,
Mit Wenigem zufrieden,
Was man gebraucht zur Not."

In einem andern Briefe aus jener erſten Zeit kommt er auf den Ausſpruch der Braut zu reden, daß man ſich noch ſo wenig kenne, und fährt dann fort:

„Mit dem Kennenlernen muß es wohl eine ſchwere Sache ſein, wenn die Araber mit ihrem Sprüchlein recht haben, wonach man einen erſt dann kennen kann, wenn man wenigſtens einen Becher Salz mit ihm verzehrt hat. Da fällt mir unſer kluger Hausknecht in Mörs noch ein, der mir weiland einmal ſagte, als er auf gewiſſen Fahrten begriffen war, er würde die Mädchen

nur an Werktagen besuchen, um sie in ihrem Alltagszeug zu sehen, wenn sie ihm dann noch gefielen, so sei er für die Zukunft um so sicherer: im Sonntagskleid würden sie ihm dann gewiß gefallen; das allein aber sei nur wenig, dieweil der Mann mit seiner Frau wöchentlich doch nur einen Sonntag habe, dagegen sechs Werktage mit ihr verleben müsse."

Wohl konnte er mit Recht in dem ersten Brief nach der bestimmten Verlobung voll dankbarer, seliger Freude schreiben:

„Es ist eine Ruhe, ein Friede in mein Gemüt eingekehrt, wie ich es seit langen Jahren, wohl seit den Tagen der Kindheit nicht gekannt habe."

Er erzählt aber auch von dem Eindruck, den das große Glück auf sein Gemüt gemacht, ehe es zu jener Grundstimmung gelangen konnte. Ein tiefgehender Charakterzug ist in diesen Worten angedeutet:

„Ob es in meiner Natur liegt, oder ob es mein jahrelanges förmliches Einsiedlerleben mit sich bringt: eine Fülle reiner, seliger Freude überwältigt mich und macht mich stumm. Ich muß dann erst mit mir selbst allein gewesen sein, muß mein Herz im Gebet vor dem Herrn ausgeschüttet und durch Tränen des Dankes und der Freude erleichtert haben; ohne Leid und Trauer über mich selbst geht es aber nicht ab, darf es auch nicht abgehen. Meine Lebensführung ist so gewesen, daß trotz aller Abirrungen von meiner Seite der allbarmherzige Gott doch treu geblieben, und mich nicht durch den Stab „Wehe", sondern durch seine Güte zur Buße geleitet hat, seine Überfülle von Langmut, Geduld, Freundlichkeit und Güte mußte mich mit allem etwa geträumten Scheinverdienst zu Boden drücken. Wann mir nun, wie am herrlichsten der Tage, am vergangenen Sonnabend, eine solche Segensfülle vor Augen tritt, so erwacht gleich das Gefühl meiner eigenen Gebrechlichkeit, Vergessenheit und Undankbarkeit und tritt mir auch vor Augen, und so kann ich dann nicht sogleich die nötige Ruhe und den Herzensfrieden finden, um innerlich ganz ungestört mit den Fröhlichen mich freuen zu können."

Auf welchem Grunde das Verhältnis ruhte, und wie es beider Bestreben war, diese Grundlage für immer festzuhalten, zeigt die folgende Briefstelle:

„Das ist eben das Erfreulichste, Erhebendste bei unserm Bunde, zu wissen, daß wir beide dem Herrn angehörten, ehe

wir einander angehörten, daß einer den andern auf fürbittendem Herzen trägt, daß jeder von uns beſtrebt iſt, ſein Herz reinigen zu laſſen und zu reinigen von allem, was der wahren Liebe Tod iſt (von Augenluſt, Fleiſchesluſt und hoffärtigem Weſen). Wohl habe ich meine Luſt an Dir, bin ſtolz auf Deinen Beſitz und eiferſüchtig auf Deinen ganzen Beſitz; aber ich achte das auch für keine Sünde, da ich Gott von Herzen für dieſes Glück danken kann: es iſt alles gut, was mit Dankſagung genoſſen wird, ſagt der Apoſtel. Aber man muß doch ſein Herz bewahren, ſelbſt dann bewahren, wenn es rein ſein ſollte, wie die erſten Eltern auch ihr Paradies bebauen und bewahren mußten, wie viel mehr nun ein arges Herz, wie wir von Natur es haben. Bauen wir und bewahren wir unſre Liebe nicht, ſo mag leicht der Böſe ihr etwas anhängen, und was nicht vorwärts geht, das geht zurück. Geht es vorwärts mit unſrer Liebe, ſo wird ſie zu einem himmliſchen Bande verklärt, mit dem der Herr uns beide zu ſich zieht. Was kann dann ſchöner ſein, was kann mehr erfreun, als unſer Brautſtand und unſer einſtiger Eheſtand. (O ſelig Haus, wo Mann und Weib in einer, in deiner Liebe eines Geiſtes ſind ꝛc.)"

Einen Zug, der ihm durchs ganze Leben eigen war, finden wir auch in dieſen Briefen der Brautzeit deutlich ausgeprägt. Der bekannte Philoſoph Hippel ſagt einmal, daß das ſchlichte, rechte Chriſtentum einen gewiſſen Liederton im Leben wirke, eine Seelenſtimmung, die uns bei allem, was wir durchlebten, auch bei dem größten Verluſt, Ruhe und Frieden ins Herz wehe. Ein ſolcher Liederton der Seele, eine ſolche gehobene Gemütsſtimmung war unſerm Vater in hohem Maße eigen. Religiöſe Poeſie alter und neuerer Zeit lebte ſchon damals nicht nur in ſeinem Gedächtnis, ſondern vielmehr in ſeinem Herzen. Wenn er ſeine eigenen Empfindungen und Gedanken ausſpricht, ſo kommen ihm ungeſucht ſolche Strophen in den Sinn, die an ſeine Gedanken anklingen, und in denen er dann ſeine Worte ausklingen läßt. In jener Zeit waren es vor allem die kindlich-herzliche Weiſe von Claudius und die tief-innige, der Form nach faſt klaſſiſch zu nennende Poeſie unſeres Landsmannes Terſteegen, die ihn mächtig anzog. Dieſe Freude an geiſtlichen Liedern wahrer und echter Art, die anhängliche Liebe zu ihnen iſt ihm durchs ganze Leben geblieben, ſelbſt in dem Sturm und Drang der ſchwerſten

Arbeitszeit. Auch bei seinen Schulkindern wußte er diesen Sinn zu wecken. So gab er uns als freiwillige Ferienarbeit in der Schule zuweilen ein Lied auf, welches nicht zum Schulpensum gehörte. Er machte uns dann vorher auf die besondere Schönheit oder Bedeutung desselben aufmerksam, erzählte auch wohl etwas von dem Dichter, und stellte es dann jedem frei, es in den Ferien ganz oder teilweise zu lernen. Bei den meisten Schulkindern verstand es sich aber von selbst, daß sie beim Wiederanfang der Schule das ganze Lied konnten. Und was einmal gelernt war, das wurde auch wiederholt, damit es nicht verloren gehe. Die biblische Geschichte bot ihm dazu mannigfache Gelegenheit. Da diente das Lied dazu, die in der Seele erweckten Gefühle und Überzeugungen zum Ausdruck zu bringen; und in der Geschichte wiederum wurde dem Kinde veranschaulicht, was es im Liede gelernt und gesungen. So waren die gelernten Lieder kein totes Gedächtnis-Material, sondern die in denselben ausgesprochenen Gedanken waren zu beweglichen, lebendigen Vorstellungen geworden, hatten sich mit den verschiedensten Vorkommnissen des Lebens verknüpft, und würden von selbst dem Kinde im eigenen Leben in den Sinn kommen, wo es ihrer bedurfte.

Bei unserm Vater war dieser Zug wesentlich gestärkt worden durch den großen Berliner Liederschatz (Ausgabe von Elsner), eine treffliche Sammlung, die ihm Frau Direktor Zahn 1844 zum Geburtstag schenkte, mit einer schönen Inschrift. Das Buch ist ihm lebenslang wert gewesen, und Hunderte von Liedern hat er nach und nach daraus auswendig gelernt. So lernte er noch in den 70er Jahren die 14 Verse des schönen Nachtliedes: „Mein Auge wacht, jetzt in der stillen Nacht." Dieses Lied, welches in jenem Liederschatz und auch anderswo Tersteegen zugeschrieben wird, stammt aber, wie Vater bestimmt wußte, von einem Schulmann, dem alten Berger, der zu Anfang dieses Jahrhunderts in Barmen stand. Von diesem Manne erzählte er oft und gern, und sein Lied war ihm besonders lieb. Gewiß hat es ihn in seinen vielen Krankheitszeiten in mancher schlaflosen Nacht getröstet.

In seinen letzten 20 Jahren wurde er immer vertrauter mit den Psalmen, und sie wurden immer mehr seine liebsten Lieder, die sein Leben geleiteten. Eine Reihe derselben, die ihm besonders wert waren, schrieb er in ein Notizbuch ein, welches er immer

bei sich führte und auf seinen einsamen Wanderungen gern benutzte. Er schrieb die Psalmen immer in Verszeilen, wie man andere Poesie schreibt. Solchem Notizbuch, dessen Einband von vielem Gebrauch ganz abgegriffen ist, wurde jene Verszeile entnommen, die unter der Heliogravüre seines Bildes, welches sich in manchem Lehrerhause findet, geschrieben steht:

„Sende dein Licht und deine Wahrheit,
daß sie mich leiten."

Auch brauchte er viel die gereimten Psalmen von Jorissen, wie sie dem reformierten Gesangbuch beigefügt sind. In dem seinigen finden sich überall Zeichen von seiner Hand, manche Verse sind 2—3 mal angestrichen. In allen Leidenstagen, deren er nach Gottes Willen eine große Zahl durchzumachen hatte, waren die Psalmen ihm Trost und Stärkung. Dieses innige Verwachsen- und Verbundensein mit ihnen war es wohl, was seinen Worten einen so besondern Klang und Eindruck gab, wenn er diese uralten Worte jemandem zum Trost sagte. Man fühlte, es waren Worte, an die er selbst sich in der Not angeklammert hatte, die sich ihm als Trost und Hülfe erwiesen hatten. Und auch in den letzten schweren Tagen, als alles Irdische ihm aus den Augen schwand, waren es jene alten, erhabenen, weltüberwindenden Gedanken und Worte, die noch in seiner scheidenden Seele lebten und über die sterbenden Lippen kamen.

Dieser „Liederton der Seele" klingt auch schon durch die Brautbriefe hindurch. Der Zug der Empfänglichkeit und des Verständnisses für heilige Poesie war ihm dem Keim nach von seinem Schöpfer ins Herz gepflanzt. Daß er denselben in Treue gepflegt hat, sehen wir daran, daß wir ihn schon als jungen Mann in jener Gedankenwelt so bekannt und vertraut finden. So heißt es in einem Briefe:

„Wenn aber draußen die Sonne hell scheint, wenn Busch und Blumen freundlich stehen, wenn die Vöglein ihrem Gott mit Singen Dank für Leben und Nahrung bringen, wenn der blaue Himmel so heiter über diesem Rest und Nachklang vom einstigen Paradiese sich wölbt, das der Menschen Sünde zum Jammertal gemacht hat: dann brauche ich nicht mehr allein und stumm durch unseres Gottes Haus zu gehen, wo auch die geringste Lilie besser gekleidet ist, als Salomo in aller seiner Herrlichkeit, dann singen oder sagen wir mit dem Dichter:

„Geh aus, mein Herz, und ſuche Freud ꝛc.“

„Ach denk ich, biſt du hier ſo ſchön ꝛc.“

„Mach mir in deinem Geiſte Raum,
Daß ich dir werd ein guter Baum,
Und laß mich wohl bekleiden.
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens ſchöne Blum
Und Pflanze möge bleiben!“

„So iſt es alſo in unſeres Gottes Hauſe immer ſchön, wenn wir nur immer drin blieben! Herr, wer wird wohnen in deiner Hütte? wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge? Pſalm 15 gibt die Antwort. Aber es geht uns oft wie dem verlornen Sohne; wir wollen unſre eigenen Herren ſein, uns unſer eigenes Haus bauen, und nicht glückliche Kinder im Hauſe unſeres himmliſchen Vaters bleiben. Daß wir es nur nicht draußen ſuchen! „Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Tor, es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor“ — das Reich Gottes iſt zunächſt inwendig in euch! Inwendig in uns muß es ſeinen Anfang nehmen, in dem Sinne auch bitten wir: Zu uns komme dein Reich; wir ſelbſt müſſen zuerſt Gottes Tempel ſein; dann gilt es das eigene Haus zu einer Hütte Gottes bei den Menſchenkindern zu machen und den Kreis, in den Gott der Herr uns geſtellt hat; dann gilt es nach den ewigen Wohnungen ſehen, die der Herr uns bereitet hat, und nach dem Jeruſalem zu reiſen, das droben iſt. Wie ſchön auch wieder, daß wir das zu zweien können, wo eins das andere baut, ermuntert, eins am andern ſich freut, eins das andere hebt und trägt!“

„Sollt' wo ein Schwacher fallen,
So greif der Stärkre zu;
Man trag, man helfe allen,
Man pflanze Fried und Ruh:
Komm, binde feſter an,
Ein jeder ſei der Kleinſte,
Doch auch wohl gar der Reinſte
Auf unſrer Pilgerbahn.“

„So ſei es: ſo werden wir bleiben im Hauſe des Herrn immerdar.“

Und an einer andern Stelle ſchreibt er:

„Wie hat der Herr doch seine Menschenkinder so lieb; muß er sie auch manchmal um ihrer Sünden willen strafen, um ihrer Besserung willen züchtigen und um ihrer Heiligmachung willen dulden und um ihrer Herrlichmachung willen leiden lassen; neben alle dem, was auch nur geschieht, weil er uns lieb hat, weiß er seine Zeit und Stunde, wo er durch Darreichung irdischer Freude, als Vorschmack der ewigen himmlischen Seligkeit uns zur Buße leiten, uns zur Arbeit des Glaubens, zum Werk der Liebe und zur Geduld der Hoffnung reizen und tüchtig machen will. Wohl uns, wenn seine Güte uns zur Buße leitet! so würde uns die Erde kein Jammertal und Fegefeuer, sondern ein Vorhimmel sein."

„Mein ganzer Geist, Gott, wird entzückt ꝛc."

„Wie herrlich ist die neue Welt ꝛc."

Zu Anfang März kam die Braut mit der Mutter einen Sonnabend zum Besuch nach Wupperfeld. Einige der damaligen Schülerinnen erzählten gern später von diesem Besuch, wie ihr Lehrer seine Braut an der Hand in die Klasse geführt und sie seinen Schulkindern vorgestellt habe. Wie sie so lieblich ausgesehen und so schüchtern vor all den Kindern gewesen sei. Er begleitete sie nach Wermelskirchen zurück, und als er dann wieder in Wupperfeld ist, schreibt er ihr:

„Als ich gegen 7½ Uhr hier anlangte und ins Haus trat, da wurde mir auf einmal wunderlich zu Mute; das Haus und seine Räume waren so still, so leer — natürlich an sich nicht stiller und leerer als vordem auch, aber es fiel mir jetzt erst auf: zwischen früher und heute liegt der Samstag, wo Du mit Deinen Lieben das Haus schön und lebendig machtest. Mein Haus kommt mir jetzt nicht mehr wie meine Heimat vor, es ist mir fast fremd geworden, es sieht mich nicht mehr so freudig und lächelnd an. — — — Haus und Hausherr müssen sich gedulden und harren der bessern Zeit, die kommen soll. Jetzt fange ich an, mir diese bessere Zeit recht auszumalen, wo Dein freundlich Gesicht mir Räume, Zeiten und Wetter heiter und schön machen wird. Doch darf ich wohl dieser Gedankenmalerei nicht zu stark nachhängen, es möchte mir sonst förmlich hier verleidet werden, wo es mir bisher aus guten Ursachen gut gefallen hat."

„Du und die Deinigen, Euer gesamtes Familienleben ist es, was mir die Stunden in W. so angenehm macht. Es ist etwas so echt Pastorales in Eurer Familie, nicht dem Schein, sondern dem Wesen nach; da hört man kein hartes Wort, kein Murren und Schmollen; da ist der Ernst und die sinnige Heiterkeit des Vaters, das stille Walten der Mutter, die scherzenden Reden und das wetteifernde Lachen der Mädchen, und dann die sorglosen Kleinen: ein schönes Bild einer schönen Familie! und nun noch mitten in dieser Familie ein glückliches, die Welt vergessendes Brautpaar! Was Wunder nun, daß ich jetzt, nachdem ich ein solches Familienleben habe kennen gelernt, mein seitheriges einförmiges Einsiedlerleben nicht länger begehre und mich nach Besserem sehne. Es wird mir fast zu lang bis Pfingsten!"

Und am Schluß desselben Briefes heißt es:

„Darin wolle der heilige und barmherzige Herr uns stärken und immer tiefer gründen und immer mehr heiligen: daß eins nur für das andere, um des andern willen, zu des andern Glück und Ehre lebt und stets zuletzt an sich selber denkt. So uns das immer mehr gelänge, was müßte das für einen Ehestand geben: gesegnet für Zeit und Ewigkeit."

„Denn wo zwei Herzen liebend sich verbinden,
Kann man das Paradies leicht wieder finden!"

Aber:

„Kanaan wird nicht gefunden,
wo man nicht hat überwunden!"

Darum:

„Halte fest (an Gott) und leide dich!"

„O möchten von der Stunde,
Wo man zum ew'gen Bunde
Die Händ' zusammenlegt,
Wir auch, dein Werk zu treiben,
Recht fest zusammen bleiben,
Bis man zu Grab uns trägt!"

In der Woche vor Ostern schreibt er im Blick auf die Osterferien, die einzigen Ferien während des Brautstandes:

„Der schöne Sonntag, den wir verlebt, an dem der Himmel uns so freundlich anlachte, die nahenden Ferien, wo man einmal auf mehrere Tage des Amtes und des Hauses Sorgen und Mühen abwirft, und dann in diesem Rahmen Dein schönes, freundliches Bild: die haben mich fast zum Kinde, zum fröhlichen Kinde

gemacht. Es ist jedoch nichts Ausgelassenes dabei, nein, ich bin so herzinnig froh, wie ein Kind, das sich aufs Christkindchen freut."

„O, daß ich mir diese Stimmung bewahren könnte. Aber das geht nun einmal nicht; es ist nur das Sabbatsgefühl, und der Sabbat kommt nur alle sieben Tage einmal. Sechs Tage lang ist Arbeitszeit, Werktagsarbeit und darum zumeist Werktagsstimmung. Wohl sollen wir alle Tage von unsern bösen Werken feiern, und so alle Tage Sabbat halten und den ewigen Sabbat schon in diesem Leben anfangen. Leider gerät das uns schwachen Menschen, wenigstens mir, noch schlecht. Aus der Tagesarbeit wird noch oft eine Sündenarbeit, und wieder aus der Sonntags-Muße ein Fleisches-Müßiggang; und das hängt auch im Grunde genau zusammen: arbeitet man nicht recht, so weiß man auch nicht recht zu ruhen, und hat man keinen rechten Sonntag gehabt, so folgen in der Regel auch keine rechten Werktage. Der vorige Sonntag machte mir wieder eine liebliche Ausnahme; ich kann dir kaum sagen, wie vergnügt ich dabei gewesen bin. Möchte er mir ein Vorbote und Bürge für die nun kommenden Feier- und Ferientage sein. Wie überhaupt die Bedeutung eines Momentes, eines Tages nicht genug gewürdigt werden kann, so werden uns noch besonders die nächstfolgenden Tage etwas zu bedeuten haben. Sie sind in dieser ihrer Art die ersten und letzten, wo uns vergönnt ist, ungestört uns mit und an einander zu freuen und für die folgende Lebenswoche zu bauen oder zu erbauen. Daß es uns nur recht vor der Seele stände, von der ersten Stunde bis zur letzten, daß wir des hohen Glückes und Segens ganz und recht eingedenk blieben, daß die stille Muße uns nicht zum gedankenlosen oder gedankenbösen Müßiggang werde, daß die kindliche Freude durch keinen Sündenhauch getrübt werde: mit welcher Wonne möchten wir dann in späteren Tagen uns dieser Frühlings-, Braut- und Ferientage erinnern, als einer Zeit, wo die Engel Gottes uns gedient, wo wir still feiernd und kindlich bittend unsern Braut-Sonntag gehalten, wo wir den ewigen Sabbat und die ewige Ruhe schon in diesem Leben angefangen und seine Seligkeit zum voraus geschmeckt haben."

In dem letzten Brief an die Braut, einem längeren, eingehenden, wirft er einen Blick zurück auf die gemeinsam verlebte Brautzeit, ja auf seinen ganzen Lebensgang. In ernster schonungsloser Weise geht er mit sich selbst ins Gericht. Es ist ihm Bedürfnis, vor dem Eintritt in den neuen Lebensabschnitt vor seinem

Gott und vor ihr, die nun mit ihm leben soll, sein Herz klar und offen darzulegen, auch die Gedankensünden zu bekennen, die ihm bei strenger Selbstprüfung aufs Gewissen fallen. Nachdem er so auf sein eigenes Tun und Leben geblickt, sein Herz ausgeschüttet und sich der Vergebung, Gnade und Hülfe Gottes getröstet hat, kommt er auf das zu reden, was Gottes Teil an seiner Lebensführung gewesen ist; dabei wird sein Herz voll Lob und Dank.

„Ja, Gott sei Dank! ich habe Ursache, und kann auch noch loben und danken. Wer Dank opfert, der preiset Gott, und das ist der Weg, daß er ihm zeige sein Heil. Wer dankt, der erkennt und glaubt Gottes Güte und Liebe und vertrauet ihr."

„Wie könnte ich ein so großes Übel tun, und wider Gott sündigen, daß ich seine Gnaden und Wohltaten vergäße? Wie hat er mich getragen von meiner Jugend an mit all meinen Fehlern und Verirrungen; hat es gut gemacht, wo ich gedachte es böse zu machen; hat frühe schon mich gezogen und mir Augen und Ohren für die Wahrheit geöffnet; ist auch da mit seinem Ruf mir nachgegangen, als ich ihn nicht mehr hören, nicht mehr suchen wollte, bis ich wieder beten lernte: „„Herr, zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steige. Leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich; den du bist der Gott, der mir hilft; täglich harre ich deiner!"" — Auch in meinen äußeren Lebenswegen muß ich die Hand des Herrn erkennen, der die Seinigen wunderlich führet, aber immer so, wie es für sie dienlich ist; ich bin in meinen Stand gekommen und weiß kaum: wie? — ich bin von einem Ort zum andern gekommen und wußte nicht: warum? — Jetzt sehe ich manches schon ganz deutlich, wie eins meiner Lebensereignisse das andere hervorgerufen, sei es nach innen, sei es nach außen. Schon als Knabe mußte ich nach Mörs gehen, um dort eine Nahrung für mein inneres geistiges Leben zu empfangen, wie ich es nach den ersten Anregungen, die ich in Wermelskirchen erhalten, die aber leider schon bedeutend abgestumpft waren, bedurfte. Nach dem Seminar mußte ich in Mörs bleiben, damit die höhere Richtung des Geistes erstarken konnte; auf dem Heydt mußte ich auf kurze Zeit eine Probe bestehen und inne werden, was mir an rechter Gläubigkeit und an rechter Erkenntnis noch fehlte, um dann in das vielfach gesegnete Wuppertal zu kommen, das gerade für mich zu einer hohen Schule und zu einem

Bethel und Eben-Ezer werden sollte: wo ich so recht von Herzen sagen kann: Bis hierher hat der Herr geholfen!"

Er erzählt dann noch weiter, wie Gottes Güte sie beide zusammengeführt, wie er ihm den höchsten, schönsten Traum seines Lebens habe zur Wirklichkeit werden lassen, und fährt dann fort:

„Nun ist alles erfüllt vor meinen Augen, daß ich oft, wenn ich es recht überdenke, noch immer nicht weiß, ob ich wache oder träume, es ist alles gekommen, und nichts zurückgeblieben, wie soll ich es fassen? Wie soll ich genugsam danken? Ach, daß ich das so immer mir vor Augen halten könnte, daß ich lernte, ganz der Führung des Herrn zu vertrauen im Kleinen und Großen; daß ich nicht mehr mich selbst gürten und wandeln wollte, wohin ich wollte, sondern meine Hände ausstrecken lernte, und mich gürten und führen ließ, wie der Herr es will; daß ich immer sänge:

„Halleluja! Gott zu loben ꝛc."

„Ja, so wollen wir hineingehen in den neuen Stand, so kann ich jetzt freudig und getrost hineinsehen. Ich habe abgerechnet und bin fröhlich und guter Dinge. Dein liebes Bild, das so still, sanft und vergnügt, heiter und getrosten Mutes die Dinge und die Menschen anschaut, steht immerdar vor meiner Seele und macht mich mit fröhlich. Ich sehe schon, wie Du, so Gott will, zum letzten Male strahlenden Auges und fröhlich lächelnden Gesichts mich willkommen heißen wirst, dem dann, so Gott gibt, kein Scheiden und Meiden mehr folgen soll. Auch die häuslichen Räume hier scheinen mir immer mehr eine wohnliche Miene anzunehmen, wie wenn sie sich sehnten und sich rüsten wollten auf Dich, welche nun bald ihre Zierde und ihre Ehre sein wird."

„Auch Amt und Arbeit scheinen mir für die Zukunft einen andern Charakter gewinnen zu wollen; zwar nicht weniger mühevoll, aber weniger sorgenvoll und mehr lohnend und dankbar. Ich freue mich auf die Arbeit, als auf eine Lust, weil Du sie mit mir teilst, und auf die gemeinsamen Feierstunden. Ich denke an die Freude der Eltern und Geschwister, wenn sie uns besuchen und das Glück, den Frieden und die Zufriedenheit ihrer Kinder sehen; ich sage ihnen im Herzen tausend und tausendmal Dank für alles Liebe und Gute, was sie mir erwiesen haben, was ich nimmer vergelten kann! O wie ist Kopf und Herz so voll, ich kann nichts mehr sagen! — Herr hilf, Herr, laß wohlgelingen! —"

2. Aus dem Familienleben.

Als ich in einem früheren Abschnitt von unsers Vaters Schule erzählte, kam mir recht zum Bewußtsein, daß uns damals als Kindern die Klarheit und Gründlichkeit seines Unterrichts natürlich nicht als etwas Besonderes erschien; es kam uns vielmehr selbstverständlich vor, daß er so und nicht anders sein müßte. Man lernte mit Lust, man fühlte keinen Druck, man hatte wenig häusliche Arbeit, denn die Hauptarbeit geschah in der Schule. Erst nachher, als ich Vaters Grundsätze verstehen lernte, wurden mir jene Eigenschaften des Unterrichts als etwas Besonderes und Wertvolles erkennbar.

Ähnlich geht es mir jetzt, wo ich von unserm Familienleben erzählen will. Solange man Kind im Hause ist, atmet man wie die äußere, so auch die geistige Luft des Elternhauses ein; sie ist einem Heimatluft, man lebt und wächst in ihr und durch sie, aber man weiß nicht, was man an ihr hat. Wie alle äußeren Lebensbedingungen, wie Sonnenschein und Regen, so nimmt man auch die geistige Atmosphäre, in der man aufgewachsen, wie etwas Natürliches, sich von selbst Verstehendes hin. Erst im späteren Leben, wenn man in andere Verhältnisse Einblick gewinnt, wenn man vergleichen und urteilen lernt, und vor allem, wenn man die Eltern in ihrem Sein und Wollen verstehen lernt, wird einem klar, wieviel Ursache zum Danken solche Kinder haben, die in einer gesunden und kräftigenden geistigen Luft und Pflege aufwachsen dürfen.

Unseres Vaters tiefbegründete, ideale Anschauung von dem Wesen, der Bedeutung und der Aufgabe der Familie war der unsichtbare aber gefestete Untergrund, auf dem sich unser häusliches Leben in seinen größeren und kleineren Zügen auferbaute, der ihm Charakter und Farbe verlieh. Wir lassen ihn deshalb zunächst selbst reden, wie er gelegentlich einige Streiflichter wirft auf die tiefgreifende und umfassende pädagogische Bedeutung der Familie:[1])

„Über und vor allem einzelnen *menschlichen* Wirken und Veranstalten stehen für die Auferziehung der Jugend *göttliche General*-Ordnungen, -Anstalten und -Bedingnisse, als eine

[1]) Aus einem Aufsatz: „Ein pädagogisches Original." Ges. Schriften, Band VI.

Offenbarung von des allweisen Gottes pädagogischer Kunst in den Werken der Schöpfung, — also daß auch die Toren keine Entschuldigung haben."

„Zu diesen General-Ordnungen gehört in erster Linie: die Familie und in derselben für das erste Alter wieder der Mutterstand; an welcher pädagogischen Urstiftung jede menschliche Institution, die darüber hinaus wirken soll, ihr Maß zu nehmen hat."

„In der Familienerziehung sind Natürliches und Geistliches, irdischer Boden und himmlische Pflanzung, zeitlicher Beruf und himmlische Bestimmung, niedere und höhere Erziehungsmittel so dicht zusammengestellt oder vielmehr so verschlungen und verwachsen, daß, soweit Gottes Geist in ihr waltet, eins das andere nicht hindert, sondern trägt und fördert."

„Mit diesen zu einem Ganzen verbundenen Kräften und Mitteln wird der ganze Zögling — Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne — in Pflege und Zucht genommen. Von einem ganzen Leben wird er nach seinem ganzen Leben umschlossen."

„Eine der wichtigsten Erziehungsfunktionen vollzieht sich im Hause mit innerer Notwendigkeit, gleichsam von selbst; von selbst nämlich in dem Maße, als das höhere Gesetz, in welches die jüngeren Glieder eingewöhnt werden sollen: Reinlichkeit, Pünktlichkeit, Mäßigkeit, — Schicklichkeit, Anstand, richtiges, gebildetes Sprechen, — Hausandacht, Gebet, Kirchengehen u. s. w. bei den erwachsenen Hausgenossen zur Gewohnheit, zur Sitte und Lebensordnung geworden ist. Der Sorge und Mühe für Erhaltung dieser Sitte und Ordnung fallen die Früchte der erziehenden Gewöhnung als Gotteslohn in den Schoß. Die Wahrheit: Jung gewohnt, alt getan, stammt aus der Familienerfahrung."

„In der geheimnisvollen Einrichtung der Familie ist auch irgendwo ein eigentümliches Korrektiv gegen alle Überschwenglichkeiten in der Erziehung angebracht. Worin dieser nüchtern machende Bestandteil der Hausluft eigentlich bestehe, ob darin, daß Wissen und Können hier nicht so weit auseinandergerückt ist, oder daß jeder Lektion eine Prüfung fast auf dem Fuße folgt, oder daß Natur- und Gnadenordnung so enge miteinander verbunden sind, oder daß alle drei Stücke und noch andere mehr zusammenwirken, ist fast schwer zu sagen. Genug, das Korrektiv ist

da. Unpraktiſche und Treibhaus-Theorien ſtammen meiſtens aus der Schul- und Studierſtube, nicht aus dem Familienzimmer. Wo ſie auch hier ſich finden, da ſind ſie in der Regel von außen hereingekommen, oder ſie beziehen ſich auf Dinge, welche über den häuslichen Kreis hinausliegen und wo für dieſe kein Probierſtein vorhanden iſt. Sollte ein Hausvater einmal darauf verfallen, eine exzentriſche Idee im Familienleben ſelbſt zur Ausführung zu bringen, ſo würde vielleicht ſchon der erſte Verſuch hinreichend korrigieren, und wenn dieſer es nicht täte, ſo würden es unfehlbar die ſtrengen Prüfungen thun, welche der häusliche Verkehr fort und fort für Erzieher und Zögling bereithält. Sechstauſend Jahre hat die Welt geſtanden, aber noch niemals iſt es einer Mutter eingefallen, mit einem Kinde, das ſprechen lernen ſoll, neben den praktiſchen Übungen einen Kurſus in der Grammatik durchzumachen, oder ein Mädchen, das in die Haushaltung eingeführt werden ſoll, einen Katechismus der Hauswirtſchafts-Wiſſenſchaft auswendig lernen zu laſſen.“[1])

„In der Familie, wo Erzieher und Zögling ſtets unmittelbar und vom Morgen bis zum Abend miteinander verkehren, kommt die Perſönlichkeit des Erziehenden zu ihrem vollen Recht, aber auch zu ihrer vollen Pflicht. Das häusliche Leben mit ſeiner erziehenden Wirkſamkeit iſt kein Mechanismus, der, wie z. B. die Drehorgel, von einem Außenpunkte getrieben und geleitet wird. Wie im menſchlichen Leibe die höheren Bewegungen vom Kopfe und Herzen ausgehen, ſo in der Familie von Vater und Mutter. Was ſie an Lebens- und Bildungskraft beſitzen, kommt den Kindern zu gut, tritt wenigſtens an ſie heran; was ſie nicht beſitzen, kann durch nichts erſetzt werden. Schwächen, Blößen und Gebrechen der Eltern ſtellen ſich auf die Dauer auch dem Kinde dar als das, was ſie ſind. In

---

[1]) In dieſen Worten liegt eine ernſte Mahnung in betreff der hergebrachten Weiſe, den Sprach- und den Religionsunterricht zu erteilen. Bei erſterem ſtand die Grammatik im Vordergrund, und die lebendige Sprache ſelbſt, in der die eigentliche Bildungskraft liegt, trat mehr oder weniger zurück. Ähnlich auch im Religionsunterricht. Dort bildete vielfach der abſtrakte Katechismus das Zentrum, während doch die konkrete, anſchauliche, lebensvolle und lebenweckende Geſchichte der Mittelpunkt, die Hauptſache iſt, dem alles andere Material des Religionsunterrichts, Lieder, Bibelſprüche, Katechismus, ſich anzuſchließen und an paſſender Stelle dienſtbar ſich einzugliedern hat.

dem Hause, das Gott selbst gebaut hat, gilt kein erborgter Schmuck und keine Maske, kein Ornat und kein Heiligenschein; nur das Wirkliche und Wesenhafte — die gediegene charaktervolle Persönlichkeit."

„So ist Gottes Ur-Erziehungsanstalt für die Jugend eingerichtet." — —

Daß auch für ihn selbst und seine Schularbeit das Familienleben von wesentlichem Einfluß gewesen ist, dafür ein kleines aber bedeutsames Zeugnis. Eine verständige Mutter, die ihn vom Anfang seiner Tätigkeit in Barmen an gekannt, ihm nah gestanden hat, und deren Kinder seine Schule besuchten, äußerte einmal: „Früher war Herr Dörpfeld sehr streng, seit er aber selbst Kinder hat, ist er viel milder geworden." Er selbst spricht später einmal in einem Briefe an einen Freund von diesem Einfluß der Familie:

„Vorab und vor allem meinen herzlichen Glückwunsch zu der schönen Gottesgabe, die Ihrem Hause zu teil geworden ist. Mit den neuen Freuden und neuen Pflichten des Familienlebens werden auch neue wertvolle Erziehungserfahrungen sich einfinden. Ein Vater sieht viele pädagogische Fragen anders an, als ein kinderloser pädagogischer Junggeselle. Das sollen Sie mir später einmal bezeugen: ich werde Sie daran erinnern."

Was ich von dem Familienleben unseres Elternhauses erzählen kann, hat durchaus nichts Besonderes an sich, ist von unscheinbarer Art, und trägt, wie auch unsere Eltern selbst in ihrem Sein und Wesen, in allem den Charakterzug des Einfachen und Schlichten. Vater und Mutter waren verschieden geartet, auch verschieden erzogen und beanlagt, und doch gingen sie Einen Weg, miteinander, nicht nur nebeneinander. Allen beim Familienleben in Betracht kommenden Faktoren gegenüber bildeten sie vollkommen eine Einheit, und damit eine stille, unüberwindliche Macht. Bei allen hierher gehörenden Fragen weiß ich mich nicht zu erinnern, daß sie einmal verschiedener Meinung waren oder einander nicht verstanden hätten. Man hat wohl gesagt, Meinungsverschiedenheit müsse da sein, und ihr offenes Aussprechen diene zur Würze des Lebens. Es mag ja in etwa wahr sein, aber gewiß ist auch, daß gewöhnlich der kleine und auch der große Streit in Meinungsverschiedenheiten wurzelt, und wo diese

nicht vorhanden sind, da ist jedem Streiten in Worten oder auch in Gedanken der Einlaß verweigert.

Der Grund dieser Übereinstimmung lag einerseits darin, daß ihre Naturen sich gegenseitig ergänzten, sodann speziell in dem unbegrenzten Vertrauen des einen zu dem andern.

Auf dem religiösen Gebiet hatte unsere Mutter sich früher von ihrem Vater leiten lassen; seine tiefgehenden und weitblickenden Anschauungen waren ihr bekannt und vertraut. Da unseres Vaters religiöses Denken auf dem gleichen Grunde ruhte und sich in ähnlichen Bahnen hielt, so folgte sie ihm fortan mit demselben kindlichen Vertrauen, welches sie zu ihrem Vater gehabt hatte. Seine Erkenntnisse und Überzeugungen auf diesem Gebiet wurden die ihrigen, jedoch nicht im Nachsagen: ihre religiösen Gedanken und Empfindungen sprach sie fast nie in Worten aus, sondern ihre Erkenntnis wurde zur inneren Erfahrung und zeigte ihre Frucht im praktischen Leben. Lebenslang hielt sie treu zur Kirche, und ihr Beispiel und Wort hielt auch uns dazu an. Aber sie bewahrte sich auch hier die innere Freiheit, die Predigten zu hören, bei denen ihr Gemüt am meisten Nahrung fand, und das waren die, bei denen sie am meisten Übereinstimmung mit der Art ihres Vaters und ihres Mannes fand, diejenigen, die nicht nur auf die „Erbauung" berechnet werden, sondern die die tiefere Erkenntnis förderten und dem Hörer noch etwas zu denken mitgaben.

Auch auf andern geistigen Gebieten, z. B. dem der Erziehung, ließ sie ihr Denken von unserm Vater leiten und bestimmen. Doch zeigte sich gerade hier die große Verschiedenheit zwischen Vater und Mutter, die durch treues Zusammenhalten zur gegenseitigen Ergänzung wurde.

Die Mutter hatte einen klaren Blick und ein nüchternes Urteil in Bezug auf Menschen und Verhältnisse. Vater in seiner idealen Art sah vor allem das Gute in den Menschen, traute ihnen das Beste zu, und sehr schmerzlich war es ihm, wenn er später eine Täuschung erfahren mußte. An demselben Punkt lag aber auch ein Geheimnis seiner Kraft in der Einwirkung auf andere, namentlich auch auf seine Kinder. Deuten wir in kurzen Worten an, worin dasselbe bestand.

Der himmlische Schöpfer hat jedem Menschen ein Bild eingeprägt von dem, was er werden soll. Ihm strebt die Seele in

ihren besten Regungen und Momenten unbewußt zu. Dieses ihm eigentümliche Idealbild ringt sich in ihm durch alle umgebenden Schlacken hindurch. Für dieses beste Teil im Menschen hatte Vater ein feines Gefühl und klare Erkenntnis. An diesem Punkt verstand er zu wecken und zu beleben; hier wußte er dann auch den Hebel anzusetzen durch Erziehung, Unterricht, Beispiel, Gewöhnung und andere Mittel, um dem Guten zum Wachstum zu verhelfen.

Die Mutter dagegen hatte ein schnelles, klares, reales Urteil über die Menschen. Sie hatte bald herausgefunden, wie sie mit jedem daran war, und sie täuschte sich selten darin. Mit dieser Erkenntnis verband sich bei ihr eine große Tragkraft und Geduld den erkannten Schwächen und Fehlern anderer gegenüber; doch konnte sie auch, wenn es not tat, das Unrechte klarstellen ohne Scheu und einen kurzen aber guten Fingerzeig zum Besseren geben.

Wie sie sich vom Vater in den geistigen Dingen leiten und bestimmen ließ, so ließ er sie in allen äußeren Angelegenheiten des Haushalts und der Erziehung frei schalten und walten. Er wußte wohl, und wir anderen auch, daß sie alles in seinem Sinn und Geist durchführen werde. Sie ging darin so weit, daß seine Wünsche, die kleinen und die großen, mochten sie ausgesprochen sein oder nicht, ihr in allem maßgebend waren; die ihrigen, so berechtigt sie sein mochten, ließ sie dagegen immer zurücktreten und sprach sie nicht einmal aus. In dem Abschnitt von den guten Freunden werden wir noch auf einen Punkt zurückzukommen haben, wo ihr das Aufgeben der eigenen Wünsche gewiß nicht leicht geworden ist.

Doch auch in unserm Familienleben — so gut und hoch das Ideal war, welches den Eltern vor Augen stand, so ernst und aufrichtig sie auch beide nach der Verwirklichung desselben im Leben strebten — fehlte der Schatten nicht, der dieser Welt voll Unvollkommenheit überall anhaftet.

Wir haben hier einen Punkt zu berühren, der unserm Vater viel inneren Kampf und Gewissensnot bereitet hat, den aber unsere Mutter, obwohl sie diejenige war, die am meisten darunter zu leiden hatte, ohne Klage ertragen hat. Es war die Tatsache, daß unseres Vaters Zeit durch amtliche und außeramtliche Tätigkeit, besonders aber, wie wir später sehen werden, durch die

letztere, so ganz in Anspruch genommen war, daß ihm für das eigentliche Familienleben, für das Zusammensein mit Frau und Kindern wenig Zeit übrigblieb. Jene außeramtliche Tätigkeit, als Schriftsteller und in Konferenzen und Vorträgen, war ihm aber im höheren Sinn eine berufliche, nicht eine von Menschen aufgetragene, sondern nach höherer Weisung durch sein Gewissen ihm zuerteilte. Es war etwas von jenem innern Drang, den der Apostel in den Stellen andeutet „wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten;" oder: „die Liebe Christi dringet uns also."

„Eine Aufgabe haben, nicht davon lassen zu dürfen und sie nur mit stetem Gewissensdruck tun zu können," mit diesen Worten deutet er einmal in einem intimen Freundesbrief jenen innern Kampf an, den wir erst bei der Schilderung der schriftstellerischen Tätigkeit ganz verstehen können. Und nicht nur sein eigenes Gewissen, auch Stimmen aus dem Verwandten- ja auch aus dem Freundeskreise vermehrten diesen Gemütsdruck und innern Kampf. „Wie oft habe ich Dir gewünscht," schreibt einmal der vertraute Jugendfreund, „Du möchtest Dich auf Dein Haus, auf Deine nächste Arbeit, Deine ruhige Vertiefung, beschränken. Als ich einmal vor vielen Jahren bei Dir war, Deine herrliche Frau in ihrer bescheidenen Stille sah, da hatte ich beim Weggehen einen schmerzlichen Eindruck. Ich glaubte bemerkt zu haben, daß Du nur oder fast nur der Arbeit für die Schule und die Lehrer, natürlich für gute und wichtige Angelegenheiten lebtest, daß Du aber nicht mit ganzem Gemüt der Familie Dich widmetest. Wenn ich Deine Frau sah, war es mir, als sage sie, ich will dem Manne nur alles ersparen, was ihn hindern kann, den großen Sorgen seine ganze Kraft zu widmen; was sollte ich selbst und die Kinder ihm sein?"

Wohl mag der Freund in gewisser Beziehung recht haben, aber unser Vater hatte auch recht, wenn er sich seinem Beruf trotz dieses inneren Kampfes mit ganzer Seele hingab. Er konnte Gott danken, daß er eine Gefährtin neben sich hatte, die ihn darin verstand, und die willig war, auf alles zu verzichten, auch auf das, was ihr das Liebste war, um ihn in seiner Berufsarbeit zu fördern. Auch bei uns älteren Kindern suchte sie früh das Verständnis für Vaters Arbeit zu wecken. Dadurch kam es, daß, obwohl wir weniger mit ihm zusammenkamen wie andere Kinder

mit ihrem Vater, doch sein Einfluß auf uns ein tiefgehender war und ein solcher, dem keine Zeit und Entfernung etwas anhaben konnte, und der mit den Jahren nur zunahm. Was er uns sagte und erzählte, was er uns gelegentlich schenkte, wenn er uns ermahnte, alles dies hatte um so größeren Wert für uns, weil es seltener war. Doch andrerseits waren wir auch sicher, wenn wir irgend ein Anliegen hatten, wenn wir etwas zu fragen oder zu sagen hatten, so konnten wir jederzeit zu ihm ins Studierzimmer kommen, er hatte dann immer Zeit für uns, auch mitten in der Arbeit.

Daß ihm der Druck dieses inneren Zwiespaltes auch in späteren Jahren nicht geschwunden ist, zeigt folgender Brief an einen Freund aus dem Jahre 1873, als sich die Freunde und Kollegen rüsteten, ihm einen eigenartig schönen Festtag, von dem noch später die Rede sein wird, zu bereiten.

„Ein Anliegen habe ich noch vorzubringen — in betreff des mir zugedachten Festes."

„Unter den mancherlei Beengungen, in denen ich seit ca. 15 Jahren (seit der Herausgabe des Schulblattes) habe einhergehen müssen, war am peinlichsten der Gewissensdruck, der hinsichtlich der Pflichten gegen Weib und Kinder auf mir lastete, — da diese meine Liebsten auf Erden doch in vielem Betracht zu kurz kamen, namentlich im Verkehr mit mir, wozu mir gar zu wenig Zeit übrigblieb. Dazu kam dann noch meine mehrjährige Krankheit, die einerseits mich noch mehr isolierte und überdies noch neuen Gewissensdruck brachte — durch den Gedanken, was nach meinem Tode aus Weib und Kind werden sollte. Gott der Herr ist mir zwar also gnädig gewesen, daß er mir eine Frau gegeben, die um so treuer über den Kindern wachte, und ich nun auch nach dem Abscheiden der lieben Hüterin die Kinder nur zu meiner Freude aufwachsen sehe."

„Aber der frühere Druck ist damit doch nicht weggenommen: die Kinder kommen eben immer noch zu kurz; ich kann mich ihnen nicht so widmen, wie ich gern wollte. Gott weiß es, wieviel Seufzer und Tränen mich dieser Druck gekostet hat; aber er muß eben getragen werden, er gehört zu meiner irdischen Beilage."

„Die Kinder schicken sich auch willig hinein, und die gute A. ist um so treuer für ihre kleinen Geschwister. Aber ich muß mir doch denken, daß ihnen mitunter der Gedanke kommt, warum

der Vater doch nicht lieber fremde Dinge liegen lasse, um sich mit ihnen, seinen Nächsten, zu beschäftigen. Sie vertrauen mir wohl, aber es ist unmöglich, daß sie meine Lage begreifen; nur die A. wird ahnen, wie die Sachen liegen. Ich selbst kann ihnen auch nicht Aufschluß geben; denn dann müßte ich doch in gewissem Maße auf mich ein Loblied singen, und das mag ich am wenigsten vor meinen Kindern tun, ungerechnet, daß es zu meinem Schuldengefühl nicht stimmt."

„Soll ihnen nun ein wenig Aufschluß über meine rätselhaften Wege zu teil werden, so würde dazu keine bessere Gelegenheit sein als bei meinem Gedenkfeste. Da könnten sie aus anderm unverdächtigen Munde hören, wie es um mein Tun und Lassen steht. Dann müssen sie aber eben zugegen sein."

„Die Teilnahme an dem später kommenden Gemeindefeste — vorausgesetzt, daß ich es erlebe — ist kein Ersatz dafür. Dann kann nur von meiner Stellung zur Gemeinde die Rede sein. Da fehlt der Schlüssel zum Rätsel."

„Mir ist es aber ein Bedürfnis, daß sie auch einmal sehen und hören, was die Liebe und Freundschaft über ihres Vaters Lebensgang denkt. Ich glaube, es würde mir doch etwas den Gewissensdruck, unter dem ich seufzen muß, erleichtern."

„Wenn es möglich ist, so möchte ich daher herzlich bitten, daß auch meine Nächsten, die noch übrig sind, am Feste teilnehmen könnten."

„Gott vergelte Euch alle Liebe, die Ihr an mir tut. Ich kann nicht mehr sagen."

In einem Brief an seine Kinder in Athen im Jahre 1884 kommt er auch einmal auf diese Sache:

„. . . Gedacht habe ich an Euch genug, und Eurer in meinem Gebet nicht vergessen; und wenn es nach meinen Wünschen gegangen wäre, so hättet Ihr manchen langen Brief bekommen. Aber aus dem Wünschen ist eben kein Vollbringen geworden. So bleibt mir nichts anders übrig, als auf Eure Geduld und Nachsicht zu hoffen. Ich bitte herzlich darum. Müßte ich befürchten, daß Ihr ob meines langen Schweigens an meiner Liebe und Teilnahme zweifeltet, so würde ich's nicht zu tragen wissen. Was meine öffentliche Stellung mir in der Beziehung zur Familie geraubt hat, das ist ein Punkt, wo mein Gemüt ohnehin sehr, sehr wund gedrückt worden ist, so daß ich

alle Mühe habe, der andrängenden Schwermut Herr zu werden. Es gehört das zu dem Schmerzvollsten meines Lebensweges. Bitte darum nochmals: habt Geduld und Nachsicht mit dem alten müden Invaliden!"

Auch in den letzten schweren Leidenstagen, wo das ganze Leben gleichsam in der Erinnerung zusammengefaßt, vor der scheidenden Seele steht, empfand er jenen alten Druck aufs schmerzlichste, und mit Tränen klagte er sich dessen an, was er in Bezug auf seine Kinder versäumt habe. Ich konnte ihm der Wahrheit gemäß zum Trost sagen, daß er uns Kindern durch sein Wort und Leben den rechten Weg gewiesen, wofür wir ihm in Zeit und Ewigkeit dankbar seien, was ihm auch die dankbar liebenden Briefe der fernen Geschwister bezeugten. —

Im Jahre 1856 kam zu mir und meinem Bruder ein Schwesterchen hinzu. Obwohl wir noch klein waren, ist uns doch der liebliche Eindruck von Mariechen geblieben, als Gott sie mit 1½ Jahren in den Himmel nahm. Das gestorbene Schwesterchen war durch die ganze Jugendzeit ein Band, welches das kindliche Gemüt mit der jenseitigen Welt vertraut machte, durch die Liebe zu ihr war und blieb uns jene Welt eine Wirklichkeit, wenn einem auch das leibliche Christkindlein und manche andere derartige Vorstellung unter der Hand entschwand.

Unserm Vater ist das Sterben dieses Kindes sehr nahe gegangen. Solche tieferen Gemütseindrücke hatten bei ihm eine starke, oft unmittelbar hervortretende Einwirkung auf den Körper. So war es auch hier; den Tag nach dem Heimgang des Kindes legte er sich an einem schleichenden Fieber. In seiner Vertretung begleitete der Lehrer der zweiten Klasse Vaters Schulkinder zum Grabe. Sie sangen dort dem Schwesterchen das Schlummerlied, welches Vater uns Geschwister dann auch lernen ließ:

„Wenn kleine Himmelserben."

In einem Manuskript „Unser Hausstand", in welchem der Vater uns alle mit Namen, Daten und Taufpaten aufgezeichnet hat, finden sich bei dem Namen dieses Kindes von seiner Hand folgende Zeilen:

„† Am 23. Oktober 1857 nahm der Herr die lieblich aufgeblühte kleine Maria nach kurzer Krankheit zu sich."

„Unſerm Herzen tat der Abſchied gar wehe; doch der Herr hat unſere Seelen getröſtet und ſtille gemacht: in Ihm leben ſie alle und finden ſich wieder, die Seinen Namen tragen.“

Das Kind gehörte auch ferner mit zu unſerm Kreis; es wurde von den Eltern mitgezählt, wenn von der Zahl ihrer Kinder die Rede war, und beide haben ſich in ihrer letzten Krankheit auf das Wiederſehen mit ihm gefreut. Iſt es auch wohl das Mutterherz, welches bei dem Verluſt ſolcher Kleinen am meiſten leidet, ſo muß doch auch Vater ihn tief empfunden haben. Mehrere uns vorliegende Briefe aus ſpäterer Zeit an ihm befreundete Eltern, die dasſelbe Leid durchzumachen hatten, bezeugen es, wie völlig er dieſen Schmerz verſteht und mitempfindet. In einem derſelben heißt es:

„. . . Wie es tut, wenn ein Zweiglein vom Stamm abgeriſſen wird, — wie einem zu Mute iſt an dem Sarge und Grabe geliebter Angehörigen, wo das verwundete Herz in tiefem Schmerze zittert und ſich krümmt — ich kenne das reichlich.“

„Aber durch Gottes Gnade kenne ich auch noch etwas anderes. Laſſen Sie mich auch dies noch ſagen — den Troſt, womit ich ſelber getröſtet bin.“

„Wir wollen uns ausweinen — ohne uns darin einen Zwang anzutun: es gehört dieſe Erleichterung mit zu dem Troſte, den uns Gott der Herr in ſolchem Schmerze zugedacht hat.“

„Aber dann laſſen Sie uns auch die Augen und das Herz erheben zu dem, der Vater iſt über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Es iſt kein Fatum, dem wir mit unſerm Leben und Geſchicke preisgegeben ſind; ſondern es iſt ein mitfühlendes Herz, es iſt das Herz der ewigen Liebe, der Liebe, von welcher alle menſchliche Liebe nur ein ſchwaches Abbild iſt — es iſt das Herz unſeres Gottes, das uns wie die Freude ſo auch das Leid zumißt aus Liebe, nur aus Liebe und nach der Liebe Maß. Wenn nun ein irdiſcher Vater oder eine irdiſche Mutter nicht anhören kann ihres Kindes Weinen und Schreien in ſeinem Schmerze, ſondern muß ſich ſeiner erbarmen und hinzulaufen und es in ſeine Arme ſchließen — wie ſollte der himmliſche Vater, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Troſtes, mit weniger Liebe und Erbarmen auf ſeine kleinen und großen Kinder hienieden hinblicken? Ja, er ſchläget und züchtiget

wohl, aber nicht von Herzen — er verwundet, aber um sich unserer zu erbarmen und durch sein Erbarmen uns näher an sein Herz zu ziehen."

Unser häusliches Leben war pünktlich geregelt, wie es bei einem so komplizierten Haushalt nicht anders sein durfte. Um 7¼ Uhr morgens wurde gefrühstückt im Sommer und Winter. Vater las dann vorher ein Morgengebet. Von dem Familienkreis fehlte dabei keiner, auch die Kinder waren bis zum Kleinsten zu rechter Zeit fertig, dafür sorgte die Mutter. Nur die jungen Herren verschliefen sich zuweilen, und der Vater schickte dann eins von uns Kindern hinauf, „die Ohmen zu wecken." Von Tadel auf der einen oder Entschuldigung auf der andern Seite war keine Rede, es hatte jeder volle Freiheit. Einer der Herren, dem es auch zuweilen spät wurde, sagte einmal scherzhaft, wenn er glücklich aufgestanden sei, habe er das Schwerste des Tagewerkes vollbracht.

In jener früheren Zeit arbeitete Vater regelmäßig bis nach 12 Uhr nachts, oft noch länger. In späteren Jahren, als er leidend geworden war, hatte ihm der Arzt das lange Arbeiten bis in die Nacht untersagt. Seitdem stand er Sommer und Winter, wenn er nicht krank war, früh auf, gewöhnlich zwischen 4 und 5 Uhr. Als wir noch kleiner waren, stand die Mutter mit ihm auf, um ihm Tee zu bereiten und im Winter den Ofen anzuzünden; in späteren Jahren tat dies eine von uns Töchtern. Er arbeitete dann eifrig bis zur Schulzeit, und wir frühstückten ohne ihn.

Mit Recht hat man gesagt, die gemeinsame Mahlzeit sei gleichsam der häusliche Altar, auf dem jeder sein Bestes darbringe zur Unterhaltung, zum Wohl und zur Freude des Ganzen. Das war in Wirklichkeit so in unserm Hause, besonders bei der Hauptmahlzeit, zu Mittag. Die Unterhaltung geschah zwar in freier, doch in gewissem Sinn in gehaltener Weise, wie es in einem Familienkreis, der ganz unter sich ist, sich nicht wohl durchführen läßt. Es war hier der Vater, der die Unterhaltung leitete, der ihr Inhalt und Richtung gab, der die andern, auch zuweilen uns Kinder, durch eine Frage mit heranzuziehen wußte. Wohl niemals kamen triviale Dinge zur Sprache, denn wenn auch gelegentlich von kleinen Dingen die Rede war, so bürgte Vaters Art dafür, daß sie nicht trivial behandelt wurden. Klatschereien kamen selbstverständlich nicht vor, ebensowenig etwas, was nicht

für Kinderohren paßt. Bei früherer Gelegenheit wurde schon erzählt, daß die jungen Lehrer zuweilen beim Mittagessen die eine oder andere Frage vorgebracht hätten. Auch von den Tagesereignissen auf den politischen, kirchlichen und andern Gebieten war wohl die Rede. Die meisten Hausgenossen lasen die Zahnsche Dorfchronik, und mancher originelle Artikel in derselben bot einen interessanten Unterhaltungsstoff. Zuweilen war man noch in lebhaftem Gespräch begriffen, wenn man schon draußen die Schulkinder hörte, wo dann der Vater mit dem „Danket dem Herrn" den Schluß machte.

Bei dieser Mahlzeit war immer der ganze Hausstand, ohne Ausnahme, zusammen. Wir Kinder durften selbstverständlich nicht das große Wort führen, sondern hatten still zu sitzen und nur zu reden, wenn wir gefragt wurden, welche Zucht hier jedenfalls nötig war, da sonst die Unruhe bei der großen Tischgesellschaft hätte lästig werden und die Unterhaltung der Erwachsenen gestört werden können. Es wurde auf Sitte und Anstand beim Essen gehalten, ohne daß davon mit Worten die Rede war; die Eltern gaben darin den Ton an, und ihr Beispiel leitete die jüngeren Elemente des Haushalts an. Sie handelten dabei nach dem Grundsatz des bekannten Sprichworts: „Iß an dem eigenen Tisch, wie wenn du an der Tafel des Königs säßest, so wirst du an der Tafel des Königs sitzen wie am eigenen Tisch." Harte Worte, strenge Zurechtweisung u. dgl. Dinge, die der Gemütlichkeit des Zusammenseins Eintrag tun, gab es nicht bei Tisch. Wenn wir uns nach Kinderart vergaßen, so brachte ein ernster Blick oder ein mahnendes Nennen unseres Namens von unserm Vater uns wieder ins Geleise.

Obwohl das Zeichen zum Essen immer pünktlich ¼ nach 12 Uhr erklang, kam es doch zuweilen vor, daß wir Kinder uns verspäteten. Wir gingen nämlich sehr gern mit dem Küster, dem alten Ohm Göbel, zum Mittagläuten in den Turm. Meist waren wir dann rechtzeitig zurück, doch gab es in Turm und Kirche so viel Interessantes für uns, daß wir leicht die Zeit vergaßen. Wenn wir dann eilig angelaufen kamen, und die andern hatten schon angefangen, so sagte Vater einfach: „Bleibt stehen!" Dann standen wir still und beschämt an der Wand, mußten zusehen, wie das Mittagessen ruhig seinen Gang ging, bis wir Er-

laubnis erhielten, uns auf unsern Platz zu setzen, mit dem festen Vorsatz, nächstes Mal die Uhr im Sinn zu halten.

Auf eine Tugend, die besonders bei den Mahlzeiten zur Geltung kommt, legte unsere Mutter großes Gewicht und prägte sie uns durch Wort und noch mehr durch ihr Beispiel früh ein: die Bescheidenheit. Niemals, weder bei fremden Leuten, noch zu Hause, dürfe man unbescheiden sein, das sei nicht nur unanständig, sondern sogar unrecht und selbstsüchtig, und man schädige dadurch die andern. Wenn sie mir Obst oder sonst etwas zum Verteilen unter uns Kindern gab, so sagte sie wohl: der Größte muß beim Umteilen für sich immer das Kleinste nehmen. Bei Tisch richtete sie es so ein, daß sie selbst und wer von uns neben ihr saß, zuletzt an die Reihe kam; wir sahen dann an ihr, wie sie gern mit dem kleinsten und weniger guten Stück vorlieb nahm, und lernten von ihr, mit dem uns beschiedenen Teil, wie es auch ausfiel, zufrieden zu sein. Wenn wir irgendwo zum Besuch gingen, mahnte sie beim Abschied wohl noch leise: „aber bescheiden sein.“ Auch wußten wir ganz gut, daß diese Mahnung nicht um der Leute willen gegeben war, damit wir uns nach ihren Augen richteten, sondern vielmehr um unserer selbst willen, als vor Gottes Augen. Wenn wir bei Ausflügen in einem Garten Kaffee tranken, durften wir niemals das Letzte nehmen. Das sei unschicklich, sagte sie, es müsse von allem etwas liegen bleiben. Auch Vater, der sich sonst um die äußeren Dinge wenig kümmerte, war bei solchen Ausgängen oft besorgt, daß die Wirtsleute genug verdienten. Er machte uns wohl darauf aufmerksam, die Leute müßten doch den Garten für die Gäste in Ordnung halten. Es kam ihm dann zuweilen ihre Forderung zu gering vor, und er fragte wohl noch: „Haben Sie denn auch wirklich alles berechnet?

In manchen Dingen wurden wir nicht so streng gehalten wie andere Kinder. Z. B. bekamen wir nie unsere Butterbrote gezählt, sondern wir durften immer noch um eins bitten, wenn wir Hunger hatten. Während dann jene bei Gelegenheit, wo sie Freiheit hatten, ganz Außerordentliches leisten konnten, war uns die Freiheit nichts Neues, und wir blieben eher im Geleise.

Überhaupt hatte die Art unserer Erziehung etwas Ungemachtes, Natürliches. Ich war schon ziemlich herangewachsen, als ich noch immer die Meinung hatte, wir seien viel weniger „erzogen“ wie andere Kinder. Ich glaubte, wir ständen weit

zurück gegen andere Kinder, deren Erziehung mir sehr imponierte, weil ihr Tun und Lassen streng geregelt war und von Willen und Erlaubnis der Eltern abhing. Erst später lernte ich diesen Irrtum einsehen, indem ich Verständnis bekam für die Art und Weise unserer Eltern.

Vater deutet einen ihm in dieser Beziehung sehr wichtigen Grundsatz an in einem Glückwunschbrief an einen Freund zu der Geburt seines ersten Kindes: „Trachten Sie ja nicht, aus dem Buben etwas Tüchtiges zu machen; lassen Sie etwas Tüchtiges aus ihm werden, — ich meine: keine Verfrühung, keine Strapazierung der Natur!“ Die Mahnung, nicht machen, sondern werden lassen, galt ihm aber nicht nur in dem hier gemeinten, gegen Verfrühung gerichteten Sinn, sondern auch überhaupt.

In einem trefflichen, unserem Vater gewidmeten Nachruf heißt es mit Recht: „er erkannte dem Kinde die vollste Freiheit zu, die Freiheit nicht etwa der Ungebundenheit, sondern der Selbstentscheidung: er wendete sich an das Gewissen, besonders in allen Handlungen religiöser Natur. Aller Zwang war ihm zuwider. Er achtete die kindliche Überzeugung. Er gestattete das Darleben der Individualität.“ Nach der Meinung des betreffenden Verfassers stellt ihn dieser Zug den größten Erziehern an die Seite.

Wir genossen als Kinder eine Freiheit und Selbständigkeit in unserm Tun und Lassen, die fast unbegrenzt schien. Sie hatte aber doch ihre Grenzen und zwar solche, die ein für allemal fest standen und an denen nicht gerüttelt werden durfte. Innerhalb derselben hatte jeder volle Freiheit. So durften wir in Haus, Hof, Garten, Schule, Schulsöller nach Belieben spielen, hatten auch draußen oft Gesellschaft von Nachbarkindern, zuweilen eine ganze Schar. Aber wir durften nicht ohne Erlaubnis mit ihnen aus dem Tor gehen, und, wie jene es gewohnt waren, auf der Straße umherlaufen und spielen.

Aber wie lange wir spielten, wann, wo und wie wir unsere Schularbeiten machten, das wurde uns selbst überlassen. Die Verantwortung für dieselben, daß sie rechtzeitig, gut und richtig besorgt wurden, lag auf uns allein. Es wurde uns auch nicht nachgeholfen dabei; nur wenn wir etwas nicht wußten oder konnten, half uns die Mutter auf unsere Frage oder Bitte zurecht. Auf diese Weise nahm sie aber keine Verantwortung auf

ſich, ſondern unſer eigenes Gewiſſen allein hatte für die auferlegten Pflichten zu ſorgen. Wenn wir einmal, wie es zur Frühjahrs- und Sommerzeit vorkam, in eifrigem Spielen draußen die Zeit vergeſſen und nicht *vor* dem Spiel für die Schularbeiten geſorgt hatten, ſo mußte man zur gewohnten Zeit zu Bett gehen mit unruhigem Gemüt, und die Sorge um die Arbeit weckte einen ganz früh.

Wohl hat ja auch die andere Anſchauung ihre Berechtigung: man müſſe die Kinder zur Pflichterfüllung *anleiten*, ſie gleichſam dazu zwingen. Immerhin muß hierbei die Individualität des Kindes berückſichtigt werden, die eine verſchiedenartige Behandlung fordert. Jedenfalls aber wird die Selbſtändigkeit des Kindes mehr gewahrt, ſein Gefühl der Verantwortlichkeit mehr geſtärkt, wenn es in Bezug auf ſeine Pflichten nicht am Gängelbande geführt wird, ſondern frühzeitig lernt, „gewiſſe Tritte zu tun“ auf einem Wege, auf dem es lebenslang weiterzugehen hat. Bei dem leiblichen Leben iſt es doch ebenſo. Die Mutter führt das Kind ſo lang am Händchen oder am Gängelbande, als es noch nicht ſelbſt ſchreiten kann. *Kann* es aber einmal ſelbſtändig ſchreiten, ſo läßt ſie es bald los, denn dadurch allein gelangt es zur Sicherheit, zu den feſten Schritten. Mag es auch hie und da noch einmal fallen, auch durch das Fallen wird der kleine Verſtand ſchon lernen, was zu meiden und zu beachten iſt.

Auch als wir älter wurden und das Außenleben mit ſeinen Einflüſſen und Anſprüchen mehr an uns herantrat, blieben die Eltern ihrem Grundſatz treu. Wir durften unſere Freunde, unſern Verkehr ſelbſt wählen. Wohl kam uns gelegentlich die Mutter dadurch mit ihrem Urteil zu Hülfe, daß ſie die guten Seiten einer Freundin lobend erwähnte, auch wohl in betreff einer andern einen Tadel ausſprach, im übrigen aber ließ ſie uns darin unſern eigenen Weg gehen.

Auch in Beziehung auf unſere Lektüre erſtreckte ſich die Freiheit. Die Bibliothek des Vaters ſtand uns immer offen. Wenn wir ihn um Rat fragten, ſuchte er uns ein Buch aus. Hatten wir uns ſelbſt etwas gewählt oder von andern etwas geliehen, ſo machte er wohl hie und da eine Bemerkung darüber, um unſer Urteil zu ſchärfen, ich erinnere mich aber keines Falles, wo er uns eins derſelben direkt verboten hätte. Nur von einem Buch

in seiner Bibliothek, er hatte es geschenkt erhalten, sagte er: „Das lest nicht, das ist nichts für euch.“ Dabei stellte er es auf das obere Gefach, mit der Rückseite nach hinten. Er wußte, das war Warnung genug für uns. (Es war ein kulturgeschichtliches Bild aus dem dreißigjährigen Kriege.) Als mir einmal eine Bekannte den Heine empfahl und brachte, und er das Buch im Wohnzimmer liegen sah, lächelte er mitleidig, wie man bei einem kleinen Kinde tut, welches man eine kindliche Torheit begehen sieht, und sagte: „Weißt du auch, wie Landsermann diesen Mann bezeichnet hat? Ein geistreicher Lump!“ Solch ein Wort wirkte und vergaß sich nicht wieder. Gerade das Zutrauen, was die Eltern uns schenkten, machte uns vorsichtig, es forderte das eigene Urteil heraus und schärfte es, denn man wollte doch um keinen Preis jenes Vertrauen täuschen.

Ebenso überließ man uns eine gewisse freie Entscheidung in Bezug auf die innere religiöse Entwicklung, sowie auch die äußere Betätigung derselben in Kirchengehen und manchem anderen.

In dem Leben unserer Eltern mit Gott und vor Gottes Augen hatten wir von früh an den mächtigsten Impuls nach dieser Seite hin. Das Grundelement in dem spiritus familiaris, der geistigen Atmosphäre unseres Hauses, die wir von klein auf unbewußt eingeatmet hatten, war ein gesunder religiöser Sinn. Zur Klärung und Vertiefung dieser beiden unbewußt aufgenommenen Eindrücke diente einerseits der Religionsunterricht des Vaters, andererseits die religiösen Gespräche, denen zuzuhören wir zu Hause oft Gelegenheit hatten. In der guten Überzeugung, daß eine gesunde Grundlage da sei, ließen uns die Eltern, nachdem wir aus den Kinderjahren heraus waren, frei unsern eigenen Weg gehen, uns unsere geistige Nahrung suchen, wo wir wollten. Das Wuppertal bot die verschiedenartigsten Anregungen, und man wurde von Hausgenossen, von Verwandten und Bekannten da und dort hin mitgenommen. Von keiner Konfession, von keiner Richtung hat uns der Vater abgehalten, er ließ uns gehen, wohin wir wünschten, und selbst urteilen. Er traute den vorhandenen gesunden Elementen zu, daß sie das nicht mit ihnen Harmonierende entweder nicht aufnehmen, oder doch bald wieder ausscheiden würden; daß dagegen das wirklich Gute, wo auch immer wir es fänden, sich assimilieren und das vorhandene religiöse Leben stärken und bereichern würde.

Er hatte es auch gern, wenn man ihm über das Gehörte berichtete. Was er dann als Antwort sagte, war niemals derart, das eben Erzählte zu kritisieren, die betreffende Richtung zu verdächtigen, sondern es ging ihm darum, das Verständnis für die betreffende Eigenart zu geben. Durch eingehendes Studium des historisch Gewordenen auf diesem Gebiet hatte er einen klaren Einblick erlangt in die verschiedensten Strömungen des religiösen Lebens innerhalb und außerhalb der Kirche. Auch über die verschiedenen Sekten, selbst dann, wenn ihre Art sehr von seinen eigenen Anschauungen abwich, fällte er nie ein verächtliches, absprechendes Urteil. Er zeigte vielmehr, daß der erste Ausgangspunkt derselben meist eine bestimmte Wahrheit bildete. Diese Wahrheit haben jene Leute in ihrer Tiefe erfaßt und führen dieselbe dann konsequent, bis zur Einseitigkeit durch. In jenem Punkt, der einen tief erfaßten Wahrheit, liegt ihre Stärke, aber in der einseitigen Betonung derselben zugleich ihre Schwäche. Jene Leute, die sich vom Hauptwege abgewandt haben und auf schmalen Einzelwegen gehen, sind in ihren besten Gliedern solche, die an der Unvollkommenheit der bestehenden Formen Anstoß nahmen und sich nach besseren sehnten und ausstreckten. Meist ist es das Sehnen und Verlangen nach einer reinen Kirche, nach einer heiligen Gemeinde, das sie auf andere Wege, und oft auf Abwege gebracht hat. Er lehrte uns auf diese Weise, daß von jedem aufrichtigen Christen, welcher Art und Schattierung er auch sei, es für uns etwas zu lernen gebe. In dem Verständnis für die betreffende Richtung, welches er uns vermittelte, lag dann von selbst die Warnung vor der jener Anschauung entsprechenden Einseitigkeit.

Wenn uns auch der Vater, wie vorhin gesagt, auf religiösem Gebiet unsern eigenen Weg gehen ließ, so war doch sein Urteil und Einfluß in Wirklichkeit, wenn auch mehr oder weniger uns unbewußt, das, was uns leitete. Dies zeigte sich schon darin, daß man von selbst, wenn einem hier Fragen und Schwierigkeiten auftauchten, ihn um Rat fragte und ihm etwaige Bedenken aussprach. Auf Fragen solcher Art, bei Spaziergängen oder sonst zu gelegener Stunde ihm ausgesprochen, war er stets bereit, in gründlicher Weise einzugehen, so daß man bald klar in der Sache sah und immer etwas lernte. Einige Beispiele seien davon angeführt, wenn auch nur andeutungsweise aus der Erinnerung.

In meinen jüngeren Jahren zog mich die Sinnesart unseres heimischen Dichters Tersteegen besonders an; seine Lieder, Briefe 2c. waren mir vor allem lieb und sympathisch. Diese Richtung brachte mich naturgemäß in einen inneren Konflikt. Von Vater hatte ich gelernt, die irdische Aufgabe, die einem vor die Füße gelegt ist, mag sie auch noch so unbedeutend und gering sein in der Menschen Augen, als eine gottgegebene zu betrachten und in seinem Dienst so treu zu tun, als man nur kann. Dies erfordert aber bei der Durchführung eine gewisse Hingabe mit dem Wollen und Denken an diesen irdischen Beruf. Dies schien mir mit dem Tersteegenschen Ideal des Abgeschiedenseins von der Welt, des Zugewendetseins zu Gott und der stillen Ruhe des Geistes in Ihm nicht im Einklang zu stehen. Bei einem Gespräch hierüber machte mich mein Vater auf zweierlei aufmerksam.

Der Begriff der Ruhe müsse richtig aufgefaßt werden. Das Christenleben hienieden sei ein Weg, nicht ein Ziel, ein Ruhepunkt. Unser Gehen auf diesem Wege (er erklärte den physischen Vorgang des Gehens) sei in Wirklichkeit ein Sichfortbewegen von einer Seite zur andern, also in gewissem Sinne ein Schwanken. Es gelte nun für uns zu lernen, das rechte Gleichgewicht zu halten, um dann immer sicherer und ruhiger seinen Weg gehen zu können. Dabei habe man sich ebensowohl vor einem Abweichen nach rechts, nach der geistlichen Seite hin, als vor dem nach links, nach der irdischen Seite hin zu hüten. „Was dir als Ideal vorschwebt, ist ja schön und gut, du wirst es aber wohl in diesem Leben nicht erreichen."

Was dann noch die andere Seite der Frage angeht, wie weit man sich in die irdischen Dinge hineinleben, seine Freude und sein Interesse darauf wenden, oder sich im Sinne jenes Pilgerliedes (s. S. 163) davon mehr frei und unbeschwert erhalten soll, darauf antwortete der Vater:

„Vor eine ähnliche Frage bin ich auf praktischem Gebiet oft gestellt, wenn ich am Nachmittag meinen weiten Spaziergang mache. Ich möchte wohl meine Pfeife mitnehmen, damit sie mich in der Ruhestunde erquicke, auch wohl meinen Tabakbeutel, damit ich einmal nachfüllen kann. Ich möchte meine Arbeit mitnehmen, um dort aufzuschreiben, was ich unterwegs in Gedanken verarbeitet habe. Ich möchte wohl ein botanisches Buch mitnehmen, um Pflanzen nachzuschlagen, die ich finde, auch einen Überzieher für

den Abend, einen Stock zum Stützen, einen Schirm gegen Sonne oder Regen und noch manches mehr, was mir möglicherweise sehr zu gute kommen oder mich und andere erfreuen könnte. Die Frage ist nur: soll ich mich um deswillen mit allem belasten? Eine Frage ähnlicher Art ist auch die eben erwähnte, und zwar eine wichtige, vor die ein jeder gestellt ist. Sie läßt sich aber, wie auch unsere praktische, nicht so im allgemeinen beurteilen, sondern jeder hat sie für sich oft und immer wieder zu entscheiden."

Bei solchen und ähnlichen Gesprächen lag es ihm an, immer wieder zu betonen, unser Heil, unsere Erziehung ruhe in besseren Händen als den unsrigen. Unser himmlischer Vater sei ein weiser Erzieher, der unsern Weg, samt den Irrungen und Fehlern, die wir gemacht, so lenken und führen werde, wie es uns heilsam sei. „Die Hauptsache ist," sagte er einmal, „daß du ein Kind im Hause des Vaters sein willst." Wenn Du nur nicht wegläufst, Er treibt Dich gewiß nicht fort. Was aber die Zucht angeht, die überlasse Ihm nur, dafür wird Er schon sorgen. Fort aber treibt Er Dich nicht, auch wenn Du ein irrendes Kind bist."

Auf die ihm ausgesprochene Befürchtung eines seiner erwachsenen Kinder, daß es mit seinem innern Leben zurückgegangen sei seit der Entfernung vom Vaterhause, gab er die kurze Antwort: „Wenn Du das Gegenteil glaubtest und aussprächest, würde mir bange um Dich sein, daß Du Wohlgefallen an Dir selber fändest; jetzt aber habe ich Hoffnung, daß Du doch noch auf dem rechten Wege bist."

In demselben Sinn antwortete er einst einem Freunde auf eine ähnliche Klage: „Sie sprechen davon, daß ein Druck Ihres Gemütes zuweilen daher stamme, daß Sie merken, Sie kommen den vorgesteckten Zielen nicht in der erwünschten Weise näher. Nun, Ideale schauen, und dann fühlen, daß dieselben noch nicht erreicht sind, das Manko fühlen, erachte ich für kein Unglück, sondern für ein großes Glück. Auf diese Gesinnung setzt der Herr Jesus sein erstes: „Selig sind." Arm sein, sich arm fühlen ist nicht reich sein; aber man hat keinen Grund, darüber zu klagen. Das ist gerade eine Gottesgabe, für die man nicht genugsam danken kann."

„Ich meine, damit fängt erst das höhere Dasein an, dadurch gerade unterscheidet sich der Mensch vom Tiere, daß er fühlt und

weiß, er muß beſſer werden, vollkommen ſein; damit hört die Tretmühle auf. Menſchen, die dies Gefühl nicht kennen, haben allerdings des Druckes, aber auch der Freude und des Glückes weniger. Ich tauſche nicht mit ihnen."

„Nur Geduld und Glaube! — — —"

Wie ſchon bei der eigentlichen Erziehung der Kinder bei ihm nicht das Beſtimmende, Befehlende, wohl aber das Beratende, Überzeugende, Zurechthelfende hervortrat, ſo war es bei den erwachſenen Kindern erſt recht das, worauf ſich die väterliche Leitung beſchränkte, wie wir es vorhin auf einem beſtimmten Gebiet ſahen. Auf dieſe Weiſe war ſeine Meinung, die uns doch volle Freiheit ließ, für unſere Lebensführung im allgemeinen wie auch bei ernſteren Entſcheidungen uns um ſo wichtiger. Weil wir zu ſeiner Einſicht das vollſte Vertrauen hatten, lag es uns an, ſeinen Rat zu hören und uns nach demſelben zu richten. Doch drängte er ſeinen Rat nicht auf, ſondern ließ uns ihn ſuchen. Er war der Meinung, daß die guten Ratſchläge, wo ſie keinem Bedürfnis begegnen, nur zu leicht zu einem Ohr herein und zum andern wieder herausgehen. Wo aber ein Kind an ſeinem eigenen Urteil irre wird, ſich nach Leitung ſehnt und Rat erbittet: da findet der gute Rat, wenn er auch an ſich ganz der gleiche iſt, einen viel empfänglicheren, fruchtbareren Boden. Uns zu ſolchen Fragenden zu machen, das war ihm ein wichtiges Erziehungsziel.

Von der Art und Weiſe, wie er dann auf ſolche Fragen ſeiner Kinder einging, wie ernſt und wichtig ihm dieſelben waren, davon zwei Beiſpiele.

Der älteſte Sohn hatte im erſten Jahre ſeiner Studienzeit in Berlin in einem Brief den Vater um Rat gefragt. Einige Zeit nachher antwortet dieſer dann:

„Du wünſcheſt nun noch über etliche Fragen — über Theaterbeſuch, Tanzen, Anſchluß an ſtudentiſche Verbindungen ꝛc. — meine Meinung und meinen Rat zu hören. Es war mir indeſſen zu Mute, als ſollte ich Dich zunächſt deinem eigenen Überlegen überlaſſen. Wenn man auf eigenes Überlegen und die eigene Verantwortung angewieſen iſt, ſo ſteigert ſich auch der Ernſt der Lage und damit das Gefühl der Verantwortlichkeit. Das iſt in jedem Falle etwas Gutes, befördert auch die Selbſtändigkeit."

„Überdies pflege ich lieber poſitiv als negativ zu raten — d. h. lieber auf das poſitiv Gute hinzuweiſen, als von zweifel-

haften Dingen abzumahnen oder ihre Bedenklichkeit herauszustreichen. Positiv gut ist nun unter allen Umständen dies: fleißig zu arbeiten — doch ohne Übermaß —, Gott vor Augen zu halten, das Gebet nicht zu vergessen und für einen rechten Sonntag zu sorgen. Der Sonntag ist überhaupt ein überaus kostbares Ding, und es gibt kaum etwas, was so handgreiflich zeigt, daß die Bibel auf tieferem Grunde ruht, als die Weisung oder der Rat, der schon im 1. Kapitel steht, nach sechs Werktagen einen Ruhetag zu suchen. Diese Institution kommt den verschiedensten menschlichen Bedürfnissen entgegen — den leiblichen, den geistigen und den sittlich-religiösen, dem Bedürfnis nach Einsamkeit und dem nach geselligem Verkehr. Dazu erweist sie sich auch dem Zeitmaß nach so richtig gegriffen, daß unter halbwegs verständigen Menschen noch niemals der Einfall aufgetaucht ist, anstatt des siebenten Tages den sechsten oder den achten zum Ruhetage zu machen. Die Torheit der Franzosen, die weiland aus Oppositionssucht wider alles Herkömmliche oder aus Verliebtheit in das Dezimalsystem die Siebenzahl mit der Dekade vertauschen wollten, ist bald genug den Weg aller Torheiten gegangen. Dafür, ob man den Sonntag recht feiere oder nicht, gibt es einen einfachen und sicheren Maßstab — nicht an einem äußeren Gebot, sondern an der eigenen Erfahrung. Er heißt: „Gott segnete den Sabbattag.“ Dieser Segen soll sich spüren lassen in den sechs Arbeitstagen. Wenn daher einer am Montag frisch und fröhlich zur Arbeit gestimmt ist, so kann er merken, daß er einen rechten Sonntag gehabt hat; fehlt dagegen in der Woche jene gute Stimmung, so ist gewiß, daß er keinen rechten Sonntag gefeiert hat. Den Maßstab halte fest: er ist sicher und läßt doch allen nötigen Spielraum, — in ihm sind Gesetz und Freiheit innig vereinigt.“

Etwas positiv Gutes ist aber auch — wie ich Dir in früheren Jahren schon gesagt zu haben glaube — der Verkehr mit guten Freunden.“

„Ich denke dabei zunächst an Altersgenossen und solche, die nur ein wenig im Alter voraus sind. Hier kommt aber wieder alles darauf an, daß man den rechten Maßstab habe dafür, was gute Freunde sind, und nach diesem Maßstab wähle. Der ist ein guter Freund, der einen fördern, heben, d. i. dem Ziele näher führen kann, zunächst in dem Guten, was unter allen Um-

ständen und ewiglich gut heißt, sodann in dem, was für den erwählten Beruf und die geistige Ausbildung oder sonst in irgend einer zeitlichen Rücksicht gut ist. Zu den guten Freunden der ersteren Art gehört also ohne Zweifel auch ein solcher, der zwar in keiner Weise äußerlich hervorragt, aber bei braver Gesinnung dem Freunde treulich zugetan ist; diese schlichte, aber standhafte, selbstlose Treue ist immer eine höchst schätzbare Tugend an einem Menschen. Wer aber selbstlos und treu geliebt sein will, muß auch selber treu und selbstlos lieben."

„Der guten, rechten Freunde kann man aber nur wenige finden, auch nur wenige *brauchen*, weil die wahrhafte Treue doch nur durch Zeit und Not sich bewähren kann."

„Der Verkehr mit vertrauteren Freunden schließt nicht aus, daß man daneben auch weniger enge Bekanntschaften habe und suche. Hierbei gilt aber auch immer der Gesichtspunkt, nur solchen Bekanntschaften nachzugehen, die einem in nützlichen Dingen, namentlich in seiner geistigen Bildung, *förderlich* sein können — unter der Bedingung, daß man bei diesem Umgange nicht in sittlicher Hinsicht Schaden nehme oder Gefahr laufe, Schaden zu nehmen. Ich habe dabei auch stets die Maxime befolgt, nicht lediglich mit Standesgenossen im engsten Sinne umzugehen, sondern mit Fleiß Leute aus *andern* Ständen aufgesucht und im Verkehr mit ihnen mich aufs Fragen gelegt. Auf diesem Wege kann man von vielen vieles lernen und so seinen Gesichtskreis erweitern. Mit solchem Fragen wird man auch nicht lästig — wenigstens nicht leicht, da die Leute gern von ihren Kenntnissen und Erfahrungen etwas mitteilen und überhaupt gern von ihrem Berufe, ihren Erlebnissen, ihrer Heimat ꝛc. sprechen. Das gibt dann immer einen so nützlichen wie ungezwungenen Verkehr. Man muß aber solchen Verkehr nicht lediglich als Erholung betrachten, sondern als eine freie, andersartige Weise des Lernens, und dann auch das aus verschiedenen Gebieten Gehörte sich merken."

„Natürlich trifft man bei diesem weiteren Verkehr, zumal wenn eine genauere Bekanntschaft daraus entsteht, auch auf solche Leute, die in religiösen Dingen oberflächlich, oder modemäßig weltförmig, oder leichtsinnig ꝛc. denken. In dem Umgange mit diesen Personen liegt dann allerdings eine Gefahr, allein ich halte sie doch nicht für die schlimmste — vorausgesetzt, daß man solche

Denkungsweisen kennt und somit weiß, wie man mit ihnen dran ist. Wie es zur Zeit um die Ansichten über Christentum und Religion überhaupt steht, muß man von vornherein darauf gefaßt sein, unter zehn Leuten vielleicht neun anzutreffen, die nichts als Modemeinungen kennen und haben, und dem, was Christentum ist, niemals ins Angesicht geschaut haben. Man muß sie also vorläufig nehmen wie sie sind, und wenn sie auf religiöse Dinge zu sprechen kommen, ihnen zu verstehen geben, daß man darüber anders denke wie sie und darum lieber nicht davon spreche. Sind es leidlich gute, anständige Leute, so lassen sie einen dann gern in Ruhe. Wollen sie aber bohren und unterminieren, oder können sie den Spott nicht lassen, so tut man natürlich am besten, ihnen aus dem Wege zu gehen. Man muß sich indessen hüten — um seiner selbst willen — gegen Personen, die dem Christentum fremd oder feindlich sind, Haß oder Verachtung in seinem Herzen zu nähren, solange sie nicht zugleich unsittliche Grundsätze propagandieren, sondern sie vielmehr bemitleiden — als Arme und Unglückliche. Wenn in Psalm 15 empfohlen wird, „die Gottesfürchtigen zu ehren und die Gottlosen nichts zu achten," so steht das dem nicht entgegen, denn „nichts achten" heißt noch nicht das, was „verachten" sagt. Überdies haben unsere modernen Glaubenslosen selten in ihrer Jugend einen echt biblischen Religionsunterricht erhalten und echte Christenleute von nahem kennen gelernt. Sie kennen Bibel und Christentum etwa so, wie wenn einer ein schönes klassisches Musikstück auf einem verstimmten Instrumente oder von einem unmusikalischen Stümper hätte spielen hören."

„Eine wirkliche und zwar die ernstlichste Gefahr tritt aber da im Verkehr an einen heran, wenn man an solche Leute gerät, deren Urteile über sittliche Verhältnisse oder leichtfertige, gemeine Reden verraten, daß das, was den Menschen zum Menschen macht — das moralische Sensorium — bei ihnen bereits ruiniert ist. Sehr nahe daran grenzt auch schon die materialistische, gemeine Redeweise, welche häufig die jungen Mediziner sich angewöhnt haben. Solchen Menschen kann man nicht weit genug aus dem Wege gehen."

„Was nun Deine peripherischen Fragen (Tanzen, Schauspielgehen 2c.) angeht, so will ich zunächst an ein Wort Tersteegens erinnern. Er schrieb einem Freunde (Dr. Collen-

buſch) ins Album: „Der Chriſt muß ſein wie ein Zirkel. Wenn der eine Zirkelfuß feſtſteht, ſo mag der andere ſo weit ausgreifen, wie er will, — immer wird er einen vollkommenen Kreis beſchreiben.“ Mit dieſem kurzen Wort iſt vortrefflich geſagt, wie der Chriſt ſich zu ſolchen weltmäßigen Dingen zu ſtellen habe, die an und für ſich noch nicht ſündlich ſind, aber leicht zur Sünde führen können. Auch wird Dir jetzt verſtändlich ſein, warum ich lieber poſitive d. h. zum Zentrum weiſende Ratſchläge gebe, als negative d. i. auf den beweglichen Zirkelfuß gerichtete, begrenzende Abmahnungen. Es kommt alles darauf an, daß der eine Zirkelfuß feſtſtehe, will ſagen: daß der Menſch ein chriſtliches Gewiſſen habe und mit ſeinem Gemüte zu Chriſto hin gravitiere. Iſt das der Fall, ſo darf man ihn ſeinen eigenen Gang gehen laſſen, — nicht darum, weil nun ausgemacht wäre, daß er ſich niemals verirren, zu weit ausſchreiten würde, ſondern weil ihn ſein Gewiſſen beſſer wieder zurecht leitet als äußere fremde Mahnungen — und weil er ſo eher ſelbſtändig wird. Ein Verirren bleibt aber deshalb allezeit leicht möglich, weil einer ſich zu leicht darüber täuſcht, ob der eine Zirkelfuß wirklich noch feſtſtehe: derſelbe kann bereits am Wegrücken ſein, während man ſicher zu ſein glaubt, er ſtehe noch feſt.“

„Von Tanzenlernen z. B. werde ich nie einen jungen Mann, der in Deinen Jahren ſteht, abmahnen, vorausgeſetzt, daß ſeine Natur nicht gar zu ſtark zur Weltluſtigkeit neige. Die Vorteile, die das Tanzenlernen dem jungen Manne gewähren kann (für ein anſtändiges und ſicher auftretendes Benehmen im Verkehr), ſind zwar nicht ſo bedeutend, daß er um deswillen durchaus Tanzunterricht nehmen müßte. Denn einmal kann er das faſt ebenſogut lernen, wenn er ſorgſam darauf acht gibt, wie anſtändige Leute ſich benehmen; zum andern leiſten die militäriſchen Exerzitien dafür faſt ebenſoviel, wenn nicht noch mehr; und zum dritten richtet ſich der Tanzunterricht herkömmlich faſt ausſchließlich auf den Verkehr mit jungen Mädchen und hier ſpeziell wieder auf die Bälle. Wäre er wirklich das, für was er ſich dem Namen nach gewöhnlich ausgibt — Anſtandsunterricht —, nähme er wirklich das ganze Benehmen: Stehen, Gehen, Sitzen, die Unterhaltung ꝛc. in Zucht, ſo könnte er in der Tat recht nützlich ſein. Tatſächlich füllt er aber ſeinen Namen nicht aus, — ſo wenig, daß in der ganzen Welt nirgends ſo fade

Unterhaltungen vorkommen als zwischen jungen Leuten und Mädchen. Hier scheint das Alleralbernste stets gut genug zu sein. Trotz alledem rate ich vom Tanzenlernen nicht ab, sondern, wenn einer es gern will, lieber dazu, und zwar namentlich deshalb, damit er selbst erfahre, wie wenig eigentlich dahinter steckt, und nicht hinterher sich immer noch weismache, er habe durch Verzichten auf das Tanzenlernen viel verloren. Es ist mit dem Tanzunterricht, den Bällen und ähnlichen Vergnügungen wie mit den Zuckererbsen: wenn der Zucker, der nur die Oberfläche leicht bedeckt, abgeleckt ist, so merkt man, daß der Kern aus trockenem Mehl besteht. Wer es einmal damit probiert hat, sehnt sich in der Regel nicht mehr danach — falls er anders etwas Besseres kennt. Darum nur immer zu — je eher es abgemacht ist, desto besser."

„Die Schauspiele nehmen in meinen Augen immer noch eine andere Stellung ein als die Bälle, obgleich die ordinären, auf Heranziehung des großen Haufens berechneten Schauspielkünste vielleicht noch sittengefährlicher als die ordinären Bälle sind. Im Schauspiel stecken doch bedeutende Bildungsmittel und Bildungsanregungen, während das moderne Tanzen nur ein pures Vergnügen und obendrein ein ziemlich albernes ist, oder genauer: ein langweiliges, wenn nicht der Verkehr der beiden Geschlechter etwas Reiz hineinbrächte, — wie daraus zu sehen, daß jedes Geschlecht für sich allein selten zu tanzen pflegt. Wäre das Tanzen näher mit dem Turnen verbunden und kunstmäßig ausgebildet, so könnte es für die junge Welt, namentlich auch für die Kinder, ein wirkliches, prächtiges Vergnügen sein. Es ist aber von lange her mehr heruntergesunken, als veredelt worden."

„Ins Schauspiel mag einer gehen, wenn ein gutes Stück gegeben wird. Allein diese eine Bedingung reicht doch nicht aus, weil sonst ein pures oder vorwiegendes Amüsement daraus wird, das zu sehr anzieht und zu vielem Geldausgeben verleitet. Das richtige ist dies, daß er nur solche gute Stücke zu hören sucht, die er bereits genau kennt und denen er ein ernstliches Studium gewidmet hat oder widmen will. Wenn kein ernstliches Lernen, namentlich auch ein Auswendiglernen, damit verbunden ist — sei es vorher oder nachher — dann ist das Gerede von dem bildenden Einflusse des Dramas nur ein Gerede. Für die dem Christentum fremde Welt mag auch ein sittlicher Einfluß im Drama liegen;

aber der Chriſt braucht um deswillen nicht hinzugehen, weil er etwas Beſſeres kennt.“ —

„Die Verbindungen der Jünglinge, zumal der Studenten, halte ich für etwas Natürliches, faſt für etwas Notwendiges. Das zeigen auch die Jünglingsvereine unter den Handwerkern. Wer dieſe Vereine (der Handwerker) durch Fortbildungsſtunden erſetzen will, verſteht das Bedürfnis der jungen Leute für Geſelligkeit nicht. Der Jüngling ſteht nur noch mit einem Fuße in der Familie, mit dem andern ſteht er auf der Straße. Da iſt es alſo ſelbſtverſtändlich, daß er unter ſeinesgleichen Genoſſenſchaft und Geſelligkeit ſucht. Natürlich kommt nun alles darauf an, daß der Verein auf guter Baſis ruhe und gute Zwecke — wirkliche Zwecke — verfolge. Bloß um des geſelligen Verkehrs willen einen ſtudentiſchen Verein zu gründen, halte ich nicht für gut; denn wenn dieſer Verein auch gute Grundſätze befolgen will, ſo ſinkt er, falls er keine reelleren Ziele hat — keine eigentliche Arbeit — doch allmählich herunter. Alſo Geſelligkeit muß ſein, aber dabei zugleich irgend ein anderes Streben — ſei es ein wiſſenſchaftliches, oder Geſang, oder Turnen, oder alles dreies zugleich.“

„Unter den ſtudentiſchen Verbindungen iſt, wie ich glaube, der Wingolf immer eine der beſſeren geweſen — wenigſtens für ſolche Jünglinge, die bereits wiſſen, daß das Chriſtentum das Salz der Erde ſein will. Ich billige es daher nicht bloß, daß Du dem Wingolf beigetreten biſt, ſondern es hat mich ſogar gefreut, daß Du aus eigenem Entſchluſſe den Schritt getan haſt. Der Wingolf hat aber zwei Gefahren zu beſtehen, und jeweilig iſt er bald an der einen, bald an der andern hängen geblieben. Dieſe Gefahren hängen eben damit zuſammen, daß er ausdrücklich auch das chriſtliche Prinzip mit unter ſeine Grundſätze aufgenommen hat. Es ſind dieſe: einmal kommen die Mitglieder leicht in Verſuchung, den andern Verbindungen zeigen zu wollen, daß das Chriſtentum nicht die Freuden des Lebens verkümmern und Kopfhänger bilden wolle: dieſes Zeigenwollen verleitet dann leicht zu Ausſchreitungen, welche die Ausgelaſſenheiten der andern Verbindungen noch überbieten. Andrerſeits kommen die Mitglieder — wenn nicht häufig, ſo doch manchmal — in die Verſuchung, es mit dem chriſtlichen Prinzip zu übertreiben, wenn auch in guter Meinung. Meines Er-

achtens können hier junge Leute nicht wohl mehr tun, als dieſes Prinzip ſchlechtweg bekennen und ſich in dieſem Bekenntnis gegenſeitig ſtärken. Eine eigentliche Pflege in dieſer Richtung kann nur durch Hülfe älterer und erfahrener Perſonen geſchehen."

„Nun habe ich Dir, wie ich denke, einſtweilen genug geſchrieben."

„Gott behüte Dich und geleite Dich auf guten Wegen, die dahin führen, wohin uns die liebe Mama vorausgeeilt iſt." —

Auch mir hat er in jenen Jahren einmal auf weiſe, väterliche Art zurechtgeholfen. Als jüngeres Mädchen hatte ich große Neigung zu leichter Lektüre, Novellen, Erzählungen ꝛc. Es waren keine ſchlechten Sachen, die ich las, und ich empfing auch manchen guten Impuls durch dieſelben, las auch immer wieder gern die alten, wenn ich keine neuen hatte, aber die Art des Leſens, das Hingenommenſein davon war ſicher vom Übel. Das ſchlimmſte aber war, daß man durch dies beſtändige „Zuckerwerkeſſen", wie Vater es nannte, ſich den Geſchmack an dem einfachen, kräftigenden Brote verdarb: es fehlte Luſt und Ausdauer zu beſſerer, bildender Lektüre. Ich ſah wohl den falſchen Weg ein, auf den ich geraten war, wollte mich ſelbſt kurieren und faßte den Entſchluß, eine beſtimmte längere Zeit nichts von leichter Lektüre zu leſen. Aber als dieſe Zeit um war, zeigte ſich, daß nichts gewonnen war, denn die Neigung war durch die Entbehrung nur gewachſen. Da erſt wandte ich mich auf einem Spaziergang an Vater, erzählte ihm meine Erfahrung und fragte ihn um Rat. Zunächſt gab er mir die Antwort: „Da haſt du nicht den rechten Weg eingeſchlagen. Wenn du von einer Sache los ſein willſt, die dir zum Unrecht geworden iſt, ſo bringſt du das nicht fertig allein, aus eigener Kraft. Du mußt dich an Den um Hülfe wenden, dich an Ihn halten, der der rechte Helfer in allen ſolchen Dingen iſt, und dann treu das Deine dazu tun." Mit dieſem Hinweis ließ er es für jetzt genug ſein. Daß er aber die Sache im Auge behielt und auch im ſtillen auf ſeine Weiſe mir zu Hülfe kommen wollte, ſah ich bald ein. Er machte mich gelegentlich auf das eine oder andere gute Buch aufmerkſam, indem er mir davon erzählte und das Intereſſe für dasſelbe zu wecken ſuchte. Möglicherweiſe hatte er das früher auch getan, ohne daß ich es beachtet hätte. Jetzt aber folgte ich ſolchem Fingerzeig

gern. Doch auch nach einer andern Seite hin erſtreckte ſich ſeine Hülfe.

Er verſtand nämlich die Kunſt des rechten Leſens, die bekanntlich gar nicht ſo leicht und mühelos iſt, wie viele glauben. Wie er bei allem ſeinem Tun den Grundſatz hatte, an das, was ihm überhaupt wert war, Zeit und Kraft zu wenden, das auch ganz und ſo gründlich zu tun, wie es ihm nur möglich war, ſo auch bei der Lektüre. Mit andern Worten: alles halbe Tun war ihm zuwider; er verlangte bei ſich und andern volle Beſinnung und Sammlung zu dem, was man vornimmt. Eine Folge der Anwendung dieſes Grundſatzes auf die Lektüre zeigte ſich bei ihm darin, daß er z. B. von einem Buche, welches er vor langer Zeit, vielleicht vor zwanzig, dreißig Jahren geleſen hatte, nicht nur im allgemeinen und im Zuſammenhang erzählen konnte, ſondern daß er auch ganz ſpezielle Züge und Ausſprüche daraus wiederzugeben vermochte. Beſonders aus dem reichen Schatz von Biographien, die er mit Vorliebe las, kamen ihm immer ungeſucht in Geſprächen, in Reden und Vorträgen die konkreten Beiſpiele zu den Gedanken, die er ausſprechen wollte, zu Hülfe, und machten dieſelben anſchaulich und faßbar.

Die Bücher, die er mir dann nach und nach zu leſen gab, waren außer einigen Biographien (Claudius, Perthes, Wizenmann, Stilling, S. H. von Schubert) namentlich folgende: Vilmars Literaturgeſchichte, Göbels Geſchichte des chriſtlichen Lebens, Riehls Familie, Barthel, Nationalliteratur der Neuzeit; ſodann ſchenkte er mir eine gute engliſche Ausgabe von Shakeſpeare mit deutſchen Anmerkungen und Erklärungen.

In betreff des rechten, nützlichen Leſens hatte er zwei Grundſätze, auf deren Durchführung er viel Gewicht legte. „Man muß immer (gleichſam) mit der Feder in der Hand leſen," dieſe Mahnung habe ich oft und immer wieder von ihm gehört. Er meinte damit, daß man immer ein Notizbuch oder Zettelchen zur Hand haben müßte, um ſich ſolche Stellen, die einem beſonders wichtig ſind, die man behalten möchte, zu notieren.

Der andere, ſchwerer auszuführende Rat war, man ſolle ſich ſelbſt Rechenſchaft über das Geleſene geben, indem man ſich nachher den Gedankengang des Autors kurz ſkizziere. Unter ſeinen Papieren, in ſeinen Notizbüchern fanden ſich noch eine Menge ſolcher Aufzeichnungen, die er ſich auf dieſe Weiſe über ſeine

Lektüre gemacht. Wie Dispositionen geben sie Aufbau und Inhalt des Buches in kurzgefaßter Weise an.

In Bezug auf eine dritte Art des fruchtbringenden Lesens, nämlich durch selbständige Verarbeitung des Gelesenen, gibt er brieflich einem jüngeren Freunde folgenden Rat: „Ihre Notiz, daß Sie sich seit längerer Zeit viel mit Pestalozzi beschäftigt haben, hat mich interessiert. Die Beschäftigung mit einer Persönlichkeit, die ein Charakter gewesen ist, ein guter, und ein Genie dazu, sei es auch ein unvollkommen ausgebildetes, wird stets in vielfacher Beziehung anregend wirken. Ich glaube aber, daß eine Lektüre ohne begleitende verarbeitende Federtätigkeit nur halbe Frucht liefert.“ Dann gibt er kurze Winke, wie in diesem Falle eine solche gut und auch für andere nützlich sein könnte. „Ich denke mir eine Arbeit mit dem einfachen Titel: „Aus Pestalozzi-Studien,“ — der Form nach: „Lesefrüchte mit Glossen,“ dem Inhalt nach:

a) bekanntere Gedanken Ps. — in neuer Beleuchtung.
b) weniger bekannte Lebensfakten } begleitet von Glossen und
c) weniger bekannte Gedanken } anspornenden Fragen.“

Einem befreundeten Kollegen, mit dem er einmal mündlich auf den Wert der Arbeit mit der Feder zu reden kam, erzählte er dabei von seinem Schwiegervater. Derselbe sei auf seinen häufigen Gängen in die Gemeinde mit allerlei Leuten zusammengekommen und habe mit ihnen über dies und jenes gesprochen. Wenn nun irgend eine Unklarheit ihm auftauchte, so verarbeitete er die betr. Frage für sich am nächsten Morgen (er stand immer früh auf) mit der Feder. Ganze Stöße von Heften hat er vollgeschrieben, meist nicht wieder gelesen, nur um für sich mit der Sache ins reine zu kommen. Der Mann kannte keine unklare und keine aufgeschobene Sache; alles mußte ihm klar und durchsichtig sein, und auch alles wenn möglich sofort erledigt werden.

Daran anknüpfend bemerkte er: „Darin liegt eine merkwürdige Zucht. Oft kommen einem die besten Gedanken während des Schreibens. Man muß fleißig die Feder gebrauchen, sei es um Fragen der verschiedensten Art ins klare zu bringen, sich schriftlich vorzubereiten, aufgenommene Gedanken weiter auszuarbeiten ꝛc. (Gedruckt braucht es nicht zu werden; der Gewinn für den Betreffenden liegt in der Arbeit selbst.) Gebraucht man die Feder

nicht, so läßt man ein sehr wichtiges Bildungsmittel unbenutzt; dazu heißt es auch hier: Raste ich, so roste ich."

Für ihn selbst war die Lektüre der produktiven Arbeit gegenüber wohl eine Erholung, jedoch kein Zeitvertreib, aber immerhin in dem Sinne doch eine Arbeit, als sie eine gute pflichtgemäße Anwendung der freien Zeit war.[1])

Wie beim Lehren und Unterrichten der Kinder, so handelte es sich ihm auch beim eigenen Studium nicht um das Sammeln eines möglichst großen Maßes von Kenntnissen. Es galt ihm auch hier der Grundsatz: Lieber wenig, aber das Wenige denkend verarbeiten. Nur daß bei seinem eisernen Fleiß trotz des gründlichen Durcharbeitens sein Studium nicht bei „Wenigem" stehen blieb, sondern, wie seine Arbeiten zeigen, einen vielseitigen, gründlich verarbeiteten geistigen Erwerb in sich schloß, der sich bei ihm zu einer harmonischen Ausbildung aller geistigen Kräfte gestaltete. Was er las und in sich aufnahm, das wußte er aufs engste mit den bisherigen Vorstellungen und Gedanken zu verbinden. Es wurde assimiliert und blieb auf diese Weise nicht angehäuftes Material, sondern es hatte zur Bereicherung, Klärung oder Vertiefung der bereits vorhandenen Gedankenwelt gedient.[2])

Die hierher gehörenden, für jeden, der es mit Erziehung, sei es an sich selbst, sei es an andern zu tun hat, überaus wichtigen psychologischen Grundgesetze und die aus denselben sich ergebenden

[1]) Damit hängt es wohl zusammen, daß er wohl leichte Lektüre gelesen hat in der jugendlichen Werdezeit, besonders in den Jahren, wo er damals kränklich war. Z. B. kannte er die guten englischen Sachen von Scott, Bulwer u. a. alle aus jener Zeit. In den kräftigen Mannesjahren, wo die Arbeit und das Studium die Kräfte vollständig in Anspruch nahm, hatte er für dergleichen keine Zeit übrig. Erst in späteren Jahren, als die Kräfte nachließen, als ihm zu Zeiten der Arzt die leichte Lektüre empfahl und die schwerere untersagte, nahm er den Rat an und ließ sich, wenn er müde gearbeitet, oder wenn er nicht wohl war, leichtere Bücher vorlesen. Doch hatte er darin seinen besonderen Geschmack.

[2]) Nach der Äußerung eines Freundes war in seinem Geistesleben das bekannte Dichterwort zur Wahrheit geworden:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt."

Wenn von seiten der Freunde irgend eine Frage an ihn herantrat, so hatte er fast immer eine Antwort aus dem Vollen darauf. Konnte er eine solche nicht geben, so gestand er einfach, er sei in der Sache nicht orientiert; aber niemals begnügte er sich mit einem schnellen, oberflächlichen Urteil.

praktiſchen Aufgaben und Forderungen, hat er in grundlegender Weiſe erforſcht und klargeſtellt. Dieſe Arbeiten „Denken und Gedächtnis“ [1]) und „Die unterrichtliche Verbindung der Wiſſensfächer“ ſind nach dem übereinſtimmenden Urteil der Fachkenner wiſſenſchaftlich in ihrer Gründlichkeit und doch einfach und klar geſchrieben, es gehört keine Gelehrſamkeit dazu, ſie mit Verſtändnis leſen zu können. Es würde zu weit führen, auf die hier in Betracht kommenden pädagogiſch-pſychologiſchen Grundſätze, ihre Begründung und ihre Durchführung näher einzugehen. Dieſelben laſſen ſich nicht kurzer Hand angeben. Statt deſſen ſei hier die Schlußſtelle des vorhin erwähnten Aufſatzes über die Verbindung der Wiſſensfächer angeführt, wo Vater ein Citat aus den Briefen W. v. Humboldts mitteilt. Dieſe Briefſtelle enthält gleichſam eine gedrängte Zuſammenſtellung der Hauptgedanken von Vaters Aufſatz: ſie ſtellt in kurzen Worten dasſelbe Bildungsziel dar, was auch ihm als Ideal vor Augen ſteht und zu deſſen Verwirklichung er in der vorhergehenden Arbeit Wege und Mittel erforſcht und klargelegt hat. Sie lautet:

„Ein lebendiges Bild ſeines Inneren muß ſich jeder immer machen. Es iſt gewiſſermaßen der Punkt, auf den ſich alles andre bezieht. Man muß aber bei dieſer Selbſterforſchung nicht ſtreng nur bei demjenigen ſtehen bleiben, was Pflicht und Moral gebieten, ſondern ſein inneres Weſen in ſeinem ganzen Umfange und von allen Seiten nehmen. Wirklich iſt es ein viel zu beſchränkter Begriff, wenn man ſich ſelbſt gleichſam vor Gericht ziehen und lediglich nach Schuld und Unſchuld fragen will. Die ganze Veredlung des Weſens, die möglichſte Erhebung der Geſinnung, die größte Erweiterung der inneren Beſtrebungen iſt ebenſowohl die Aufgabe, die der Menſch zu löſen hat, als die Reinheit ſeiner Handlungen. Es gibt auch im Sittlichen Dinge, die ſich nicht bloß unter den Maßſtab des Pflichtmäßigen und Pflichtwidrigen bringen laſſen, ſondern einen höheren fordern. Es gibt eine ſittliche Schönheit, die ſo wie die körperliche der Geſichtszüge eine Verſchmelzung aller Geſinnungen und Gefühle, einen freiwilligen Zuſammenhang derſelben zu geiſtiger Einheit erheiſcht, die ſichtbar zeigt, daß alles Einzelne darin aus einem aus der innerſten Natur ſtammenden Streben nach himmliſcher Vollendung quillt, und daß der Seele ein Bild unendlicher

[1]) Geſ. Schr. Bd. 1.

Größe, Güte und Schönheit vorschwebt, das sie zwar niemals erreichen kann, aber von da immer zur Nacheiferung begeistert, zum Übergang in höheres Dasein würdig wird. Auch die Entwicklung der intellektuellen Fähigkeit bis zu einem gewissen Grade gehört zu der allgemeinen Veredlung. Aber ich bin ganz Ihrer Meinung, daß dazu nicht gerade vieles Wissen und Bücherbildung gehört. Das ist aber wirklich Pflicht, und ist auch dem natürlichen Streben jedes nicht bloß an der irdischen Welt, ihrem Gewirre und Tand hängenden Menschen eigen, in den Kreis von Begriffen, die er besitzt, Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit zu bringen, und nichts darin zu dulden, was nicht auf diese Weise begründet ist. Das kann man wohl das Denken des Menschen nennen. Dazu ist das Wissen nur Material; es hat keinen absoluten Wert in sich, sondern nur einen relativen in Bezug auf das Denken. Der Mensch sollte nicht anders lernen, als um sein Denken zu erweitern und zu üben, und Denken und Wissen sollten immer gleichen Schritt halten. Das Wissen bleibt sonst tot und unfruchtbar."

In besonders lieber Erinnerung sind uns Geschwistern die Spaziergänge mit dem Vater, von der frühesten Jugend an. Er hatte dabei auch den Zweck im Auge, unser Interesse für die Pflanzenwelt zu wecken und uns zum Botanisieren anzuleiten. Er benutzte zu diesen Gängen die schulfreien Nachmittage, die nicht durch Konferenzen in Anspruch genommen waren, und begann damit schon zur Zeit unserer ersten Schuljahre. Er schaffte uns Botanisierbüchsen an und gab uns Anleitung, uns selbst ein einfaches Herbarium anzufertigen, an dem wir große Freude hatten; nur kannten wir jenen fremden Namen nicht und nannten es Blumenbuch.

Erst kurze Zeit vorher war es gewesen, daß er selbst einen neuen besonderen Impuls nach dieser Seite hin empfangen hatte, von dem er später gelegentlich erzählte.

Ein alter Freund machte einen weiten Weg mit ihm. Sie waren in ein lebhaftes Gespräch gekommen, und Vater hatte, wie es seine Art war, sich eifrig in dasselbe vertieft. Der Freund nahm auch seinen Anteil daran, bückte sich aber dabei hin und wieder, um am Wegrand einige Blumen zu pflücken, die er zu einem kleinen Strauße verband.

„Aber, lieber Freund," mahnte der Jüngere, „Sie sind nicht ganz bei der Sache. Warum lassen Sie sich so ablenken? Wir haben es doch jetzt mit wichtigeren Dingen zu tun."

Da hält der alte Herr im Gehen inne, stellt sich feierlich vor den Freund und deklamiert ihm mit seinem sinnigen, eindringlichen Ernst die folgenden Verse:

„Auf dem Pfad des Lebens
Blüht manch Blümchen still.
Keines blüht vergebens,
Wer's nur pflücken will.

Viele gehn vorüber
Und verschmähen sie,
Grämen sich viel lieber,
Sorgen spät und früh.

Aber seht, der Weise
Windet sich daraus
Auf des Lebens Reise
Einen schönen Strauß."

Mit heiterem Lächeln erzählte Vater von dieser Freundesmahnung. Die in derselben liegende Wahrheit hat er sich zu Herzen genommen; er ist von Stund an nicht nur selbst ein eifriger Botaniker geworden, sondern hat, wie wir vorher sahen, seine Kinder, dann auch seine Schulkinder, Mitarbeiter und Freunde dazu angeregt. Den Wert dieses Faches für den Schulunterricht erkannte er schon damals, und später immer mehr, so daß er selbständig diesen Gegenstand in seinen Unterricht aufnahm, noch ehe derselbe obligatorisch in den Schulen eingeführt war.

Zu seinen sonstigen Studien bildete dieses Interesse ein natürliches Gegengewicht; die für ihn so notwendige Bewegung in der freien Natur hatte nun Zweck und Inhalt, denn beim Suchen und Auffinden der Pflanzen ließ er sich keine Mühe, keinen weiten Weg verdrießen. Von jeder Pflanze unserer Gegend, auch der seltensten, wußte er später, wo sie zu finden war; denn in jedem Jahre suchten wir die Pflanzen zu ihrer Zeit an ihrem Standorte auf. Eine große Freude hatte er, wenn er einmal eine neue Pflanze, und wäre sie noch so klein und für andere unansehnlich,[1]) gefunden hatte. Dann ruhte er nicht, bis

[1]) Er konnte es nicht gut leiden, wenn wir nach Kinderart die eine oder andere Pflanze, die uns nicht gefiel, unschön oder gar häßlich nannten. Eine

er ſie in ihren Merkmalen erkannt und nach ſeinem Leunis beſtimmt hatte. Dies Botanikbuch lag ihm ſtets zur Hand auf dem Tiſch und iſt neben Bibel und Liederbuch wohl eins der am meiſten gebrauchten Bücher ſeiner Bibliothek.

Es lag ihm an, daß wir das Intereſſe an der uns umgebenden Natur, beſonders der Pflanzenwelt und das Bekanntſein mit ihr, welches wir auf jenen Spaziergängen erworben, dauernd feſthalten möchten. Deshalb hörte er niemals auf, auch als wir längſt erwachſen, ja verheiratet waren, uns auf gemeinſamen Wegen nach den uns umgebenden Bäumen oder Blumen zu fragen. Er freute ſich dann, wenn man noch Beſcheid wußte und bedauerte das zuweilen zum Vorſchein kommende Vergeſſen. Auch die beiden unter ſeinen Augen aufwachſenden Enkelchen hat er noch gelehrt, ſobald ſie laufen und ſprechen konnten, die kleinen Blumen im Wald und am Wege zu pflücken, zu vergleichen, zu unterſcheiden und mit Namen zu nennen.

Bei jenen Spaziergängen mit ſeinen Kindern waren es jedoch nicht allein die Kenntniſſe, das Wiſſen, was er zu fördern ſuchte. Wohl mochte ihm dieſes, wie jedes geſunde geiſtige Intereſſe von Wichtigkeit ſein, indem es den Kindern die Spaziergänge belebt und lieb macht, bei den Heranwachſenden ein gutes Hülfsmittel iſt, die Gedanken und Intereſſen von nichtigen, eitlen oder gar ſchädlichen Dingen abzuhalten. Das von ihm geweckte und gepflegte Natur-Intereſſe gewann jedoch unter ſeiner Leitung noch einen tiefgehenderen Einfluß als jenen mehr intellektuellen. Durch die Natur wußte er die jungen Gemüter dem Schöpfer derſelben näher zu bringen. Wir lernten früh, Blicke zu tun in das große Vaterherz Gottes, das alle ſeine Geſchöpfe, bis zu den kleinſten und geringſten hervorruft, verſorgt, erhält und liebt.

Ein ſolches, oft von einer kleinen Beobachtung ausgehende Geſpräch konnte zu einer Weiheſtunde werden, die in der Seele einen unauslöſchlichen Eindruck zurückließ. So kamen wir einmal durch einen Eichenzweig auf die Stellung der Blätter zu reden. Wir Kinder glaubten, nach dem Augenſchein, wie der Baum ſich darſtellt, daß die Blätter daran willkürlich verteilt ſind. Da machte er uns denn klar, wie jedes Blatt in dem ſcheinbaren

jede wachſe nach ihres Schöpfers Beſtimmung in ihrer beſonderen Art, zu ihrem beſonderen Zwecke, die ſtattliche Eiche ſo gut wie das kleine Moos, der Weinſtock wie die Diſtel.

Durcheinander doch an der mathematisch aufs genauste zu bestimmenden Stelle steht, und nirgends anders als an dieser Stelle hervorkommen kann; wie jedes Blatt zu dem darunter und darüber stehenden in dem bestimmten Zahlenverhältnis steht. An verschiedenen andern Pflanzen zeigte er uns dann noch solche fest bestimmten Gesetze, wie sie vom Schöpfer gedacht und hineingelegt, und nun von den Naturforschern herausgefunden sind. Da ging uns das dabei zitierte Wort Ps. 104, 24:

Herr, wie sind deine Werke so groß und viel,
Du hast sie alle weislich geordnet,
Und die Erde ist voll deiner Güter

so groß, hell und warm in der Seele auf und gab den Grundton an, der aller Beschäftigung mit der Natur die rechte Stimmung und Richtung gab.

An diesem klassischen Psalmwort lernten wir auch die Hauptgesichtspunkte ins Auge fassen, die uns die Werke Gottes in der Schöpfung im rechten Sinn betrachten lehren:

Ihre Großartigkeit und Mannigfaltigkeit — verkündend des Schöpfers Allmacht,

ihre Harmonie und Schönheit — verkündend des Schöpfers Weisheit,

ihre Abzweckung auf das Menschenleben — verkündend des Schöpfers Güte.

Die ersten beiden Seiten der Natur, welche dem religiös empfänglichen Sinne des Schöpfers Allmacht und Weisheit vormalen, wirken überwiegend imponierend; ihr Eindruck ist vornehmlich der der Ehrfurcht. Die dritte dagegen, die Beziehung auf das Menschenleben, läßt auch einen Blick in des Schöpfers Herz werfen — in ein Herz, das in seiner Güte eine Welt darum gibt, um das Menschenherz zu sich zu ziehen.

Wir haben vorhin gesehen, wie Vater es verstand, das Interesse für die Pflanzenwelt zu erwecken, rege zu halten und zur Einwirkung auf das Gemüt zu gestalten. Es gab aber noch ein anderes Gebiet, auf dem er uns anleitete, unsere Freistunden zu benutzen und zu verschönern: Gesang und Musik. Zu irgendwie künstlerischen Leistungen hat es keiner von uns gebracht. Aber unsere Hausmusik, zumal der Gesang, bildete einen wesentlichen Bestandteil unseres häuslichen Lebens, den keiner von uns hätte entbehren mögen. Der Vater hatte in uns früh die Lust

am Singen erweckt, und durch das Singen erwuchs uns dann nach und nach Sinn und Verständnis für die Musik überhaupt. Er begleitete unsern Gesang auf dem Klavier, zuweilen auch auf der Schulorgel. Er hielt darauf, daß wir gesammelt, mit allen Gedanken bei der Sache waren. Beim Üben feilte er gründlich, zumal der Ansatz mußte pünktlich, rein und schön sein. Auch war es ihm selbstverständliche Forderung, daß wir den Text der Lieder, die wir sangen, immer vorher auswendig konnten.

Daß ihm die Hausmusik ein Wertstück war, über das er sorgfältig nachgedacht, zeigt uns der folgende ausführliche Brief von 1859 an einen musikalischen Mitarbeiter der von ihm redigierten pädagogischen Zeitschrift, in welchem er denselben zu einer eingehenden Arbeit über diesen Gegenstand auffordert. Die Richtlinien, die er für jene Arbeit angibt, enthalten zugleich eine Schilderung der Hausmusik, wie sie ihm Ideal war, und wie er sie nach Kräften im eigenen Hause pflegte.

„Was ich am dringlichsten wünsche, läßt sich ziemlich deutlich durch die Fragen bezeichnen: Was kann die Musik dem Hause bieten? Was ist Familien-Musik? Diese Fragen denke ich mir durch eine Reihe mäßiger Aufsätze behandelt. Die Einleitung würde etwa das Gebiet der Musik in großen Blicken und Schritten durchmessen und dartun, daß ein edler Teil (vielleicht der edelste?) desselben dem Familienleben angehöre."

„Näher auf den eigentlichen Gegenstand übergehend, würde nun zu untersuchen sein, was von der holden Musik dem Hause von Gottes und Rechts wegen zukomme, und was dieses daran haben könne? — Diese Untersuchung und Darstellung würde sich bald spalten je nach den verschiedenen Ständen, d. i. je nach den Mitteln und Bedürfnissen, welche in musikalischer Hinsicht in den Häusern vorhanden sind; und — wenn das Vorstehende in einem Aufsatz abgemacht wäre — so würde der zweite sich nun speziell den Familien zuwenden, deren Musikinstrumente lediglich die gut oder übel gestimmten Kehlen sind. Sie bilden die Mehrzahl unsers lieben deutschen Volkes und in mancher Hinsicht auch den Kern desselben. Hier muß die Untersuchung einen besonderen Ernst annehmen und mit hingebender Liebe fleißig und sorgfältig nachforschen, was mit den geringen Mitteln zur Belebung, Verzierung, Veredlung und Verklärung des Familien-

lebens in dem kleinen Häuschen ausgerichtet werden kann. Nicht minder sorgfältig muß dabei aber das wirkliche Bedürfnis bei der Hausandacht, an der Wiege, im traulichen Abendstündchen, am stillen Sonntag u. s. w. von jedem künstlich von außen her erdachten und gemachten unterschieden werden. Dann gilt es, das, was die musikalische Literatur für das kleine deutsche Haus darbietet, einer Prüfung zu unterwerfen; alles, was nicht nach Text und Melodie edles Gold ist, muß unbarmherzig über Bord geworfen, und das wirklich Gute in eine kleine Sammlung zusammengebracht werden. (Ob es möglich ist, eine solche Sammlung zugleich allen deutschen Gauen mundgerecht zu machen, kommt mir fast zweifelhaft vor. Die Volkstümlichkeit hat auch ihr Recht, und die ist im Bergischen entschieden anders als in Thüringen oder am Oberrhein.) Im Aufsatze selbst können freilich nur die Grundsätze hierfür entwickelt, in der Kritik einige Exempel statuiert und eine mäßige Zahl guter Hauslieder namhaft gemacht und, wo sie zu finden sind, angegeben werden.

Dann wäre noch zu erwägen, auf welche Weise und durch welche Mittel der Lehrer in und außer der Schule den rechten Sang und Klang in den kleinen Häusern mehren und pflegen könne.

Wenn das erforderliche Geschick zu Gebote steht, so würde in einem dritten Aufsatze ein kleines Genrebild einer singenden Hausgemeinde zu malen sein, — poetisch zwar, aber doch wahr und einfach, unverziert und unverkünstelt — wie sie regelmäßig ihr Tagewerk ein- und ausläutet, wie sie je und dann an einem Winter- oder Sommer-Sonntage ihr kleines Heim und seine Umgebung durch Lied und Wort und Spiel noch heimischer macht, wie sie ihr Frühlings- und Erntefest feiert, wie sie die großen Kirchenfeste in den engen Rahmen ihres Stübchens bringt, wie sie die besonderen freud- und leidvollen Stunden des Familienlebenslaufs durch die Gottesgabe des Gesanges heiligt und innerlich segensreich macht u. s. w."

„Der vierte und fünfte Aufsatz würden sich mit den Familien aus den mittleren und höheren Ständen beschäftigen, denen außer dem Naturorgan noch ein Klavier (oder ein ähnliches Instrument) zu Gebote steht."

„Hier bietet sich zunächst ein saures Stück Arbeit dar, nämlich die schonungsloseste, eingehendste, das Übel in seinen verschiedensten Verzweigungen verfolgende Kritik des landläufigen

Klavierunfugs mit nichtsnutzigen, Herz und Geschmack verderbenden Dudel- und Duseleien, Tänzen, Märschen, Liedern der seichtesten und schlechtesten Art."

„Der positive Teil der vierten Abhandlung hätte sich darüber zu verbreiten, wie das Klavier als das eigentliche Hausinstrument in der verschiedensten Weise das Familienleben verschönern, bereichern und veredlen könne. Die Ausführung hat ziemlich ins Detail einzugehen, wie oben beim bloß singenden Hause."

„Soweit ich mir bis jetzt die Idee einer „Hausmusik" in den vorbezeichneten Grenzen habe klar machen können, vermag ich reine Klaviermusik, ohne Gesang, nur als Nebenbestandteil derselben zu fassen; den Kern bildet nach meiner Anschauung der Gesang mit Klavierbegleitung. Einmal, weil dadurch für diese Stufe musikalischer Ausbildung die Musik erst recht Sinn und Bedeutung gewinnt, dann, weil nun die Beteiligung anderer oder aller Familienglieder möglich wird. Die reine Instrumentalmusik mag für den Spielenden selbst so unterhaltend wie bildend sein; aber ich habe noch nie gesehen, daß sie auf dieser Stufe einen sonderlichen und guten Einfluß auf das Leben der Gesamt-Familie ausgeübt hätte. Auf einer höheren Stufe und bei besonders günstigen Bedingungen kann es sich anders stellen. Ich kenne hier eine Kaufmannsfamilie, wo der Vater mit seiner „Herde" Kinder ein ziemliches Orchester darstellt. Ein schöneres, geschlosseneres Familienleben, als dieses Haus zeigt, ist mir selten vor Augen gekommen. Das sind aber Raritäten, damit hat es die Hausmusik in meinem Sinn nicht zu tun."

Wir haben vorhin den erziehenden Einfluß unseres Vaters auf die Ausbildung des Interesses nach verschiedenen Seiten zu schildern oder anzudeuten gesucht. Werfen wir nun noch einen Blick auf die Erziehung im engeren Sinne, deren bisher nur in gelegentlichen Einzelzügen Erwähnung geschah.

Es wurde früher einmal erzählt, wie eine kindliche Untugend, die Unpünktlichkeit, durch gutes Beispiel und durch Konsequenz mit Erfolg bekämpft wurde. In Bezug auf die Wichtigkeit der letzteren für die Erziehung pflegte Vater wohl die Frage zu stellen: Warum schneiden sich die Kinder so oft und verbrennen sich verhältnismäßig selten? Antwort: Das Messer haben sie manchmal ungestraft gebraucht, aber den heißen Ofen niemals un-

gestraft berührt. Wissen die Kinder, daß ein gegebenes Verbot niemals ungestraft übertreten wird, so werden sie sich schon in acht nehmen.

Die Erziehung unserer Eltern ging weniger darauf aus, das Benehmen, Tun und Lassen der Kinder zu regeln, als vielmehr darauf, ihre Gesinnung, ihren Willen zum Guten zu lenken, und dann darauf zu vertrauen, daß, wo die innerste Willensrichtung vorhanden ist, das gute Beispiel das nach außen tretende Tun regeln werde.

Sehen wir dies an einzelnen Beispielen. Die Furchtsamkeit, das Bangesein im Dunkeln, bei Gewitter 2c. ist wohl bei einem Kindesgemüt zu erklären. Es wird noch gesteigert, wenn lebhafte Phantasie, aufregende Lektüre, Nervosität 2c. hinzukommen. Wenn sich kein Einfluß geltend gemacht hat, dem Kinde in diesen Nöten zurechtzuhelfen, die bangen, unklaren Befürchtungen durch klare, beruhigende Gedanken zurückzudrängen, so muß das arme Kind oft lebenslang die Folgen tragen, indem leicht etwas von dieser kindischen Furcht und Schreckhaftigkeit für immer bleibt. Auch bei uns Kindern wollte zuweilen so etwas aufkommen, es wurde dies aber von den Eltern als kindische Torheit und Unverständigkeit angesehen und demgemäß behandelt. Wenn wir allein abends im Dunkeln eine Besorgung zu machen hatten, z. B. am nahen Kirchhof vorbei bei Pastors die Zeitung zu holen, und etwas Furcht äußerten, pflegte unsere Mutter zu sagen: „Wenn ihr auf guten Wegen seid, dann sind Gottes Engel immer bei euch.“ Wie oft ist mir dies Wort auch im späteren Leben zum Trost eingefallen, wenn einem bange werden wollte vor Wegen, die noch ganz anders dunkel sind als die abendlichen Wege, wie sie in der Jugendzeit zu gehen sind.

Beim Gewitter, wie bei jeder Naturgewalt, liegt ja die Sache anders. Da ist wirkliche Gefahr, und nicht der Leichtfertige, der die Gefahr nicht sehen will, ist da der Mutige, sondern der, der die Gefahr ins Auge faßt und dann doch sein Gemüt in ruhigem Vertrauen bewahrt.

Uns half nach dieser Seite hin unseres Vaters öfter gebrauchtes Wort: „Ihr steht überall in Gottes Hand, wo ihr auch seid,“ sowie die feste Überzeugung aus seinem naturkundlichen Unterricht, daß die ganze Natur, also auch jene Mächte, von dem geschaffen sind und regiert werden, der uns ein liebender Vater

ist, ohne dessen Zulassung uns nichts geschehen kann.[1]) Die beste Hülfe aber war das lebendige Beispiel der Eltern, das ihrem Wort die rechte Kraft und Wirkung verlieh.

„Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen."

Dieses Kennzeichen oder vielmehr Vorrecht des Christen sahen wir in Tat und Wahrheit verwirklicht an unsern Eltern. Sie bewiesen ihr Gottvertrauen im Leben, in allen Lagen und Umständen. Nicht daß sie Gefahren gegenüber sorglos oder leichtsinnig gewesen wären, sie taten vielmehr das Ihre in Vorsicht und Treue, aber sie machten sich dann keine unnötige Angst und Sorge, sondern befahlen im übrigen sich und die Ihrigen in Gottes Hand.

Dieser Zug ist mir besonders in der Erinnerung aus der Zeit der bösen Cholera-Epidemie im Jahre 1867. In wenigen Wochen wurden da in unserer Stadt viele Menschen hingerafft. Es konnten nicht genug Einzelgräber gemacht werden, und die Särge wurden nebeneinander in ein großes Massengrab gebettet. Den Leichenwagen hörte man sowohl bei Tage wie bei Nacht in schnellem Lauf durch die Straßen fahren. Am Morgen erwachte man mit dem Gedanken: Wer mag in dieser Nacht erkrankt und wer mag gestorben sein? In einem Hinterhause in unserer Nähe wohnten sieben Familien, von denen nach der Epidemie keine einzige Ehe mehr zusammen war; außer einigen Kindern war in jeder Familie der Vater oder die Mutter gestorben.

In jener Zeit machte mir die Ruhe und das Gefaßtsein der Eltern tiefen Eindruck. So ließen sie es ohne Furcht geschehen, daß eine Hausgenossin, sich freiwillig der Pflege der bedürftigen Cholerakranken widmete. Sie ging in den am meisten heimgesuchten Stadtteil, in die verkommensten Häuser. Wenn sie Zeit zum Schlafen fand, bei Nacht oder bei Tage, kam sie zu uns nach Hause. Unsere Mutter kochte dann wohl große Kessel

[1]) Auch auf die Mahnung des weisesten Erziehers wies er uns gelegentlich hin, der das zum Verzagen geneigte Menschenherz kennt und deshalb die packenden, drastischen Beispiele vom Sperling auf dem Dache, vom Haar auf dem Haupte gebraucht, um an Stelle der bangen Furcht die rechte Zuversicht zu dem himmlischen Vater zu lehren.

voll Krankenſuppe, die die Pflegerin in die armen Häuſer mitnahm. Sie hat uns auch keine Anſteckung mitgebracht. Wie unſer Vater in Bezug auf die Krankheitsgefahr dachte, darüber ſpricht er ſich aus in einem an den Onkel und Vormund unſerer damaligen Lehrerin gerichteten Brief. Derſelbe fragte gegen Ende der Ferien brieflich bei Vater an, ob es nicht beſſer wäre, wenn ſeine Nichte der Krankheit wegen noch nicht nach Barmen zurückkehre. Darauf antwortet Vater:

„Die Cholera ſcheint hier am Abnehmen zu ſein. Während in der vorigen Woche und zu Anfang dieſer Woche noch viele Erkrankungen und Sterbefälle vorkamen, ſind ſeit mehreren Tagen nur vereinzelte Fälle aufgetreten. Hoffentlich befreit uns Gott bald ganz von dem unheimlichen Gaſte.“

„Die Klaſſe Ihrer Frl. Nichte auszuſetzen oder mit Hülfe der andern Lehrer verſorgen zu laſſen, geht nicht gut; auch möchte ich Frl. S. um ihrer ſelbſt willen nicht raten, noch einige Tage zurückzubleiben, indem dies auf ſie die Wirkung haben würde, ihr Gemüt in Unruhe zu verſetzen und die möglicherweiſe vorhandene Furcht zu ſtärken. Die Gemütsbewegung, welcher Art ſie auch ſei, und die Furcht ſind dieſer Krankheit gegenüber das Schlimmſte, was es geben kann, wie andrerſeits ein gefaßtes Gemüt das beſte und ſicherſte Präſervativ iſt neben einer regelmäßigen Lebensweiſe.“

— — „Jegliche Furcht disponiert nicht nur den Körper für dieſe Krankheit, ſondern leitet ſie geradezu ein. Darum kann nichts mehr dagegen ſichern, als dem Feinde entſchloſſen entgegen zu treten, wie denn die Erfahrung zeigt, daß alle die Perſonen, welche von Amtswegen gewieſen ſind, entſchloſſen ihr zu begegnen, oder freiwillig bei den Kranken dienen, höchſt ſelten von der Krankheit befallen werden. Wer vor ihr flieht, läuft ihr ſozuſagen entgegen; wer ihr entgegengeht, vor dem flieht ſie. Allerdings kann ſich niemand ſolche Entſchloſſenheit geben und nehmen, wohl aber läßt ſich etwas tun, damit die natürliche Erregtheit oder Furcht ſich nicht vermehre. Hier zeigt ſich aber auch in glänzendem Lichte, wie glückſelig der Menſch iſt, der früh und allerwege den Gedanken ſich feſt machen läßt, daß er nicht ihm ſelbſt, ſondern einem höheren Herrn zu eigen gehöre, der ihn mehr liebt, als er ſich ſelbſt lieben kann, ohne deſſen Willen kein Haar von unſerm Haupte fällt, und nach deſſen Willen alles und alles uns zum

beſten dienen muß, — kurz, was es heißt, in Gott ruhen, und in ihm getröſtet zu ſein."

Auch wenn eine Gefahr noch näher an die Eltern herantrat, verloren ſie ihren Halt und ihr Gottvertrauen nicht. Bei einer Pocken-Epidemie im Winter 1865/66 wurde unſere Lehrerin, die ſeit ſechs Jahren bei uns war, von dieſer Krankheit befallen. Sie ging noch umher, als der Arzt die Gefahr ſchon erkannte und ihr riet, ſich in das nahe Krankenhaus in Pflege zu geben, ehe die Krankheit vollſtändig zum Ausbruch gekommen ſei. Sie weinte aber ſehr und wünſchte, bei uns bleiben zu können. Da entſchloſſen ſich die Eltern, ſie dort zu behalten, obwohl im gleichen Monat unſere Mutter ein Kindchen erwartete und in der Wochenzeit die Anſteckungsgefahr für Mutter und Kind eine große iſt. Die Wärterin, die zu der Mutter Pflege beſtimmt war, mußte nun die kranke Lehrerin pflegen. Als dann die letztere in der Geneſung begriffen war, trat bei mir die Krankheit in ſehr heftiger Form auf. Da habe ich das Tröſtliche von Vaters Zuſpruch und Gebet erfahren. Wenn er zu mir kam und einen Pſalm, ein Lied, oder auch nur einen Vers betete, auch an den ſchlimmſten Tagen, wo ich nichts mehr ſehen konnte, hatte doch ſein Wort und Gebet eine wohltuende, beruhigende Wirkung auf das im Fieberzuſtand erregte Gemüt.

Wohl ebenſo wichtig, oder noch wichtiger wie dieſe gottvertrauende Furchtloſigkeit, iſt bei der Erziehung die Wahrhaftigkeit. In Bezug auf dieſe Eigenſchaft iſt mir noch ein kleiner Zug aus unſerer Jugendzeit in Erinnerung. Einmal erzählte einer der jungen Lehrer unſerer Mutter beim Kaffee, er habe eben unſern W. beſtrafen müſſen, weil derſelbe ihn belogen habe. Zu meiner Verwunderung antwortete die Mutter, an der wir gewohnt waren, daß ſie ſich immer auf die Seite des Lehrers ſtellte, wenn wir etwas aus der Schule zu klagen hatten, freundlich aber ernſt: „Das muß doch wohl auf einem Irrtum beruhen, der Junge hat mir noch nie eine Unwahrheit geſagt." Dann bat ſie den jungen Mann, die Sache noch einmal gründlich zu unterſuchen. Er war gleich bereit und ging in ſeine Klaſſe zurück, wo die betr. Kinder, auch der Bruder, nachſitzen mußten. Er kannte die Mutter und wußte, wo ſie ſo vertraute, da hatte ſie auch Grund. Später kam er zurück und ſagte der Mutter, er ſei ihr dankbar, daß ſie ihn aufmerkſam gemacht; es habe ſich heraus-

gestellt, daß ihr Junge wirklich die Wahrheit gesagt habe. Es tat ihm leid, daß er den Knaben unschuldig bestraft hatte. Die Mutter sagte aber: „Darüber machen Sie sich keine Sorge, hat er die Strafe diesmal nicht verdient, so doch gewiß manchmal, wo er keine erhält. Aber das wäre mir sehr hart gewesen, zu erfahren, daß mein Junge eine Unwahrheit gesagt." — Ich wüßte nicht, daß wir sehr vor Lüge und Unwahrheit gewarnt worden wären, auch keiner Strafe um dieser Sache willen kann ich mich erinnern. Die Eltern waren aber in allen Dingen durchaus wahr uns gegenüber; auch nicht im Scherze, wie es oft in neckender Weise geschieht, erlaubten sie sich, uns eine Unwahrheit zu sagen, auch nicht eine unwahre oder übertriebene Drohung, von der das Kind doch weiß, daß sie nicht ausgeführt wird.

Ihre Wahrheitsliebe war jedoch nicht von der zwar an sich guten, aber doch oberflächlichen Art, die da glaubt, genug getan zu haben, wenn sie sich kein unwahres Wort erlaubt. Nicht nur in Worten, sondern auch im Tun und Leben wollten sie wahr und aufrichtig sein, und ein Scheinenwollen, auch der feineren Art war ihnen fremd.

Doch neben dem Beispiel der eigenen Wahrhaftigkeit war es noch ein Moment anderer Art, was nicht leicht eine Unwahrheit aufkommen ließ, nämlich das große Vertrauen der Eltern. Sie trauten uns zu, daß wir die Wahrheit sagten; niemals haben sie uns ein Mißtrauen gezeigt, wenn wir auf ihre Frage ja oder nein geantwortet hatten.

Wie überaus wichtig unserm Vater bei der Erziehung das Wahrheitsmoment den Kindern gegenüber war, davon erzählte einmal ein Freund: „Ich sprach ihm einst meine Befürchtung aus, daß ich im Verhalten gegen meine Kinder nicht ernst genug sei. Darauf gab er mir die Antwort: „„Da liegt nicht der Punkt, auf den es ankommt, ob man etwas zu ernst oder zu milde, zu streng oder zu nachsichtig ist, das entscheidet alles nicht viel, — sondern das ist das Wichtigste und davon hängt sehr viel ab, ob man in seinem Wesen den Kindern gegenüber wahr ist. Forderungen aufstellen, Schranken aufrichten, die man doch selbst nicht halten kann und nicht halten will, kurzum innerliche Unwahrheit den Kindern gegenüber, das ist sehr verderblich. Und die Kinder sehen scharf, sie sehen auch die Kehrseite unseres Bildes

recht deutlich.““ Mit besonderem Ernst sprach Dörpfeld über diese Sache.“

Als ein weiteres Charakteristikum unseres häuslichen Lebens sei auch der von Vater herrührende Zug der Unabhängigkeit und Freiheit erwähnt. Von ihm lernten wir, als wir erwachsen waren, bei aller Bescheidenheit, unabhängig von anderen, selbständig zu denken, zu urteilen und zu handeln. Natürlich kam es ihm nie in den Sinn, uns Mißtrauen oder gar Verachtung dem Urteil der Menschen gegenüber zu lehren, er wollte uns nur daran gewöhnen, unsern Richter in höherer Instanz zu suchen.

Bei mancher Gelegenheit, wo wir geneigt waren, uns nach dem Sinn und Urteil anderer zu richten, hat uns ein leiser Fingerzeig des Vaters darauf hingewiesen, gerade Linie zu halten. Er zitierte bei solcher Gelegenheit einmal den Spruch: „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde (d. h. hier diejenigen, die dich jetzt nicht verstehen, sich in deinen Sinn und dein Tun nicht finden können) mit ihm zufrieden.“ Dieses Wort ist uns oft im Leben bei kleinen und großen Dingen gut zu statten gekommen, und so oft wir uns auf dasselbe verlassen haben, hat sich seine Wahrheit immer bewährt. Soviel man diesen Gedanken: das Fragen nach Gottes Urteil beim Denken, Reden und Handeln, fest in den Willen gefaßt hat, schwindet von selbst die Furcht vor Menschen und die Abhängigkeit von ihnen. Diese Freiheit hat dann auch nichts gemein mit Ungebundenheit; im Gegenteil: das Urteil dessen, unter dessen Auge man sich weiß, geht tiefer und sieht schärfer als das schärfste menschliche Auge. Handlungen, die nach Menschenurteil erlaubt, ja solche, die für edel und gut gehalten werden, können doch oft vor dem durchdringenden Gottesauge nicht bestehen. Hingegen wird manches, was nach dem menschlichen Urteil klein, töricht, ja verkehrt scheinen mag, Seinem Auge wohlgefallen.

Es war schon früher einmal von der Bescheidenheit die Rede, doch nur nach einer weniger bedeutenden Seite hin. Diese Eigenschaft in ihrem Vollsinne war aber ein wesentlicher Charakterzug im Sein und Wollen der Eltern, es sei deshalb noch mit einigen Strichen angedeutet, wie derselbe sich in ihrem Leben und in ihrer Erziehungsweise ausprägte.

Wenn ich ihre Gesinnung nach dieser Seite hin kurz kennzeichnen sollte, so wüßte ich dafür kein treffenderes Wort, als die

einfache, aber weitgehende Mahnung des Apostels: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen."

In allen die äußere Lebensführung betreffenden Dingen, sowohl in den kleineren: Haushalt, Kleidung, Essen und Trinken, sowie in den bedeutenderen: Lebensstellung (Repräsentation nach außen), Freundschaft und Verkehr, Erziehung der Kinder, war ihr Sinn nicht auf das Hohe gerichtet.

Die Hauseinrichtung war einfach, aber solid und gut, so daß die Aussteuermöbel der Mutter nach 50jährigem Gebrauch noch wohlerhalten sind und in den Häusern der Kinder noch gute Dienste tun. Die Mutter wußte mit praktischem Schönheitssinn alles so zu stellen und anzuordnen, daß es wohnlich und gemütlich war, wozu ihre Blumenpflege im Wohnzimmer und in Vaters Studierzimmer wesentlich beitrug. Ein dem Vater befreundeter Pastor aus dem Osten machte vor Jahren mit seiner jungen Frau den Eltern einen Besuch. Später schreibt derselbe einmal:

„Meine Frau war ganz überrascht von der großen Schlichtheit in diesem Lehrerhause. Nicht als ob sie dies verachtet hätte, sie staunte vielmehr und bewunderte diese Einfachheit. Im Osten geht der Zug immer zuerst auf äußerliche Gleichstellung mit den höheren Klassen."

In betreff der Kleidung war es der Mutter Bestreben, alles so sparsam wie möglich einzurichten. In den 20 Jahren ihrer Ehe hat sie keine Näherin gehabt, und das Kaufen von fertiger Wäsche und Kleidungsstücken kannte man damals bei uns noch nicht. Was für sie und ihre Kinder, die Knaben sowohl wie die Mädchen, notwendig war an Wäsche und Kleidungsstücken, das haben alles ihre fleißigen Hände zustande gebracht. Eine besondere Geschicklichkeit besaß sie darin, aus alten Sachen etwas Neues zu schaffen. So machte sie einmal aus einem alten Überzieher einen Knabenanzug und aus den noch guten Stücken des seidenen Futters zwei zierliche Mädchenschürzchen, die wir lange Sonntags trugen. Sie konnte sich dann so kindlich über ein gelungenes Werk freuen. Auch fand sie dabei immer noch Zeit, andern mit ihrer Geschicklichkeit zu dienen. Der Lehrerin und den Mädchen schnitt sie ihre Sachen zu und gab ihnen Anleitung zum Selbstanfertigen. Den jungen Lehrern im Hause stopfte sie nach jeder Wäsche die Strümpfe. Wie manches Körbchen voll fertiger Strümpfe habe ich den Herren hinaufgebracht, von denen wohl keiner eine

Ahnung hatte, wie manche Stunde mühsamer Arbeit sie daran wandte, die oft sehr defekten Strümpfe wieder brauchbar zu machen. Als einmal eine andere Lehrerfrau sich darüber wunderte und meinte, das brauche sie doch nicht, das täten die andern Frauen auch nicht, gab sie einfach zur Antwort: Die jungen Leute haben ja keine Mutter bei sich, die ihnen dies tun kann, darum versteht es sich mir von selbst, daß ich es tue.[1])

Von stillen Diensten solcher Art ließe sich noch manches aufzählen, wie sie einer befreundeten Lehrerfrau mit dem Nähen zu Hülfe kam, wie sie einem armen Schulkinde zum Examen mit Hülfe der Lehrerin ein Kleidchen nähte, und noch mehr dergleichen. Sie arbeitete gern und mit Lust; wohl habe ich sie sagen hören: „ein Mädchen, das nicht gern arbeitet, ist all sein Leben übel daran."

Auch in der Küche besorgte sie einen wichtigen Teil der Arbeit selbst. Obwohl sie auch hier sich sparsam einrichtete, lag ihr doch vor allem daran, die Speisen möglichst gesund und schmackhaft zu bereiten. Zu diesem Zweck scheute sie keine Mühe und Sorgfalt. Sodann war sie dafür, die Nahrungsmittel, besonders Mehl, Kartoffel, Butter, in bester Qualität einzukaufen; sie hielt es für falsche Sparsamkeit, für geringeren Preis minderwertige Sachen zu nehmen. Dagegen konnte sie alles Überflüssige der Küche, alles, was nur zum Angenehmen, aber nicht zum Nötigen und Nützlichen gehörte, mit kurzer Entschlossenheit abstreifen, wenn es über ihre Verhältnisse ging.

Gewiß mag es für den guten Willen der Hausfrau zeugen, wenn sie ihre Gäste dadurch zu ehren sucht, daß sie die Leistungen ihrer Küche im besten Lichte zeigt. Unserer Mutter wäre dies aus pekuniärem wie auch aus einem andern Grunde nicht möglich gewesen. Wir hatten nämlich sehr viel Besuch, zu Tisch und auch zum Logieren, und zwar meist unerwartet. Unsre Mahlzeit, sowohl der gedeckte Tisch, wie die Speisen, war bei aller Einfachheit doch immer derart, daß Vater sich nicht zu scheuen brauchte, auch den wertesten Gast mit zu Tisch zu bringen. Wie in jeder andern

---

[1]) Daß solcher mütterlichen Gesinnung ihrerseits auch die Stellung der jungen Leute zu ihr entsprach, versteht sich wohl von selbst. Ein schönes Zeugnis darüber findet sich in dem Abschnitt über die Wupperfelder Schule.

Weiſe, ſo wollten auch hier die Eltern nicht „ſcheinen“ und „glänzen“.[1])

Damit ſind wir ſchon auf ein anderes Gebiet übergegangen, wo die Beſcheidenheit deutlich hervortrat, den freundſchaftlichen Verkehr. Sie ſuchten keinen Verkehr, der nach außen in die Höhe ging, wiewohl ſie denſelben durch verwandtſchaftliche und andere Beziehungen hätten haben können. So ſagte mir z. B. eine edle, vornehme Frau nach Mutters Tode: „Ich habe Ihre Mutter zuweilen beſucht, aber nie einen Gegenbeſuch von ihr empfangen. Jeder andern würde ich dies übelgenommen haben und weggeblieben ſein. Bei ihr konnte ich dies nicht; ich ging doch wieder zu ihr.“

Der Verkehr der Eltern, auf den wir ſpäter noch eingehen werden, beſtand außer den befreundeten Kollegen aus einigen Familien, die in religiöſer Beziehung mit ihnen auf einem Boden ſtanden und hier die gleichen Intereſſen hatten. Die ſoziale Stellung kam hierbei nicht in Betracht. Die einfache Handwerkerfamilie nahm in dieſem auch edlen Kreiſe dieſelbe Stellung ein wie die des wohlhabenden Kaufmanns.

Beide Eltern verſtanden es, auch mit Leuten aus dem Arbeiterſtande ohne jede Herablaſſung, die leicht verletzt, herzlich und natürlich zu verkehren. So erzählt ein befreundeter Kollege von unſerm Vater: „Im Verkehr mit den kleinen Leuten trat bei ihm immer eine natürliche, gewinnende Freundlichkeit hervor. So iſt

---

[1]) Dieſes Fernſein von allem Glänzenwollen und konſequente Durchführen des Einfachen machte es nach einer anderen Seite hin möglich, auch für ſolche Gäſte offenes Haus und offene Hand zu haben, die dergleichen nie erwidern können und die es doch am nötigſten haben. Für Gäſte ſolcher Art, ſowohl ſtändige, wie zeitweilige, hatte die Küche immer Mittel und Raum. Durch viele Jahre hindurch wurde an zwei Tagen der Woche für zwei bedürftige Familien mitgekocht: in der einen fehlte die Mutter, in der andern war ſie, eine Witwe, in der Arbeit. Dann kam an beſtimmten Tagen als Mittagsgaſt eine blinde Frau aus der Heimatgemeinde der Eltern mit ihrer Führerin, die Strohmatten in der Stadt verkaufte. An jedem Sonnabend kehrte eine Frau aus dem Weſtfäliſchen in der Küche ein, die Heidebündel zum Feueranzünden in die Stadt brachte, und erhielt ihr Mittageſſen. Ihr Mann war dem Trunk ergeben, und für ihre Kinderſchar mußte ſie in harter Arbeit ſorgen. Die Mutter lehrte ſie, ihr ſchweres Los in Gottesfurcht und Geduld zu tragen und ſtand ihr nach Kräften lange Jahre hindurch in Hülfe und Sorge bei. Es würde zu weit führen, noch mehr von Gäſten ſolcher und ähnlicher Art zu erzählen.

mir noch erinnerlich, mit welcher Liebe und Verehrung mein sel. Vater, ein schlichter Weber, ihm zugetan war. Noch kurz vor seinem Tode sagte er, daß unter allen Personen, die in unserm Hause aus und ein gegangen seien, keiner ihn so von vornherein für sich eingenommen habe, wie Dörpfeld; und diese Verehrung für ihn sei bei näherem Kennenlernen von Jahr zu Jahr gewachsen. Er verstand es auch, sich mit Teilnahme in den Gedankenkreis solcher Leute zu versetzen und sie oft durch ein treffendes Wort aufzurichten."

Ein Freund erzählte einmal, er habe einst an einem Sonntag Nachmittage mit Vater einen Besuch in einer auswärtigen, einfachen, christlich gesinnten Familie gemacht. Auf dem Heimwege entfiel dem Freunde die Bemerkung, daß die Unterhaltung mit solchen Leuten doch eine beschränkte, einseitige sei, da man über eine gewisse Linie niemals hinauskäme. Solch ein Urteil war aber nicht nach Vaters Sinn. Ernst blieb er stehen und erwiderte: „Wissen Sie nicht mehr, was Zahn uns gelegentlich über diesen Punkt erzählte? Als er noch Student in Halle war, hatte der sel. Prof. Tholuck ihn in einen Kreis solcher Leute mitgenommen. Als er dann nachher eine ähnliche Äußerung tat, wie Sie vorhin, da hat der Professor ihm ernstmahnend gesagt: „Wenn ich einmal im Leben dahin käme, daß mir der Verkehr mit dieser Art von Leuten nicht mehr gut genug wäre, wenn ich von ihnen nichts mehr glaubte lernen zu können, so würde ich fürchten, daß ich in Bezug auf mein inneres Leben auf einem gänzlich falschen Wege sei.""

Die entsprechende Kehrseite dieses Zuges zu den niedrig Gestellten, seiner milden, freundlichen Art zu den einfachen Leuten war bei Vater in ausgeprägtem Maße vorhanden: der Freimut und die Furchtlosigkeit nach oben hin. Wenn es sein Amt oder Beruf mit sich brachte, daß er mit Vorgesetzten, Höhergestellten zu verkehren hatte, so fehlte es zwar nicht an der gebührenden Achtung in Wesen und Worten, aber das ruhige Selbständigkeitsgefühl, die unabhängige Freiheitsliebe des „Bergischen" Mannes verleugnete er nie. Dies zeigte sich besonders darin, daß er, wo er Gelegenheit hatte, für das, was ihm am Herzen lag, das wahre Wohl der Schule, ohne Menschenfurcht mit mannhaftem Mut, und oft auch mit scharfer Kritik des Bestehenden eintrat.

Es gibt noch einen Punkt im häuslichen Leben, der, an sich weniger bedeutend, doch in den Folgen seiner richtigen oder unrichtigen Beurteilung und Behandlung zu einem verhängnisvollen für die Familie werden kann, an dem schon manches Glück gescheitert ist. Es ist der Geldpunkt. Vater hat von jeher, wie ein Freund sagt, eher zu den zu wenig, als den zu viel rechnenden Naturen gehört. Wir können dies Urteil der Wahrheit gemäß noch verstärken: er war in Geldsachen wie ein Kind, vertrauensvoll und sorglos, hatte wenig Interesse dafür, und daher auch wenig praktische Einsicht darin.

Da war es ein besonderer Gottessegen für ihn, daß unsre Mutter mit klarem, praktischem Sinn die pekuniären Verhältnisse ins Auge faßte und mit Einsicht und Entschlossenheit den Haushalt in seinem ganzen Zuschnitt danach einrichtete. Ihre Liebe zu Vater, ihr Verständnis für seine Eigenart und für seine Arbeit bewog sie, ohne daß er dies bemerkt hätte, die nötige Einschränkung ganz auf sich zu nehmen; dadurch wurde es ihr möglich, Vater volle Freiheit in seinen Ausgaben zu lassen. Die Sparsamkeit, wie sie sie handhabte, hatte jedoch nie etwas Bedrückendes, Kleinliches, auch war nicht mit Worten davon die Rede. Im Gegenteil bewies sich ihre liebreiche Gesinnung erfinderisch im Erfreuen anderer, im Geben und Schenken an Bedürftige. Bei ihr konnte man in Wahrheit sehen, daß auch die einfachsten Verhältnisse eine gewisse großartige Gesinnung in Bezug auf das Mein und Dein gestatten, wenn nur der Mut vorhanden ist, die Ansprüche und Ausgaben mit den Einnahmen in das rechte Gleichgewicht zu bringen, was von seiten der Hausfrau manchen nicht leichten Verzicht in sich schließt. Dieses willige, entschlossene, stille Verzichten auf manchen Komfort, auf manches, was das Leben angenehm und schön macht, dazu das freiwillige, ja in gewissem Sinne freudige Aufsichnehmen von nicht endender Mühe und Arbeit: das war die Art der Sparsamkeit und Einschränkung, die sie uns vorlebte und lehrte.

Welche tiefere Grundlage diese Gesinnung und dieses Tun der Mutter hatte, das wurde mir erst ganz klar in ihrer letzten Krankheit. Sie sprach da ruhig und liebevoll mit mir darüber, daß ich nun bald an ihre Stelle treten müßte, und für Vater und Geschwister zu sorgen habe. Mit treuem, mütterlichem Zuspruch suchte sie meine Trauer zu mildern, meine Zaghaftigkeit zu über-

winden und mir Mut zu der kommenden Aufgabe zu machen. Da kam sie dann auch auf jenen Punkt, daß sie sich eingeschränkt habe, soviel sie gekonnt, um Vater mit seinen Ausgaben nicht zu beschränken. Sie bat mich, so viel ich könne, doch dafür zu sorgen, daß Vater auch ferner darin freie Hand habe. Was er ausgebe, sei es für Bücher, Konferenzen, das Schulblatt, für den Druck seiner Arbeiten, für bedürftige Kollegen und dergleichen, das sei an eine gute Sache gewandt, für die er lebe und arbeite. Seine unermüdliche, selbstlose Arbeit trage ihren Segen in sich, und dieser Segen würde ganz sicher uns Kindern später zu gute kommen.

Dies war in Wahrheit auch eine christliche Gesinnung, die dem Wort und der Verheißung Gottes traut, und fest daran hält, selbst wenn das Gegenteil vor Augen zu liegen scheint. Sodann zeigte sich hier, daß die wahre Liebe nicht blind, sondern sehend, ja weitsehend und vorausschend macht. Die Stellung unseres Vaters war dazumal eine gedrückte, nach verschiedenen Seiten hin. Seine Bücher waren wenig bekannt und brachten fast nichts ein. Seine sonstige aufopfernde Tätigkeit in Konferenzen, Vereinen 2c. verlief auch scheinbar erfolglos; es stellten sich Gegenströmungen ein, die seine Arbeit zu nichte zu machen schienen. Seine Gesundheit war mit durch dauernde Überanstrengung ins Wanken gekommen. Das Einkommen reichte nur knapp bei den durch das Kranksein beider Eltern vermehrten Ausgaben. Ihre geringen Ersparnisse aus den gesunden Tagen hatten die Eltern an Vaters Bruder hingegeben, sie waren verloren. Und doch konnte unsre Mutter vor ihrem Scheiden ohne Sorgen in unsre Zukunft blicken. Sie hatte die feste, getroste Zuversicht, des Vaters treue Arbeit würde doch noch einmal ihre Frucht bringen, vor allem in dem Sinne, in dem sie getan war: zum Besten der Schule und zur innern Hebung seines Standes. Dann aber war sie überzeugt, daß auch uns Kindern der Segen seiner Gesinnung und seines Tuns zu gute kommen werde, nicht nur auf dem geistigen Gebiet, sondern in jeder Beziehung. Folgende Stelle aus einem unserm Vater gewidmeten Nachruf erinnerte mich lebhaft an jenes feste, ruhige Vertrauen unsererer sterbenden Mutter:[1])

„Insbesondere ist es das Gebiet des Volksschulwesens, dem

[1]) Lehrerzeitung für Thüringen und Mitteldeutschland. 1893. Nr. 46.

Unſere Eltern 1858.

Dörpfeld seine Interessen und seine Kraft bis zum letzten Atemzuge widmete. Durch Wort und Schrift ist er vielen Schulen zum Segen geworden. Durch zusammenhängende Vorträge führte er verschiedene Lehrerkreise seiner Heimat ein in das Studium der Psychologie, Logik und Ethik, suchte sie zu begeistern für die ideale Auffassung ihres Berufs und pflegte in ihren Gemütern christlichen Sinn. Hunderte von Lehrern aus allen Gegenden Deutschlands standen außerdem im persönlichen oder schriftlichen Verkehr mit ihm und suchten in besonderen Schwierigkeiten bei ihm Belehrung, Rat und Hülfe, und stets war er zu Rat und Tat bereit — und fähig. Und das alles hat er in wahrhaft christlichem Sinne getan, dem die Frage: „Was wird uns dafür?“ verpönt ist. Manche meinten, zum Nachteil seiner Familie. Allein wem es vergönnt gewesen, mit mir einen Blick zu tun in das Leben der Dörpfeldschen Familie, der merkt auf Schritt und Tritt, daß die Selbstlosigkeit des Vaters ein Gottessegen war, „„der den Kindern Häuser baute.““

Wohl zu keiner andern Zeit war unser Hausstand näher an der Gefahr, nicht auskommen zu können und in Schulden zu geraten, als zu der eben erwähnten Zeit der letzten Krankheit unserer Mutter. Und doch ist mit Gottes Hülfe unser Schifflein an jener Klippe vorbeigekommen: wir haben keine Menschen um Hülfe anzusprechen brauchen, und wir sind niemandem etwas schuldig geblieben. Das war schon ein sichtbarer Gottessegen. —

Im Herbst des Jahres 1861, als Vater 37 Jahre alt war, in bester, rüstigster Manneskraft stand, kam nach Gottes Rat eine schwere Heimsuchung über die Eltern, des Vaters Krankheit, die zu einem dauernden Kreuz werden sollte für seine fernere Lebenszeit.

Schon im Frühling desselben Jahres erkrankte die Mutter, während wir zusammen bei den Großeltern in Düsseldorf zum Besuch waren, an einem schweren, schmerzhaften Leiden an der Hand. Sie wurde mehrmals operiert und mußte noch dort bleiben, als wir andern nach Hause reisten. In einem Brief unseres Vaters an sie aus jener Zeit heißt es dann:

„Nun, liebe Mama, fasse Dich noch ein paar Tage in Geduld. Ich weiß wohl, daß Du gern herüberkämst, heute lieber als morgen. Auch sind hier der Leute viele, große und kleine, die Dich gern unter sich sähen, und wenn ich die Wahrheit sagen

ſoll, ſo iſt der Größte darunter in dieſem Stücke nicht verſtändiger und geduldiger, als der Kleinſte. Indes ſchadet es ihm gar nichts, wenn er durch Not und Zwang noch etwas hinzulernt."

„Der treue Herr im Himmel, der Dir das Kreuz auferlegt hat, — das Du trägſt, und wobei wir bloß zuſehen und alſo nicht einmal ein Zeichen der Ungeduld dürfen laut werden laſſen, — er hat ja doch nur Gedanken des Friedens über uns. Möchten wir ſie erkennen und in guten Tagen unſer Herz allezeit zum Dank geſtimmt haben und immer von neuem dazu ſtimmen! Dann mögen wir auch in ſchwerer Zeit um ſo getröſtlicher ſprechen:

Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen,
Soll doch mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch ſorgen!"

Die Mutter war wieder geneſen, und die Eltern waren in den Herbſtferien mit uns Kindern zum Beſuch bei Verwandten im Jülicher Lande. An einem ſchönen Nachmittag machten die Eltern einen 1½ſtündigen Weg zu einem Schloß und ich durfte mitgehen. Der Gärtner dort zeigte uns in Treibhäuſern und Gärten ſchöne fremde Blumen; Vater fragte ihn mit Intereſſe nach manchen Pflanzen, und er ſchnitt uns zum Abſchied noch einen Strauß ab. Wir hatten dann einen ſchönen vergnügten Heimweg, — es war Vaters letzter geſunder, ſorgenfreier Tag. In der Nacht bekam er den erſten Anfall der ſchlimmen Atemsnot (Aſthma), jener Krankheit, die zwar immer nur periodiſch auftrat, aber vor der er niemals ſicher war. Oft, wenn er ſich abends noch wohl und geſund gefühlt hatte, fing in der Nacht die Not an. Mit Recht hat man dieſe Krankheit eine „Not" genannt. Gegen Schmerzen kann man mit Tapferkeit angehen oder ſie mit Geduld tragen, aber die Atemsnot bringt ein Angſtgefühl mit ſich, welches, wie Vater wohl geſagt hat, nur die in vollem Maße nachempfinden können, die ſelbſt an dieſer ſchrecklichen Krankheit gelitten haben. Sodann hat dieſelbe eine Wirkung im Gefolge, die wohl ebenſo verhängnisvoll, wie die phyſiſche Krankheit iſt. Jenes beklemmende Gefühl der Angſt, beſonders wenn es ſtärker oder anhaltender auftritt, hat eine deprimierende Wirkung auf das Gemüt, und dies iſt wohl die Stelle, wo jenes Kreuz unſern Vater am wundeſten gedrückt hat. In ſolchen Zeiten hat er gelernt,

ſich an ſeinem Gott zu halten, auch dann, wenn die Waſſer der Trübſal ihm bis an die Seele gingen.

In jenem erſten Herbſt dachte er noch nicht daran, daß das Übel ein dauerndes ſein würde. Da er nach Ablauf der Ferien noch nicht wieder imſtande war, gleich unterrichten zu können, ging er noch für einige Zeit zu ſeinem Freunde Dörr in Velbert, einige Stunden von Barmen. Aus den Briefen an die Mutter aus jener Zeit ſeien einige Stellen mitgeteilt, die uns zeigen, in welchem Sinne er ſchon damals ſein Leiden auffaßt:

„In der vergangenen Nacht bin ich leider wieder nicht ohne Beläſtigung geblieben, und auch heute morgen fühle ich mich nicht ſo frei wie geſtern. Durch Rauchen (von Stechapfelblättern mit Tabak vermiſcht) habe ich mir zwar Linderung verſchafft, und wenn ich nachher in den Sonnenſchein gehen kann, ſo wird die Bruſt wohl wieder frei werden.“

„Daß jetzt nach vierwöchentlichem Auf- und Abgehen des Übels dasſelbe doch nicht ganz weichen will, läßt mich beſorgen, es könnte ſich etwas feſtſetzen. Ich habe daher heute an Deinen Bruder Wilhelm (Arzt in Elberfeld) geſchrieben, ob er heute oder morgen nicht auf ein Stündchen herüberkommen kann. Ich möchte ihn gern einmal ſprechen, ob der eingeſchlagene Weg wirklich gut iſt.“

„Ich will mich indeſſen in des Herrn Hand befehlen, der ſich als den Gott aller Barmherzigkeit und alles Troſtes uns erweiſt, und will ſtille ſein. Sei auch Du in Gott getröſtet.

Er hat noch niemals was verſehn
In ſeinem Regiment;
Denn was er tut und läßt geſchehn,
Das nimmt ein gutes End!

„Der Herr ſei mit Dir und mit mir,“ heißt es in einem Brief, „und mache uns ſtille vor ihm, daß wir ſeiner Hülfe in Geduld warten und er uns helfe. „„Durch Stilleſein und Hoffen werdet ihr ſtark ſein.““

Ein anderer Brief lautet:

„Heute ſchreibe ich Dir unter dem Eindruck und Einfluß eines vergangenen warmen, hellen Tages. Das milde, freundliche Wetter hat mich ungemein belebt. Am Vormittag bin ich eine ganze Stunde im Garten herumſpaziert, wobei mir nach Leib und

Gemüt immer wohler wurde. Am Nachmittag hatte ich mir einen größeren Gang in die Umgegend vorgenommen, der ist mir auch gut bekommen. Ich fühlte mich jetzt gar nicht müde, sondern vielmehr gekräftigt."

„Unser treuer Herr und Gott, der Schöpfer und Liebhaber alles Lebens, kann mir zwar durch zehntausend Mittel und Wege wieder zur Gesundheit verhelfen; aber nach meinem geringen Verstande wünsche und bitte ich ihn doch, daß er noch auf ein paar Tage uns solche freundliche Witterung bescheren möge. In der Hoffnung darauf will ich denn für meinen Aufenthalt hier noch ein paar Tage zusetzen. Hoffentlich geht es auch mit der Schule so, daß ich es noch wagen darf. Zuweilen faßt mich wohl auf einmal der Gedanke an Haus und Amt, als müßte ich schnell aufbrechen. Dann befehle ich aber alles wieder in Gottes Hand; er hat mich ja ausgespannt und hierhergeschickt. Er gebe mir nur Geduld und Beugung in seinen Wegen und lasse auch diese Züchtigung dazu dienen, daß ich mein Herz und meine Wege in seinem Lichte genauer prüfe und um so ernstlicher trachte, in allem treuer und lauterlicher vor ihm in Amt und Haus zu wandeln."

Mit Gottes Hülfe kräftigte sich seine Gesundheit so, daß er seine Schularbeit wieder aufnehmen und in alter Weise durchführen konnte. Nur hie und da trat noch eine kurze Unterbrechung durch das alte Übel ein. Auch seine andern Arbeiten hatte er wieder mit Fleiß in Angriff genommen. Wenn auch der Arzt gegen die späte Nachtarbeit ein entschiedenes Veto eingelegt hatte, so waren ihm doch die frühen Morgenstunden gestattet, und die benutzte er treulich, im Sommer und Winter, wenn er eben wohl genug war. Nur in den Herbstferien, beim Übergang zu der rauheren Jahreszeit, stellte sich mehrmals sein Übel in alter Heftigkeit ein. So schreibt er im Herbst 1864 an einen süddeutschen Freund:

„Sie haben mich schon mit drei Zuschriften erfreut und noch immer keine Antwort erhalten. Diese Schuld drückt mich sehr, ich muß wenigstens einige Zeilen auf Abschlag senden, obwohl mir augenblicklich das Schreiben sehr schwer fällt. Ich war krank — fünf Wochen lang — an Bronchialkatarrh mit Asthma, ein Leiden, das mich zuerst vor drei Jahren befiel, dann im vorigen Jahr zur selben Zeit, und im laufenden Jahre wieder."

„Jetzt bin ich, Gott sei Dank, von dem Übel frei, aber der Kopf ist noch sehr angegriffen; in der folgenden Woche gedenke ich auch die Schulluft und Schularbeit wieder zu versuchen. Der Herr gebe Gnade, daß ich seine Züchtigung nicht gering achte und mir der Segen nicht entgehe, den er mir zugedacht hat. Das Asthma ist ein herrliches Mittel, um alle hohen Gedanken und Triebe zu beugen, und alles Harte zu erweichen. Man fühlt sich dabei buchstäblich wie ein Fisch auf dem Trockenen: das Verzagen ist näher als alles andere. Des Herrn Barmherzigkeit sei gepriesen, die der Not ein Ende gemacht hat."

In einem andern Brief heißt es: „Von menschlichen Experimenten zur Herstellung der Gesundheit werde ich immer mehr ab- und zu dem lebendigen Wort, das da alles heilet, hingewiesen."

„Tod, Sünd, Teufel, Hölle und Gnad
Alles in Händen er hat;
Er kann erretten
Alle, die zu ihm treten!"

„Daran will ich festhalten, und um so fester, je matter und müder Herz und Hände werden. Und wenn sie so matt und müde werden, daß sie nicht mehr halten können, so wird das Heil, das beste Teil, ganz, ganz nahe sein. „„Er hilft den Elenden herrlich!"" Gelobet sei sein heiliger Name von nun an bis in Ewigkeit!"

„Ich habe schwere Christtage gehabt," schreibt er drei Monate später, „seit Samstag Abend ist die Brustbeengung wieder heftiger geworden."

„Was wäre es auf der Welt, wenn wir keinen Heiland hätten. Gott verleihe uns die Gnade, immer fröhlicher sagen zu lernen: „„Mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes.""

Dieser Spruch ist ihm in jenen schweren Tagen bedeutsam geworden und für immer geblieben. Er bezeichnete ihm eine Freude, die sich durch das Leid durchgerungen, es innerlich überwunden hat. Er schrieb ihn auf seine Photographie, die auf Wunsch vieler Freunde und Schüler damals angefertigt wurde. Später bestimmte er dieselbe Stelle für den Grabstein unserer Mutter.

Eines brachte ihm die so manchmal durchgekämpfte Not und die in derselben erfahrene Hülfe ein, was ihm auf keinem andern Wege so hätte zu teil werden können: das Verständnis für Bekümmerte und Leidende von allerlei Art, und die daraus er-

wachsende Fähigkeit, auf ihren Gemütszustand einzugehen, ihnen zurecht zu helfen in ihrer Dunkelheit, und sie zu trösten mit dem Trost, den er selbst erfahren. So schreibt er im Herbst 1865 an einen durch Krankheit gebeugten, gemütlich gedrückten Freund:

„Soeben kommt Dein Brief an und berichtet mir zu meiner herzlichen Betrübnis, daß Dich auch wieder ein Stück des Erden-Elends überfallen hat."

„Dein leiblich Übel verstehe ich nicht und kann also darin nicht ärztlich raten und helfen. Aber was Krankheit ist, samt ihren Sorgen und Elendigkeiten, — was Zagen und Verzagen ist, — was Unruhe und Friedelosigkeit samt den Schrecken der Sünde und der Ewigkeit, — davon ist mir einige Erfahrung geworden; doch was noch mehr gilt, ich habe auch erfahren, daß wir (Du und ich und alle die tausend Millionen auf dieser armen Erde) einen Gott haben, der da hilft, einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet."

„Im vergangenen Jahre habe ich Zeiten gehabt, wo mir vorgestellt war, wenn auch nicht mit meinem Leben, so doch mit meiner Arbeit sei es auf Erden zu Ende. Wochenlang hatte ich ruheloſe Nächte, durch stetiges Wiederholen meines Übels. Doch aber nenne ich es kein unglückliches Jahr, weil es kein trostloses war. Die Tage der Trostlosigkeit fallen vielmehr in frühere Zeiten. Genug von mir."

„Du sagst: „„Ich kann nichts Besseres tun, als mich ihm, der alles lenkt, in die Hände befehlen;"" — und seufzest: „O könnte ich das doch mit voller Ruhe, mit glaubensfester Zuversicht!" Du hast recht, so zu seufzen, — und hast doch sehr, sehr unrecht. Weißt Du warum? Diese Frage trägst Du schon 41 Jahre mit Dir herum; Gott hat sie Dir durch Deiner lieben Eltern Hand auf die Stirn schreiben lassen und die Antwort dabei; denn sie ist Dir nahe, in Deinem Munde und in Deinem Herzen. Wie heißest Du? Daniel = „Gott ist mein Richter." Siehe da, Frage und Antwort in Einem. Weißt Du, wie Gott richtet? Das ist die Frage, die Du erforschen sollst Tag und Nacht, in Leid und Freud; und sobald Du sie verstehst, so wird ein Meer von Seligkeit Dich überströmen, daß das kleine arme Herz schier überläuft von der Lust und Wonne, die es nicht fassen kann und von Lob, Preis und Dank ob der überschwenglichen Liebe, die sich herunterließ auf das arme nackte Kind in der

Mutter Arm dort auf dem Hammer an der Wupper und ihm, bevor es weder Böses noch Gutes unterscheiden konnte, weder Theologie noch Pädagogik studiert, das königliche Siegel auf die Stirn drückte: Du sollst Daniel heißen: Ich, Gott, der allein gut ist, bin Dein Richter; mit dem Siegel sollst Du durchs Erdenleben gehen, vorab arm, armer Leute Kind, aber ich, der Herr, will Dich versorgen samt Deinen armen Eltern, so daß immerdar, wenn man fragt: hast Du je Mangel gehabt, Du sagen sollst: nie keinen; mit diesem Siegel sollst Du Kindlein mit dem zaghaften Herzen durch die arge Welt gehen, durch eine Welt voller Angst, wo selbst der Mannhafteste, „mein Sohn des Wohlgefallens", hat zittern und zagen müssen und sich zum Tode verlassen fühlte; — durch diese Welt soll Dich mein Siegel sicher hindurch tragen, und wenn einmal alle Wetter über Dich gehen, sei es Krankheit oder Schmach vor Menschen, oder Unrecht, das Dir die Hoffärtigen und Widerwärtigen antun, oder Sündenangst, oder Todesschrecken, oder Kleinmut, oder wie die Legion der Angstmacher heißen mag, — dann sollst Du, lieber Daniel, meines Namens gedenken, der auf Dich gelegt ist, daß Du sagest: Gott ist mein Richter, der Gott aller Gnaden und alles Trostes, der Gott, bei dem kein Ding unmöglich ist, — der erretten kann alle, die zu ihm treten, — Tod, Sünd, Teufel, Leben und Gnad, alles in Händen er hat, der mich gerufen, ehe ich ihn kannte, der durchhilft, ehe man ruft, der seinem lieben Kindlein die Christbescherung fertig macht und alles nett dahinstellt, bevor es die Augen auftut, und wenn es dann erwacht, alle Christtagsfreude vor sich ausgebreitet sieht und in die Hände klatscht und spricht: ach, ich glückliches Kind, woher kommt mir das alles? das hatte ich ja nicht gedacht und nicht geglaubt! Siehe da, lieber Daniel, das ist Gott, der Wunderbare, der Dein Richter ist und war und sein wird, gestern, heute und in Ewigkeit unveränderlich derselbe."

„Weißt Du nun, wie Gott richtet? Du weißt es ja und weißt es doch nicht. Wer weiß es? Wer glaubt es? Hast Du je einen gesehen, der alle Tage sich „mit voller Ruhe, mit glaubensfester Zuversicht" in Gottes Hände legen kann, so, wie Du jetzt seufzest? — In guten Tagen, ja; aber auch in bösen? — Und dennoch; es hat einer gesagt: „Ich will den Herrn loben allezeit u. s. w." (Ps. 34) und Tausende haben so oder anders

mit ihm gesagt, — (siehe die Angst- und Freudenpsalmen 1—150). Also dennoch! Aber wie ist ihm denn nun? Ja, das ist das Rätsel, an dem wir zu studieren haben; die enge Pforte, welche das blöde Auge nicht sehen kann, weil es ein großes Tor sucht, und an welcher das verdrehte Herz immer wieder vorbeirennt, um danach zu fragen und zu suchen; das Rätsel, an dem einer zu Tode lernen kann, doch nein, nach Gott sucht niemand umsonst, denn wenn er ja meinte, er lerne sich zu Tode, so würde er just da, wo er glaubte im Tode zu versinken, sich mitten in dem engen Tor stehend finden, d. i. im Ausgang vom Tod, im Beginn der Errettung."

„Aber warum können wir Gott nicht allezeit loben? Weil wir nicht verstehen, wie er richtet, er, der aller Welt Richter ist. Und warum verstehen wir das nicht? Weil wir verkehrten und verdrehten Herzens sind. Aber wo sitzt denn diese Verkehrtheit und Verdrehtheit? — die Wurzel und Quelle aller Sünde und alles Jammers? — Ja, wenn sich das so theoretisch lernen ließe, als man es theoretisch lehren kann, dann hätte ich als fünfjähriges Kind schon den Schlüssel zur Wahrheit in Händen gehabt, denn schon damals habe ich 1. Mose Kap. 3 gehört und leidlich verstanden. David sagt Ps. 51, 8: Siehe, du hast Gefallen an der Wahrhaftigkeit im Verborgenen des Herzens, an der Wahrheit, die der Mensch am tiefsten Ort des Herzens verbirgt; wo der Mensch seine wahre Natur besehen, erkennen und bekennen will, also daß er allen Feigenblättern, auch denen, welche die geheimste Blöße und Schande verdecken sollen, den Abschied gibt, kurz, wenn er ehrlich und offen vor Gott hintritt: dann läßt ihn Gott auch wissen seine heimliche Weisheit, die Weisheit des Heilsgeheimnisses. Siehe da die enge Pforte: Ps. 51, 8. Wer mit David beten lernt V. 2—7, den lehrt Gott auch beten V. 9—21. Aber in der Praxis dreht sich alles um die enge Pforte in Vers 8, um die Verdrehtheit im Verborgenen. Denn die sitzt nicht in Lastern und Leidenschaften, nicht in Aktionen — dies sind eben die faulen Früchte des faulen Baumes — sondern in der Disposition des Herzens, aber nicht in der Disposition der physischen Kräfte untereinander, sondern in der Stellung des Herzens zu Gott. Nach 1. Mose 3 steht's so: das menschliche Herz hat Gott im Verdacht, daß er es nicht gut mit ihm meine, und daneben hegte es die Anmaßung, auch

ohne Gott so viel Einsicht und Verstand von Gutem und Bösem zu besitzen, um sein Glück und Leben selber in eigener Hand halten zu können. Siehe da die Wahrheit im Verborgenen des Herzens! Aber ist das ein Geheimnis? Ja und nein; nein, denn es liegt offen vor jedermanns Füßen; ja, denn wer noch nicht allezeit Gott loben kann, der hat sich, und daher auch Gott noch nicht erkannt."

„Gott hat in seinem Bilderbuch für Kleinkinderschulen, Bibel genannt, beides, den Menschen und sich selbst in tausend und aber tausend verschiedenen Situationen und Figuren abbilden lassen; aber die Kinderchen begucken die bunten Bilder und freuen sich eine Weile daran, und endlich kennen sie sie alle auswendig und legen das Bilderbuch hin. Und wenn dann der liebe Maler sie mahnen läßt, sie möchten doch die Wahrheit, die unter den Bildern verborgen wäre, zu fassen suchen, dann sehen sie den Mahner erstaunt an und sagen: wir wissen schon alles ganz gut, gewiß, wir wissen es gut; und wenn er dann dringlicher mahnt und sagt: setzt euch doch zusammen und befragt und besprecht euch über die Bibel, denn es ist euer Heil darin verborgen, dann werden sie schier unwillig und mancher ist ehrlich genug zu sagen: Uns ekelt vor dieser losen Speise. Siehe da, die Wahrheit im Verborgenen des Herzens!"

„Aber bis zu dieser Ehrlichkeit kommt das Menschenkind nicht so leicht; dieweil aber Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, so hat er eine Stelle bestimmt, wo dem Menschen, wenn er die Augen nicht mutwillig sich ausreißt, beides, seine Ungerechtigkeit und Gottes, des gerechten Vaters (Joh. 17, 25) Gerechtigkeit wie ein heller Blitz ins Gesicht leuchtet. Selig, wen sein Lebensweg zu dieser Stelle geführt hat!"

Ein diesem Kranken nahestehender Freund erzählt nach seinem Heimgang, nichts habe denselben aus seiner tiefen Melancholie herauszureißen vermocht, als der tröstliche Zuspruch unseres Vaters, seines Jugendfreundes.

In jenem Herbst hatte ihn sein eigenes Leiden besonders lange gequält. Es wurde ihm dann von der städtischen Behörde der Vorschlag gemacht, ihm zur Kräftigung seiner Gesundheit ein ganzes Jahr einen Stellvertreter zu geben. In der Hoffnung,

daß durch dieſe gänzliche Ausſpannung ſein Übel vielleicht dauernd gehoben werden könne, nahm er dankbar das Anerbieten an.

Im Sommer dieſes freien Jahres (1866) reiſte er auf Einladung ſeines Jugendfreundes Hollenberg nach Saarbrücken, wo derſelbe als Gymnaſialdirektor angeſtellt war; er hoffte, in der veränderten Luft und Umgebung Erholung zu finden. Die treue Fürſorge des Freundes und ſeiner Gattin hatte ihm einen ſchönen Aufenthalt bereitet, an den er im ſpäteren Leben oft und gern zurückdachte. Auch in der Familie des andern dortigen Freundes, des Töchterſchuldirektor Brandt, fand er freundliche Aufnahme, und manche andere freundſchaftliche Beziehung in Saarbrücken und der Umgegend wurde in dieſer Zeit angeknüpft.

Einen beſonders günſtigen Erfolg für ſeine Geſundheit hatte aber weder dieſe Reiſe, noch überhaupt das ganze Urlaubsjahr, obwohl demſelben noch vier Monate zugeſetzt wurden. Auch war jene Zeit nach einer andern Seite hin keine Ruhe- und Erholungszeit für ihn, ſondern eine Zeit ſchweren Druckes und Kampfes. Was er hier ſeeliſch durchzumachen hatte, konnte nur nachteilig auf ſeinen ohnehin leidenden Körperzuſtand wirken, und an die gehoffte Geneſung oder wenigſtens Beſſerung ſeines Leidens war nicht zu denken. In Bezug auf jene Zeit ſchreibt er ſpäter einmal: „In den Jahren meiner Trübſal, 1865—1867, hatte ich mir ein Gebetsheftchen zuſammengeſchrieben, das mein täglicher Begleiter war. Geſtern habe ich dem kranken Freunde ein paar Auszüge daraus geſchickt. Dieſe Rezepte aus der Apotheke des Weltarztes werden ihm, wie ich hoffe, auch gute Dienſte tun.“

Im Frühjahr 1867 nahm er ſeine Schularbeit wieder auf, wenn auch nicht mit friſchem Mut, ſo doch mit dem Vertrauen, daß ihm Gott der Herr die nötige Kraft ſchenken werde, ſeinen Beruf ausfüllen zu können.

Nach dem Eintritt ſeiner Krankheit war ihm zunächſt das Reiſen abgeſchnitten: wagte er es dennoch, ſo mußte er krank wieder heimkehren; das alte Übel hatte ihn draußen überfallen.

Im Jahre 1868 wurden ihm von unbekannter Hand, durch Vermittlung des Freundes und Nachbars, Paſtor Frommel, die Mittel zu einer Reiſe in ein Seebad geſchenkt.

Jenes Geſchenk eines ungenannt ſein Wollenden nahm er einfach mit Dank gegen Gott an. Er reiſte dann in das damals noch ganz ſtille holländiſche Seebad Sandvoort, wo er ſich ſichtlich

erholte in der stärkenden Luft. Aus den Briefen von dort an die Seinigen daheim möge eine Briefstelle an unsre Mutter hier angeführt sein, da sie für ihr Verhältnis zu einander charakteristisch ist:

„Ich habe es auch wieder empfunden, wie lieb mir ein Brief von Deiner Hand ist. Mit Lebhaftigkeit trat mir wieder die Zeit vor die Seele, wo wir so viel brieflich miteinander verkehrten, weil wir's persönlich noch nicht konnten, auch wir uns persönlich so noch nicht kannten, wie jetzt nach 17 Jahren. Ist nun ein Brief inmitten des ehelichen Lebens nicht ganz das, was ein Brief in der Brautzeit ist, so ist er darum nicht weniger, sondern mehr, weil die Personen sich auch mehr geworden sind. Bei mir ist es wenigstens der Fall. Wärest Du mir in der Brautzeit durch Tod oder auf andere Weise entrissen worden, so würde mir das hart gewesen sein, allein jetzt würde mir das Scheiden und Meiden zehn und viel mal härter fallen. Gott wird es mir verzeihen, wenn ich an einen solchen Fall niemals denke, weil ich nicht daran denken mag. Gott hat unsern Ehestand doch reichlich gesegnet, reich durch die Kinder und reich durch gegenseitige Liebe. Es drückt mich oft schwer, daß ich Dir nicht besser und fühlbarer danken kann für alles, was Du mir bist und gibst und tust; ich denke zunächst an den Dank durch freundliche Liebesbezeugung und Fürsorge im kleinen. Ich weiß nur zu gut, daß ich es viel daran fehlen lasse; einmal fehlt mir in meiner Lebensart, in meinem Benehmen so manches, was andre Männer haben und wodurch sie ihren Ehefrauen die Mühen versüßen, und dann liegt mir so viel im Kopf, durch Amt und Schriftstellerei, was meine Gedanken so sehr hinnimmt und beschäftigt, daß ich unser Zusammensein sowohl weniger genieße, als Dir weniger Genuß bereite. Ich freilich komme dabei weniger zu kurz, weil Deine Liebe so sorglich und warm sich fühlbar macht, aber Du bist eben der Teil, welcher entbehren muß. Gott der Herr wolle durch seinen Geist an mir bessern, was gebessert werden muß, und uns nur innerlich unsre Liebe warm erhalten, so wird diese Liebe uns doch nicht arm fühlen lassen. Er ist auch mein Zeuge, daß ich es aufrichtig empfinde, wenn ich sage, daß ich Dir die bessere Hälfte unseres ehelichen Glückes verdanke, und Du mir nur Liebes getan hast und kein Leides."

Auch von seinen damaligen Briefen an seine Kinder seien einige mitgeteilt; sie zeigen wie er für die Art der Kinder auf

den verſchiedenen Altersſtufen den rechten Ton zu treffen wußte. So ſchreibt er an den 2½jährigen Jüngſten:

„Lieber Johannes! lieber Hans! liebes Hänschen!

Ich heiße Dich dreimal lieb: der Vater hat Dich lieb, die Mama hat Dich lieb, und Deine Geſchwiſter haben Dich lieb. Haſt Du uns auch alle lieb?

Biſt Du auch brav geweſen? Haſt Du auch noch eine Peitſche? Haſt Du auch Äpfel bekommen? Wenn ich heimkomme, ſo bringe ich Dir auch viel mit: 1. eine Peitſche, 2. viele Schneckenhäuschen und Muſchelhäuschen, 3. eine Taſche voll Äpfel und 4. einen Kuß. Dann wirſt Du Dich freuen.

Es grüßt Dich und die liebe Mama und Auguſte (das Mädchen) und alle lieben Leute im Hauſe

Dein Vater

F. W. D.“

Der Brief an das jüngſte Töchterchen lautet:

„Liebe Chriſtine!

„Der Agnes habe ich etwas vom Meere und von den Fiſchen geſchrieben, die im Meere wohnen. Dir will ich von andern Meerbewohnern etwas mitteilen, die kleiner ſind als die Fiſche, und auch etwas von gewiſſen kleinen Landbewohnern. Beide — die im Meer und die auf dem Lande — wohnen in Häuſern; jene ſind ſo groß wie ihre Häuſer, freilich ſind die Häuſer ſehr klein, etliche ſo klein wie eine Erbſe, andere wie ein Ei und wie eine Fauſt. Von den Bewohnern dieſer Meereshäuſer kann ich aber eigentlich nichts erzählen, denn ich habe nur ihre Häuſer geſehen; die Beſitzer waren ausgewandert oder tot. Die Häuſer liegen dann am Meeresufer; ich habe viele aufgeleſen und bringe Dir und dem Johannes und der Agnes eine Taſche voll mit. Nun muß ich noch etwas ſagen von gewiſſen Landbewohnern, und dann ſollſt Du raten, welche Meerbewohner und welche Landbewohner ich meine. Die kleinen Meerbewohner in den kleinen Häuschen können weder ſprechen, noch ſingen, noch ſchreien. Die kleinen Landleute aber, welche ich meine, können alles, was die kleinen Leute in Barmen können: ſprechen, ſingen, ſchreien. Sie ſprechen aber nicht deutſch, ſondern holländiſch, z. B. wenn ſie des Morgens einem begegnen, ſo ſagen ſie: „gui Moorgen, mien Heer“. Merkwürdig iſt aber, daß ſie nicht holländiſch, ſondern deutſch ſchreien, ja, wenn ſie noch ſehr, ſehr klein ſind, ſo

können sie doch schon deutsch weinen und schreien, und sind doch nie in Deutschland gewesen. Ist das nicht merkwürdig? Gestern hörte ich auch so einen kleinen Landbewohner, der ein deutsches Lied sang, nämlich: „Halleluja, Gott zu loben.“ — Nun mußt Du raten, wovon ich Dir erzählt habe, dann sollst Du auch herzlich gegrüßt sein

von Deinem Vater

F. W. Dörpfeld.“

Und der Zehnjährigen schreibt er:

„Liebe Agnes!

Dir muß ich auch einmal schreiben, da es hier manches zu sehen gibt, was ihr in Barmen nicht zu sehen bekommt.

Da ist erstlich das große Meer, die Nordsee, die einen Teil des atlantischen Meeres bildet. Wenn man unten am Strande steht, so kann man weit über das Wasser sehen — nach Westen — und den Strand hinauf nach Norden und hinunter nach Süden. Nach Westen hin reicht das Auge etwa 3—4 Meilen weit, etwa so weit wie von Barmen nach Hochdahl. Es scheint aber lange nicht so weit zu sein, sondern das Wasser sieht aus wie ein sehr breiter Strom, nur daß man statt des jenseitigen Ufers den Himmel sieht. Steigt man nun auf die Dünenhügel, auf das höhere Ufer, so wird die Aussicht über das Meer viel größer; dann sieht man etwa 6—7 Meilen weit. Wenn in der Ferne ein Schiff kommt, so sieht man erst am Horizont die Spitze des Mastbaums, dann den ganzen Mast und die Segel, und endlich erst den Rumpf des Schiffes. Umgekehrt, wenn das Schiff fortsegelt, so verschwindet erst der Rumpf und endlich sieht man noch die Spitze des Mastes mit dem Wimpel und dann nichts mehr. Das kommt daher, daß die Erde rund ist.

Die Fische, die hier gefangen werden, d. h. die ich schon gesehen habe, sind folgende:

1. Zungen, — das sind Fische, welche ganz platt sind, und gestaltet, wie eine Zunge, vorn und hinten rundlich spitz und in der Mitte breiter. Diese Fische schwimmen so, daß die linke Seite unten ist und die rechte Seite ist oben, dort stehen auch die Augen. Das sieht sonderbar aus. Sie sind so groß wie eine Manneshand, oft auch noch größer.

2. Schollen,

3. Butten, — diese zwei Arten der Fische sind fast gerade so gestaltet wie die Zungen und haben auch die Augen auf einer Seite.

4. Rochen oder Stachelrochen. Das sind auch platte Fische, wie jene drei ersten Arten, aber noch größer, etwa so groß wie die Platte eines Stuhles. Ihre Gestalt ist aber nicht länglich rund, sondern viereckig; der Kopf ist an einer Ecke und an der Ecke gegenüber steht der Schwanz. Der Schwanz ist hier lang und schmal und mit vielen Stacheln (Zähnen) besetzt. Das Maul ist nicht vorn an der Spitze des Kopfes, sondern mehr zurück unter der Schnauze.

5. kleine und große Schellfische, — die kleinen sind etwa 1 Fuß lang; große hast Du ja auf dem Markt in Düsseldorf gesehen.

6. Pittermännchen, — das ist ein Fisch wie unsere gewöhnlichen Flußfische, etwa einen Fuß lang. Er hat aber etwas Merkwürdiges an sich; das will ich Dir erzählen, wenn ich heimkomme.

Vor etlichen Tagen hatten die Fischer auch einen kleinen Haifisch gefangen, der etwa zwei Fuß lang war. Der wird aber nicht gegessen; die Fischer warfen ihn fort. Im atlantischen Meere gibt es auch große Haifische. Das sind böse Raubtiere, welche um die Schiffe herumschwimmen und die Leute verschlingen, welche ins Wasser fallen.

Nun habe ich wohl genug erzählt. Sei in der Schule fleißig und aufmerksam und mache der Mama Freude und bete auch für mich, daß der liebe Gott mich glücklich wieder heimführt. Es grüßt Dich herzlich

Dein Dich liebender Vater

F. W. Dörpfeld."

Diesen Kinderbriefen sei noch ein Briefchen beigefügt, welches er seinem Ältesten zum 11. Geburtstag, dem 2. Weihnachtstage, mit seinem kurz zuvor herausgekommenen Büchelchen über Adolf Clarenbach schenkte. Es lautet:

„Lieber Wilhelm! Du bist am nächsten Tage nach dem Christfest geboren, — möchtest Du Dein Lebtage in der Nähe des Christkindes bleiben!"

„Du bist am Gedenktage des ersten Märtyrers geboren; darum gedenke: Selig sind, die wie Stephanus dem Lamme nach-

folgen, wo es hingeht. Daran möge Dich auch die beiliegende Geschichte unseres bergischen Märtyrers, des Adolf Clarenbach, erinnern."

An diese Briefe an seine Kinder seien noch einige Erinnerungen an Vater aus der Kinderzeit angeschlossen. Er verstand es, auf kindliche Fragen eine kurze, für das Kind passende Antwort zu geben. So erzählte mir eine Dame, die bis zu meinem 5. Jahre bei uns als Lehrerin war, der Vater habe mich einmal gemahnt, ich müsse Geduld lernen. Auf meine Frage: „Papa, was ist denn Geduld?" habe er geantwortet: „Kind, Geduld heißt Warten". Dieses Wort sei ihr im Leben in schwierigen Zeiten oft tröstlich eingefallen. Das treffliche Erklärungswort zeigt auch deutlich, daß die Geduld nicht nur ein Passives ist, sondern daß ihr die geistige Tätigkeit des Glaubens und Hoffens innewohnt.

Auch mit ernstlichem Mahnwort wußte er, wo es nötig war, den rechten Punkt im Gemüt des Kindes zu treffen, so daß der Eindruck nicht selten ein bleibender war. Einem seiner Kinder, meist willig und gehorsam, war eine besondere Hingebung an seine Arbeit wie an sein Spiel eigen. Von einem von beiden abgerufen zu werden, um eine Besorgung in der Stadt zu machen, war ihm sehr ungelegen; es zeigte dann öfter Unlust, zuweilen sogar Eigensinn. Als trotz strengen Durchführens und freundlichen Zuredens der Fehler immer wiederkehrte, wurde der Vater zu Hülfe gerufen. Er ging mit der Kleinen allein auf sein Studierzimmer, dort nahm er sie auf den Schoß und fragte, ob sie den 2. Vers kenne von dem Liede: „O Gott, du frommer Gott". Da sie ihn nicht kannte, hat er ihn ihr vorgesagt:

„Gib, daß ich tu mit Fleiß,
Was mir zu tun gebühret, ꝛc."

Der eindringlich gesprochene Vers und die wenigen Worte, die er beifügte, haben dem Kinde geholfen, in der Zukunft selbst diesen Fehler zu bekämpfen und abzulegen.

Wie mit anderm Spielzeug, so waren wir als Kinder auch mit Bilderbüchern nicht verwöhnt. Wir hatten nur wenige, aber gute, z. B. die Hey-Speckterschen Fabeln, die wir immer wieder besahen. Die damaligen bunten Bilderbücher hatte Vater nicht gern, und Karikaturen irgend welcher Art erst recht nicht. So haben wir, trotz unseres Verlangens, niemals einen Struwelpeter

bekommen, den wir bei andern Kindern so gern sahen. In seinem Studierzimmer hatte Vater eine Mappe mit den kleinen Richterschen Bildchen aus dem Rauhen Hause, die bekamen wir zum Besehen, wenn wir bei ihm waren. Eine Erfahrung bei diesem Bilderbesehen führt er in einer seiner Schriften über den Religionsunterricht an. Da dieselbe auf ein ihm wichtiges „Hauptstück der pädagogischen Kunst" hinweist und sein feines Verständnis für die Kindesnatur zeigt, sei die betreffende Stelle hier mitgeteilt.[1]) Es ist von der Wichtigkeit des Fragens beim Unterricht die Rede, und es wird gesagt, daß dasselbe die Aufmerksamkeit wecke, und nicht nur ein schärferes Merken und dadurch reicheres Erkennen bewirke, sondern mit der reicheren Erkenntnis wachse auch die Freude an diesem Erkennen und Lernen. Dazu führt er folgendes Beispiel an.

„Neulich traf der Verfasser eine Mutter, die einem 2—3jährigen Kinde, um es ein wenig zu beschäftigen, die bekannten Rauhhäusler Bildchen zeigte. Das Kind war geweckten Geistes, aber bei dem Bilderbegucken kam wenig davon zum Vorschein. Kaum hatte es einen flüchtigen Blick auf ein vorgehaltenes Blatt geworfen, so wurde schon ein neues verlangt, um wieder ebenso schnell absolviert zu werden; nur je und dann schien eine Figur — ein Hund, oder Vogel, oder Mensch — ein größeres Interesse zu erregen: die Aufmerksamkeit blieb etwas länger gefesselt. Bei dieser Eile und Unruhe des Kindes war die Reihe der Bilder und überhaupt die Beschäftigung damit bald am Ende. Ein anderer würde ob der Ungeduld des kleinen Wesens wohl ebenfalls ungeduldig geworden sein; allein eine Mutter weiß sich zu schicken und zu drücken, sie kennt ja die Natur des Kindes. Im vorliegenden Falle konnte aber jemand, der ziemlich ungeduldig daneben saß, der Mutter zeigen, daß sie die Natur ihres Kindes doch noch nicht recht kannte. Er hielt dem Kinde von neuem ein Bild vor, und nun ging das Fragen und Zeigen an: Was ist dies? Was ist das? — Wo ist der Mann, der Knabe, der Hund, der Vogel? — Wo hat der Vogel den Kopf, die Beine? Wo sitzt er? Wohin fliegt er? — Was hält der Knabe in der Hand? Was will er tun? u. s. w., u. s. w. Wie wurde da die Kleine lebendig und

---

[1]) Gesammelte Schriften Bd. III. 2. Teil. Zur Methodik des Religionsunterrichts. S. 8.

doch auch ruhig! Bei einem und demſelben Bildchen blieb die Aufmerkſamkeit ſo lange gefeſſelt, bis faſt alle Einzelheiten, für welche die Faſſungskraft zureichte, durchgefragt und beſehen waren. Jetzt wußte die Mutter ſelbſt den Weg, und ſie erzählte ſpäter, daß das Kind faſt zwei Stunden lang bei der kleinen Bilderſammlung ausgehalten habe, ohne des Sehens und Zeigens, des Fragens und Antwortens müde zu werden. Woher dieſe Veränderung? Ein ſolches Kind hat ja Luſt, etwas zu ſehen, aber nicht die Ausdauer, nicht den ſelbſtändigen Entſchluß zum Beſehen. So wird ein vorgehaltenes Bild wohl angeguckt, da aber die einzelnen Figuren nicht genug ins Auge fallen, ſo bringt das Ganze keinen andern Eindruck hervor, als beim Erwachſenen ein Blick auf durcheinanderwogende Rauch- und Wolkengeſtalten. Wer von uns hat nun Luſt und Ausdauer, ſtundenlang ſolche Rauch- und Wolkenmaſſen aufmerkſam anzuſchauen? Darum war auch die Unruhe und Eile des Kindes den nebelhaften Bildformen gegenüber ganz in der Ordnung. Durch das Fragen und Zeigen aber wurde die Aufmerkſamkeit angeſpornt; die geſteigerte Aufmerkſamkeit bewirkte ein ſchärferes Sehen, ein reicheres Erkennen; mit dem reicheren Erkennen wuchs auch die Freude daran. Luſt und Liebe zur Sache ſind aber bekanntlich gewaltige Hebel der Tätigkeit bei Großen und Kleinen; ſie beim jugendlichen Lernen zur Mitwirkung heranzuziehen, iſt das erſte Hauptſtück der pädagogiſchen Kunſt."

Wir Kinder hatten unſern erſten fremdſprachlichen Unterricht vom Vater erhalten. Weil er nun ſelbſt durch ſeine vielen Arbeiten und noch mehr durch ſein öfteres Unwohlſein ſich dem Unterricht des Sohnes nicht ſo widmen konnte, wie er gern gewollt hätte, entſchloſſen ſich die Eltern, ihn für einige Jahre in die Zahn'ſche Anſtalt auf Filb bei Mörs zu geben. Es war dieſelbe Anſtalt, in der Vater ſelbſt früher Schüler und ſpäter Lehrer geweſen war, die jetzt ein Sohn ſeines alten Direktors leitete.

Es wurde den Eltern nicht leicht, zum erſtenmal ein Kind aus dem eigenen Hauſe in die Fremde ziehen zu laſſen. Lebenslang werden der Bruder und ich jene Abſchiedſtunde nicht vergeſſen: da ſahen wir, wie lieb uns die Eltern hatten, aber auch, wie ihnen alles daran lag, uns auf dem rechten Wege zu wiſſen. Der Gebetsvers: „Breit aus die Flügel beide," vom Vater mit bewegter, von Tränen erſtickter Stimme geſprochen, war das Ab-

ſchieds- und Geleitswort aus dem Vaterhauſe, und die zuverſichtliche Bitte der letzten Zeile: „Dies Kind ſoll unverletzet ſein!“ ein Elternſegen, eine Schutzwehr gegen die äußeren und inneren Gefahren auf dem ſpäteren Lebenswege.

Einem Freunde, der unſern Vater in betreff der Ausbildung ſeines Sohnes ſpäter einmal in Rat nahm, erzählte er bei dieſer Gelegenheit unter anderem:

„Ich habe meinen Sohn Wilhelm vom 12. Jahre an ſeinen Weg gehen laſſen, aber doch ihn im Auge behalten. Es iſt nicht gut, einem Knaben zu nahe auf der Ferſe zu ſein, man darf ihn nur nicht aus dem Auge verlieren.“

„Ich habe meinem Sohn damals zwei Stücke mit auf den Weg gegeben:

1. Wenn Du Dein Zeugnis heim bringſt, ſo ſehe ich auf einen Punkt: ob das Betragen gut iſt. (Das andere iſt nach Maßgabe Deiner Kräfte zu beurteilen.)

2. Sodann achte auf Deinen Umgang; achte darauf, daß er Dich aufwärts, in irgend einer Art aufwärts, vorwärts bringt, nicht abwärts zieht.“

Aus Vaters damaligen Briefen an den Sohn nach Fild ſeien hier einige Stücke mitgeteilt.

„Das franzöſiſche Neue Teſtament folgt hierbei. Es freut mich, daß Herr O. das bereits Gelernte darin tüchtig mit Dir wiederholen und durcharbeiten will. Hoffentlich erhalte ich die Freude, daß Du zu Weihnachten die früher gelernten Kapitel aus der Apoſtelgeſchichte recht gut inne haſt und auswendig herſagen kannſt.[1]) Bei einer fremden Sprache iſt das Auswendiglernen ganzer Stücke eine Hauptſache, damit ſich das Ohr und der Mund an die fremden Laute gewöhnen, und man ſo auch wirklich die fremde Sprache ſprechen lernt. Wenn man eine Sprache bloß leſen lernt, ſo iſt das, wie wenn man ein Kapital ausliehe und nur die halben Zinſen bekäme. Aber was gelernt wird, und

[1] Was jetzt als neue Methode in den fremdſprachlichen Schulunterricht eingeführt iſt, hatte Vater ſchon damals, vor 30 Jahren, den Grundſätzen nach erfaßt. Aber weil die dazu nötigen Hülfsmittel an Büchern nicht vorhanden waren, konnte er ſeine Gedanken nicht im vollen Maße zur Durchführung bringen. Doch ließ er die Grammatik mehr zurücktreten, betonte hingegen das laute Leſen und Auswendiglernen.

zwar alles, muß auch gut gelernt werden. Etwas lernen und es nicht behalten, das ist gerade so, wie wenn einer eine gewisse Zeit arbeitet, aber den Lohn in eine durchlöcherte Tasche steckt und daher verliert; er hat also vergebliche Mühe gehabt."

„Hast Du das mitgenommene Enchiridion[1]) noch zuweilen gebraucht? Es würde mir lieb sein, wenn Du die biblischen Geschichten, welche ihr in der Stunde erzählen müßt, oder jede Woche wenigstens eine oder zwei vor der Stunde oder nachher nach dem Fragebüchlein durchlesen wolltest. Das würde Dir zum Behalten der Geschichten und zum Verstehen gute Dienste tun; die angeführten Bibelsprüche mußt Du dabei auch aufschlagen und dem Sinne nach einprägen."

„Müßt ihr auch für die Religionsstunde Sprüche, Psalmen und Lieder auswendig lernen? Notiere mir dieselben doch jede Woche auf ein Blättchen, damit ich zu Weihnachten sehen kann, was ihr gelernt habt, und ob Du auch alles gut behalten hast."

„Gibst Du auch in der Religionsstunde und in der Sonntags-Andacht gut Achtung? Wenn dabei ein Gedanke (Satz oder Spruch) vorkommt, von dem Du denkst, den wolltest Du ja lebenslang behalten, so merke Dir ihn auch recht wohl. Und wenn Du dann schreibst, so teile mir auch zuweilen mit, welchen Gedanken Du Dir einmal besonders gemerkt hast."

„Bist Du auch gegen Deine Lehrer freundlich und gehorsam ohne heimliches Murren? Die Lehrer stehen jetzt an Stelle Deiner Eltern, und sind die, durch deren Hand Dich Gott regieren will. Wer darum seine Eltern und Vorgesetzten verachtet, der verachtet Gott selber; wer sie aber ehret, und zwar nicht allein vor Augen, um den Menschen zu gefallen, sondern um Gottes willen, den wird Gott wieder ehren."

„Vor allem, lieber Wilhelm, laß mich wieder fragen, ob Du das Beten nicht vergissest, das Beten für Dich und alle Deine Angehörigen. All Dein Anliegen und Dein Arbeiten befiehl in Gottes Hand, daß sein Segen und sein Geist nicht von Dir weiche. Gedenke des Ziels!"

Als sachlich hergehörend, sei hier eine Stelle aus einem späteren Brief an den jüngern Sohn angeführt, als derselbe in Schleusingen auf dem Gymnasium war:

---

[1]) Das von ihm herausgegebene Frageheft zur biblischen Geschichte.

„Was die Versetzung betrifft, so wäre es natürlich erfreulich und in ökonomischer Beziehung vorteilhaft, wenn Du ordnungsmäßig vorrücken und überhaupt bald am Ziele Deiner Schul-Laufbahn anlangen könntest. Allein es ist mir doch mehr daran gelegen, daß Du jede Klasse mit dem vollen Bildungsgewinn absolvierst, als daß es möglichst rasch geschehe. Ob Du daher länger in einer Klasse sitzest als gewöhnlich, soll mir keinen Kummer machen — vorausgesetzt, daß es ohne Deine Schuld geschieht, und daß Du desto gereifter in die höhere Klasse aufrückst. Ob aus einem Knaben etwas Rechtes und Tüchtiges werden will, das zeigt sich viel weniger darin, in welchem Maße er an Kenntnissen und Geschicklichkeiten zunimmt, als darin, wie er beim angehenden Jünglingsalter an Willensstärke, an Gewissenhaftigkeit, Treue und Fleiß, kurz an Männlichkeit gewachsen ist. Als ein berühmter Schriftsteller gefragt wurde, was „Genie" wäre, antwortete er: „erstens Fleiß, zweitens Fleiß und drittens Fleiß." Was dieser Mann damit sagen wollte, ist durchaus richtig. Fleiß aber ist nur ein anderer Ausdruck für kräftiger Wille, für Lust und Ausdauer beim Arbeiten."

„Ich habe auf meinem langen Lebenswege in den verschiedensten Berufsarten Leute kennen gelernt, die sich in der Jugend als sehr begabt gezeigt und große Hoffnungen erregt hatten, aber in der Manneszeit sich doch nicht durch hervorragende Leistungen auszeichneten. Warum? Ihr Talent war ihnen zum Fallstrick geworden, — d. i. zum Ruhekissen; sie traten aus der Jugend- und Jünglingszeit heraus mit guten, vielleicht glänzenden Kenntnissen, aber arm an Willenskraft, Strebsamkeit und Ausdauer. Darum: im Willen, in der Gesinnung, im Betragen — da steckt die eigentliche, die nachhaltige Wachstumskraft."

Auch aus dem dritten und letzten Jahre des älteren Sohnes in Filb möge noch eine Briefstelle folgen:

„Wie ich aus Deinen Briefen zuweilen merke, ist unter den Knaben oft davon die Rede, wann der eine oder der andere wieder die Anstalt verlassen kann. Es ist freilich natürlich, daß jemand, der in der Fremde wohnt, sich nach seiner Heimat sehnt; es würde kein gutes Zeichen sein, wenn es anders wäre. Allein es ist doch nicht gut, daß man zu viel darüber spricht, d. h. so darüber spricht, daß man sich und andern den Aufenthalt in der Anstalt verleidet. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, und es

fragte mich einer, ob ich bald abginge, so würde ich sagen: Ich gehe gerne wieder nach Hause, allein ich weiß auch, warum ich hier bin, und darum will ich nicht eher abgehen, bis ich auch meine Lektion tüchtig gelernt habe; denn sonst könnten die Leute einem mit Recht nachsagen: „Es flog ein Gänschen über den Rhein, und kam als Gickgack wieder heim.“ — Was einem gut ist, muß man nicht als einen Zwang ansehen, sondern sagen: ich will es. Dann wird einem die Last zur Lust.“

Nachdem der Vater ihm dann mitgeteilt hatte, daß er im Herbst dort konfirmiert werden und dann nach Hause zurückkehren solle, mahnt er zum Schluß:

„Ich bitte Dich also, Du wolleſt die neue Wendung Deines Lebensganges recht ernſt nehmen, die Konfirmation zuerſt und auch den Abſchied von Fild, damit Du ſtets mit Freude auf dieſe Zeit zurückblicken könneſt. Gott ſegne Dich in allem, was Du bedarfſt; er nehme Deinen Lebensweg in ſeine Hand und Obhut, dann kann ein guter Fortgang nicht fehlen.“

Als Vater dann im Herbſt den 14½ jährigen Knaben auf dem Barmer Gymnaſium anmeldete, gab er dem Direktor auf die Frage: warum er ſeinen Sohn nicht früher gebracht? die Antwort: „Wenn ich eine viele Stunden lange, einförmige, gerade Chauſſee zu gehen habe, und ich weiß einen Weg, der zwar etwas mühſamer iſt, dafür aber manche Abwechslung bietet, indem er bergauf und bergab, durch Feld, Wald und Wieſe führt, ſo iſt mir der ſehr willkommen, um die Länge und Eintönigkeit jenes Weges etwas abzuſchneiden.“ Daß jener Weg kein Umweg geweſen war, zeigte ſich nachher. Man ſetzte auf des Vaters Wunſch den Knaben verſuchsweiſe nach Sekunda, obwohl er in den alten Sprachen noch etwas zurück war. Das war indeſſen bald eingeholt, und ſchon nach 1½ Jahren wurde er nach Prima verſetzt.

Den Schluß deſſen, was über der Eltern Erziehungsweiſe berichtet iſt, mögen einige Verſe aus einem alten Liede bilden, in welchem Vater einmal ſeinen Wünſchen und Sorgen in Bezug auf ſeine Kinder Ausdruck gibt. Es wurden ſchon früher einmal die Aufzeichnungen unſeres Vaters mit der Aufſchrift „Unſer Hausſtand“ erwähnt. In demſelben hat Vater nach Eintragung der Kinder mit Geburts- und Tauftag und den Paten ein Lied

eingeschrieben mit der Überschrift: „Fürbitte für die Kinder," von welchem wir zwei Strophen hier mitteilen wollen:

Dein Vatertreu sie mir behüt',
Dein Gnad sie mir regiere,
Dein guter Geist leit' ihr Gemüt,
Daß niemand sie verführe;
Dir, Herr, ich sie befehlen tu',
Die Engelwacht gib ihnen zu,
Daß keine Plag sie rühre.

Dir, mein Gott, ich erziehe sie
In deiner Furcht und Treue;
Schaff, daß kein Arbeit, Sorg' und Müh'
Ins künftig mich gereue,
Sondern vielmehr in Ewigkeit
Meiner Kinder Gottseligkeit
Mich inniglich erfreue.

Es ist ganz der Denkungsweise der Eltern gemäß, daß jene Aufzeichnungen über den Hausstand nicht mit den Eltern und Kindern ihren Abschluß finden, sondern daß dann noch von andern Gliedern desselben die Rede ist. „Das fromme Gesinde," welches Dr. Luther in die Bitte um das tägliche Brot mitrechnet, wurde von unsern Eltern als zum Haushalt, zur Familie gehörend betrachtet und demgemäß behandelt. Ehe sie ein Mädchen ins Haus nahmen, lag es ihnen an zu wissen, daß es guten Charakter und Gesinnung habe, auch, daß es von ordentlichen Eltern „von guter Art", wie Vater zu sagen pflegte, herstamme. Eine Folge dieser ihrer Denkungs- und Handlungsweise, oder vielmehr ein Segen derselben war, daß sie eine Dienstbotennot nicht haben kennen lernen. Vater erzählt in jenem Manuskript über „die treuen Helferinnen der lieben Mama im Haushalt":

„Als eine besondere Gnade Gottes haben wir den Segen zu erkennen und zu verdanken, den er uns durch gottesfürchtige, treue Mägde zugeführt hat in der Zeit unsrer ehelichen Pilgerschaft.

1. Johanne H., die Tochter des Küsters H. in Wermelskirchen. An zehn Jahre lang war sie die treue, anhängliche Gehülfin der Mama in der Hausarbeit wie in der Pflege und Erziehung der Kinder. Sie schied erst von uns, als sie selbst in

den Stand der Ehe trat. Ihre Hochzeit fand zu unserer Freude in unserm Hause statt.

2. Auguste H., ebenfalls aus der Gemeinde Wermelskirchen. In dem gottesfürchtigen Sinne ihrer Vorgängerin hat auch sie der Mama treulich und unermüdlich zur Seite gestanden, bis der Ruf als Erzieherin ins Unterbarmer Waisenhaus an sie erging. Sie schied von uns kurz vor der letzten Krankheit der lieben Mama.

Wie wir Eltern und Kinder dem Herrn und Fürsorger nicht genug danken können, daß er uns diese treuen Mädchen ins Haus geführt und so lange bei uns hat aushalten lassen in vieler und mühevoller Arbeit: so wollen wir auch ihnen selbst zeitlebens herzlich dankbar sein für alle Liebe, Treue und Anhänglichkeit, die sie uns in ihrer Arbeit und in ihrer Fürbitte bewiesen haben. Als lautere Jüngerinnen des Heilandes wandelten sie nach der Ermahnung des Apostels Ephes. 6, 5—7."

Wir kommen jetzt zu der Zeit, die in Vaters Leben sowohl wie in unserm Familienleben mit Recht die dunkelste und schwerste heißen mag.

Im Herbst des Jahres 1868 waren die Eltern zusammen in Fild, zur Konfirmation des ältesten Sohnes, und dann in Düsseldorf, wo bei den Großeltern ein frohes Familienfest, die goldene Hochzeit, gefeiert wurde. Es ist dies wohl das letzte Fest gewesen, das die Eltern gemeinsam mitgefeiert haben. Im Winter 1869/70 begann die letzte Krankheit der Mutter. Zwar erholte sie sich im nächsten Frühling wieder etwas, so daß sie im Sommer mit der zwölfjährigen Agnes zu ihrer Kräftigung zu den Verwandten ins Jülicher Land reisen konnte. Der Aufenthalt dort tat ihr sehr wohl, und wir faßten neuen Mut, daß Gott der Herr sie uns noch einmal erhalten werde. So schrieb ihr der Vater in einem dorthin gerichteten Briefe:

— — — „Es ist aber gut, daß es über unserer Vorsicht eine höhere Vorsicht gibt, und über unserer Sorge eine bessere Sorge, und daß wir diesem vorschauenden und vorsorgenden Herrn ins Herz sehen können: der Blick dahinein erfreut noch mehr, als der in einen warmen, milden Sommertag. Mir ward freilich manchmal der Blick sehr trübe und das Herz schwer, wenn ich in

dieſem Frühjahr auf Deine hinfällige Geſtalt ſah und daran dachte, daß bei mir ſelber der Boden ſo ſehr wenig feſt iſt. Der treue Herr laſſe unſern Glauben feſt gewurzelt ſein in ſeinem Namen „Jehovah“, d. i. mein Name iſt feſt und wird nie fallieren, und feſtgewurzelt in ſeinem Namen „Jeſus“, d. i. ich heiße „Helfer“. Wir wollen täglich noch anhaltender und ernſtlicher zu ihm flehen, daß er unſre liebe Mama, die freundliche Sonne unſeres Hauskreiſes, wieder in friſcher Kraft und mit fröhlichem Mute zu uns heimkehren läßt. Er hat ja ein Gleichnis geſagt, daß man allezeit beten und nicht müde werden ſollte. Luk. 18.“

„Unſre A. iſt zwar recht ſorglich für mich, das Zeugnis muß ich ihr geben, allein uns allen fehlt doch viel, wenn Du fehlſt. Ich ſage das nicht, damit Du Dich nach Hauſe ſehnen ſollſt; wir wollen uns gern ſchicken, damit wir Dich ſpäter geſund und froh wieder haben können.“

Doch nach Gottes Rat und Willen war es anders beſchloſſen. Als der Winter kam, fingen der Mutter Kräfte wieder an abzunehmen; ohne ſchmerzhaftes Leiden zeigte ſich das Fortſchreiten der inneren Krankheit in allmählichem Schwinden der Kräfte. Am zweiten Pfingſttag 1871 nahm der Herr die treue, liebende Mutter von uns.

Mit folgendem Briefe teilt Vater die Nachricht ihren Eltern mit:

„Geſtern Abend 11 Uhr iſt unſre und Eure liebe Tinchen friedlich und im Herrn getröſtet aus unſerer Mitte geſchieden. Sie hat überwunden durch den, der in den Schwachen mächtig iſt. Ihr iſt wohl, ſie iſt im rechten Daheim, — ja im rechten, denn ſie iſt bei dem Herrn.“

„Der Herr, der ihr einiger Troſt war im Leben und im Sterben, der ſei auch unſer Troſt in der noch übrigen einſamen Pilgerfahrt, und gebe uns Gnade, daß wir auch zu ſeiner Ruhe eingehen, wo wir ſie wiederfinden, und wo kein Scheiden und Sterben mehr ſein wird.“

„Was die Entſchlafene mir und unſern Kindern geweſen iſt, — was ich an ihr verloren, an dieſem Herzen, das nur Lieben und Dienen kannte, das für ſich nichts begehrte und nur andern Freude machen wollte, das ſo ſchlicht und friedlich und geduldig unter allem zeitlichen Ungemach einherging, — ach, mein blutendes Herz, das die 20 Jahre hindurch dieſe Liebe erfahren, es kann

ſich noch nicht faſſen, um Worte zu finden. Mein Dank iſt ihr bei dem Herrn aufgehoben. Aber eins muß ich doch ausſprechen, Euch, liebe Eltern, noch einmal den herzlichſten Dank ſagen, daß Ihr mir vor 20 Jahren Euer liebes Kind gegeben habt — dieſe Gottesgabe durch Eure Hand, dieſen koſtbaren Hausſchatz, der mir und meinen Kindern ein ewiger Segen geworden iſt. Gott lohne Euch die Liebe, die Ihr an mir und meinen Kindern bewieſen habt, und tröſte Euch in Euren alten Tagen ſamt den Geſchwiſtern mit dem Troſte, womit er allein tröſten kann."

Am Donnerstag nach Pfingſten 1851 war der Hochzeitstag geweſen, und am Abend dieſes Tages war die nun Heimgegangene als glückliche junge Frau in das Wupperfelder Schulhaus eingetreten. Und 20 Jahre ſpäter wieder am Donnerstag nach Pfingſten trug man ihr irdiſches Teil hinaus zur letzten Ruheſtätte.

Wie dem Vater und uns Kindern zu Mute war, zuerſt in jener Zeit, als ſie noch bei uns weilte, und wir doch wußten, daß wir ſie nicht mehr behalten würden, ſondern daß ihr Weg ſie von uns fort in eine andere Heimat führte, und dann der Schmerz und die Leere, als ſie geſchieden war: das kann man mit Worten nicht ausſprechen. Der jüngſte, der fünfjährige Johannes, war noch ein fröhliches Kind, er allein konnte nicht recht begreifen, warum wir andern ſo traurig waren. Bei uns vier älteren Kindern, die wir ein Bewußtſein, oder eine Ahnung davon hatten, was wir verloren, haben die Eindrücke jener Zeit dauernd eingewirkt. Wie unvergeßlich wird uns jene Stunde bleiben, wo der Vater mit uns zum letztenmal in das ſtille Zimmer an den Sarg der Mutter trat, um von ihrem irdiſchen Teil Abſchied zu nehmen. Und dann der ſtille Sonntagmorgen, der erſte, an dem ſie nicht mehr hienieden war, wo wir fünf Kinder im Frühlingsſonnenſchein und doch betrübten Herzens mit dem Vater ihre Ruheſtätte auf dem Friedhofe aufſuchten. Auf derſelben Stelle, wo jetzt auch ſein müder Leib ruht (damals an einem Gebüſch unter Bäumen gelegen), las er uns vor aus dem tröſtlichen Kapitel 1. Kor. 15, und ließ durch dieſe Worte, die die herrliche Auferſtehungshoffnung ſo zuverſichtlich ausſprechen, einen hellen Lichtſtrahl in unſer trauriges Gemüt hineinleuchten.

Für unſern Vater beſonders iſt jene Zeit, die Krankheitszeit der Mutter und die Vereinſamung nachher, eine dunkle Schmerzenszeit geweſen. Seit Jahren kränklich, lagen ihm für ſich die

Sterbensgedanken nicht fern, und wer ſeinen innern und äußeren Lebensgang in jenen Jahren genauer gekannt hat, wird es verſtehen, wenn jetzt zuweilen jene müde Eliasſtimmung über ihn kommen wollte: es iſt genug, ſo nimm nun, Herr, meine Seele. Einem nahen Freunde deutete er einmal jenes Gefühl mit dem Seufzer an:

Ich wollt', es wäre Abend,
Und alles hätt' ein End!

Aber ſeine Arbeit auf der Welt war noch lange nicht getan. Darum hieß es für ihn, ſich aufraffen und jene Stimmung überwinden. Aus dieſem Kampf heraus iſt jenes Wort zu verſtehen, welches er damals, ſeiner eigenen Mutloſigkeit entgegentretend, in ſein bibliſches Hiſtorienbuch einſchrieb:

Non moriar, sed vivam
Et narrabo opera Domini. Amen.[1]) F. W. D.

In jener Zeit des erſten ſchmerzlichen Einſamkeitsgefühls ſchrieb er die folgenden, insbeſondere für uns Kinder beſtimmten und uns wertvollen Blätter:

Unſerer lieben Mama Bild,

wie wir es in ihrem Leben vor Augen gehabt haben.

Ungemein lieblich und einnehmend in ihrer äußeren Erſcheinung, zumal in den jüngern und geſunden Tagen, war ſie in Wort und Weſen durchaus ſchlicht und recht, beſcheiden und anſpruchslos. Ihre Welt war allein das Haus; von dem, was draußen vorging, ſah und hörte ſie wenig. Außer den jeweiligen kurzen Beſuchen bei den näheren Verwandten und Freunden und den kleinen Spaziergängen mit den Ihrigen hat ſie niemals Reiſen gemacht. Nur daheim fühlte ſie ſich wohl. Selbſt jene Ausflüge zu den Verwandten und die Beſuche bei befreundeten Nachbarfamilien kamen ſeltener vor, als es für ihre Geſundheit zuträglich geweſen wäre. So war ſie denn auch wenig gekannt. Ihr Begehr ſtand einzig dahin, „des Herrn Magd" zu ſein; und das iſt ſie auch von Jugend auf geweſen, in ihren Augen aber immer eine niedrige.

Die Verwandten ihrer Seite lebten alle im Wohlſtande, zum Teil in ſehr bedeutendem, in ſolchen Verhältniſſen war ſie auch

[1]) Pſ. 118, 17: Ich werde nicht ſterben, ſondern leben und des Herrn Werk verkündigen.

erzogen. An meiner Seite mußte sie von dem gewohnten Lebensbedarf viel entbehren, und in spätern Jahren noch mehr als früher: aber sie rechnete das für kein Vermissen und Verzichten! Doch das nicht allein: es dürfte wenige, sehr wenige Lehrerfrauen in Stadt und Land geben — sie müßten denn ungewöhnlich mittellos sein — die so wenig Kleider, und was sonst zur Leibes- und Lebenszier gehört, besitzen, als sie in ihrem Frauenstande besessen hat.

Der Herr aber hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen und in ihrem Lebensbilde uns anschaulich vor die Augen gestellt, wie seine Gnade gerade in der Schwachheit und Anspruchlosigkeit sich mächtig erweisen und den verborgenen Menschen des Herzens gar köstlich kleiden kann.

Da lebte in dem zarten Körper, — der schon frühe durch die Arbeit des großen Haushaltes und der Kinderpflege, durch angreifende Wochenbetten und andere Krankheitsanfälle geschwächt war, und doch sich wenig Erholung gönnte — ein Herz, das nur Lieben und Dienen kannte, nur Selbstverleugnung und Aufopferung, das an den eigenen Bedarf und Genuß stets zuletzt dachte, um zuvor andern Genüge zu tun und Freude zu machen, — und dennoch in seiner Demut von sich wenig wußte, alle andern viel höher stellte als sich selber. Was war das? Was war und konnte es anders sein als die Liebe Gottes, ausgegossen in ein liebebedürftiges Herz durch den heiligen Geist, — ein Bächlein aus dem Urquell alles Liebens und Erbarmens. Und wie reich die Liebe in diesem Herzen war, bei wenig Worten und viel Dienen, das habe ich insonderheit erfahren in meinen so häufig wiederkehrenden körperlichen Leiden der letzten acht Jahre. Was diese Liebe mir in dieser Zeit gewesen ist, — was sie in sorgsamer, hingebender, unermüdeter Pflege an mir getan hat — bei Tag und bei Nacht — das läßt sich hienieden mit Worten nicht sagen. Auch ihr Kinder habt den Liebesreichtum dieses Herzens erfahren, — obwohl ihr freilich gerade das nicht wißt, was euch die treue Mutterliebe in euren pflegebedürftigen ersten Jugendjahren geopfert hat. Dieses selbstlose, aufopfernde Dienen ist es auch wohl vornehmlich, wodurch ihre Leibeskräfte vor der Zeit aufgerieben worden sind.

Vermöge ihres gesunden Verstandes sich in allen Lebenslagen rasch zurechtfindend, sicher im Urteil und schnell entschlossen, wo

ihr etwas zu tun oblag: war sie doch gar eigenartig sanft und zart im Verkehr mit andern, um niemand wehe zu tun. So insonderheit mir, dem Manne gegenüber. Zwanzig Jahre haben wir miteinander gepilgert, durch Gemach und Ungemach, aber niemals ist ein unfreundliches, schiefes, übereiltes Wort gegen mich aus ihrem Munde gekommen, niemals habe ich auch nur eine unzufriedene oder kalte Miene, die mir gegolten hätte, an ihr gesehen. Das will buchstäblich, möglichst buchstäblich verstanden sein.

Wenn ich etwas tat oder mir vornahm, zu dem sie eine persönliche Beziehung hatte, so fiel es ihr nie ein, daran in ihrem eigenen Interesse etwas zurechtrücken zu wollen: sie nahm es ohne weiteres für recht und gut, und wenn sie ja einmal einen Abänderungsvorschlag sich gestattete, so zielte er stets dahin, entweder mich auf etwas aufmerksam zu machen, was meine Freude erhöhen könnte, oder aber, abzuwehren, daß ich durch zu viel Rücksicht auf ihre Person mir eine Freude schmälern möchte. „Ihrem Manne nur Liebes zu tun und kein Leides ihr Lebenlang" — wie Salomo sagt — darauf allein war ihr Sinn gerichtet. Und wenn jeweilig ihr Gesicht nicht die gewohnte Heiterkeit zeigte, so rührte es lediglich von der Besorgnis her, daß sie ihren Posten nicht ausfülle, und ich vielleicht nicht ganz mit ihr zufrieden sein möchte. Wie oft und wie herzlich ich ihr auch das Gegenteil versicherte — diese Sorge vermochte ich ihr nicht zu benehmen. O du liebes Herz mit deiner unsagbaren Sanftmut und Demut.

Geschickt in allen häuslichen Arbeiten, welchen Namen sie haben mögen, — vor der niedrigsten und mühevollsten sich nicht scheuend, — und darin unermüdlich sorgend und schaffend bis zum letzten Kraftrest, und in der Tat mehr leistend, als von der leiblich rüstigsten Hausfrau erwartet werden darf, — überhaupt geistig so ganz dazu ausgerüstet, um sich tapfer durch das Leben durchschlagen zu können: so war sie doch wiederum ebenso tapfer im Leiden und Meiden, so ungemein geduldig in allen Widerwärtigkeiten, wo Stillesein das rechte Tun ist. Kam etwas quer — und wie viele ihrer natürlich berechtigten Wünsche wurden ihr durchstrichen, namentlich durch meine wiederholten Krankheitsanfälle, wo sie oft vor dem Gedanken hat stille stehen müssen, daß sie vielleicht bald mit ihren Kindern als einsame Witwe sich finden

würde — so hielt sie sich schlichtweg daran: „Das hat der Herr getan, und darum wird es wohlgetan sein.“ Wie viel sie im Verborgenen um solche Stille der Seele mag gerungen haben, wird Gott der Herr wissen; äußerlich war wenig Kampf an ihr zu spüren. Der Grund zu dieser Seelenruhe muß bei ihr frühe und tief gelegt worden sein. In der Geduld lange geübt, konnte sie dann auch friedlich und in Gott getröstet auf das langwierige Krankenbett sich legen. Sobald die fleißigen Hände und die geschäftigen Gedanken zur Stille verwiesen waren oder allmählich dazu verwiesen wurden, — von da an war sie auch aller Sorge um Mann und Kind und Zukunft frei, los und ledig. „Ich habe die Meinigen allesamt dem Herrn befohlen,“ sagte sie, „und nun ist es gut.“

Es war aber mit dieser Sorgenfreiheit nicht so, daß sie sich mit nichts Irdischem mehr beschäftigt hätte, um im Bedenken ewiger Anliegen nicht gestört zu sein: vielmehr leitete oder begleitete sie den Haushalt mit ihrem Rat, solange es ihr möglich war; auch bewies sie sich stets aufgelegt, über zeitliche Angelegenheiten zu sprechen — ganz wie in gesunden Tagen. Beiderlei Dinge, die zeitlichen und die ewigen, soweit sie Anliegen sind, lagen bei ihr nicht weit auseinander, sondern standen auf demselbigen Blatte, — so früher, so bis zuletzt. Zu jeder Aufgabe, welcher Art sie auch wäre, allezeit bereit und fertig zu sein, — das hieß ihr christlich leben und christlich sterben.

Auch von der naheliegenden Besorgnis, daß sie vielleicht ein langwieriges, schmerzvolles Absterben werde durchmachen müssen, scheint sie wenig beunruhigt worden zu sein. Der Herr hat sie aber auch hierin gnädig angesehen und den natürlichen Verlauf insgeheim freundlich abgekürzt. Die Hinfälligkeit und Schwäche des Leibes mußte ihr zwar sehr drückend sein, auch hatte sie wohl manche Schmerzen auszuhalten: allein den Umstehenden ließ sie wenig davon kund werden. „O, was für eine gnädige Krankheit habe ich!“ sagte sie oft, „wie wenig brauche ich zu leiden!“ Und wenn ich in die Krankenstube trat und fragte: „Wie geht's, liebe Mama?“ — dann hieß es fast ohne Ausnahme: „Gut,“ und wenn die Schwäche nicht gar zu groß war: „Sehr gut,“ und dann blickte sie mich mit jenem zufriedenen, freundlichen Lächeln an, das so einzig ihr Teil war und mir ewig unvergessen sein wird. Diesen Charakterzug — nicht der Muß-Resignation — sondern

der ſtillen Ergebenheit in Gottes Willen weiß ich nicht beſſer zu zeichnen als mit jenen bekannten Worten des alten Joh. Joſ. Winckler:

Meine Seele ſenket ſich
Hin in Gottes Herz und Hände,
Und erwartet ruhiglich
Seiner Wege Ziel und Ende:
Liegt fein ſtille, nackt und bloß
In des liebſten Vaters Schoß.

Meine Seele ſorget nicht,
Will vielmehr an nichts gedenken,
Was gleich ſpitzen Dornen ſticht
Und den Frieden nur kann kränken:
Sorgen kommt dem Schöpfer zu,
Meine Seele ſucht nur Ruh.

Meine Seel iſt ſtill zu Gott,
Und die Zunge bleibt gebunden,
Alſo hab ich allen Spott,
Alle Schmerzen überwunden:
Bin gleich wie ein ſtilles Meer,
Voll von Gottes Preis und Ehr.

In früheren Jahren war mir dies Lied einmal beſonders unter die Augen gerückt worden. Ich hatte mir viel damit zu ſchaffen gemacht, war aber ſchließlich zu der Meinung gekommen, daß der Dichter nach Poetenart etwas ſtark idealiſiere. Wie dem nun ſein mag, — gewiß iſt, daß hier ein Gemütsſtand beſchrieben iſt, der über den natürlichen Zuſtand des Herzens ſo hoch hinausliegt, wie der Himmel über der Erde, — gewiß auch, daß ein Menſch ſich nichts nehmen kann, es werde ihm denn gegeben, — daß aber ein ſolcher Seelenfriede auch nicht gegeben wird zum Beſchauen und Beſchauenlaſſen, ſondern lediglich da, wo er Bedürfnis iſt. An unſrer lieben Mama hatte ich zwar längſt geſehen, daß einer doch noch ganz anders zu jenem Ideale ſtehen kann, als es bei mir der Fall war. Da ſie aber darüber, wie über alle Wertſachen ihres inneren Lebens wenig Worte machte, ſo fiel mir doch nicht in die Augen, welches Vollmaß der Seelenruhe ihr geſchenkt war. Als ſie nun in den letzten Wochen einmal bat, ihr ein kurzes Troſtwort zu ſagen, weil ihr eigenes Gedächtnis ſo ſchwach und müde ſei, betete ich ihr obige drei Strophen vor. Schon nach der erſten unterbrach ſie mich in freudigem Ton und mit ihrem innigen Lächeln: „Ach, das iſt's, das iſt gut!“ Von da

an hörte ſie jedoch ruhig zu, wie wenn ſie meinte, ſchon zu viel herausgeſagt zu haben, aber ihr lächelndes, ſonnenſcheinhelles Geſicht ſagte mir ohne Worte und eindringlicher als Worte: „wie ein ſtilles Meer, voll von Gottes Preis und Ehr.“ Da hatte ich's vor Augen: der Geiſt des Herrn iſt in der Tat und Wahrheit ein großer Poet — ein allmächtiger und treuer Schöpfer in guten Werken.

Aber nun — jene Liebe, die nicht das Ihre ſucht, jene Demut, die nichts von ſich wußte, jene Sanftmut, die die Schwächen anderer ſo mitleidig trug, und jene Ruhe der Seele, die jetzt vollendet ward, — auf welchem Grunde ruhete das alles, in welchem Boden war es gewurzelt? Obwohl nicht nötig wäre, es noch beſonders zu ſagen, ſo ſei es doch geſagt, weil dabei noch ein tiefgreifender Charakterzug der ſeligen Mama anzumerken iſt. — Von Kind auf in der Heiligen Schrift unterwieſen und niemals aus dem kindlichen Glauben entfallen, hatte ſie von Hauſe her zugleich vielfache Gelegenheit gehabt, auch ſolchen religiöſen Geſprächen zuzuhören, die mehr als gewöhnlich in die Tiefe und Weite gehen. Derartigen Unterredungen beiwohnen zu können, war ihr immer eine Freude, wiewohl ſie ſelbſt wenig mitſprach; auch fand ſie trotz des reichen Maßes ihrer Arbeitspflichten ſtets noch Zeit, mit religiöſer Lektüre mancherlei Art nach ihrem Bedarf ſich zu beſchäftigen. Im Fragen und Forſchen ſteckte ſie ſich ſomit keine Grenzen, allein für den praktiſchen Gebrauch faßte ſie alles in einen kurzen Blick und Griff zuſammen — in den Namen ihres Herrn und Heilandes. Wie ihr Taufname Chriſtine ſie auf dieſen einzigen Heilsnamen hinwies, ſo hatte ſich ihr religiöſes Denken unverrücklich in der Perſon und Wohltat Chriſti konzentriert. Wo das Zeugnis von dieſer Wohltat erklang, da ſchlug ihr Herz ſtets lebhafter, und man merkte wohl, wie feſt ſie ſich da anklammerte, — ganz ſo wie ein Kind, das an der Mutter Bruſt ſich Leben ſaugt, die ganze Welt vergißt und mit allem Behagen an dieſes ſelige Plätzchen ſich anſchmiegt. Davon bekam ich, wie früher oft, ſo auch in den letzten Wochen wieder einen lebendigen Eindruck. Ich betete mit ihr die Strophen:

Hilf, Helfer, hilf in Angſt und Not,
Erbarm dich mein, du treuer Gott!
Ich bin ja doch dein liebes Kind —
Trotz Teufel, Welt und aller Sünd.

**der stillen Ergebenheit in Gottes Willen wei . . .
zeichnen als mit jenen bekannten Worten
Winckler:**

Meine Seele senket sich . . . ein: „Ja, dein
Hin in Gottes Herz und . . . ! Was will ich
Und erwartet ruhiglich . . . der Brust der ewigen
Seiner Wege Ziel und . . . m Glück, Festigkeit
Liegt sein stille, nach . . .
In des liebsten Vat . . .

Meine Seele sorget . . . Gnade es in der Stille
Will vielmehr an . . . treue Herz, das ich 20
Was gleich spitzen . . . liebe Mama“ hieß.
Und den Frieden n . . .
Sorgen komm . . .
Meine Seele . . . Ehren-Krone,
. . . dem Throne.
Meine Seel . . . dieser deiner demütigen Magd,
Und die . . . war, fest und unverlierbar ein,
Also hab . . . und an deiner Hand ihrem
Alle . . .
Bin gle . . .
Voll . . .
. . . alles,
In früheren . . . richte
unter die Augen . . . zu deinem Lichte!
schaffen gemacht . . . Blumen
daß der Dichter . . . alten
nun sein mag . . . stille halten —
ist, der über . . .
liegt, wie der . . . fassen
Mensch . . . lassen!

F. W. D.

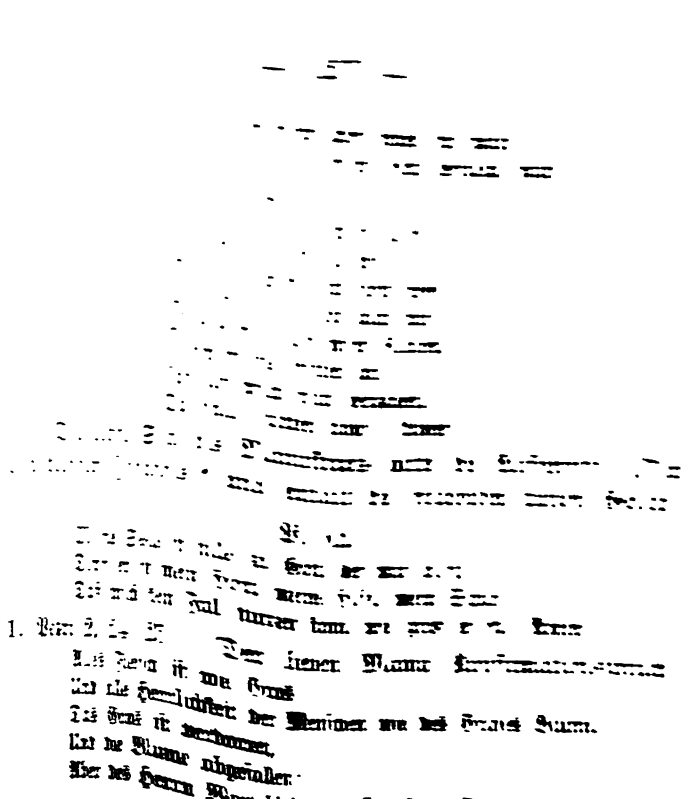
. . . Mutter Heimgang nahm sich der Vater
. . . und uns damals Gebete auf, die uns
. . . unserem Entbehren an der rechten
. . . erste, welches lange Zeit unser ge-
. . . gewesen ist, sei hier mitgeteilt:

Gebete

. . . Zeit — für alle Zeit.

Ps. 40, 17. 18.

. . . fröhlich sein alle, die nach dir fragen;
. . . sagen allewege: der Herr sei hochgelobt.



Abendgebet:

Herr Jesu, erhalte mich bei dir,
Daß ich einst meine liebe Mama wiedersehe. Amen.

Seine eigenen Gedanken und Empfindungen hat er in manchen Stunden des Kummer emporzuziehen gesucht dadurch, daß er die ihm lieb und Wehes und der Trauer aus dem irdischen tröstlich gewordenen Psalmen und Lieder abschrieb in kleine Notizbücher. Von diesen Büchelchen hatte er auf seinen einsamen Spaziergängen gewöhnlich eins in der Tasche; man sieht an dem Abgegriffensein derselben, wieviel sie gebraucht worden sind. Unter dem Datum seines Hochzeitstages, des ersten, den er einsam verlebte, steht das folgende Lied eingeschrieben:

---

[1]) Der Vater nahestehende Seminardirektor Heine aus Gotha, der in jenen Jahren eine Woche bei uns zu Besuch war, erzählte seinem Freunde, wie ihn jenes Gebet im Familienkreise [illegible] das 13jährige Kind es gesprochen, mächtig [illegible] mals der Wunsch gekommen, wenn er [illegible] mal mitnehmen könnte zu seiner [illegible]

Carnap, F. W. Hörschelm.

Ich trau auf dich, mein Gott und Herr,
Wenn ich dich hab, was will ich mehr?
Ich hab ja dich, Herr Jesu Christ,
Der du mein Gott und Heiland bist.

Mit lebhafter freudiger Stimme fiel sie sofort ein: „Ja, dein liebes Kind, trotz Teufel, Welt und aller Sünd! Was will ich mehr?“ — — O seliger Kindesstand, so an der Brust der ewigen Liebe ruhen zu können! Was könnte dich an Glück, Festigkeit und Macht übertreffen?

So war das liebe Herz, wie Gottes Gnade es in der Stille ausgerüstet und bekleidet hatte, — das treue Herz, das ich 20 Jahre lang „mein“ nannte und „unsre liebe Mama“ hieß.

Wohl dir, o Zier,
Mannes-Wonne, Hauses-Sonne, Ehren-Krone,
Gott denkt dein bei seinem Throne.

O Herr, präge uns das Bild dieser deiner demütigen Magd, wie es nach deinem Bilde gestaltet war, fest und unverlierbar ein, damit wir gern ihr Ende anschauen und an deiner Hand ihrem Wandel nachfolgen!

Du durchdringest alles,
Herr, ach zieh und richte
Doch auch mich zu deinem Lichte!
Wie die zarten Blumen
Willig sich entfalten
Und der Sonne stille halten —
Laß mich so
Still und froh
Deine Strahlen fassen
Und dich wirken lassen!

B., Anfang Juni 1871. F. W. D.

In der Zeit nach der Mutter Heimgang nahm sich der Vater besonders unserer an; er schrieb uns damals Gebete auf, die uns anleiteten, mit unserer Trauer, unserem Entbehren an der rechten Stelle Trost zu suchen. Das erste, welches lange Zeit unser gemeinsames Gebet zu Tisch gewesen ist, sei hier mitgeteilt:

Gebete
aus unserer trübsten Zeit — für alle Zeit.
Ps. 40, 17. 18.

Es müssen sich freuen und fröhlich sein alle, die nach dir fragen;
Und die dein Heil lieben, müssen sagen allewege: der Herr sei hochgelobt.

Ich bin elend und arm; der Herr aber sorget für mich;
Du bist mein Helfer und Erretter; mein Gott, verzeuch nicht!

Ps. 130, 1.

Aus meines Jammers Tiefe
Ruf ich, o Gott, zu dir.
Du halfst, wenn ich sonst riefe;
Mein Heil, hilf jetzt auch mir.
Mein König, hör mein Klagen,
Nimm meine Bitten an!
Laß, laß mich nicht verzagen,
Da Gnade retten kann! Amen![1])

Die letzte Seite des Manuskripts hatte die Aufschrift: „Für den kleinen Johannes," und enthält die folgenden kurzen Gebete:

Ps. 62.

Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft;
Denn er ist mein Hort, meine Hilfe, mein Schutz:
Daß mich kein Fall stürzen kann, wie groß er ist. Amen!

1. Petri 2, 24. 25. (Der lieben Mama Konfirmationsspruch.)

Alles Fleisch ist wie Gras
Und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume.
Das Gras ist verdorret,
Und die Blume abgefallen:
Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Amen!

Abendgebet:

Herr Jesu, erhalte mich bei dir,
Daß ich einst meine liebe Mama wiederfinde. Amen!

Seine eigenen Gedanken und Empfindungen hat er in manchen Stunden des Wehes und der Trauer aus dem irdischen Kummer emporzuziehen gesucht dadurch, daß er die ihm lieb und tröstlich gewordenen Psalmen und Lieder abschrieb in kleine Notizbücher. Von diesen Büchelchen hatte er auf seinen einsamen Spaziergängen gewöhnlich eins in der Tasche; man sieht an dem Abgegriffensein derselben, wieviel sie gebraucht worden sind. Unter dem Datum seines Hochzeitstages, des ersten, den er einsam verlebte, steht das folgende Lied eingeschrieben:

---

[1]) Der Vater nahestehende Seminardirektor Heine aus Cöthen, der in jenen Jahren eine Woche bei uns zu Besuch war, erzählte später einem Freunde, wie ihn jenes Gebet im Familienkreise und die Art und Weise, wie das 13jährige Kind es gesprochen, mächtig ergriffen habe. Es sei ihm mehrmals der Wunsch gekommen, wenn er doch dies Kind für längere Zeit einmal mitnehmen könnte zu seinen Kindern.

Wenn wir in höchsten Nöten sein
Und wissen nicht, wo aus noch ein
Und finden weder Hülf noch Rat,
Ob wir gleich sorgen früh und spat:
So ist dies unser Trost allein,
Daß wir zusammen insgemein
Anrufen dich, o treuer Gott,
Um Rettung aus der Angst und Not;
Und heben unser Aug' und Herz
Zu dir in wahrer Reu und Schmerz,
Und suchen der Sünd' Vergebung
Und aller Strafen Linderung,
Die du verheißest gnädiglich
Allen, die darum bitten dich,
Im Namen deins Sohns Jesu Christ,
Der unser Heil und Fürsprach ist.
Drum kommen wir, o Herre Gott,
Und klagen dir all unsre Not;
Weil wir jetzt stehn verlassen gar
In großer Trübsal und Gefahr.
Sieh nicht an unsre Sünde groß,
Sprich uns derselb'n aus Gnaden los,
Steh uns in unserm Elend bei,
Mach uns von allem Kummer frei:
Auf daß von Herzen können wir
Nachmals mit Freuden danken dir,
Gehorsam sein nach deinem Wort,
Dich allzeit preisen hier und dort!

Aus der gleichen Zeit stammt ein Manuskript, das sich in fest verschlossenem Kouvert unter alten Papieren fand. Es ist ein Ausschütten des schwer bekümmerten und beladenen Herzens vor seinem Gott. In ergreifenden Worten klagt er zuerst ihm seinen Kummer und sein Entbehren; sodann folgt ein aufrichtiges, durch alle Verhüllung und Selbsttäuschung der Seele auf den Grund gehendes Selbstgericht. In sein ganzes bisheriges Leben, nach allen Seiten hin, läßt er das richtende Gewissen und sein klares scharfes Erkenntnisvermögen hineinleuchten. Auch das, was andern gut und groß darin erscheint, legt er offen und klar mit allen daran haftenden Schwächen, Fehlern und Sünden vor das Auge dessen, der ins Verborgene sieht. Von ihm hat er sich die „heimliche Weisheit" lehren lassen, sich selbst in seinem ganzen Elend zu erkennen. Vater hat wohl manchmal einem das innerste Gemüt erfassen können mit seinen aus dem Herzen kommenden Worten, mündlich und schriftlich, aber diese Bekenntnisse, dieses Selbstgericht ist ergreifender als alles, was ich aus seiner Feder gelesen und aus seinem Munde gehört habe. Der scharfen, durchdringenden Selbstkritik, dem demütigen und reumütigen Bekennen folgt dann das verlangende Sichsehnen und Ausstrecken nach Vergebung einerseits, und nach Hülfe und Errettung aus dem Sündenelend andrerseits, und lehrt einen manches in seinem Leben, besonders in seiner religiösen Stellung, recht verstehen. Was er hier innerlich mit seinem Gott durchlebt, was er von göttlichem Trost und göttlicher Hülfe selbst erfahren durfte, das war es wohl, was ihm später die seltene Gabe verlieh, andere bekümmerte Herzen von allerlei

Art zu verstehen, mit feinem Zartgefühl des zerstoßenen Rohres sich anzunehmen, einen nur noch glimmenden Funken wieder anzufachen. Aber auf der andern Seite, weil er selbst den Weg des ernsten Selbstgerichts gegangen und ihn stetig ging, so verstand er es auch, solche, die jenen Weg noch nicht eingeschlagen, die sich aber auf andern Wegen müde gelaufen hatten und sich unglücklich und in der Irre fühlten, mit Ernst und Nachdruck auf jenen Weg, als den einzigen zum rechten Heil und Glück zu verweisen.

Wenn ein Glied aus einem Kreise geschieden ist, zumal dasjenige, welches das erwärmende, zusammenhaltende Element war, so wird die Lücke, das Lockerwerden des geschlossenen Bandes, von den Zurückbleibenden aufs schmerzlichste empfunden. Doch dieses trauernde Empfinden trägt einen großen Segen in sich: in dem gemeinsamen Gefühl der Vereinsamung schließen die übrigen Glieder sich um so inniger und fester aneinander an. Jeder sucht durch Liebe und Teilnahme dem andern den Verlust weniger fühlbar zu machen. Ein solcher inniger Zusammenschluß in den jugendlichen Jahren, durch ein großes gemeinsames Leid und Entbehren, hat gefesteten Bestand durch die ganze Lebenszeit. Wir Geschwister haben mit unserm Vater diesen Segen erfahren dürfen, der uns ohne unser Leid wohl nicht in dem Maße hätte zu teil werden können.

Von der Gemütsstimmung unsers Vaters in jenen Jahren, sowie auch von dem äußeren Ergehen, mögen einzelne bezügliche Stellen aus seinen Briefen berichten:

Juni 1871. „Jetzt, wo es ruhiger im Hause wird, macht sich die leer gewordene Stelle immer schmerzlicher fühlbar: die Leere wird immer größer, — ich meine nicht die äußere, sondern die im Gemütsleben. Was ist es doch für ein Geheimnis um den Ehebund — wie tief geht doch der Riß, wo das Band reißt!“

Juli 1871. „Vorab und vor allem meinen herzlichen Dank für das gute Wort, das Sie meiner lieben Heimgegangenen gewidmet haben.[1]) Sie haben das liebe Bild gut gefaßt und gut getroffen, — schlicht und recht ist die Zeichnung, wie die Selige selbst war. Mir und meinen Kindern haben Sie eine nachhaltige Freude gemacht, und gewiß noch manchen andern, die der Entschlafenen nahe standen. Darum nochmals innigen Dank.“

[1]) Der Brief ist an seinen früheren Mitarbeiter Rektor Horn gerichtet. Die hier erwähnten, damals im Schulblatt veröffentlichten Erinnerungen desselben an unsre Mutter sind in dem Abschnitt über die Wupperfelder Schule mitgeteilt. (Siehe S. 137.)

„Seit dem Abſchied von meinem zweiten Herzen hat es mit der Geſundheit nicht nach Wunſch gegangen, in den letzten acht Tagen immer weniger gut. „Jakob“ fängt immer mehr an zu hinken, — aber der „Israel“ kann leider doch nicht beſſer voran. Gott mache mich nur ſtille!“

An einen andern Freund ſchreibt er im Winter desſelben Jahres:

„Meiner hat ſich der Herr gnädiglich erbarmt. Seit vorigem Sommer geht es mir körperlich bedeutend beſſer. Seit ſieben Jahren habe ich keinen ſo guten Winter angetreten. Das Gemüt iſt freilich noch ſehr bedrückt. Es vergeht nicht mancher Tag, wo ich nicht den Kopf hinlegen und mir durch ſtilles Weinen Luft machen muß. An den Kindern gibt mir der Herr freilich reichen Troſt und Freude.“

Das Jahr 1872 brachte ihm eine ungeahnte Anerkennung ſeiner Arbeit in der Berufung zu der durch den Miniſter Falk anberaumten amtlichen Schulkonferenz in Berlin.[1]) Er ſchreibt darüber dem vertrauten Freunde Dörr:

„Zu der Schulkonferenz, die der Herr Kultusminiſter auf den 11. d. M. anberaumt, bin ich eingeladen. Wem ich dieſe Berückſichtigung verdanke, iſt mir gänzlich unbekannt.“

„Das Einladungsſchreiben kam gerade am Jahrestage des Todestages unſerer lieben Mama an. Ich habe dieſe Nachricht mit ſehr gemiſchten Empfindungen empfangen. Die Freude kann noch nicht recht aufkommen. Vor 8—9 Jahren würde ſolch ein Ruf mir ſehr willkommen geweſen ſein, — aber jetzt, bei meiner dermaligen Körperbeſchaffenheit, die auf einen aufregenden „Dauerlauf“ nicht mehr eingerichtet iſt, und bei der Erinnerung an den finſtern Tag des vorigen Jahres, iſt mir alles mit einem Trauerflor umhüllt.“

„Daß der Miniſter auch Leute meines Standes über das Schulgeſetz hören will, darf uns gewiß freuen — angeſichts der Vergangenheit, wo ſelbſt ein Miniſter Bethmann-Hollweg nicht einem ſolchen Gedanken zugänglich war, und ſelbſt dem Lehrer die Mitgliedſchaft im Schulvorſtande verſagen wollte. Und daß die

[1]) Daß von dieſer Konferenz hier und nicht in dem Abſchnitt von der öffentlichen Tätigkeit die Rede iſt, hat darin ſeinen Grund, weil dieſelbe hier nicht in ihrem ſachlichen Verlauf und ihrer Bedeutung für die Schule gewürdigt werden kann, ſondern von ihr mehr im Sinne eines perſönlichen Erlebniſſes erzählt werden ſoll.

Zentral-Schulbehörde von meiner Arbeit im Dienſt der Volksſchule endlich einmal ein wenig Notiz nimmt — wenn dieſe günſtige Auslegung zuläſſig iſt — darf mir auch willkommen ſein. Aber da drängt ſich immer zuerſt der Gedanke dazwiſchen: warum durfte meine liebe Frau dieſe Aufmunterung nicht erleben? — und weiter die Beſorgnis, daß ich in der ſehr gemiſchten und meiſt vornehmen Geſellſchaft ohne Zweifel ſehr einſam ſitzen werde. Hätte ich doch einen einzigen vertrauten Genoſſen von hier zur Seite!"

„Haſt Du einige gute Ratſchläge und Winke für mich, ſo laß ſie mich bald wiſſen. Ich habe ſo gar wenig Mut und Freudigkeit." —

„So bin ich denn ſeit geſtern abend hier in Berlin," heißt es in dem erſten Brief von dort an ſeine Kinder, „in der Hauptſtadt des Deutſchen Reiches, in der großen Weltſtadt."

„Die geſtrige Fahrt hierher ging glücklich von ſtatten. Ganz wohl, ſelbſt nicht einmal müde, kam ich an. Eine Droſchke brachte mich in mein Hotel, und ich ging bald zu Bett, nachdem ich noch einmal das treue unvergeßliche Geſicht der lieben Mama angeſehen und Eurer, liebe Kinder, in meinem Herzen nnd in meinem Gebete gedacht hatte. Die Nacht hat es mir gut gegangen, obgleich ich in der Fremde nie ſo anhaltend ſchlafen kann als zu Hauſe. Wenn es die übrigen Tage und Nächte ſo gut geht, dann bin ich ganz zufrieden."

„Morgen werde ich den Herrn Miniſter und den Herrn Geheimrat Dr. Achenbach, den Direktor der Unterrichts-Abteilung im Kultusminiſterium, aufſuchen müſſen. Was dann weiter werden ſoll, weiß ich noch nicht. Gott wolle alles zum beſten leiten. Die Leute ſind ſehr geſpannt auf unſere Verhandlungen. Die Zeitungen fangen ſchon an, uns Ratſchläge zu geben, und werden uns hinterher wohl tüchtig Spießruten laufen laſſen, wenn die Ergebniſſe nicht nach ihrem Sinne ſind. Das gehört eben mit zu den Dornen und Diſteln, auf welche jede Arbeit auf Erden ſich gefaßt machen muß, namentlich die im öffentlichen Dienſt, zumal wenn vieler Augen darauf gerichtet ſind."

„Gott, lehre mich tun nach deinem Wohlgefallen; dein guter Geiſt führe mich auf ebner Bahn!"

„So weit wißt Ihr nun, liebe Kinder, wie es mir geht. Laßt mich bald auch etwas von Euch hören. Wenn die Verhandlungen

begonnen haben, dann werde ich nicht mehr viel Zeit zum Schreiben haben. Aber Ihr sollt doch jeden zweiten Tag kurz erfahren, wie es mir geht."

„Haltet treu zusammen, wie es Euch die liebe Mama gelehrt hat. Denkt daran, wie Ihr einander Freude machen könnt und einander dienen. Immer einander Liebes tun und kein Leid, — das war der Sinn und Weg der seligen Mama: das sei auch Eure Losung."

„Gedenket meiner, wie ich Eurer gedenke, — namentlich im Gebet. Gott führe mich bald wieder in Frieden heim zu Euch.

Euer trauernder Vater
F. W. Dörpfeld."

„NB. Wenn ich da vom Trauern schreibe, so werdet Ihr ja wissen, wie ich es meine. Auf Erden werde ich trauernd pilgern müssen, bis ich meine liebe Mama wiederfinde — und Euch dereinst, will's Gott, auch — wo Gott alle Tränen abwischen wird."

Über den weiteren Aufenthalt in Berlin lassen wir zunächst noch einige Briefe an seine Kinder berichten: in keinem dieser Briefe fehlen die Grüße an die Hausgenossen, die Schulkinder und die Freunde.

„Es geht mir, Gott sei Dank! im ganzen gut. Seitdem die Verhandlungen begonnen haben, und eine Masse von Fragen fortwährend meinen Kopf beschäftigen, hat freilich die Nachtruhe gelitten. Doch bin ich jetzt noch zufrieden."

„Am Dienstag, morgens 10 Uhr wurden die Hauptsitzungen durch den Herrn Minister eröffnet. Wir empfingen eine Vorlage, die auf zwei Schreibbogen eine Menge Thesen und Fragen enthält, über die wir uns aussprechen sollen. Dazu wurde uns eine Schrift von Stiehl, die eine Verantwortung seiner Wirksamkeit und besonders der Regulative enthält, übergeben. Die Thesen und Fragen der Vorlagen verbreiten sich über folgende Punkte:

1. Die einklassige Volksschule,
2. Mehrklassige Volksschulen,
3. Mittelschulen,
4. Schulaufsicht,
5. Seminarien,
6. Präparandenbildung,
7. Fortbildungsschulen."

„Außer den Thesen und Fragen, die zu besprechen uns vor-

gelegt sind, können wir auch eigene Anträge zur Beratung bringen, die auf die genannten sieben Sachen Bezug haben."

„Am Dienstag konnten noch keine Verhandlungen stattfinden, weil viele nicht hinreichend vorbereitet waren. Gestern haben wir von 10—4 Uhr diskutiert, aber noch nicht einmal den Abschnitt eins zu Ende gebracht."

„Ich habe jetzt guten Mut, daß doch mancher gute Vorschlag aufs Papier kommen wird, und, so Gott will, auch dereinst in das Schulgesetz und in das Regulativ für den Unterricht."

„Heute kommt die Konfessionalitätsfrage und der Religions-Unterricht nach den (bisherigen) Regulativen zur Sprache. Der Tag wird vermutlich heiß werden. Gestern schon rief der Herr Geheimrat Stiehl einmal aus, als die Abgeordneten ihm scharf zu Leibe gingen:

„„s' ist heut Simon und Judä.
Es rast der See und will sein Opfer haben.""

„Auf Freitag 5 Uhr sind wir von dem Herrn Minister zum Diner eingeladen. Ich lege eine Photographie bei, damit Ihr seht, wie der Herr Minister aussieht. Er ist, wie sich bei den Verhandlungen zeigt, ein außerordentlich gewandter und sehr freundlicher Mann."

Im folgenden Briefe heißt es:

„Über die Verhandlungen schreibe ich nicht. Ihr erfahrt ja darüber in etwa aus den Zeitungen. Diese Mitteilungen sind freilich nur Schattenbilder. Ich stehe etwas einsam, zwischen den Parteien rechts und links. Mitunter geht es mir seltsam. Als ich neulich für die Konfessionalität der Schule sprach — aber in meiner Weise und Anschauung[1]) — und daher vermutete, die äußerste Rechte würde an einigen Vorschlägen Anstoß genommen haben: da kamen nach der Sitzung Herr v. Kleist-Retzow und Herr v. Mallinckrodt sogleich auf mich los, um mir zu sagen, das

[1]) Diese seine Weise sei kurz dahin charakterisiert: Er trat zu allen Zeiten warm und entschieden für die konfessionelle Schule ein. Aber nicht aus dem Grunde, um der Kirche die Herrschaft über die Schule zu erhalten, auch nicht, um die Herrschaft des Staates zu verdrängen, sondern aus pädagogischen Gründen, deren er eine stattliche Reihe aufzuzählen hatte. Sodann galt ihm auch hier der Grundsatz der Gewissensfreiheit. Den Eltern, die aus Gewissensgründen ihre Kinder nicht in eine Simultanschule senden können, wollte er ebensowohl ihr Recht gewahrt wissen, wie denjenigen, denen die Konfessionsschule gegen ihre Überzeugung geht. (Vgl. „Fundamentstücke" und „Zwei Gutachten".)

wäre nach ihrem Sinne gewesen. Und sonderbar — die Linken waren auch befriedigt. Ich war ganz überrascht.“ [1])

„Am Freitag waren wir beim Herrn Minister zum Diner von 5—7 Uhr. Da ging es vornehm und glänzend her. Ihre Exzellenz, die Frau Minister, nahm teil und ließ sich jeden vorstellen. Der Frack blieb mir in Gnaden erlassen, obwohl die meisten damit versehen waren. In den Sitzungen erscheint der Minister selbst stets im deutschen Rock; er ließ uns auch gleich im Anfang wissen, wir sollten nur wegen Kleidung u. dergl. uns keinen Zwang auferlegen. So kommen denn viele auch im runden Hut.“

„Soeben sind die Beratungen im Ministerhotel geschlossen worden;“ heißt es im letzten Brief von dort an die Kinder, „mit schwerem Herzen war ich hineingegangen, mit viel leichterem Herzen, ja freudig trete ich heraus. Gott hat alles wohlgemacht und mich durch die Wirbel der Gegensätze sicher hindurchgeleitet; auch mich leiblich gestärkt.“

„Gott bewahre Euch, liebe Kinder, nach Leib und Seele in seiner Gnade und in der geschwisterlichen Liebe zueinander, und geleite mich glücklich wieder in Eure Mitte — und bringe uns allesamt dereinst zu unserer lieben Mama in seinem seligen Himmelreich, wo kein Scheiden und kein Tod mehr sein wird.“

An einen Freund schreibt er in jenen Tagen u. a.:

„Manchmal muß ich mir an den Kopf fassen, um mich zu vergewissern, daß ich nicht träume: eine ganze Reihe von Gedanken, die mir seit 25 Jahren durch den Kopf gegangen, konnte ich nun an der ersten Stelle des preußischen Schulregiments offen aussprechen. Manches hat freilich auch ungesagt bleiben müssen, weil Raum und Zeit fehlte.“

„Von einem Resultat unserer Verhandlungen läßt sich nichts mit Bestimmtheit sagen, da keinerlei Abstimmungen vorgenommen wurden. Der Minister wollte nur das Urteil der einzelnen aus ihrer Erfahrung und aus ihrem Heimatkreise hören — zu seiner Information. Wie ich meine, ist es mir durch Gottes Bewahrung und Leitung gelungen, meine heimatliche Gegend nicht unwürdig zu vertreten. — Sachlich habe ich an den mir wichtigen Punkten

[1]) Ein dem Vater befreundeter Pommerscher Pastor schreibt ihm später: „Hat Kleist-Retzow Ihnen meinen Gruß bestellt? Ich bat ihn, er möchte sich an der liberalen Form des Rheinländers nicht stoßen.“

die Regulative scharf kritisiert, wohl schärfer wie Herren auf der Linken, weil sie der Sache nicht genug kundig waren; und doch — Herr Geheimrat Stiehl hat mir nicht ein einziges Mal widersprochen, und war überhaupt bis zum Abschiede hin so ausnehmend freundlich gegen mich, daß es mich sehr wundern mußte." [1])

Eine Episode aus der Konferenz erzählt er später gelegentlich in einer Anmerkung seines Buches „Denken und Gedächtnis":

„Als der Religionsunterricht der Regulative zur Verhandlung kam, wurde von der linken Seite her nachdrücklich zur Sprache gebracht, was man darüber auf dem Herzen hatte. Von dem Übermaß an Kirchenliedern, Bibelsprüchen und im Katechismuslernen war dabei viel die Rede, jedoch fast gar nicht von einer Überbürdung in der biblischen Geschichte. Der Geheimrat Stiehl hatte nämlich in seinem einleitenden Referate darauf hingewiesen, hier sei allen Beschwerden schon vorlängst abgeholfen worden durch die bekannte Verfügung des Ministers v. Bethmann-Hollweg vom Jahre 1859, welche das mechanische Einlernen der biblischen Geschichte ausdrücklich abgewiesen habe. Damit schien man allerseits diesen Klagepunkt für erledigt zu halten. Kein Wunder; die Schulobern und Landtagsabgeordneten hatten ja die Last der falschen Prüfungsforderung nicht zu tragen gebraucht. Nach gewohnter Weise meldete ich mich erst zum Worte, als die Landtagsabgeordneten, Regierungsräte und Seminardirektoren das Ihrige gesagt hatten. Ich bemühte mich nun nach Kräften, klar zu stellen, daß im biblischen Geschichtsunterricht *immer noch* ein Druck auf den Schulen laste; die Verfügung des Ministers v. Bethmann-Hollweg habe *daran* nichts gebessert, denn das

[1]) Ein früheres Urteil Stiehls über Vater erzählt W. Hollenberg in seinen Erinnerungen: „In Berlin hatte ich (es war etwa 1860) einmal Gelegenheit, den Regulativ-Vater Stiehl auf Dörpfelds Person zu bringen. Ich war überzeugt, daß Dörpfeld ihm nicht gefallen könnte. Aber da er nicht mein Vorgesetzter war, durfte ich sagen, daß Dörpfeld wohl ein guter Seminardirektor für ein rheinisches Seminar sein werde. Aber das war gar nicht seine Ansicht. Nein, das werde er nie befürworten; eher noch könne Dörpfeld Regierungs-Schulrat werden. Dann sei er in einem Kollegium, das durch den Regierungs-Präsidenten die idealistischen Projekte Dörpfelds unschädlich machen könne." — Das Urteil in betreff des Idealismus, so richtig es in gewissem Sinn sein mochte, braucht uns nicht zu kümmern, denn es bringt ihn in gute Gesellschaft. Sprach doch bekanntlich der erste Napoleon einst von den Erneuerern des preußischen Staatswesens Stein, Hardenberg 2c. in verächtlichem Sinn als von „jenen Ideologen".

urſachliche Übel liege in der eingewohnten falſchen Prüfungsweiſe, die ein zuſammenhängendes Wiedergeben aller durchgenommenen Geſchichten fordere. Inmitten meines Sprechens wurde mir jedoch an einigen Geſichtern bemerklich, daß meine Auseinanderſetzungen dennoch nicht überall den gewünſchten Eindruck machten. Da nahm ich in der Verzweiflung meine Zuflucht zu Gleichniſſen und ſagte: „„Meine Herren, was kann es nützen, das mechaniſche Einlernen zu verbieten, wenn die verkehrte Prüfungsweiſe unverboten bleibt? Das Präſenthalten der bibliſchen Geſchichten fordern und daneben das mechaniſche Einlernen verbieten, das iſt ganz dasſelbe, als wenn man einem den Befehl gäbe, in 2 Stunden von Berlin nach Potsdam zu laufen, und zugleich hinzufügte: Wehe dir aber, wenn du dabei in Schweiß kommſt! — Das heißt nichts anderes, als ein Pferd hinten ſpornen und zugleich vorn zügeln, und das iſt Torheit und Unrecht zugleich — u. ſ. w.“ Das ſchien endlich verſtändlich genug zu ſein, wenigſtens wurde von keiner Seite widerſprochen und Herr von Kleiſt-Retzow fragte mich nachher in der Pauſe, wie ich denn zu meinen vielen Gleichniſſen käme.“

Hören wir zum Schluß ein Urteil von anderer Seite über ſein Auftreten in jener Konferenz. Eine kürzere biographiſche Arbeit (in den oberrheiniſchen Blättern für erziehenden Unterricht) ſagt darüber:

„Aus den Protokollen der betreffenden Verhandlungen kann man ſehen, daß der rheiniſche Schulmann den übrigen Konferenzteilnehmern, die außer einem Berliner Schulvorſteher alle hohe Stellungen bekleideten, vielleicht nur dem Namen nach bekannt war, daß ſie ihn aber, als er zwei oder dreimal das Wort ergriffen hatte, ſehr ſchätzten und ihn noch nachträglich in die Subkommiſſion erwählten, die ſich mit den Verhältniſſen der Mittelſchule beſchäftigen ſollte. Zwar billigte die Konferenz nicht alle Vorſchläge Dörpfelds. Doch iſt es noch heute von Intereſſe, in den Protokollen zu leſen, wie treffend und energiſch der (einzige) wirkliche Kenner und Fachmann in den behandelten Fragen ſeine Anſichten darlegte und verteidigte.“

Wenden wir uns nun dem eigentlichen Familienleben wieder zu. Unſer häusliches Leben in den ſiebziger Jahren trug einen weſentlich andern Charakter, wie das der beiden früheren Jahr-

zehnte. Die Stellung der Mitarbeiter an der Schule war eine andere geworden. Sie waren nun nicht mehr Glieder im Haushalt des Hauptlehrers, sondern hatten nur ihre Wohnung im Schulhause und mußten im übrigen für sich selbst sorgen. Dadurch schon war es bei uns stiller geworden. Nun fehlte auch die Mutter, und es kam die Zeit, wo der erste aus dem Geschwisterkreis, der Bruder, dauernd aus der Heimat schied, um in Berlin das Baufach zu studieren.

„Mit schwerem Herzen habe ich Dich von hier scheiden sehen," schreibt der Vater in seinem ersten Brief an ihn, „um nunmehr auf eigene freie Hand Dein Schiff durch das Weltmeer zu steuern — durch ein so gefährliches Meer, bei dem die gefährlichsten Stellen die sind, wo die Klippen und Untiefen unter der Oberfläche verborgen sind. Wie viele hoffnungsvolle Jünglinge sind je und je aus der Heimat ausgegangen, frisch und fröhlich, und sind gar nicht, oder mit zerrütteter Seele wiedergekehrt. Mir wurde Dein Scheiden doppelt schwer, weil die Stelle leer ist, wo einst ein treues Mutterherz mit mir und für mich für die Kinder sorgte und betete. Eins laß mich erinnern und bitten, auch in der seligen Mama Namen: Vergiß den Kompaß nicht und verlier ihn nicht aus den Augen, den Gott der Herr Dir in seinem Wort in die Hand, und durch gute Unterweisung ins Herz gelegt hat! Der zeigt die Hauptrichtung deutlich genug an; nur die Hauptrichtung nicht verloren! Was dann auch verfehlt und geirrt werden mag, so ist doch immer ein Zurechtfinden möglich."

„Du fragst mich wegen einiger Anliegen um Rat. Soweit ich zu raten vermag, werde ich's tun. (Antwort S. 194.) Heute will ich jedoch schließen, damit mein erster Brief nicht zu lange auf sich warten läßt, und Du wenigstens einen herzlichen Gruß von mir bekommst. Der zweite soll bald folgen und dann auch ein Empfehlungsschreiben an Herrn Pastor Frommel. Es ist mir lieb, daß Dr. Hollenberg Dich zu Pastor Müllensiefen gewiesen hat. Den würde ich Dir neben Pastor Fr. auch anraten. Besuche doch auch einmal die Kirche des alten Büchsel, des Generalsuperintendenten! Büchsel ist zwar stark alt-konfessionell, aber auch ein christlich gediegener und erfahrener Mann. Auch den Hofprediger Kögel würde ich zuweilen hören."

„Zum Schlusse nochmals: verliere den Kompaß nicht! und darum versäume auch das Kirchengehen nicht! Der Sabbath ist

noch ein Stück aus dem Paradieſe, aber er iſt es nur dann, wenn man ihn heiligt — wenn man ſich auf ſich ſelber und ſeine ewige Beſtimmung beſinnt. Dazu iſt auch neben dem Gebet das Kirchengehen ein ſicheres, verordnetes Mittel. Wo einer nicht gern mehr zur Kirche geht, da ſteht es nicht gut, — das iſt ein ſicheres Symptom, daß der Kompaß einem aus den Augen und Händen zu kommen droht. Vor das Angeſicht Gottes treten, das heißt auch, mit allen Heiligen ſich verbinden, auch mit der ſeligen Mama und mit uns, die wir das Gleiche tun. Gott verleihe Dir und uns, daß dieſes Band nie lockere, ſondern immer feſter werde: dann gibt es einſt gewiß ein ſeliges Wiederſehen!"

In jenem Jahre hatte Vater ein Augenleiden, eine langwierige Netzhautentzündung durchzumachen; darüber, wie überhaupt über ſein körperliches Befinden, berichtet ein Brief an den Sohn:

„Mit meinen Augen geht es ſo weit wieder gut, daß ich ſie am Tage wieder zum Leſen und Schreiben gebrauchen kann. Auch bei Lampenlicht geht das Leſen etwa eine Stunde lang gut, aber dann meldet ſich auch das Übel. So bin ich denn noch ſehr gefeſſelt. Meine literariſchen Arbeiten ruhen ganz — nun ſchon ſeit 6—8 Wochen, obſchon der Buchhändler wegen des Handbuches zum Repetitorium eilt und drängt. Da will das Gemüt wohl mitunter ungeduldig werden und kleinmütig hinterdrein, — zumal das aſthmatiſche Leiden auch noch keineswegs auf das Niveau des vorigen Sommers zurückgegangen iſt. Abends nach Tiſch und beim Zubettgehen iſt das Atmen immer mehr oder weniger beſchwerlich. Doch freue ich mich, daß ich wenigſtens meine Schularbeit tun kann. Der Augenarzt, zu dem ich dreimal die Woche gehen muß, gibt zwar gute Hoffnung, verhehlt aber auch nicht, daß die Netzhaut-Entzündungen manchmal ſehr hartnäckig ſind und länger als ein Jahr anhalten. So iſt es im Grunde doch wenig Troſt, was wir bei Menſchen holen können. Was für ein elend, jämmerlich Ding wäre es doch um unſer Leben, wenn wir nicht wüßten und durch unſern Herrn Chriſtum verbürgt hätten, daß wir einen Vater im Himmel haben, der alle Dinge in ſeiner Hand trägt, ohne deſſen Willen kein Haar von unſerm Haupte fällt, und der alles, alles zum beſten lenken kann und will!"

„Auf meinen lieben Gott
Trau ich in Angſt und Not;

Er kann mich allzeit retten
Aus Trübsal, Angst und Nöten;
Mein Unglück kann er wenden:
Steht alls in seinen Händen."

Nachdem der Bruder drei Jahre in Berlin studiert und währenddem sein Dienstjahr im Garderegiment K. Alexander absolviert hatte, sahen wir es als selbstverständlich an, daß er nun seinen Studien ein Jahr zusetzen müsse, weil er in dem Dienstjahr nur wenig für sich hatte arbeiten können. Gegen Ende des Jahres 1876 aber erhielten wir eines Abends die frohe Depesche: „Examen mit Auszeichnung bestanden!" Das war ein unverhoffter Freudentag für unsern Vater, nach so manchem Druck und Leid. Der Bruder war selbst gar nicht so überzeugt von seinem Können, er hatte uns die Angst ersparen wollen und uns deshalb nicht mitgeteilt, daß er sich auf das Bauführer-Examen gerüstet hatte und nun eine Woche sich in demselben befand. Zum Weihnachtsfest kam er nach Hause und konnte dem Vater sein Zeugnis auf den Weihnachtstisch legen, welches in fast allen Fächern das Prädikat: „mit Auszeichnung bestanden" enthielt. Ohne Worte, aber mit Tränen in den Augen reichte ihm der Vater die Hand. Wir Kinder wußten wohl, was ihm, trotz der Freude, den Blick tränenschwer machte. Bei einer andern frohen Nachricht von dem Bruder gab er dem gleichen Gefühl Ausdruck in den Worten: „Das sind auf Erden die schönsten und liebsten Freuden, die Gott mir schenken kann, die ich an Euch Kindern erleben darf; aber der rechte volle Freudentag, der kommt erst für mich, wenn ich Eure liebe Mama wiedersehen werde."

Aus den nun folgenden beiden letzten Jahren in Barmen berichtet er 1878 seinem Freunde Rein:

„Nun muß ich auch wohl noch einiges aus meinem persönlichen und Familienleben erzählen. Mit meinem leiblichen Befinden ist es seit Ihrem Weggange von hier stetig besser geworden. In den beiden letzten Jahren war ich so kräftig und frisch, wie man mich seit dem Leidensjahr 1865—66 nicht gekannt hatte. Neben laufenden Arbeiten konnte ich noch drei Vortragskurse über Psychologie (und Logik) in Barmen, Lennep und Düsseldorf übernehmen, die mir monatlich sechs freie Nachmittage kosten."

„An meinen Kindern erlebe ich bis jetzt viele Freude. Der Segen der seligen Mutter ruht sichtbarlich auf ihnen. Die älteste

Tochter steht wie eine Mutter in aller Treue dem Hauswesen vor und zieht die jüngeren Geschwister mit Erfolg sich nach. Mein filius Wilhelm, der nach guter Absolvierung des hiesigen Gymnasiums die Bau-Akademie in Berlin bezog, hat dort am Schlusse seines Trienniums die Bauführer-Prüfung bestanden und überdies eine Prämie von 900 Mark zu einer Studienreise erhalten. Er wurde dann von dem Oberbaurat Professor Adler (der mit Curtius die Ausgrabungen in Olympia ins Leben gerufen hat) in Dienst genommen, und ist seit Oktober vorigen Jahres dort in Olympia mit „Schatzgraben" beschäftigt."

So sehr ihn auch die wissenschaftliche Tüchtigkeit des Sohnes und die dadurch sich demselben erschließende Carriere freute, so zeigt die Fortsetzung dieses Briefes, die sich nicht wohl mitteilen läßt, daß jene Tüchtigkeit ihm nicht die Hauptsache war, sondern daß andere, mehr verborgene Eigenschaften des Sohnes, von denen wir nur die Bescheidenheit nennen wollen, ihn noch mehr erfreuten.

---

3. Gute Freunde und getreue Nachbarn.

Mit Recht hat Dr. Luther diese beiden Dinge als Wertstücke angesehen und sie zum täglichen Brot gerechnet, um welches wir Gott bitten, und wofür wir ihm danken sollen. Beide Güter waren unsern Eltern in schöner Weise beschieden.[1])

Fangen wir beim Nächstliegenden, den getreuen Nachbarn an. Dicht an unserm Hause lag das Küsterhaus, dessen Hofraum wie Garten an die unsrigen anstieß. Es war ein enges, niedriges Häuschen, aber freundlich, sauber und nett von innen und außen. Der alte Ohm G. war uns Kindern ein guter Freund, so lang wir denken konnten. Wenn er mit seinem großen Schlüssel an unserm Hause vorbei in die Kirche ging, so faßten wir ihn gern an die Hand, um mitzugehen, und unsre Gesellschaft schien ihm nie lästig. Hatte er doch auch jedem von uns den ersten nachbarlichen Dienst geleistet, denn er steht auf jeder unserer Geburtsurkunden als Zeuge, ist also jedesmal mit dem Vater den

---

[1]) Von dem zahlreichen Freundeskreis aus dem eigenen Stande wird in dem folgenden Abschnitt die Rede sein. Hier soll von sonstigen Freunden, resp. von nachbarlichen und befreundeten Familien erzählt werden.

weiten Weg zum Rathause gegangen, wenn derselbe ein Kindchen anschreiben ließ.

Er war ein freundlicher, milder Mann, von dem man nie ein hartes Wort hörte. 50 Jahre lang hat er treu seines Amtes als Küster der großen Kirche und Gemeinde gewartet. Mit seinem Silberhaar und seiner Schnupftabakdose war er überall bekannt, und alle Leute hatten ihn gern. Weil unsre Eltern als Fremde nach Barmen gekommen waren, kam es öfter vor, daß sie über die eine oder andere Familie Auskunft nötig hatten, sei es wegen einer armen Familie, die um Hülfe gebeten, oder durch Schulangelegenheiten veranlaßt: der alte Küster kannte jeden, und auf sein Urteil konnte man sich verlassen. Die Küsterfrau war nicht so milde, wie ihr Mann, aber energisch, tapfer, fleißig vom Morgen bis zum Abend. Sie ist unserer Mutter eine treue Nachbarin gewesen, die ihr mit Rat und Tat beigestanden in all den Angelegenheiten, wo nachbarliche Hülfe so wertvoll, ja unersetzlich ist. Ich hörte gern zu, wenn sie der Mutter in ihrem Barmer Plattdeutsch mancherlei erzählte. Es lag oft in dem derben Dialekt ein gesundes, kerniges Urteil. Als ihre Tochter mit einem unserer Lehrer verlobt war, hatten ihr andere Frauen gesagt, sie müsse aber jetzt notwendig ihre Tochter in eine Pension geben. „Do said ek äwer" erzählte sie unserer Mutter, „wat sall em de Pangsion? Wenn us Maria de Stuw bowen schrubbt, un ek rop an der Trappen: „Maria," un ät kümmt dann un säd fründlich: Wat sall ek, Moder? Un wann ek ät dann noch twei mol van sin Arbet rop, un ät kümmt met datsölwige fründliche Gesicht: dann het ät genog gelihrt, un gift en gode Frau un brukt kin Pangsion." Lächelnd gab ihr die Mutter recht.

Die Eltern bewiesen sich aber auch ihnen gegenüber als treue Nachbarn. Ihr begabter, fleißiger Sohn, die Freude und der Stolz seiner Eltern, gehörte zu den Schülern Vaters, die ihr Examen zum einjährigen Militärdienst gemacht haben, ohne eine höhere Schule zu besuchen. Wenn Krankheit, Sorge und Tod in dem kleinen Hause einkehrten, dann wurde unsre Mutter herübergerufen; sie trug das Leid mit, was die Nachbarn traf, und das verstanden jene wohl. Noch nach Jahren konnte der sonst so stille Mann bei ihr seinen Kummer aussprechen über den Verlust eines dreizehnjährigen, hoffnungsvollen Knaben und den der obenerwähnten, als junge Frau gestorbenen, blühenden Tochter. —

Nach der andern Seite hin, durch die Kirche von unserm Haus getrennt, lag das unserm Hause ähnliche Pfarrhaus. Solange es unser Nachbarhaus war, ist es von drei Pastorenfamilien nacheinander bewohnt worden. Zuerst von dem alten Pastor Heuser. Ich war noch klein, als die Familie fortzog; die Eltern haben freundschaftlich zu ihr gestanden, und ich entsinne mich noch mancher mir dort erwiesenen Freundlichkeit, wie denn überhaupt die nachbarlichen Beziehungen ganz besonders den kleinen Kindern, deren Welt noch eng begrenzt ist, zu gute kommen.

Dann bewohnte das Haus für einige Jahre Pastor Schultze, der später Generalsuperintendent der Provinz Sachsen war, und in derselben Woche mit unserm Vater heimgegangen ist. Am darauf folgenden Sonntag, den 29. Okt. 1893, ist dann auf der Wupperfelder Kanzel beider Männer, die einst im Segen an der Gemeinde gewirkt, in Ehren gedacht worden. Pastor Schultze hat sich in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit in Barmen in hohem Maße das Vertrauen und die Liebe seiner Gemeinde erworben; auch unsre Eltern hielten große Stücke auf ihn. Der warme Ton eines Briefes, den er unserm Vater nach dem Heimgange der Mutter schreibt, zeigt, daß auch er Vater verstand und schätzte. Von unserer Mutter sagt er: „Den sanften und stillen Geist habe auch ich als den innersten Zug der lieben Heimgegangenen in dem Bilde, das mir von ihr vorschwebt, zurückbehalten: daneben leuchtete aus ihrem Auge noch etwas Besonderes: eine große Klarheit des Glaubens, etwas Kindartiges, das seiner Kindschaft ohne Grübeln — intuitiv — gewiß ist. Köstliche Gnadengabe vom Herrn."

Sein Nachfolger im Amt sowie in unserm Nachbarhause war der früher erwähnte Pastor Emil Frommel. Wer seine Schriften kennt, mit ihrem feinen, geistvollen Humor und tief ergreifenden Ernst, mit ihrer süddeutschen Wärme und wohltuenden Frische, der wird es verstehen, was eine solche Persönlichkeit für ihre Umgebung ist. Doch mit ihm sind wir von dem nur nachbarlichen Gebiet auf das der eigentlichen Freundschaft, der Gesinnungsfreundschaft übergegangen, und damit in einen Kreis eingetreten, der einer besonderen Schilderung bedarf.

In einem trefflichen biographischen Nachruf an unsern Vater (Christl. Welt 1893, Nr. 48) wird gesagt, er habe „sich der eigentümlichen religiösen Richtung des Wuppertales nicht entziehen

können und auch nicht entziehen wollen." Einige haben in diesem Wort einen Tadel gesehen. Derselbe liegt aber durchaus nicht darin für den, der die ganz verschiedenen religiösen Strömungen des Wuppertals kennt und mit der Gesinnungs- und Denkweise unseres Vaters auch nur einigermaßen bekannt ist. Jenes Wort hat recht. Aber man darf jenen Einfluß nicht so verstehen, daß er sich irgend einer der dortigen Strömungen, sei es der vorherrschenden, der kirchlichen, oder einer der besonderen Gemeinschaften innerhalb oder außerhalb der Kirche angeschlossen, und sich von ihr habe bestimmen lassen. Wohl fand sein im Religiösen wurzelndes Gemütsleben hier im Wuppertal, wo die religiösen Angelegenheiten nicht als nebensächlich gegen die irdischen Dinge behandelt wurden, sondern wo sie bei vielen das höchste Lebensinteresse bildeten, einen ihm sympathischen Boden, den sichern Untergrund für alles andere.

Aber seine innere Selbständigkeit, die ihm auf dem wissenschaftlichen Gebiet eigen war, zeigte sich auch hier. Sie bewirkte, daß jener Wuppertaler Einfluß nicht beengend, sondern klärend und erweiternd auf sein religiöses Denken einwirkte. Sein feines Verständnis für Andersdenkende, seine wahre Freiheitsliebe, die auf dem Respekt vor der Individualität, dem Gewissen des Nächsten beruhte, zeigte sich hier in klarer Weise. Mit jedem, der eine Kern-Wahrheit des Christentums erfaßt hatte, fühlte er sich auf gemeinsamem Boden, und wußte von ihm zu lernen, welcher Konfessionalität und Richtung er auch angehören mochte.

Mit welcher Unabhängigkeit, und mit wie weitem und tiefem, historisch geschärften Blick er das kirchliche Leben überhaupt und die christlichen Bewegungen seiner Heimat insbesondere betrachtete, zeigt in charakteristischer Weise folgender Abschnitt in seinem 1860 geschriebenen Aufsatz: „Der Lehrerstand und Israels Klassiker," wo er auf diesen Gegenstand zu reden kommt.[1])

„Werfen wir einen Blick auf den christlichen Zustand unserer Heimat, der westlichen Provinzen, auf die Kirchenluft, von der ein jeder, wie von der atmosphärischen, umgeben und beeinflußt ist."

„Bekanntlich hatte etwa anderthalbhundert Jahre nach der Reformation auf den Lehrstühlen und Kanzeln der deutschen evangelischen Kirche eine zwar gelehrte, aber auch streitsüchtige und steife

[1]) Ges. Schriften III.

Orthodoxie Platz genommen. Trotz des eifrigen Streitens und schulgelehrten Redens in Kirchen und Hörsälen nahm in dem Volke die wahrhafte Erleuchtung immer mehr ab und die Schläfrigkeit zu. „Reine Lehre" — „rein Sakrament" — „fester Bekenntnisstand" — das alles war da, und doch begann das Leben aus dem Kirchenleibe zu schwinden. Da sandte Gott noch einmal einen frischen Odem in die Lande. Nächst Johannes Arnd waren es besonders zwei erleuchtete Männer, der reformierte Jean de Labadie und der lutherische Philipp Jakob Spener samt ihren Freunden und Nachfolgern, durch deren gesegnetes Wirken wieder ein frischeres, innigeres christliches Leben in vielen Gemeinden des süd- und nordwestlichen Deutschlands erwachte. Gegenüber einer kirchlichen Gerechtigkeit ohne Buße und einer hadernden Orthodoxie drangen diese lebenskräftigen Zeugen besonders auf entschiedene, wahrhaftige Buße und auf rechtschaffene Früchte der Glaubensgerechtigkeit. Es entstanden die kleineren Zusammenkünfte der wachgewordenen Christen, sei es in der Weise der Spenerschen „collegia pietatis", oder in der Weise der durch Laien geleiteten freien „Konventikel"; es kamen die „Pietisten" in der lutherischen und die „Feinen" in der reformierten Kirche. Wie weit auch dieses von einzelnen Personen und Kreisen ausgegangene regere christliche Leben nach den verschiedenen Seiten hin gedrungen sein mag, so hat doch der sog. „Pietismus" nie auf den Kathedern und Kanzeln das Übergewicht erlangt, sondern sich vorwiegend in den ungelehrten und Laienkreisen ausgebreitet, und die von Labadie und Spener gepflegten und angepriesenen kleinern Erbauungsversammlungen (Konventikel) sind auch niemals von der Kirche in ihren Organismus aufgenommen, höchstens hier und da geduldet, meistens verfolgt worden. Ohne Zweifel würde auf die Dauer der „Pietismus" mit der gelehrten, steifen Orthodoxie fertig geworden sein; oder vielmehr: er würde die kaltgewordene theologische Wissenschaft wieder erwärmt haben und wiederum durch ernste wissenschaftliche Schriftforschung nüchterner, edler und reiner geworden sein. Aber ehe es dazu kommen konnte, tauchte in den Kreisen der Gelehrten eine neue Richtung auf, der philosophische und theologische Rationalismus, gegen den der ungelehrte „Pietismus" zu wehr- und waffenlos und die gelehrte Orthodoxie zu herz- und glaubenslos war. Der Rationalismus erfocht gegen

seine Gegner insgeheim und öffentlich Sieg auf Sieg. Die alten Streitfragen zwischen den Konfessionell-Orthodoxen (reformierten und lutherischen) unter sich und zwischen ihnen und den „Pietisten" verstummten mehr und mehr. Es wurde ruhig in der deutschen evangelischen Kirche, sonderlich in den gelehrten Schichten; selbst der alte Streit mit Rom schien, mit Ausnahme etwa in den Grenzdistrikten, abgetan. Die „Rechtgläubigen", soweit sie noch vorhanden waren, lehrten und predigten leidlich „vernünftig"; die „Pietisten" zogen sich in die Stille und Einsamkeit zurück."

„Nach den Stürmen der ersten französischen Revolution und der nachfolgenden Kriegsjahre ist es in religiösen Dingen wieder lebendig geworden. Die Not hatte beten und aufs Wort merken gelehrt. Die „Stillen im Lande" wurden wieder laut und kamen mit ihren Missions- und Bibelfesten, mit Bibel- und Traktatenkolportage, mit Diakonissen- und Rettungsanstalten u. s. w. nach und nach bedeutend an die Öffentlichkeit; auf den Kanzeln und in den Lehrsälen der theologischen Fakultäten erklang immer häufiger und immer deutlicher und voller das Wort vom Glauben. Was lange auseinander und fremd aneinander vorbeigegangen war: die Häuflein der „Pietisten" und die gelehrten Theologen in Pfarramt und Professur fanden sich nach und nach zu den Füßen der Apostel und Propheten ziemlich wieder zusammen. So weit etwa sind wir in unsern Tagen. — Aber *eins* ist an diesem Stande der Dinge *auffallend*. Wie einflußreich das Eingreifen der wieder belebten gelehrten und praktischen Theologie auf die *Verbreitung* des christlichen Lebens gewesen ist: an seinem von den Vätern ererbten „*pietistischen*" *Charakter* ist, soweit mein Auge reicht, nichts Wesentliches, wenigstens nicht zum Bessern, geändert worden; und wo etwas geändert worden ist, wie namentlich in Norddeutschland, da besteht die Änderung hauptsächlich in der Hinneigung zu abgeschlossener Konfessionalität. Während in Württemberg die von Spener und Zinzendorf angeregte christliche Bewegung schon im 18. Jahrhundert durch den schriftgelehrten Präzeptor Bengel und seine Freunde zu einem verhältnismäßig gesunden *biblischen* Pietismus veredelt wurde, hat es in unserer Gegend nicht einmal die vielgepriesene Theologie des *neunzehnten* Jahrhunderts zu solcher veredelnden Einwirkung gebracht. Im Gegenteil scheint es fast, als ob der christliche Lebensstrom in dem Maße, wie er sich in die kirchliche

Breite erweitert hat, auch desto seichter geworden sei. In auffälligem Abstande von dem altschwäbischen biblisch-theosophischen Tiefsinn und der Tersteegenschen innigen Mystik stößt man heutzutage in hiesigen Landen gar zu häufig auf eine fast bibelflüchtige Christlichkeit und einen englisch-eilfertigen Methodismus. Die ursprüngliche Energie des alten Pietismus, die auf christliches Leben drang, ist ziemlich schlaff, das Wort „Heiligung" befremdlich, ja anstößig geworden, und von der Antipathie gegen die dürre, abstrakte Spekulation der „Orthodoxie" ist nur die Apathie in Bezug auf jede tiefere biblische Forschung zurückgeblieben. „Selig sind die geistlich Armen," ist das gebräuchliche Ruhekissen zu Gunsten dieser Apathie; und eine etwaige Anmahnung zu ernstlichem Suchen in der Schrift wird mit den Sätzen: „das Wissen blähet auf", und: „die Salbung lehret alles", ein für allemal abgefertigt. Wer wenig oder auch viel in den christlich angeregten Kreisen Rheinlands und Westfalens umhergekommen ist, wird diesem Urteil, wie ich meine, beistimmen müssen. Da, wo diese nebelige Kirchenluft in besonderem Maße sich verdichtet hat, gehört für jeden Christen, wes Standes er auch sei, eine nicht geringe innere Anstrengung dazu, um aller Schwüle zum Trotz hellen Auges und frischen Herzens zu bleiben."[1])

Er nennt hier zwei bestimmte Richtungen, die sich von der eben beschriebenen Gefahr frei gehalten und ihren tiefer gerichteten Sinn bewahrt haben: die innig-mystische unseres Landsmannes Tersteegen und die biblisch-theosophische der alten Württemberger Schule. Die erstere behielt ihren stillen, aber tiefgehenden Einfluß durch Tersteegens und seiner Freunde persönliche Wirksamkeit, durch seine Briefe und Schriften, und vor allem durch seine innigen, in der Form zum Teil klassisch-schönen Lieder.[2])

[1]) „Es ist übrigens keineswegs meine Meinung, den Lehrerstand vor dem Umgang mit „pietistisch" gerichteten einfachen Christen zu warnen; im Gegenteil ist mein Rat der, den ich selbst vor ca. 15 Jahren durch Schleiermacher erhalten: der Lehrer schließe sich an lebenswarme Christenleute, wo er sie findet, und welcher Art sie sonst seien, enge, möglichst enge an, damit er von ihrer Lebenswärme möglichst viel mitbekomme; aber er lasse sich nicht verleiten, ihre etwaige Bibelflüchtigkeit und Denkscheu für Tugenden anzusehen."

[2]) Bezeichnend für die Stellung, die die Kirche dieser Strömung gegenüber einnahm, ist die Tatsache, daß fast ein Jahrhundert nach dem Tode

Die andere, die Württemberger Schule ist in ihrer Einwirkung auf unsre Heimat verbunden mit den Namen: Collenbusch, Hasenkamp, Menken. Was beiden Richtungen, der Tersteegenschen, wie dieser, gemeinsam war, könnte man dahin zusammenfassen: Ihre Absicht war ein tieferes Erfassen und Verstehen des ganzen göttlichen Heilsplanes mit der Menschheit; oder noch kürzer, wie Oetinger mit dem Titel einer seiner Schriften treffend sagt: Etwas Ganzes vom Evangelium. Aus dieser Total-Anschauung heraus folgte dann das Bestreben, diesem Ganzen in allen seinen Teilen durch fleißiges Bibelstudium nachzuforschen, um Gottes Rettungs- und Erziehungswege mit der Menschheit, sowie mit jedem Einzelnen zu erkennen und mit vollem Ernst das eigene Leben und Tun danach zu richten.

Bei dieser Gemeinsamkeit in der Grundanschauung zeigte sich jedoch in der Lebens-Richtung und -Gestaltung eine mehr oder minder ausgeprägte Verschiedenheit. So lag bei der innigen Vertiefung der ersteren die Gefahr einer quietistischen Weltflüchtigkeit nahe, während bei der letzteren das energischeste Weiterstreben auf dem Gebiet des spekulativen Erkennens wie des sittlichen Wollens ihre Stärke war, die wieder eine Gefahr anderer Art, wie wir sehen werden, in sich barg.

Die dieser letzteren Richtung Angehörenden, oder auch nur in etwa unter jenem Einfluß Stehenden wurden im Wuppertal nach dem Namen ihres bedeutendsten heimischen Vertreters, des Dr. Collenbusch, genannt. Leider hatte dieser Name in den herrschenden kirchlichen Kreisen einen so übeln Klang, daß schon der Ruf der Zugehörigkeit zu jenen Leuten genügte, um einen zur Wahl vorgeschlagenen Pastor oder Lehrer unmöglich zu machen.

Als Kind war mir einmal außer dem Hause gesagt worden, mein Vater sei ein „Collenbuschianer". Ich klagte dies der Mutter in der Meinung, es sei etwas Schlimmes. Sie sagte mir nicht, ob es wahr sei oder nicht, sondern nur: „Die C. sind fromme Leute; vor Gott ist es keine Schande, zu ihnen gerechnet zu werden."

Tersteegens vergehen mußte, ehe die in seinen Liedern verborgenen Schätze seiner heimatlichen Kirche in vollem Maße zu gute kamen, indem eine gute Anzahl seiner Lieder in die Gesangbücher aufgenommen wurden.

Doch sehen wir uns diesen Namen und seine Träger etwas näher an. Der bekannte Theologe Dr. G. Menken in Bremen sagt in der Vorrede zu einer seiner Schriften:

„Wenn ich diese Schrift früher vollendet hätte, würde ich sie dem sel. Dr. med. Sam. Collenbusch[1]) gewidmet haben, einem Manne, dem ich unter allen Menschen am meisten zu ewiger Dankbarkeit verbunden bin, und dessen Freundschaft ich für eine der allergrößten Wohltaten in meinem Leben halte. Es macht mir Freude, dies hier öffentlich zu sagen; darum sage ich es, sollte es auch manchen um deswillen befremden, weil dieser Mann in der Gewißheit und Freude, daß sein Name im Himmel geschrieben sei, es nie darauf anlegte, sich einen Namen zu machen auf Erden, und keine papierne Krone wollte und erhielt, weil er einer wahrhaftigen und besseren begehrte; — wie denn überhaupt das Verlangen nach dem Besseren das Charakteristische seiner Gesinnung und das primum agens seines Lebens war."

Auch mit dem erleuchteten Mystiker, dem gottseligen Tersteegen war Collenbusch in seinen jüngern Jahren bekannt geworden. Er klagte dem älteren erfahrenen Freunde, daß ihm dünke, als könnten seine Beschäftigungen als Student nicht zu-

---

[1]) Manchem Leser werden vielleicht noch einige biographische Notizen über diesen Mann willkommen sein, die wir dem Göbelschen Werke entnehmen: C. ist 1724 in dem zu Barmen gehörenden Wichlinghausen geboren; sein frommer Vater gehörte zu den Gründern der dortigen lutherischen Gemeinde. 18 Jahre alt, ward der Sohn durch den damaligen Pfarrer Wülfing gründlich erweckt. 1745 hat er in Duisburg, und 1747 in Straßburg Medizin studiert und seitdem als Arzt gewirkt, und zwar von 1754—1784 in Duisburg, wo die ganze Familie C. mit ihren bedeutenden Fabriken sich niederließ, und von da an bis an seinen Tod 1803 in Wichlinghausen. In Duisburg hatte C. seine eigentümliche biblische Lehre ausgearbeitet, und zwar vornehmlich nach Anleitung von Anton, Bengel und Oetinger. Er selbst sagt, daß dieser Männer Schriften ihn über das Geheimnis Christi in uns immer mehr erleuchtet haben, weshalb er Gott oft für diese Männer gedankt habe. Auch Böhmes und Leibnizens Schriften hatte er viel gelesen und sie treffend beurteilt, wenn er von jenem (J. Böhme) sagt: „Er war unstreitig der größte und tiefste Metaphysiker; er erkannte mehr von dem Grund und Wesen der Dinge, als alle Philosophen; er hatte Zentralerkenntnis; er sah in und an dem Äußeren das Innere der Dinge." Und von Leibniz sagte er: „In seiner Theodicee habe ich etwas von der Herrlichkeit der Hoffnung des Christenberufs gefunden, welche Erkenntnis ich nicht bei diesem Philosophen gesucht hätte."

gleich mit dem Wandel im Himmel bestehen. Darauf antwortete ihm jener mit dem seither vielfach angeführten Gleichniswort: „Ein Christ muß sein wie ein Zirkel; der eine Fuß des Zirkels steht unbeweglich im Mittelpunkte fest, zu eben derselben Zeit, wenn der andere Fuß des Zirkels im Kreise herumgeht; so muß ein Christ im Mittelpunkt, in der Gegenwart Gottes fest stehen, und mit dem andern Fuß, das ist mit den Kräften des Leibes, der Seele und des Geistes im Umkreise beschäftigt sein."

Es war schon vorhin von der Verschiedenheit der Richtungen dieser beiden auf gleichem Grunde stehenden Männer die Rede. Eine in den Jahrbüchern des Berg. Geschichtsvereins einmal mitgeteilte Anekdote zeichnet kurz und treffend diesen Unterschied.

Dr. Collenbusch begegnete einst auf einem bergan gehenden Wege dem Engelbert Evertsen, einem Barmer Kaufmann und nahen Freunde Tersteegens. „Wie geht es Ihnen, Herr E.?" fragte der Doktor. „Danke, immer tiefer," war die Antwort im Tersteegenschen Sinn. „Und wie geht es Ihnen, Herr Doktor?" „Danke, sehr gut, immer höher," lautete des Doktors charakteristische Antwort. Ihm war es ein Anliegen, der damals besonders betonten Lehre von der Ohnmacht des Menschen die erhebende, verheißungsvolle Wahrheit von dem, was Gottes Kraft in uns vermag, entgegen zu halten.

Man hat wohl nicht ganz mit Unrecht gesagt, E. habe die Heiligungslehre in einseitiger Weise getrieben; diese Schattenseite tritt dann nachher bei den weniger bedeutenden unter seinen Jüngern um so stärker hervor. Dagegen haben die Einsichtigen unter ihnen seine Anschauungen in ihrer Ganzheit gefaßt, und den Meister darin verstanden, daß jene Betonung aus einem Gegensatz herausgeboren war, und darum für jene Zeit ihre Berechtigung hatte. Durch das in und nach den Freiheitskriegen neuerwachte Leben in der Kirche waren grundlegende, tröstliche Wahrheiten, die in der rationalistischen Zeit beiseite gelassen worden waren, mit Recht wieder in den Vordergrund getreten. Die Lehren von der Rechtfertigung durch den Glauben, der Ohnmacht des Menschen und Gottes freier Gnade bildeten nun wieder mit Recht den Kernpunkt in der Predigt und in der Seelsorge. Aber nicht mit Recht wurden andere wichtige Wahrheiten, zumal die, die die Förderung der Christen auf dem gelegten Grunde betrafen, zurückgestellt, oder gar als gefährlich angesehen. Die wich-

tige Mahnung Speners schien vergessen: „Lasset uns erstlich diejenigen *am meisten* befohlen sein, welche selbst noch willig sind, das, was man zu ihrer Auferbauung tut, willig anzunehmen; ein jeder versorge vor allem diese in seiner Gemeinde, *daß sie mehr und mehr wachsen mögen* zu dem Maß der Gottseligkeit, damit nachher ihr Beispiel auch *andere* erleuchte. Alle meine Vorschläge gehen fast einzig und allein dahin, wie den Folgsamen zuerst möge geholfen, und alles an ihnen getan werden, was zu ihrer Auferbauung nötig ist."

Trotz des neuerwachten Lebens und seiner schönen Früchte (Missions- und Bibelgesellschaften 2c.) blieb nach dieser Seite hin eine leere Stelle. Diejenigen Christen nun, die ein Bedürfnis hatten, in der erkannten Wahrheit zu wachsen, fester und gegründeter zu werden, fanden sich zusammen. Auf diese Weise bildeten sich dann innerhalb der Kirche, ohne sich von ihr zu trennen, kleine Gemeinschaften, die keinen äußeren Zusammenschluß hatten als den, daß man sich gemeinsam um das Bibelwort sammelte, um durch Nachdenken und Aussprechen darüber Klarheit und Förderung zu finden.

An Gegnern und Feinden solcher Zusammenkünfte hat es von jeher, so auch damals nicht gefehlt. Ein kräftiges Wort von Vater zu ihrer Verteidigung, welches ihre Notwendigkeit und ihren Segen hervorhebt, findet sich in der vorhin erwähnten Arbeit.

„Auch auf *die* Frage darf ich mich nicht weit einlassen, wie *viel* oder wie *wenig* Bibellesen und Bibelwissen dazu gehöre, *um seliglich leben und sterben zu können*. Es ist gewiß, daß tausend und aber tausend Seelen mit wenig Wissen den einzigen Trost im Leben und Sterben gefunden haben und in Zukunft finden werden. Es wäre trostlos und schrecklich, wenn es anders wäre. Die Weisheit und Barmherzigkeit Gottes hat Mittel und Gaben auch für *Notstände*, und gerade da oft die ausgesuchtesten. Aber Not ist Not und keine „Tugend". Es ist des Herrn Ruhm, „aus der Not eine Tugend machen" zu können; aber wehe dem Schalk und faulen Knecht, der seinen Notstand für „Tugend" hält und ausgibt. — Des reichen Gottes Wille geht auf Neugestaltung eines reichen Menschenlebens, reich im Geiste an Friede und Freude, an Weisheit und Verstand, an Rat und Stärke, an Erkenntnis und Furcht des Herrn. Der Leib, welchen der Geist des Herrn aus der Gemeinde sich bilden will,

soll nicht nur normal und gesund sein, er soll helle Augen, hörende Ohren und geschickte Hände haben und soll zur göttlichen Größe wachsen. Um dieses herrlichen Zieles willen hat der Sohn Gottes Menschen- und Knechtsgestalt angenommen; dazu sind alle dienstbaren Geister der Himmel geschäftig und die Apostel und Propheten als oberste Lehrmeister aller Völker eingesetzt. Wie fortgehend Sonnenschein und Regen auf das Land herniederkommen, daß es bequemes Kraut tragen möge dem, der es baut, so waltet von dem oberen Heiligtum aus ununterbrochen ein mannigfaltiger Reichtum von Lichts- und Lebenskräften über den Seelen der Menschenkinder, daß sie fruchtbare Pflanzen der Gerechtigkeit zu Gottes Preise werden möchten. Es ist darum Gott gar wohlgefällig, wenn Christen sich untereinander selbst wahrnehmen mit Reizen zum Wachsen auch in der Erkenntnis Jesu Christi, zum fleißigen Umgang mit denen, welche für Grundsäulen der Kirche zu achten sind, und zum Sammeln von Öl für die nächtlichen Zeiten, wo die Schläfrigkeit auch die klugen Jungfrauen übermannen könnte."

„Auch um der anklebenden Trägheit willen ist eine kräftige Wiederholung der Vermahnung Pauli: „Wachset zur Erkenntnis Gottes!" — oder der des Petrus: „Wachset in der Gnade und Erkenntnis Jesu Christi!" — zu jeder Zeit unter den Christen am Platze. In gewissen Zeiten aber, wenn ein Etwas in der Luft liegt, das auf die geistigen Nerven drückt und Mattigkeit und Schläfrigkeit hervorruft, wird der Zuruf zum Wachen und Wachsen für noch mehr als bloß berechtigt gelten dürfen." —

Für unsern Vater bildete der Verkehr mit jenem Barmer Kreis eine Fortsetzung des Zahn'schen Einflusses. Doch war derselbe, wie schon angedeutet, nicht derart, daß er auch nur in etwa jene Färbung angenommen hätte. Wohl hat er von jenen Freunden gelernt, das hat er oft und dankbar bezeugt. Doch den Beweis der Bewahrung seiner Selbständigkeit ihnen gegenüber gibt schon die Tatsache, daß er bei einem Manne, dessen Anschauung jener Richtung gerade entgegengesetzt war, den man mit Recht den Reformiertesten der Reformierten nennen könnte, dem Pastor Dr. Kohlbrügge in Elberfeld, auch gemeinsamen Boden, Verständnis für seine Anschauungsweise und einen tiefgehenden Segen für sein inneres Leben gefunden hat.

Doch lassen wir ihn selbst ein kurzes, aber klares und deutliches Zeugnis ablegen über seine innere Stellung zu den verschiedenen Richtungen und Bekenntnissen auf dem religiösen Gebiet. Wir finden dasselbe in einem Brief von 1861:

„Schon früh bin ich gelehrt worden, nur die Lehre zu schätzen, welche auch Leben erzeugt, und an keiner Erkenntnis mir genügen zu lassen, die nicht zum allseitig scheinenden Licht in mir werden konnte. Ich lerne von Menschen, um von Gott gelehrt zu werden; solange jemand mich dafür halten muß, daß ich eines Menschen Anhänger sei, — heiße er nun Luther oder Calvin, Paulus oder Jakobus —, daß ich eines Menschen Sprache nachrede: so lange muß ich mit meinem Denken und Reden ins Gericht gehen, bis das Erkennen ein Licht und das Sprechen ein Strahlen dieses Lichtes wird: kurz, bis das himmlische Original sich in mir abspiegelt. Echte Originale gibt es nur im Reiche Gottes, aber da gelten auch nur Originale, nicht Kopien; wenn die Kinder Gottes ausgeboren und zur Mannesreife gelangt sind: dann werden sie alle Originale sein."

„Da begegnet es mir nun nicht selten, daß ich bei den Lutheranern ein Reformierter, bei den Reformierten ein Lutheraner und bei gewissen Unierten gar ein Ketzer heißen muß. Der Herr aber kennt die Seinen. Müßte ich einmal vor Menschen ein Bekenntnis ohne Hörner und Zähne ablegen, so wüßte ich kein besseres, als das, welches einst ein Sektierer gelegentlich formuliert hat: Ap.-Gesch. 24, 14—16."

Ein größerer Kreis von Männern der oben beschriebenen, wie auch von streng kirchlicher Gesinnung fand sich zu Vaters Zeit durch eine äußere Veranlassung zu einem praktischen Zweck zusammen.

Die große Bergische Bibelgesellschaft hatte nach dem Vorbild der englischen Gesellschaften die apokryphischen Bücher ganz fallen lassen. Jenen Männern aber waren auch die apokryphischen Bücher wert, und sie waren entschlossen, dieselben nicht aufzugeben. Sie gründeten deshalb eine kleine Gesellschaft für sich, die „Wupperthaler Bibelgesellschaft", nicht im Gegensatz zu jener, sondern arbeiteten im Frieden neben ihr, gaben aber Bibeln mit vollständigen Büchern heraus. Sie hatten aber nicht nur den Zweck, die Bibel herauszugeben und zu verbreiten, sondern die Männer hatten sich

auch dazu verbunden, einander in gemeinsamer Forschung behülflich zu sein, um selbst in der Bibel fester und gegründeter zu werden. Die Sitzungen wurden, nachdem die äußeren Angelegenheiten erledigt waren, zu gemeinsamen Bibelstunden. Das Präsidium hatten nacheinander die Pastoren Schultze, Frommel, Weber; Vater war von Anfang an bis zu seinem Fortziehen Vize-Präses; in den Vakanz-Zeiten, und wenn die Pastoren verhindert waren, hatte er die Besprechung zu leiten. (Als er 25 Jahre in Barmen war, schenkte ihm die Gesellschaft eine schöne Bibel, mit einer ehrenden Inschrift des damaligen Präses.) Die obengenannten Theologen hatten Verständnis für die Art und Richtung jener einfachen Männer. Sie haben es zuweilen ausgesprochen, daß sie in diesen Stunden nicht nur zu geben hätten, sondern daß sie sich aus denselben manchen Segen und Anregung mit heimgenommen.

Es würde zu weit führen, hier jenen größeren Kreis näher zu schildern, aber aus dem daneben bestehenden, oder vielmehr in demselben enthaltenen engeren Freundeskreis gehören zunächst zwei Gestalten, als die unserm Vater nächststehenden, notwendig zu seinem Lebensbild.

Als Vater 1849 nach Barmen kam, wurde er gleich mit einer Kaufmannsfamilie Selbach bekannt, wahrscheinlich durch seinen alten Direktor Zahn, der mit diesen Wupperthaler Leuten gesinnungsverwandt und befreundet war. Vater muß sich bald an Herrn S. angeschlossen haben, denn schon in der Verlobungszeit (1851) erzählt er brieflich der Braut von seinem Freunde, und führt ihn bald darauf auch in das Wermelskircher Pfarrhaus ein, mit dessen Hausherrn sich der Freund besonders gut verstehen lernte.

Der andere war der alte Meister Bohle, seines Zeichens ein Glaser und Anstreicher. Diese beiden trotz des Standesunterschiedes eng verbundenen Freunde hatten einander in der Jünglingszeit gefunden, indem sie beide an ihrem bisherigen Lebensweg irre geworden waren, an ihrem Streben kein Genüge fanden und nach besserem Ziele suchten. Sie wurden durch Collenbuschs Freunde auf das Studium der Bibel verwiesen, und dies ist es dann gewesen, was sie lebenslänglich zu treuer Freundschaft verband. Wenn sie ihre Abende zusammen zubrachten, so hatten sie die Bibel vor sich, und hatten gemeinsam ihre Freude daran. Das Forschen in dem Buch der Bücher, das Hervorholen und Klarlegen der hier wie in einem Bergwerk verborgenen Schätze

war recht eigentlich ihr Lebenselement. Sie ergänzten und verstanden sich merkwürdig bei dieser Arbeit. Um ein nur äußeres Beispiel davon anzuführen, so hatte Selbach ein ungewöhnliches Zahlengedächtnis und wußte immer die vorkommenden Bibelstellen, Parallelen 2c. mit Kapitel und Vers anzugeben. Der alte Bohle dagegen hatte den Wortlaut fast aller bedeutenderen Stellen treu im Sinn.

Einen ihm wichtigen Charakterzug jener Freunde schildert Vater gelegentlich einmal in einem Briefe:

„Als mein Lebensweg mich vor 41 Jahren nach Barmen führte, wurde ich dort mit einigen Männern seltener Art bekannt und befreundet. Es waren Geschäftsleute. Sie gehörten mit zu dem Wahlkollegium, das mich berufen hatte. Ihr ernster Sinn, ihre Intelligenz und gesamte Haltung zogen mich an. Als Christen betonten sie, daß der echte Glaube sich an den Früchten zeigen müsse. Dabei hatten sie in ihrer Lebenspraxis noch einen besonderen Grundsatz, der sich auf die vorkommenden Widrigkeiten bezog. Derselbe lautete: Wenn einem etwas quer kommt — sei es im Geschäftsverkehr, oder im Hause, oder von seiten der Nachbarn, oder wo es sonst sei — so darf die erste Frage nicht die sein: wie schaffe ich mir dieses Übel vom Halse? sondern: warum läßt mir mein himmlischer Vater dies widerfahren? Denn da kein Haar von unserm Haupte fällt ohne seinen Willen, so kann uns auch kein Verdruß oder Schaden zustoßen ohne seine Zulassung. Es handelt sich deshalb in solchem Falle zuerst darum, nicht Verstimmung und Ärger aufkommen zu lassen und sich zu besinnen, was uns Gott damit sagen will, — mit andern Worten: mit sich selbst ins Gericht zu gehen, um herauszubringen, ob man vielleicht selber an dem Übel schuld sei, oder falls uns unrecht geschehen ist, ob darin irgend eine Mahnung oder Prüfung liegen soll. Kurzum, immer gilt es, an unserm „alten Menschen“ Zucht zu üben, und so das Widerfahrnis moralisch zu verdauen. Ist das geschehen, dann kann man mit freiem Gewissen und gutem Mute auch das übrige tun, was Verstand und Recht in dieser Sache anraten. So die Selbsterziehungspraxis jener Barmer Freunde.“ [1])

---

[1]) Bibelstellen, auf die sich die Freunde dabei bezogen, finden sich Sprüche 16, 7; 1. Mos. 26, 12—31; 31, 24; Matth. 5, 5.

Was Vater hier erzählt, das ruft mir ein Vorkommnis aus seinem eigenen Leben ins Gedächtnis, welches den Beweis gibt, daß er das, was er von diesen Freunden gelernt, in seiner Lebenspraxis durchführte. Einst wurde er aus dem Wohnzimmer herausgerufen auf den Flur. Draußen stand ein Mann, ein Arbeiter, der ihn gleich aufs heftigste angriff und mit Schimpfreden um sich warf; derselbe sprach fortwährend mit roher, lauter Stimme, so daß man es im Zimmer hörte und einem angst und bange dabei wurde. Der Mann war so erzürnt, weil er glaubte, seinem Kinde sei (durch Versagen einer Erlaubnis) ein Unrecht geschehen. Wir wunderten uns, daß Vater den Mann nicht zum Schweigen brachte, oder ihn einfach am Arm faßte und hinausschob, wie er gut gekonnt hätte, da er groß und stark war. Er versuchte einigemal, ein ruhiges Wort einzuschieben, um den Mann zur Vernunft zu bringen. Derselbe hörte aber auf nichts und schimpfte weiter. Da ließ Vater ihn ruhig forttoben, bis er aufhörte; dann sagte er ihm mit wenigen Worten, wie die Sache lag, worauf der Mann selbst sein Unrecht einzusehen schien und still fortging. Als Vater wieder zu uns kam, sprachen wir unsere Verwunderung aus, daß er den Zorn des Mannes so habe über sich ergehen lassen, ohne sich zu wehren oder zu rechtfertigen. Da erzählte er uns, er habe vorhin an ein Vorkommnis aus Davids Leben denken müssen. Als bei dessen Flucht vor Absalom Simei ihn mit Steinen warf und beschimpfte, sagte David: „Laß ihn fluchen, denn der Herr hat's ihn geheißen." Da habe er sich im stillen gesagt: diese Demütigung muß wohl nötig für mich gewesen sein, sonst hätte der Herr sie nicht zugelassen.

In demselben Sinne konnte einer der Freunde einmal auf die Frage, wie es ihm gehe, in seiner humoristischen Art mit getrostem Mut antworten: „Gott Lob und Dank geht alles verkehrt."

Diese kindliche, fröhliche Zuversicht war unserm Vater von Natur nicht so eigen, er mußte sich oft durch schwere Kämpfe und dunkle Zeiten durchringen, bis er zu jenem inneren Siege gelangte; dabei ist ihm jenes Freundes Art und sein Zuspruch manchmal tröstlich gewesen. Oft hat er auch später in Gesprächen gelegentlich ein Wort desselben angeführt, z. B.: „Wer von Menschen nichts begehrt, den können Menschen nicht betrüben." [1])

[1]) Aus Dr. Collenbuschs Tagebuch.

Noch ein bedeutsamer Zug in der Anschauungsweise dieser Freunde sei hier kurz angedeutet. Sie hatten einen tiefen Einblick gewonnen in das Vaterherz Gottes, und seine unermeßliche Liebe zu uns armen Menschen war ihnen vor allem groß und wichtig. Von dem „Zorn Gottes" dagegen sprachen sie nicht, sondern pflegten zu sagen, man würde durch dieses Wort irregeleitet und denke dabei an die menschliche, sündige Eigenschaft, an der doch Gott keinen Teil habe. Sie hatten für die betreffenden Bibelstellen, wo vom Zorn Gottes geredet wird, eine bestimmte, klare Deutung. Sie gingen sogar noch weiter; die Liebe Gottes war ihnen so groß, so alles umfassend, daß sie ihr alles zutrauen konnten, auch das, daß sie zuletzt noch alles Verlorene zurechtbringen werde.

Über diesen letzteren Punkt entsinne ich mich nicht, je eine Meinungsäußerung von Vater gehört zu haben. Doch sagte er einmal zu einem jungen Theologen, der sich sein Urteil über eine eigene Predigt erbat, in welcher u. a. auch in der herkömmlichen Weise vom Zorn Gottes gesprochen wurde: „Wollen Sie statt vom „Zorn" Gottes nicht lieber von „Betrübtsein" reden?"

Ein anderes Mal äußerte er im Gespräch, was die Schrift den Zorn Gottes nenne, sei doch nur die Kehrseite seiner Liebe. Er verglich dieselbe dann mit der Sonne; dieselbe sei in sich selbst, in ihrer Eigenschaft und Kraft immer die gleiche, aber nicht in ihrer Wirkung. Die Sonnenstrahlen wirken erwärmend, Leben weckend, Wachstum befördernd, wo sie auf gesunde Organismen fallen; wo dagegen Verderben, Fäulnis, Tod ist, da wirken sie entgegengesetzt, da verstärken sie den Zersetzungs-, den Vernichtungsprozeß.

Wenn ich im späteren Leben anderwärts dem Urteil begegnete, als seien die „Frommen", zumal die des Wuppertales, sogenannte Mucker, Leute, die den Kopf hängen lassen und eine düstere Lebensanschauung haben, so habe ich dies nicht begreifen können. Es mag ja solche Leute geben, auch dort, aber die ich von den Eltern her gewohnt war, für fromm zu halten, z. B. vor allem jene beiden Freunde, waren die heitersten, fröhlichsten Menschen, die ich im Leben habe kennen lernen. Diese Eigenschaft war aber bei ihnen keine vorübergehende Stimmung, die in äußerem Wohlergehen beruhte. Auf diese Weise in guten Tagen mit Gott und der Welt zufrieden, vergnügt und glücklich zu sein, das ist nicht

schwer, das bringen auch oberflächliche Menschen fertig, und die am allerbesten. Aber wenn jemandem alle irdische Freude und Hoffnung, ja das Liebste auf der Welt, eins nach dem andern genommen wird, dann muß sich zeigen, ob etwas in ihm lebt, was auch jetzt noch imstande ist, ihn aufrecht zu halten. Auch *dann* noch an dem Vertrauen zu Gott festzuhalten, in ihm einen liebenden Vater zu sehen, seiner herrlichen Verheißungen sich zu getrösten, auch wenn das Gegenteil davon vor Augen ist, auch jetzt nicht den Kopf hängen zu lassen, sondern, wenn auch mit Tränen, doch mit getrostem Blick und Herzen zu sagen:

„Es müssen sich freuen und fröhlich sein alle, die nach dir fragen,
Und die dein Heil lieben, müssen sagen allerwege:
Der Herr sei hoch gelobt!"

Das ist etwas von der verborgenen Herrlichkeit der Kinder Gottes. Wer solche Menschen hat kennen lernen, die schon mitten im Leben mit ihrem Ewigkeitssinn das Irdische mit all seinem Jammer überwunden haben, der bedarf keiner Apologie des Christentums mehr; er hat es in lebendiger Anschauung und Erinnerung vor Augen.

Es bestand auch ein Familienverkehr zwischen den Familien der beiden und noch einiger anderer Freunde und unsern Eltern. Man kam an den Geburtstagen und auch sonst zuweilen abends zusammen, besonders dann, wenn eine auswärtige befreundete Familie zum Besuch in Barmen war.

An jenen gemeinsamen Abenden war die leibliche Erquickung ganz einfacher Art. Unsre jungen Lehrer, die Lehrerin und wir Kinder, als wir größer wurden, waren mit dabei; in späteren Jahren auch einige befreundete Kollegen unseres Vaters. Nach dem Abendbrot wurden die Bibeln hervorgeholt, Vater besaß die verschiedensten Übersetzungen, auch fremdsprachliche. Ein Kapitel oder ein Psalm wurde dann vorgeschlagen, verlesen, und es gab dann eine lebhafte, anregende Unterhaltung, der auch wir Kinder gern zuhörten, bis wir müde waren.

Ich erinnere mich noch, daß Pastor *Frommel*, als er einmal an solchem Abend bei uns teilnahm, bei der Begrüßung mit seinem bekannten Humor sagte: „Da komme ich aber in eine „anrüchige" Gesellschaft." Er teilte darin das Los unseres Vaters, daß auch er stark in den Verdacht des Collenbuschianismus gekommen war; ebenso erging es dem mit Vater befreundeten

Paſtor der reformierten Gemeinde, D. Ernſt (ſpäter General-Superintendent in Wiesbaden), dem Miſſionsinſpektor D. Fabri und dem einige Jahre in Wupperfeld als Hülfsprediger angeſtellten ſpäteren Miſſionsinſpektor D. Zahn in Bremen. Doch war es mit dem Namen nicht genug; auch über die Predigten dieſer nun ſchon ſämtlich heimgegangenen Männer wurde Ketzergericht gehalten. Namentlich war es Frommel, der hierunter zu leiden hatte, dem immer wieder nach ſeinen Predigten anonyme Briefe zugingen, in denen dieſer oder jener Punkt in denſelben als Irrlehre verdächtigt wurde. Er kam zuletzt dahin, daß er jeden Brief ohne Unterſchrift ungeleſen ins Feuer warf. Auch kam ihm der ſchon erwähnte, die Bitterkeiten des Lebens überwindende Humor hier zu Hülfe, in dieſem Sinn äußerte er einmal: „Wenn es möglich wäre, ſo würde man gern auf dem Karlsplatz einen großen Scheiterhaufen errichten, um meinen Freund Ernſt und mich, ſamt einigen Schulmeiſtern, darauf zu verbrennen.“ Noch in ſeiner Abſchiedspredigt erwähnte er jener häufigen Nadelſtiche, die ihm ſo oft weh getan. Dafür hatte er dann auch andrerſeits ſeine getreuen Zuhörer, ſowohl aus den höchſtgebildeten, wie den einfachſten Kreiſen, die in ſeinen Predigten und denen der ebengenannten, ſowie den regelmäßigen Bibelſtunden von D. Fabri das fanden, was ihnen zur Förderung ihres inneren Lebens diente.

Wer jene Zeit mit durchlebt hat, und in etwa die geſchichtlichen und perſönlichen Beziehungen und Einflüſſe kennt, kann die damals zu Tage tretenden Gegenſätze verſtehen, auch in ihrer ſpäteren allmählichen friedlichen Löſung. — —

Doch damit kehren wir zu den beiden alten Freunden zurück. Als ich den alten Meiſter Bohle zum letzten Male beſuchte, war er ſchon ein Achtziger, doch noch geiſtig vollſtändig friſch, ſogar noch in ſeiner Werkſtatt tätig, in der auch Frommel ihn zuweilen aufgeſucht, und zwiſchen den proſaiſchen Farbentöpfen über die höchſten Dinge mit ihm ſich unterredet hatte. Wir ſprachen von vergangenen Zeiten, und dann fragte ich ihn, wie es doch komme, daß ſeine Geſinnungsgenoſſen (die „Collenbuſchianer“) ſo ſcheinbar am Ausſterben ſeien; die Alten gingen einer nach dem andern, und man höre und ſehe nichts von einem Nachwuchs. „Das kann ich dir ſagen,“ war ſeine freundliche Antwort, „denn das hat ſeinen guten Grund. Wir haben unſern Dienſt getan, und ſind jetzt nicht mehr nötig. Die Wahrheiten, die wir gemeinſam

pflegten, in denen wir uns gegenseitig zu gründen und zu stärken suchten, waren damals in der Kirche mehr in den Hintergrund getreten, nur bei vereinzelten Predigern kamen sie zu ihrem Recht. Jetzt ist es anders geworden, man kann von fast allen Kanzeln nicht nur hören von dem, was Gott für uns getan hat, sondern wir werden auch mit Ernst hingewiesen auf das, was Gott in uns tun will."

Dem Freunde Selbach, den in seinen letzten Lebensjahren schwere Heimsuchungen trafen, durfte unser Vater noch das letzte Trostwort sagen. Sie waren einander in der Stadt begegnet und gingen dann gemeinsam nach Hause. Unterwegs klagte der Freund dem Vater die schwere geschäftliche Bedrängnis, in die er durch mehrere einander folgende Unglücksfälle geraten war. Er war gewohnt, sich seines Gottes zu getrösten, und selbst bei dem Verlust seiner vier erwachsenen Kinder hatte er wie Hiob, obwohl tiefgebeugt, sich an seinem Gott halten und seine Frau aufrichten und trösten können. Aber jetzt war ihm alles so dunkel.

Vater ging die Not des Freundes sehr zu Herzen; durch das Aussprechen war sie mit auf sein Herz gelegt. Sie sprachen noch davon, wie die Wege Gottes mit den Seinen ihnen selbst oft so dunkel und unerforschlich erscheinen, und wie sie doch alle auf Herrlichkeit und Freude hinauslaufen, auch wenn man diesseits nur Kummer und Tränen sieht.

Unter der Laterne an der Ecke der Kirchstraße, wo Vaters Weg von der Hauptstraße abbog, nahm er Abschied von dem Freunde. Er sagte ihm noch als Scheidegruß den Psalmvers:

„Doch Freud' an dir erfülle sie,
Die sehnsuchtsvoll in dunkeln Tagen
Nach deinem Licht und Heile fragen:
Du führst sie, und sie irren nie."

Mit dankbarem Händedruck und Tränen in den Augen verließ ihn der Freund. Dieser Vers ist das letzte Trostwort gewesen, das ihn in das nahe Todestal geleitete. Noch in derselben Stunde nahm der Herr seinen Knecht, der ihm vertraut, aus der Not heraus, ohne Schmerz und Angst, ja ohne den Kampf und die Schrecken des Todes zu fühlen, durfte er hinübergehen in das Land, wo er schauen konnte, was er hier geglaubt. Als er von jenem Wege eben zu Hause angekommen war, traf ihn bei den Seinen ein Schlagfluß, der noch in derselben Stunde sein irdisches Leben endete. — —

Auch noch ein auswärtiges Glied dieſes Freundeskreiſes, der Apotheker Dörr in Velbert, ſpäter in Bonn wohnend, hat mit dem Vater, ſolange ich denken kann, in naher freundſchaftlicher Beziehung geſtanden. Mit dieſem Freunde verſtand er ſich nicht nur auf dem religiöſen Gebiet, ſondern des Freundes weitgehendes Intereſſe folgte ihm auch willig auf dem Gebiet ſeiner Lebensarbeit. Er wurde zu einem warmen Schulfreunde, der ſein Intereſſe und Verſtändnis für Schul- und Erziehungsfragen auf mancherlei Weiſe zur Tat werden ließ. Auch in manchen Studien, z. B. in der Ethik, der Nationalökonomie, der Botanik, Chemie u. a. hatten beide Freunde gemeinſame Intereſſen, und gaben einander Anregung und Förderung. Dem Freunde war das fröhliche Gottvertrauen, welches wir an den beiden alten Barmer Freunden kennen lernten, in hohem Maße eigen, und ſein Humor war von jener gefeſteten Art, daß er auch in Trübſalsſtunden nicht ausging, ſondern bald wieder wie ein Sonnenſtrahl durch das dunkle Gewölk brach. Der perſönliche und ſchriftliche Verkehr mit ihm hat unſern Vater in bedrängten Zeiten manchmal erquickt und ihm neuen Mut gegeben.

Dazu kam noch eins. Der Freund hatte in Bonn jahrelang aus Intereſſe an dem Fache zum Vergnügen eifrig Medizin ſtudiert und ſich tüchtige Kenntniſſe erworben; er wurde nun Vaters ärztlicher Berater. Die verſchiedenen körperlichen Leiden, die Vater nach und nach zu tragen hatte, hat er richtig erkannt und ihm manches wertvolle Hülfs- und Linderungsmittel angegeben.

Wie Vater ſelbſt gern bereit war, für ſeine Freunde, oder auch für ſeinen Nächſten überhaupt, der ſeiner bedurfte, zu tun, was nur in ſeinen Kräften ſtand, ſo konnte er auch gut Freundlichkeiten oder Freundesdienſte für ſich oder für andere annehmen oder erbitten. Es war ihm nicht drückend, einem Freunde zu Dank verpflichtet zu ſein. Es lag etwas Kindliches und Demütiges in ſeiner Art der Dankbarkeit. Er dachte nie darüber nach, ob und wie er vergelten könne, um nur ja die Dankesſchuld los zu ſein. Sondern wie ihm geholfen worden war, mit Rat und Tat, ſo half er wieder andern.

Eine dankbare Geſinnung war ihm überhaupt eigen; ich erinnere nur an ſein Verhältnis zu ſeinen eigenen Lehrern in der früheren Zeit, und zu ſeinen Dienſtboten in der ſpäteren. Dieſer dankbare Sinn kommt auch gelegentlich in Freundesbriefen zum

Ausdruck. So führt er einmal in einem Briefe an den Freund Dörr das bekannte Wort Luthers an den Herzog von Braunschweig an: „Wie Fürst Erich meiner gedenkt, so gedenke unser Herr Christus seiner an seinem letzten Ende!“ und fährt dann fort:

„Das gelte auch Dir und den lieben Deinigen auf die Stunde, wo eine Labe not ist. Der Herr wird alle seine Worte wahr machen, — so auch das, was Paulus als ein traditionelles aus seinem Munde anführt.“ [1])

Und in dem Brief, in welchem er dem Freunde und seiner Gattin den Heimgang unserer Mutter mitteilt, heißt es:

„Im Namen der Heimgegangenen sage ich Euch auch noch herzlich Dank für alle Liebe, die Ihr an uns getan habt. Wollet Euch auch herzlich bitten lassen, mir in meiner Verlassenheit forthin in der bewährten Treue zur Seite zu stehen. Ich muß dies auch deshalb sagen, weil die Entschlafene mich insbesondere durch den Hinweis auf Eure Teilnahme zu trösten suchte.“

In einem Briefe aus späterer Zeit schreibt er: „Das Jahr ist nahe zu Ende, und ich habe Dir noch nicht einmal Dank gesagt für die hübschen Rauchgefäße (Pfeifen), die unlängst so unerwartet hier anlangten und für die vorsorgliche Proviantierung durch den ehrsamen H. V. (den Tabaklieferanten) das ganze Jahr hindurch — der vorigen Jahre nicht zu gedenken. Wie tut es doch so wohl, sich von einer Freundesliebe begleitet zu fühlen und dieselbe tagtäglich schmecken zu können — eine Liebe, die trotz der eigenen Sorgen auch der fremden weit umher gedenkt! Laß mich heute meine alte Unart einmal beiseite setzen und herzlich Dank sagen — nebst Absendung eines Wechsels auf die große, solide Firma, die auch des Trunkes Wasser nicht vergessen will, der einem Durstigen in Liebe gereicht worden ist.“

Weil Vater um die eigenen äußeren Verhältnisse sich nicht leicht Sorge machte, ihn auch Verluste der Art nicht sonderlich kümmerten, so konnte man wohl zu der Meinung kommen, daß er die irdischen Güter zu gering achte. Dies war aber nicht der Fall, denn er verstand es, von Herzen teilzunehmen, ja aufs tiefste mit zu empfinden, wenn einen Freund nach dieser Seite hin ein größeres Unglück traf. So schreibt er einmal einem Freunde, über den eine Heimsuchung solcher Art gekommen war:

[1]) Geben ist seliger denn Nehmen.

„Soeben geht mir die erschütternde Nachricht zu, daß Du in Gefahr ständest, oder ihr vielleicht schon verfallen bist, den größten Teil Deines Vermögens zu verlieren.“

„Ach, wie ist mir so weh, so unsäglich traurig zu Mute! Es ist mir, wie wenn die Erde unter den Füßen am wanken wäre. Ich kann meine Gedanken gar nicht recht zusammenbringen.“

„Du hast je und je ein teilnehmendes Herz gehabt für alle Bedrückten und Bekümmerten; Du bist ihnen mit Deiner Liebe, mit Deinem Rate, mit Deinem Vermögen zu Hülfe gekommen — nach Kräften, nein, über Vermögen; und nun soll dieses Vermögen, das so vielen aus Not und Bedrängnis geholfen, und so viele gute Zwecke unterstützt hat, großenteils verloren sein? Ach, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, unser Heiland.“

„Es will mir so gar nicht in den Sinn, daß die traurige Nachricht wirklich wahr sei. Ist es denn so? Ist keine menschliche Aussicht mehr auf eine bessere Wendung? Am liebsten möchte ich anstatt dieses Briefes selber zu Euch eilen, um etwas Sicheres zu hören, um Euch wenigstens meine herzliche Teilnahme zu bezeugen. Wenn ich wüßte, daß mein Besuch Euch nur ein klein wenig wünschenswert und tröstlich sein könnte, so würde ich auf einen Tag hinüberkommen; denn solange ich Dein Angesicht nicht gesehen habe, geht mein Arbeiten doch nicht von statten.“

„Gern möchte ich Euch auch ein herzliches Trostwort zusprechen. Allein meine Gedanken sind zu verwirrt, um sich aussprechen zu können. Meine Seufzer für Euch haften immer an dem einen Wort: „Ich weiß, was für Gedanken ich über euch habe, Gedanken des Friedens und nicht des Leides, — daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet;“ — und an dem tröstlichen Beispiele Hiobs, der alles und alles verloren hatte, und es doch zwiefältig wieder erhielt.“

„Kann ich nun selbst nichts anbieten, so nehmt mit dem beiliegenden Trostworte aus fremdem Munde vorlieb. Es ist eine Betrachtung über das Psalmwort: „Er hilft seinen Elenden herrlich,“ — von einem alten Prediger der Gerechtigkeit. Als ich in meinem Trübsalsjahr 1866 als ein Elender dahinschlich, sammelte ich allerlei Gebete und Betrachtungen, die mich in den trüben Stunden und auf den einsamen Wegen emporheben konnten. Und sie haben mir in der Tat treffliche Dienste getan; zumal das hier beiliegende Schriftstück ist mir damals ein mächtiger Trost

gewesen. Gott der Herr segne es auch an Euren Herzen. Ihm lege ich Euch aufs Herz —

Dem Gott, der Lasten auf uns legt,
Doch uns mit unsern Lasten trägt,
Und uns mit Huld begegnet —

und der nicht beschämt, die auf Seine Güte hoffen." — —

Wenige Jahre später liegt ihm das Unglück eines andern, entfernt wohnenden Freundes schwer auf dem Herzen und treibt ihn zu einer Mitteilung und Bitte an den Empfänger des vorhin angeführten Briefes. Zunächst schildert er demselben jenen Freund, seine Stellung (Fabrikant, früher Abgeordneter in seiner Heimat), seine Tätigkeit auf dem politischen und schriftstellerischen Gebiet und seine Richtung.

„Sein Standpunkt ist im allgemeinen der liberale, auch in religiösen Dingen, doch hat er sich von den Parteien sehr unabhängig erhalten und sich mit Fleiß ein selbständiges Urteil bewahrt." Er erzählt weiter, wie er mit diesem Manne bekannt geworden, charakterisiert sein Verhältnis zu ihm und fährt dann fort:

„Er ist ein sehr eigenartiger und in jeder Beziehung interessanter Mann, — dazu von edler Denkungsart. Schade nur, daß ihm das spezifisch Christliche nicht in einer Form nahe gekommen ist, daß es ihn stärker anziehen konnte. Er hat sich vom einfachen armen Handwerksgesellen zu einem vermögenden Fabrikanten emporgearbeitet, — hat auf autodidaktischem Wege fast in allen Richtungen studiert — Naturwissenschaften, fremde Sprachen, Geschichte, deutsche Literatur u. s. w., — dazu sich um Politik, Volkswirtschaftslehre, Sozialismus, Schulwesen u. s. w. bekümmert, an allerlei gemeinnützigen Bestrebungen sich beteiligt, Zeitungsartikel und Flugblätter geschrieben, mit allerlei Gelehrten korrespondiert u. s. w."

Dann berichtet er weiter, wie nun im Alter diesen wackeren Freund die härtesten Schicksalsschläge treffen. Zunächst Verlust des Augenlichts und ein anderes schweres Körperleiden, sodann auch noch Vermögensverlust und geschäftliche Sorge und Bedrängnis.

„Nun komme ich an den Punkt," heißt es dann weiter, „um deswillen das Vorstehende eigentlich geschrieben ist. Es wurde mir zu Mute, als müßte ich Dir diesen unsern „Mitgenossen an der

Trübsal" ansagen. Ich weiß wohl, daß Du nicht imstande bist, in seiner ökonomischen Kalamität tätige Hülfe oder auch nur direkten Rat zu beschaffen. Das muß von höherer Hand kommen. Darauf ist eben mein Blick gerichtet."

„Er ist zwar ein durchaus gottesfürchtiger Mann. Allein da er Gottes Herz nicht aus dem Angesichte und dem Herzen Jesu Christi kennt, so muß ich befürchten, daß er in seinem Gottvertrauen doch nicht den starken Halt hat, den man ihm in solcher rundseitigen Bedrängnis wünschen muß. Da möchte ich ihm gern mit einigen Worten zu Hülfe kommen -- sofern Worte hier etwas leisten können. Was dieserhalb ihm zu sagen wäre, weiß ich nun wohl. Allein was die ökonomische Bedrängnis betrifft — da, meine ich, könntest Du aus selbsterlebter Erfahrung ein Zeugnis beibringen, und bezüglich der Leibesbedrängnis dazu, was meine bloßen Worte weit, weit aufwiegt. Ich dachte nun, Du möchtest einen Brief an mich richten — gleichsam als Antwort auf die Mitteilungen meinerseits über die leibliche und ökonomische Bedrängnis eines meiner Freunde — worin Du schlichtweg Deine eigenen Doppel-Erfahrungen deutlich erzählst, und dabei darlegst, wie Du inmitten der eigenen Trübsal die Lage angesehen und angefaßt hast, und wie Dir hinterher zu Mute ist, um dann daran noch einige Worte zu knüpfen, wie Du sie gern einem Mitpilger und Leidensgefährten zum Trost ins Herz sagen möchtest. Ich würde dann Deinen Brief dem meinigen beifügen."

„Wie für einen Mann auf seinem religiösen Standpunkte über die religiösen Dinge geredet werden muß, weißt Du, — was aber nicht hindert, ihn deutlich merken zu lassen, daß und warum uns ein tieferer, trostvollerer Blick in Gottes Herz und seine Friedensgedanken erschlossen ist."

Die Sorge um diesen Freund in der Ferne, den er niemals persönlich gesehen, und dessen Lage dauernd eine traurige blieb, finden wir auch noch ausgesprochen in einem Brief an denselben aus Vaters letztem Lebensjahre, als ihn die Krankheit schon erfaßt hatte und ihm das Schreiben schwer wurde. Dieser Brief läßt etwas merken von der besonderen Art, die ihm eigen war, mit solchen von religiösen Dingen zu reden, die auf ganz anderm Standpunkt stehen[1]) und denen darum die gebräuchliche Sprache

[1]) Daß er einen dauernd wirksamen Einfluß auszuüben vermochte auf Leute von ganz anderer Richtung als die seine, davon ein kurzes Beispiel.

und Mundart der meisten Christen fremd und unverständlich klingt.

„Mein lieber, gebeugter Freund! Ihre Mitteilung über das Schicksal Ihrer Bibliothek hat mich allerdings interessiert, aber im schmerzlichen Sinne. Wie wehmütig die kahlen Wände Sie anstarren und in stummer Sprache zu Ihnen reden, kann ich nachfühlen, wenn ich mir vorstelle, wie es mir selber zu Mute sein würde, falls meine eigenen Bücher preisgegeben werden müßten. Ach, hätte ich eine Ahnung von Ihrem Vorhaben gehabt! Freilich sind mir in meinem dermaligen Krankenstuben-Gefängnis Kopf und Hände gar sehr gebunden. Auch hätte ich mit eigenen Mitteln nicht helfen können, und mein nervenschwacher Kopf ist zum Sorgen und Überlegen so ungeschickt wie möglich. Doch glaube ich, daß sich mit Hülfe meiner Freunde ein Weg hätte finden lassen, der Ihnen mehr eingebracht haben würde. — Doch das ist jetzt zu spät. Ich kann auch nur eine Hand voll Erde auf das Grab der „lebendigen Toten" werfen. Aber lassen Sie uns auch an diesem Grabe nicht trauern wie Die, welche keine Hoffnung haben!"

„Aus Ihren Andeutungen merke ich, daß es Geschäftssorgen sind, die Sie drücken. Ach, in alten Tagen, wenn die Leibeskräfte versagen und das Gemüt ohnehin unter den Altersgebrechen leidet, dann noch mit Sturm und Wellen des wirtschaftlichen Weltmeeres kämpfen zu müssen, — schon der bloße Gedanke an ein solches Ringen beengt mir die Brust, vollends wenn es ein Freund ist, den man so kämpfen sieht!"

Ein fern wohnender Freund schrieb ihm einst, er habe einen Geschäftsmann kennen gelernt, der in seinen jungen Jahren sich im Wuppertal aufgehalten habe und mit ihm bekannt geworden sei. Derselbe habe ihm gesagt, er sei ein echter Fortschrittler; aber diejenigen Anschauungen, die Sie in ihm ausgebildet hätten, würde er nie preisgeben. Ihre Persönlichkeit, und Ihre pädagogischen, sowie auch religiös-ethischen Anschauungen wären ihm zu lieb geworden. — Ein anderer Bekannter, dem Künstlerstande angehörend, der früher einige Jahre mit ihm verkehrt hatte, — wir werden davon später in dem Kapitel Gerresheim noch weiter hören, — schrieb in seinem Kondolenzbrief u. a.: „Der Zweifel über die orthodoxen Lehren des Christentums sind bei mir immer mehr geworden. Dagegen sind die Lehren Ihres Vaters über Ethik, sowie seine Auffassung über die vollständige Auflösung der Dissonanzen dieses Lebens im jenseitigen Leben bei mir fest geblieben. Solange ich lebe, werde ich ihm dankbar gesinnt bleiben und zu denen gehören, denen er unvergeßlich sein wird."

Nachdem er dann dem Freunde sein eigenes kleines Besitztum, falls es ihm noch helfen kann, anbietet, fährt er fort:

„Ist denn nun alles aus? Ich möchte es nicht glauben. Es gibt immer noch Eine Firma, die hoch über jeder Sündflut sitzt, die nie falliert, in jeder Verlegenheit Rat weiß und an Machtmitteln unerschöpflich ist. Alle, die sich mit dieser Firma eingelassen haben, bezeugen einstimmig, daß man auch auf ihren guten Willen sicher rechnen dürfe, daß sie alle Hülferufe, wofern sie auf moralischem Grunde ruhen und ein ehrliches Durchkommen in des Leibes Notdurft bezwecken, erhöre und zwar alle, alle, ohne Ausnahme, — wenn auch nicht genau im Wortverstande des Rufenden und nur zu der Zeit, welche der Chef des Hauses in Seiner Weisheit für die richtige erkennt, aber immer über Bitten und Verstehen. Da lassen Sie mich nun fragen — denn Ihr armer teilnehmender Freund weiß in seiner Ratlosigkeit nichts anderes: trauen Sie dieser Firma, und haben Sie ihren Kredit in Anspruch genommen — in der Weise, wie ein hülfloses Kind in der Wiege, das noch nicht sprechen kann, in seinem Weh nach der Mutter schreit, und so lange schreit, bis die Mutter herbei ist? — — Lassen Sie mich einstweilen mit dieser Frage abbrechen. (Zeugen: Matth. 7, 7. 8; Luk. 18, 1—8; Jes. 49, 14. 15; Hosea 2, 4; Ps. 50, 15; Ps. 34, 7; Ps. 40, 17. 18 u. s. w.)“

Aus jenem „einstweilen abbrechen“ ist ein Abbrechen für dieses Leben geworden. Es ist dies einer der letzten Briefe, die Vater geschrieben hat, der letzte Gruß an jenen Freund, der dann wenige Zeit nach Vaters Heimgang auch von seinen Leiden erlöst wurde.

---

4. Die Freunde aus dem Lehrerstande.

Die köstliche Gottesgabe treuer Freundschaft ist unserm Vater auch in seinem Stande in reichem Maße zu teil geworden. Seine Natur war in hohem Maße zur Freundschaft angelegt nach beiden Seiten hin: der gebenden und der empfangenden. Obwohl er die Einsamkeit und das stille Denken vor allem liebte, so war ihm

auch das vertraute Aussprechen mit Freunden, mündlich und schriftlich, Bedürfnis und Erquickung.

Man hat wohl gesagt, wirkliche treue Freundschaft könne nur mit wenigen bestehen. Dies mag im allgemeinen Sinne wahr sein, aber Vaters Leben zeigt, daß auch ein reiches, vielseitiges Freundschaftsleben der Wahrheit und Tiefe desselben keinen Eintrag tut. Trotz der vielen verschiedenen Beziehungen der Art, in denen er stand, dem Reichtum an Freundschaft, den er gab und empfing, hatte doch jedes einzelne Verhältnis seine volle Wahrheit und Wärme. Es gibt ja, wie man wohl sagt, in der rechten Freundschaft keine Doubletten. Wie die Stellung der Sterne zu einander durchaus mannigfaltig und verschieden ist, so auch die Stellung wahrer Freunde. Bei Vater war es deutlich, daß jedes Verhältnis ihn nicht nur persönlich mit dem Freunde verband, sondern daß demselben immer ein gemeinsames sachliches Interesse zu Grunde lag. Dieses war das Bindeglied, woran sich das persönliche Interesse anschloß. Auch im gegenseitigen Verkehr, dem persönlichen wie dem brieflichen, sehen wir das geistige Ferment bedeutend überwiegen. So schrieb Vater fast nie eigentliche Freundschaftsbriefe im engeren Sinn, sondern immer war es eine Sache, ein geistiges Interesse, das ihn zum Schreiben trieb. Persönliche Briefe kamen nur dann vor, wenn eine besondere Nötigung, Trauerfall, Krankheit oder ein Anliegen des Freundes vorlag. Wie er es mit dem brieflichen Verkehr hielt, und auch gern von den Freunden gehalten haben wollte, bekundet folgende Briefstelle an den auch längst verstorbenen Dr. Finger:

„Zu den mannigfachen angenehmen Erinnerungen, welche mir die Reise nach Frankfurt eingetragen hat, zähle ich in erster Linie auch die, daß es mir vergönnt gewesen ist, Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht und in Ihnen und dem Herrn Kollegen Chun ein paar Männer entdeckt zu haben, zu denen meine Persönlichkeit und Denkungsart in besonderem Maße zu passen scheinen. Um so lebhafter muß ich jetzt bedauern, daß ich Sie erst so spät kennen lernte, und daß wir so weit auseinander wohnen. Soviel an mir ist, möchte ich das Versäumte nachzuholen suchen. Den Anfang dazu soll die beifolgende Sendung meiner geistigen Kinder machen, soweit sie gerade reisefertig waren. Die Fortsetzung mag das Evang. Schulblatt vermitteln, wenn Sie demselben den Zutritt zu Ihrem Büchertisch gestatten wollen. In der Privatkorrespondenz

kann ich nicht viel leisten, weil meine Kräfte ohnehin fast über das Maß in Anspruch genommen sind. Bei Ihnen wird dies nicht minder der Fall sein. Wir wollen uns also in dieser Beziehung keinerlei neue Last auflegen. Wenn ein Brief von mir kommt, so wollen Sie nie denken, daß er eine Antwort beanspruche. Gestatten Sie mir, auch Ihre etwaigen Zuschriften so zu betrachten. Jeder schreibt nur, wenn es ihn aus irgend einem Grunde innerlich dazu treibt."

Es ist hier zunächst seines Verhältnisses zu einigen ältern Freunden zu gedenken, Männern, an denen er hinaufsah, die ihm durch Leben, Wort und Schrift zum Vorbild und zum Segen geworden waren. Mehrerer derselben ist in früheren Abschnitten bereits gedacht. Hier nennen wir vor allem noch einen Mann, dessen Freundschaft ihm wert war, und von dem er oft in dankbarer Liebe und Verehrung sprach: Geheimrat Landfermann, Provinzialschulrat in Koblenz. An die Witwe desselben, die ihm die Biographie des Verstorbenen gesandt, schreibt er in seinem letzten Lebensjahre u. a.:

„Ich erinnere mich keiner literarischen Weihnachtsgabe, die mir so viele Freude gemacht hätte als die Ihrige. Welch ein reiches Leben führen diese Erinnerungen vor, — reich in jedem Betracht. Was für ein Lehrer und Schuldirektor war dieser Mann! Was für ein Schulrat! Was für ein Patriot! Welch ein Jünger Christi in Wesen, Werk, Selbstverleugnung und gottergebenem Dulden! — Welch ein Hausvater! — wie Sie, seine geliebte Hausmutter, noch besser wissen, als das Buch es schreiben wollte und konnte. Er war in allem ein groß angelegter und groß ausgewachsener Mann; und das Große war immer echt, lauter und gediegen, und diese Gediegenheit war innerlich immer noch vollwichtiger, als es sich äußerlich merkbar machte. Wie beschämend klein und armselig kommt sich unsereiner dagegen vor, selbst wenn man auch nur allein an die Hausvaterstellung denken will. Es gehört zu meinen liebsten und wertvollsten Erinnerungen, den teuern Mann persönlich gekannt und mit ihm in näherem Verkehr gestanden zu haben. Er ist mir mehr zum Segen geworden, als er selber es wissen konnte. Zu diesem Segen rechne ich auch, daß ich jetzt seine Lebensgeschichte lesen kann. Sie hat mich kräftig aufgerichtet, gestärkt und erbaut."

Wie seine jüngeren Freunde bezeugen können, hat Vater

durch Wort und Schrift dafür gesorgt, daß L.s Name bei den Standesgenossen seiner Heimat unvergessen ist. So gab er 1883 auf dem Jahresfest der von ihm begründeten Barmer Konferenz in der Festrede einen Lebensabriß und Charakterschilderung L.s, die so recht aus dem Herzen kam und tiefen Eindruck machte. Auch fernen Freunden suchte er brieflich dies Bild eines rheinischen Schulmannes zu zeichnen. So heißt es in dem Brief an einen jüngeren schlesischen Kollegen:

„Sie werden bemerkt haben in meiner Schrift, daß ich dem Votum Landfermanns ein großes Gewicht beilege. Wo haben wir sonst in der Literatur ein solches Votum zu Gunsten unserer Sache — von einem so hoch gestellten Beamten und schon vor mehr als dreißig Jahren, und so unverhohlen und in einer amtlichen Schrift an einen Minister. Und dazu von einer Persönlichkeit, die wegen der seltenen Gediegenheit des Charakters überall, rechts und links, in großer Achtung stand und steht."

„L. ist ein alter Burschenschafter, der — ähnlich wie Fritz Reuter und viele andere — zu Anfang der zwanziger Jahre fünf Jahre lang auf der Festung gesessen (oder wie er zu sagen pflegte: „fünf Jahre auf Avancement gedient") hat. Ein so edler wie starker Wein ging aus diesem schweren Gärungs- und Läuterungsprozesse hervor. Niemals ist mir ein Mann begegnet, der so ganz und voll einen Ritter ohne Furcht und Tadel darstellte, wie L., bei aller Festigkeit doch mild und leutselig, im Notfalle freilich auch derb-grob wie Eichenrinde. Die Volksschullehrer mögen nicht häufig einen rücksichtsvolleren Schulrat gehabt haben; manche der höheren Lehrer fanden ihn weniger bequem. An seiner Person ist alles großartig zugeschnitten: wie die äußere Gestalt, so auch die Intelligenz und die Gesinnung. Die Gestalt erinnerte in den kräftigen Mannesjahren an die Eichen seiner westfälischen Heimat. Sein Wissen — er war klassischer und germanistischer Philologe — war wahrhaft kolossal, namentlich in den Sprachen, in Literatur und Geschichte. Eine besondere Zugabe zu seinem Fachwissen verdankte er der „Festungstid", wo mehrere Jahre lang Bibel und Gesangbuch die einzige Lektüre gebildet hatten — nebst dem Aristophanes, den er in den Stiefeln mit ins Gefängnis geschmuggelt hatte. Den Aristophanes wußte er in seinen alten Tagen noch auswendig; und bei den Seminar- und Lehrerprüfungen erstaunten die Prüflinge samt den theologischen

Lehrern oft nicht wenig über die Bibelfestigkeit und Kirchenliederkunde dieses philologischen Kommissarius. Freilich war ihnen meistens unbekannt, daß er nach seinem philologischen Triennium noch zehn „Semester lang“ vornehmlich deutsche Theologie studiert hatte und dazu mit dem Herzen und praktisch, was auf den hohen Schulen nicht immer geschieht.“

„In einer größeren Lehrerkonferenz, wo auch der alte Harnisch zugegen war, verfocht ich (bei einer Verhandlung über das Kirchenlied in der Volksschule) wider die Mehrzahl der anwesenden Kollegen und Pastoren die Ansicht, daß nur eine sehr, sehr mäßige Zahl ganzer Lieder (und daneben einzelne Strophen) obligatorisch gelernt werden dürften, — von den Schwachbegabten überhaupt nur Einzelstrophen, — auch deshalb, damit das freiwillige Lernen desto mehr Raum erhalte. L., vom Vorsitzenden (Zahn) um sein Urteil befragt, trat entschieden auf meine Seite; bei dieser Gelegenheit entfiel ihm die Bemerkung, daß er in jüngeren Jahren an 1000 Kirchenlieder auswendig gewußt habe, — 800 würde er auch jetzt noch wohl „leisten“ können. Da haben Sie einen ziffernmäßigen Maßstab zur Abschätzung des Wissensumfanges und — des Fleißes dieses Mannes.“

„Nach seiner Festungszeit avancierte Landfermann in seiner Carriere sehr rasch, wie auch die meisten andern seiner Leidensgenossen, wenn sie sich brauchbar zeigten. (Das war einer der idealen Züge Friedrich Wilhelms IV., der schon als Kronprinz sich den echten Burschenschaftern nützlich zu machen wußte.) L. wurde schon früh Gymnasialdirektor in Duisburg und nach etlichen Jahren Provinzial-Schulrat in Koblenz, wo ihm alle evangelischen höheren Schulen der Rheinprovinz unterstellt waren, samt den evangelischen Seminaren, und überdies in den ersten fünfzehn Jahren noch die evangelischen Volksschulen des Regierungsbezirks Koblenz.“

„Von der Ritterlichkeit dieses trefflichen Schulbeamten — auch zum Schutze seiner Untergebenen — wäre manches zu erzählen, wenn es mündlich geschehen könnte. Ein redendes Beispiel ist aber gerade das citierte Votum, indem das betr. Gutachten L.s zum Schutze Zahns eintrat und zwar, als Zahn bereits den Zorn des Ministers gefühlt hatte. Es war viel, daß sich nun der Minister durch L. sagen lassen mußte, er habe Z. unrecht getan.“

Wie dieser Mann, wohl einer der höchstgebildeten unserer

Zeit, von sich und seinem Wissen demütig dachte und bis zuletzt zum Lernen Lust hatte, zeigt eine kurze Notiz aus einem seiner Briefe an Vater aus späterer Zeit:

„Als ich aus dem Amte war, habe ich danach gestrebt, was ich über der Tagelöhnerarbeit versäumt hatte, die Lücken meines Geisteslebens, welche ich in geschichtlicher und philosophischer, auch religionsphilosophischer Bildung mit Schmerz hatte lassen müssen, auszufüllen."

Wenn L. zur Abhaltung der Abiturientenprüfungen nach Barmen kam, mußte er es fast immer möglich zu machen, Vater zu besuchen, oder ihn zu sich ins Hotel zu bitten.

Bekannt und öfter citiert ist sein überaus günstiges Urteil über Vaters Schule, welches er in einem gleichsam öffentlichen Brief zu festlicher Gelegenheit ausspricht. (Siehe S. 142.)

Schon in früherer Zeit muß er sich in ähnlicher Weise rühmlich geäußert haben in einem Brief an den beiden befreundeten Professor Hülsmann. Ein Brief von unserm Vater an den letzteren sagt in Bezug darauf:

„Daß Sie Ihrem letzten Brief das Schreiben von Herrn L. beigelegt hatten, war mir sehr angenehm; noch mehr hat es mich gefreut, daß Sie es getrost taten. Den Raben kitzelte solch Lob und Schmeicheln, und dieweil er den Schnabel auftat, entfiel ihm der Käse, heißt es in der bekannten Lutherschen Fabel. Glücklicherweise ist mir's so schlimm nicht ergangen, wenngleich mein „alter Adam" für Lobeskitzel empfänglich genug ist. Ich habe den Schnabel fein zugehalten. Herr L. ist ein sehr einsichtiger Mann, doch scheint er nicht zu wissen, daß wir Schulmeister zu wenig an Lobeswein gewöhnt sind, als daß so starke Gabe uns gesund sein könnte. Doch ich darf darüber nichts mehr sagen, damit ich nicht hinterdrein noch Schaden nehme. — Für etwaigen Tadel gelte ein für allemal zwischen uns das Wort Davids Ps. 141, 5. Tadeln Sie also auch immer getrost; die Ehre gilt mir etwas." —

Hülsmann gehörte, wie auch L., zu den Begründern und langjährigen Mitarbeitern von Vaters Schulblatt;[1]) es sei hier auch seiner noch mit einigen Worten gedacht.

---

[1]) „Es war um die Osterzeit 1857," erzählt Vater später, „als unserer vier in Hülsmanns Hause zu Duisburg zusammen saßen: Dr. Landfermann,

Leidensgeschichte der Volksschule“ (S. 232—240) Eingehendes mit. Indem er hier eine stille, unscheinbare, aber treue, intensive Lehrerarbeit schildert, merkt man, daß er nach verschiedenen Seiten hin einen Fingerzeig geben will. Leider müssen wir es uns versagen, jene interessante Schilderung hier wieder mitzuteilen, da sie dort schon gedruckt vorliegt. Nur ein Zug sei erwähnt, der davon berichtet, wie der Freund, der Lehrer an einer einfachen einklassigen Landschule war, mit den Landleuten seines Bezirks, seinen früheren Schülern, die deutschen Klassiker, ja sogar Shakespeare mit eingehendem Verständnis liest, bespricht und verarbeitet.

Wie dieser Freund persönlich zu Vater stand, davon mögen einige Stellen aus seinen Briefen Zeugnis geben. In den sechziger Jahren hatte Vater in sehr entschiedener Weise gegen die hergebrachte Art des Religionsunterrichts geschrieben. Weil ihm der Religionsunterricht in besonderem Maße Herzens- und Gewissenssache war, weil ihm vor allem daran lag, die biblischen Geschichten, die Sprüche und Lieder den Kindern zum lebendigen, geistigen Eigentum zu machen, darum kam ihm das überhäufte, tote, nur gedächtnismäßige Aneignen dieser Stoffe wie Sünde und Unrecht vor.[1]) Was ihm hier als Unrecht entgegentrat, das deckte er offen auf und ging ihm mit scharfer Waffe zu Leibe. Einigen milden Freunden war seine Ausdrucksweise dabei zu streng und scharf erschienen. Darauf schreibt ihm Klingenburg:

„Ich habe in Deiner Antwort so etwas Drastisches und Auffallendes nicht finden können. Wenn eine so ernste Sache mit solchem Ernste und so eingehend behandelt wird, dann muß der Unbefangene auch in manchen entschiedenen Äußerungen das Gefühl der sittlichen Empörung und des gerechten Unwillens finden. Ich habe nichts anderes darin gefunden, und bin weit entfernt davon, jemanden in seiner Eigentümlichkeit behelligen zu wollen. Mit dem matten Kokettieren feiner Ausdrücke ist nichts gewonnen: Gerade und wahr! Das habe ich noch immer bei

[1]) Daß auch andere einsichtige Männer ihm darin beistimmten, davon als Beispiel ein Ausspruch des bekannten verstorbenen Konsistorialrat und Generalsuperintendenten Jaspis: „Man irrt nicht bloß, man sündigt, wenn man Kinder mit Massen von Lernstoff überhäuft, der weder verdaut, noch kaum monatelang behalten wird.“

Dir gefunden, und dabei bleibe mit Gottes Hülfe! Es wird ſicher manches über Dich hereinbrechen, Du wirſt, wie es ſchon der Fall iſt, alte Freunde verlieren, doch Dir auch neue und echte erwerben, und etliche werden, wie ſie es immer getan, ſoviel ſie Kraft haben, Dir zur Seite ſtehen."

Und in einer für Vater dunkeln Zeit (1866) ſchreibt ihm der Freund:

„Und nun, wie ſteht's mit Deinem Befinden? Ich bin zwar im allgemeinen über dasſelbe unterrichtet geblieben, habe aber immer noch nicht die ſo heiß erſehnte Antwort gehört: es geht wieder ganz gut. Und doch iſt es meinem Herzen trotz öfterem Bangen ſicher, Deine dunkle Warteſchule werde erhellt, durch die Gebete ſo vieler, von wahrer Freundſchaft und aufrichtiger Liebe zu Dir für Dich vor den Thron deſſen gebracht, der als Gott unſer Helfer, und als Herr, Herr ein Erretter vom Tode iſt. Dir gebe Er Seinen Geiſt und Frieden in hohem Maße, daß Du in allen Anfechtungen doch immer ſpürſt und erfahreſt: Wunderlich — doch ſelig."

In ähnlicher Weiſe, verſtehend, ermunternd, wenn nötig aufrichtend, hat ſich der Freund zu den verſchiedenſten Zeiten mündlich und ſchriftlich in Treue erwieſen. Wie warm, beredt und herzlich wurde er beſonders, wenn er mit anderen auf unſern Vater zu reden kam. Es lag eine rührende Art der Liebe und Treue in dem Verhältnis zu dem noch etwas jüngeren Freunde.

Vaters Hochachtung vor ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Arbeit iſt in jener Schilderung deutlich zu erkennen. Wie ſelbſtlos-beſcheiden klingt es demgegenüber, wenn Klingenburg ſelbſt der Meinung iſt, die er wiederholt ausgeſprochen hat, was ihm in ſeiner Schularbeit gelinge, was er leiſte, dafür habe er Vater zu danken; ſeiner Weiſung und Leitung ſei er gefolgt, ſie habe ihm den rechten Weg gezeigt. Was er von Vater gelernt, das habe er in der Praxis durchzuführen geſucht. So ſchreibt er einmal:

„Deine letzte Arbeit im Schulblatte iſt meines Bedünkens ſo überzeugend, daß man meinen ſollte, der verſtockteſte und verfahrenſte Schulmeiſter müſſe wenigſtens das daraus lernen und erkennen, daß ſein bisheriger Weg im Sprachunterricht ein irrender geweſen ſei. Könnte ich nur auch ſo klar die praktiſche Ausführung darlegen. Nun, Deiner Hülfe mag ſolches noch gelingen." — —

In einen andern Kreis von Gesinnungsgenossen, mit denen er zum Teil in freundschaftliche Beziehung trat, brachte ihn der Deutsche Schulverein. Wohl machte hier die weite Entfernung ein persönliches Kennenlernen meist unmöglich, die Verbindung blieb, z. B. bei v. Thrämer, Lettau und andern, auf den brieflichen Verkehr beschränkt. Doch hat er die Freude gehabt, da er selbst wenig reisen konnte, je und dann einen dieser fernen Freunde bei sich aufnehmen und kennen lernen zu können, z. B. den Seminardirektor Heine, Direktor Brandt aus Saarbrücken, Witt aus Glückstadt, Prof. Kolbe aus Stettin. — —

Sodann erwuchs ihm ein zahlreicher Kreis von Freunden, älteren und jüngeren, in dem „Verein für wissenschaftliche Pädagogik", dem er von seiner Gründung an (1868) als Vorstandsmitglied angehörte. Mit dem Begründer und langjährigen Vorsitzenden des Vereins, Prof. Ziller in Leipzig, war er viele Jahre in treuer Freundschaft verbunden. Eins der ersten seiner Bücher: „Die Grundgebrechen der hergebrachten Schulverfassung", erschien mit einem Vorwort von Prof. Ziller. Stand er auch wissenschaftlich mit Ziller auf dem gleichen Boden, so waren doch bei beiden Männern in betreff der praktischen Durchführung der Herbartschen Ideen manche Verschiedenheiten vorhanden. Doch waren beide Männer von großem Zuschnitt; das Gemeinsame betonend und darin, als in der Hauptsache, treu zusammenhaltend, ließen sie durch diese sachlichen Differenzen nie etwas zwischen sich kommen. Der Zug des Vertrauens, der Offenheit, des Zusammenstehens geht durch den Briefwechsel vieler Jahre in sich gleichbleibender Weise hindurch. Doch ließ Vater sich durch solches Zusammengehen in seiner Selbständigkeit nicht beschränken. So schreibt er einmal:

„Aus meinem jüngsten Aufsatze wird Ihnen wohl noch mehr als aus früheren bemerklich geworden sein, daß meine Theorie des Lehrplans (wie auch die der Lehroperationen) nicht aus Zillers Schriften gelernt, sondern auf meinem eigenen Acker gewachsen war — durch Anregungen von Zahn, Mager, Herbart, Comenius, Pestalozzi, Graser u. s. w. Natürlich habe ich davon nie geredet, — schon deshalb nicht, weil ich von meinen Zillerschen Freunden nicht separiert sein will. Was für Unheil die Zerspaltungen anrichten, haben wir in der Reformationszeit gesehen. Im

Handeln gilt Einmütigkeit, wenn man auch beim Verhandeln seine Selbständigkeit wahrt."

Einen Beweis des weitgehenden Zusammenhaltens beider Männer im Handeln, in der Arbeit gibt die Tatsache, daß sie in der letzten Lebenszeit Zillers den Plan gefaßt hatten, gemeinsam eine Zeitschrift für die Praxis der Schule herauszugeben. Die Sache war schon im großen und kleinen brieflich verhandelt und festgestellt, Material vorhanden, mit einem Verleger Absprache getroffen. Es sollte nur noch eine persönliche Zusammenkunft beider auf halbem Wege stattfinden. Da erkrankte Ziller, und bald riß ihn der Tod mitten aus seiner segensreichen Tätigkeit heraus.

„Ein Großer ist gefallen in unserm Schul-Israel," sagt Vater in seinem Nachruf, „ein Mann, bei dem Gesinnung und Streben in gleichem seltenen Maße gediegen waren. Auf deutschem Boden hat seit Pestalozzi und Herbart kein anderer, von der wissenschaftlichen Seite her, so tief und so nachhaltig befruchtend in die theoretische Entwicklung der Pädagogik eingegriffen, als der Heimgegangene durch Schrift und Wort während seiner 33jährigen Wirksamkeit in Leipzig, — tiefer und nachhaltiger, als leider bis jetzt vielen deutschen Schulmännern bekannt und bewußt geworden ist. Seine Schriften werden noch auf viele Jahrzehnte die Hauptfundgrube der pädagogischen Forschung bleiben."

Sowohl zu des Freundes Lebzeiten wie auch später ist Vater mit Wärme und Entschiedenheit für ihn eingetreten, wo sich ihm eine Gelegenheit bot. Sogar direkte Schüler Zillers hat er mit Ernst darauf verwiesen, wieviel Dank sie ihrem Meister schuldeten, wenn sie dies in etwa außer acht ließen. —

Von seiner Verbindung mit einem andern ihm werten Freunde aus diesem Verein, dem bekannten früheren Leiter der Franckeschen Stiftungen, Dr. Frick, lassen wir ihn selbst in einem Brief berichten:

„Mit dem sel. Frick bin ich seit seinem Barmer Aufenthalt bekannt und befreundet gewesen. Als er 1863 (als Gymnasiallehrer) nach Barmen kam, suchte er mich auf, ein ihm befreundeter Pfarrer hatte ihn zu mir gewiesen. Derselbe hatte ihn auch auf meine kurz vorher erschienene Schrift „Die freie Schulgemeinde" aufmerksam gemacht, die er bereits gelesen hatte. Während seiner

Barmer Zeit sind wir an den Nachmittagen häufig selbander spazieren gegangen, um frische Luft zu schöpfen und unsere Gedanken auszutauschen. Es ging dabei recht lebhaft her. Er hatte ein reges pädagogisches Interesse, und auch im übrigen stimmten unsere Interessen und Gedanken recht wohl zusammen. Doch waren infolge des verschiedenen Lebens- und Bildungsganges und bei der andersartigen Berufsstellung doch immerhin der Differenzen genug vorhanden, um die Unterredung in Atem zu erhalten. Leider dauerte seine Barmer Wirksamkeit nicht lange." [1])

„Will man Fricks Persönlichkeit, seinen pädagogischen Standpunkt und seine spätere Wirksamkeit unter seinen Standesgenossen, namentlich in der Halleschen Periode, charakterisieren, so kann man sagen: er war ein Vorbild seiner Standesgenossen — einmal hinsichtlich der eigentlichen Berufsaufgaben, sodann hinsichtlich des Verkehrs und Zusammenschlusses mit den Volksschullehrern, und endlich des lebhaften Interesses für die Schulverfassungsfrage. In einen kurzen Ausdruck gebracht: Frick war im großen Stil der Vertreter des pädagogischen Gewissens. Wieviel besser würde es um die Anliegen der höheren Schulen wie der Volksschulen stehen, wenn in jeder Provinz auch nur ein einziger Frick gewesen wäre."

„Durch seinen Weggang von Barmen wurde unser direkter Verkehr für eine geraume Zeit unterbrochen, erst nach seiner Berufung nach Halle und meiner Emeritierung knüpften sich die alten Fäden wieder an. Seitdem haben wir zuweilen Briefe gewechselt, sowie unsere Blätter und Schriften ausgetauscht. In einem seiner Briefe bemerkte er u. a.: mein Opus „Über den didaktischen Materialismus" leiste ihm bei den neu eintretenden jungen Lehrern sehr wertvolle Dienste; er pflege denjenigen, die nicht bereits anderwärts eine gute pädagogische Vorbereitung erhalten hätten, zu allererst jene Schrift zu empfehlen — als Purganz, um in den pädagogischen Eingeweiden aufzuräumen. Erst wenn diese Blutreinigungskur geschehen, seien die Köpfe für weitere Belehrung empfänglich. Der drastische Ausdruck machte mir viel Vergnügen."

---

[1]) Frick hat selbst einmal öffentlich ausgesprochen, daß er seine Pädagogik zunächst Volksschullehrern verdanke, wozu in erster Linie sein Freund Dörpfeld gehöre.

Dann erzählt er noch von einem Wiederſehen, einem Beſuch Fricks in Gerresheim,[1]) wenige Jahre vor ſeinem Heimgang, und fährt dann fort:

„Nun iſt er uns entriſſen! Nicht bloß das höhere Schulweſen hat viel an ihm verloren, ſondern auch die Volksſchule. Wer ſoll dieſe große Lücke ausfüllen? Mir iſt ſehr wehmütig ums Herz. Auch ſpeziell unſer Herbart-Verein hat reichlich Urſache, um den Entſchlafenen zu trauern. Ein einziger ſelbſtdenkender Mann, auch wenn er jeweilig irren ſollte, iſt meines Erachtens für unſere Sache mehr wert als ein Dutzend ſolcher, die nur ihren gut eingelernten philoſophiſch-pädagogiſchen Katechismus aufzuſagen wiſſen." — —

Noch eines älteren Freundes ſei hier gedacht, von dem Vater ſtets mit Hochachtung ſprach und den er 1857 einmal beſuchte. In einem Brief Vaters findet ſich folgende Stelle über ihn:

„Bis vor kurzem habe ich geglaubt — und als Regel halte ich es auch noch feſt — daß die Seminarlehrer, wenigſtens die Direktoren, ſtudierte, gründlich durchgebildete, mit weitem, freiem Blick begabte Leute ſein müſſen. Im vergangenen Herbſt habe ich mich aber bei einem Beſuch in Osnabrück überzeugt, daß Männer wie der Ober-Schul-Inſpektor und Seminar-Direktor Schüren (der bekanntlich ein Soeſter Seminariſt iſt und von der Pike auf gedient hat) ganz andere Seminar-Direktoren und Schul-Inſpektoren ſind, als ſolche, die friſch aus dem Pfarramte herkommen. Ich hätte nicht nötig gehabt, die Unterrichtsſtunden zu beſuchen; ſchon die ganze bauliche Einrichtung des Seminars (die unter dem Stüveſchen Miniſterium bis ins kleinſte genau nach Schürens Vorſchlägen ausgeführt worden), die Haus- und Lebensordnung, von den Studier- und Schlafzimmern an bis zum Laboratorium (!!) hin, bekundeten zur Genüge, daß hier der Geiſt eines Mannes vom Fach, eines „barmherzig gewordenen" ehemaligen Seminariſten, eines mit ganzem Gemüt und allen Kräften den Jünglingen ſich hingebenden „Vaters" waltete. Die Wohnräume der Seminariſten (für je drei oder vier), desgleichen die Schlafſtuben (ebenfalls für je drei oder vier), das Eſſen ꝛc.: alles war einfach, ſchlicht, aber gemütlich-einladend, wie es für ein

[1]) Vgl. Abſchnitt VII, 1.

Seminar für Landschulen paßt, aber auch darauf berechnet, den wohlgesinnten jungen Leuten den Aufenthalt angenehm zu machen. Die Haus- und Lebensordnung, oder besser: das Leben der Seminaristen (25 mit dreijährigem Kursus) war so frei und satzungslos, daß Herr Stiehl und ähnliche preußische Schulräte ob solcher Anarchie die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen würden. Und doch konnte Herr Schüren behaupten, daß er in sechs Jahren keinen ernstlichen Disziplinarfall hinsichtlich der Lebensordnung zu rügen gehabt hätte. Schüren aber ist kein Libertiner, sondern ein sehr ernster Mann, ein echter christlicher Liberaler, der sich selbst aufs strengste bindet, aber andern gern viele Freiheit läßt. Sein Arbeitszimmer ist das unruhigste im ganzen Hause, unmittelbar an der Hoftür, wo man durch das von allen Seiten hereintönende Orgel-, Klavier- und Geigespiel zur Verzweiflung kommen sollte. Neben der Leitung des Seminars hat der Mann auch noch sämtliche Landschulen des Fürstentums Osnabrück zu inspizieren und den Sitzungen des Land-Konsistoriums in Schulangelegenheiten beizuwohnen. Es ist mir unbegreiflich, wie dieser Mann das aushalten und leisten kann; freilich ist er auch vor der Zeit alt geworden. Mir ist ganz weh ums Herz, wenn ich daran denke, daß unser Preußenland solche Leute nicht gebrauchen kann, während ein Land, wo ein einseitiges Luthertum dominiert, sich seiner Dienste dankbar freut, freilich auch vielfach hemmt. Was für ein Segen, wenn wir den Mann im Regierungsbezirk Düsseldorf hätten!! Wenn der seinen Einzug als Direktor in Mörs oder als Schulrat in Düsseldorf hielte, ich glaube, daß ich vor seinem Wagen hertanzen müßte, wie David vor der Bundeslade." — —

Im Laufe der Zeit hatte Vater die Freude, daß ihm außer den bisher erwähnten älteren Freunden ein überaus zahlreicher Kreis von treugesinnten jüngeren Freunden und Schülern zu teil wurde. In der Nähe und Ferne, wo auch immer strebsame, gesinnungstüchtige Lehrer sich um seine Schriften sammelten, dieselben studierten und daraus Begeisterung für ihren Beruf, Einsicht und Tüchtigkeit in demselben sich erwarben, erwuchsen ihm solche freundschaftlichen Beziehungen.

Für den sogenannten gesellschaftlichen Verkehr fehlte es ihm je länger je mehr an Zeit, doch hatten sowohl er wie seine Freunde einen reichlichen Ersatz dafür. An den Sonntag-Nachmittagen, zur Ferienzeit und an einzelnen seltenen konferenz- und schulfreien Nachmittagen der Woche war ihm immer mehr das Wandern in der frischen Luft zum dringenden Bedürfnis geworden. Zur bestimmten Zeit fanden sich dann meist einige Freunde, zuweilen eine ganze Anzahl ein, um sich dem Spaziergange anzuschließen. Auch seine Kinder hatte Vater gern mit dabei. Nach einem tüchtigen Wege wurde dann irgendwo in einem ländlichen Wirtshause Rast gemacht und im Garten oder einem stillen Zimmer ein gemütliches Kaffeestündchen gehalten, das sich oft bei anregender Unterhaltung lang hinzog. Zuweilen, doch seltener, wurde auch bei einem befreundeten Kollegen der Umgegend, wo man des freundlichen Willkomms sicher war, Einkehr gehalten. Bei ungünstigem Wetter und zu strenger Winterszeit kehrte man meist nach kurzem Wege zu unserm Hause oder dem des einen oder anderen der Freunde in der Stadt zurück, wo dann der Nachmittag in ähnlicher Weise verbracht wurde, wie sonst auf den Spaziergängen. Eingeladen zu diesen Wanderungen und Besuchen wurde keiner, wer aber kam, war willkommen. So waren in den siebziger Jahren eine Reihe Schüler von Prof. Ziller in Leipzig nacheinander als wissenschaftliche Hülfslehrer an der Wupperfelder Realschule angestellt und durch Ziller an Vater empfohlen worden. Der erste derselben, der seit seinem damaligen Barmer Aufenthalt über zwanzig Jahre lang in freundschaftlichem Verkehr mit Vater geblieben ist, Prof. Dr. Rein in Jena, schreibt nach Vaters Tode in Bezug auf jene Zeit:

„Ich preise mein Geschick noch heute, das mich als jungen Lehrer zuerst an die Wupperfelder Realschule brachte, in die Nähe Ihres verewigten Vaters. Oft begleitete ich ihn auf seinen Spaziergängen und freute mich seiner anregenden Gespräche. Zuweilen habe ich ihm meine Erfahrungen aus dem Schulleben mitgeteilt; ich verglich damals in jugendlicher Unerfahrenheit die Verhältnisse unseres Leipziger (Zillerschen) Seminars mit dem Lehrerleben im Wuppertal viel zu einseitig und wohl auch viel zu scharf. Da war mir der ältere, erfahrene und weitblickende Freund ein guter Führer. In meinem späteren Briefwechsel mit

ihm, der sich an unser persönliches Zusammensein anschloß, finden sich die Fäden fortgesponnen, die auf jenen Spaziergängen angeknüpft worden waren."

Ein anderer dieser ehemaligen Zillerschen Schüler, Seminardirektor Israel in Schneeberg, erwähnt Vater in seiner im Seminar-Programm mitgeteilten öffentlichen Antrittsrede wie folgt:

„Ich bin auf dem vorhin kurz skizzierten Lebenswege mit zwei Männern zusammengeführt worden — ja, ich darf mich dankbar rühmen, ihre persönliche Zuneigung und Freundschaft genossen zu haben — deren theoretisch-pädagogische Schriften allen anderen voranstehen und wahre Fundgruben praktischer Gedanken enthalten. Es sind dies die nun bereits zur obern Gemeinde versammelten Pädagogen Professor Ziller in Leipzig und Rektor Dörpfeld in Barmen. Zwar haben beide nicht auf der gewöhnlichen pädagogischen Heerstraße vorwärts gestrebt, zwar sind beide als Vertreter scheinbar unausführbarer idealer Gedankengebäude vielfach angegriffen worden, jedoch die makellose Reinheit ihrer Gesinnung, die aufopfernde Kraft ihres Strebens, ihre wunderbar erwärmende Begeisterung für das Erziehungswerk im allgemeinen stehen leuchtend da, und sind von niemand jemals in Zweifel gezogen worden."

Derselbe erzählt gelegentlich von seinem persönlichen Verkehr aus seiner Barmer Zeit:

„Der Name „Dörpfeld" klang zuerst in mein Ohr in einem Kolleg bei Ziller und zwar so, daß ich das Gefühl hatte, da muß etwas Tüchtiges und Seltenes dahinter sein. Ziller gab mir eine Empfehlung mit, als es sich fügte, daß ich Reins Nachfolger werden sollte. Diese Empfehlung gab ich ab und wurde von dem mir sehr freundlich aber etwas schweigsam erscheinenden Herrn Dörpfeld alsbald zu einem Spaziergang eingeladen. Ich mußte ihm von meinen ersten Stunden erzählen. „Das haben Sie falsch gemacht, da müssen Sie Buße tun," hieß es. Auch kroch er ins Gesträuch, holte die vierblättrige Einbeere hervor und prüfte die botanischen Kenntnisse seines Begleiters. Auf dem Heimwege in der Dämmerung bemerkte ich, daß Dörpfeld seinen leichten Überrock verkehrt umgehängt hatte — die Ärmellöcher guckten nach außen — kurz vor der Stadt hing ich ihm den Mantel richtig um, er beachtete dies

weiter nicht sehr und bedankte sich kurz. Leider habe ich damals kein Tagebuch geführt. Es wäre wohl wert gewesen, alles zu notieren. Seine Worte trieften voll schlichter, herzlicher Lebenswahrheit und Wohlwollen. Manchen war er zu breit, zu langsam im Sprechen, ich konnte mich nicht satt hören und hatte nichts lieber wie seine ganze Art. Herzlich und freundlich gestaltete sich ohne viel Worte und Komplimente der Verkehr in engerem Kreise. Meistens bezahlte er die ganze Fähre, es wurde wohl auch abgerechnet und ausgeglichen, aber ich glaube, die Mathematik kam zu kurz bei diesem Überschwang der freundlichen Gesinnungen, auch wurde darüber nicht sehr nachgedacht. Jedenfalls fühle ich jetzt noch ein brennendes Schuldgefühl für all den Segen, den ich in diesem Kreise genossen, in dem Dörpfeld die Sonne war."

„Schlug auch nicht selten die Unterhaltung einen heiteren, humoristischen Ton an, so kam es doch niemals zu Witzeleien, geschweige denn zu Klatsch. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß persönliche Verhältnisse, Reibereien hereinspielten, meist wurden dieselben aber im stillen abgemacht. Als ich einmal mit einem Kollegen, der auch mit Dörpfeld verkehrte, in Uneinigkeit gekommen war, sagte Dörpfeld, er wolle uns beiden einmal ein Kapitel über die Sanftmut lesen. Das genügte mir."

„Teilnahme und Hülfsbereitschaft für andere war in hohem Maße in diesem Kreis zu finden. So war einem Kollegen auf dem Lande die Kuh gefallen, ganz im stillen erhielt er Geld zu einer neuen. Wie wenig wurde eigentlich von Religion gesprochen: sie wurde gelebt."

„Auch in den Bibelbesprechungen hielt sich die Redeweise fast ausnahmslos nüchtern, sachlich und schlicht, aber doch ging eine spürbare Wärme durch alles hindurch. Einmal erzählte er in der Unterhaltung mehrere einfache Beispiele zum Katechismusunterricht. Ich sagte: diese Geschichten müssen Sie für uns drucken lassen! Sie waren wunder-, wunderschön und haften in mir, als wenn's gestern gewesen wäre. Es waren liebe Geschichten. Er konnte auch schreckliche Erfahrungen, grausige Beispiele erzählen, aber kurz, zwei, drei Striche oder Tatsachen; jene lieben erzählte er klassisch schön und ausführlich."

„Ich hatte den Eindruck, als lebe er in einem festen abgeschlossenen Gedankenkreise. In diesen suchte er jeden hinein-

zuziehen, der mit ihm umging. Ging er heraus, und er tat's gern, so waren das köstliche Momente, Schlaglichter, feine Winke, immer fein, nie im Affekt, bestimmt zwar, doch frei von jedem Hauche der Anmaßung oder des Aufdrängens. Ein edler, gereifter Geist, bei dem man in Zweifel war, ob seine Selbständigkeit oder seine Bescheidenheit mehr zu bewundern war."

Ein anderer Schüler Zillers, jetzt Pfarrer in Sachsen, charakterisiert jenen Verkehr und die Unterhaltungen mehr nach der wissenschaftlichen Seite hin:

„Jene Spaziergänge brachten für Leib und Geist erhebende Erholung, denn sie wurden gewürzt mit Gesprächen über Religion und Philosophie, über letztere meist mit Beziehung auf die wissenschaftliche Pädagogik. In der Pädagogik hatte ich schon meinen Meister, denn ich war ein Schüler Zillers vom reinsten Wasser, und ein freundlicher Gruß von diesem meinem Lehrer, den ich aus Leipzig mitbrachte, hatte mir bei Herrn Dörpfeld die Tür geöffnet. Ziller und Dörpfeld standen einander nahe als Vertreter der Herbartischen Philosophie, so daß ich in Herrn Dörpfeld den Freund des Meisters verehrte, und er in mir den Jünger des Freundes sah. Die Pädagogik lag uns am nächsten. Alle möglichen Fragen wurden besprochen, die Begründung der Pädagogik auf Religionsphilosophie, Psychologie und Ethik, die Herbartischen Stufen, die Konzentrationsstoffe, Regierung, Unterricht und Zucht. Dabei trat es bald hervor, daß ich Herrn Dörpfeld nicht nur als einen Kenner der Herbartischen Philosophie, sondern selbst als einen philosophischen Denker erkannte. Er hatte das Bedürfnis, sich mit andern zu unterreden, wie Plato den Sokrates mit andern redend vorführt; dieses dialegesthai geschah aber zu dem Zwecke, das Allgemeingültige zu finden, die Begriffe zu bearbeiten, loszulösen von subjektiven Vorstellungen, was ja nach Herbartscher Lehre eben Philosophie ist. Auch einem Theologen kann es nicht schwer werden, sich in die Herbartsche Philosophie zu versenken, weil ja Herbarts ganzes System, besonders überall, wo die Fünfteilung hervortritt, auf Abstraktion der christlichen Lehre beruht. Die göttlichen Eigenschaften der Allmacht, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Güte und Vergeltung sind der Schlüssel zu dem Geheimnisse."

„Auch mir gegenüber beobachtete Herr Dörpfeld die Stellung des Fragenden, und mir war dies um so lieber, als ich in diesen

vollkommen unbefangenen Gesprächen jede Konsequenz ziehen konnte, wie sie sich gerade darbot."

„Später beschäftigten wir uns auch mit der Einleitung Herbarts in die Philosophie. Längere Zeit verhandelten wir ferner über den Münchener Pfarrer Flattich als Pädagogen. In Bezug auf die Theologie besprachen und kritisierten wir einzelne Stücke aus den Vorlesungen Frickes über Ethik. Auch hörte er zuweilen gern zu, wenn ich ihm eine metrische Übersetzung von Psalmen, die ich mitunter versuchte, vorlas; so auch das Frühlingslied aus dem Hohenliede. Selbst die Musik, die Liturgie wurde in den Bereich unserer Erörterungen gezogen."

„Es sind erquickende Erinnerungen, die in mir auftauchen, wenn ich an meinen Aufenthalt in Wupperfeld und an meinen Verkehr mit Herrn Dörpfeld zurückdenke."

Wir schließen mit einem Zeugnis aus der biographischen Skizze von Rektor Hindrichs, der zu dem jüngeren Barmer Freundeskreise gehört:

„Dörpfeld hat die Freundschaft stets hoch geschätzt und treu gepflegt. Wer einmal seine Zuneigung erworben hatte, wurde nicht so leicht wieder vergessen. Wie gern gedachte er in späteren Jahren noch seiner früheren, längst geschiedenen Freunde!"

„Selbstverständlich hatte die Freundschaft für Dörpfeld nur einen edlen Zweck. „„Wähle dir einen Freund, der dich fördert und aufwärts zieht, nicht einen, der dich abwärts zieht.““ Dieser Rat, den der Entschlafene bei Gelegenheit eines Festes seinen Amtsgenossen gab, hat ihm wohl selbst zur Richtschnur gedient. Er merkte, wie es zu seiner eigenen Förderung gereichte, wenn er mit gleichgesinnten Freunden Gottes Wort betrachtete; er fühlte das Bedürfnis, wichtige Arbeiten, bevor er sie zum Druck gab, nahestehenden Freunden vorzulesen, damit sie ihm ihr Urteil sagten. Ja, er forderte geradezu ihre Kritik und war dankbar für jeden Rat."

„Größer war allerdings die Förderung, die seine Freunde von ihm empfingen. Wie manchen von ihnen hat er in Zeiten besonderer Trübsal getröstet. Wie vielen hat er bei inneren Anfechtungen und schweren Zweifeln wieder zurechtgeholfen. Wie groß ist die Zahl derer, denen er in amtlichen und außeramtlichen Angelegenheiten beigestanden hat. Wenn auch ein

Besuch ihm ungelegen kam, so ließ er es den Besucher doch nicht merken. Die dringendste Arbeit mußte ruhen, wenn er ihm einen Dienst erweisen konnte. Den ganzen Reichtum dieser verborgenen Liebestätigkeit und ihre gesegneten Folgen wird erst die Ewigkeit offenbaren. Wer will sich aber darüber wundern, wenn solcher Dienst ihm durch die dankbarste Liebe und Verehrung bewährt wurde? Es war etwas Eigenes um das Verhältnis Dörpfelds zu seinen Freunden. Wie wahr und aufrichtig, und doch wie herzlich und innig! Welche Fülle von Hochachtung und Verehrung ihm gegenüber neben dem unbeschränkten Maß von Vertrauen und Liebe!"

VI. Die außeramtliche Tätigkeit.

1. Konferenzen, Vorträge, Vereine.

Bei dem Scheiden unſeres Vaters aus ſeinem Amte ſprach ſein Freund, Prof. Rein, ihm brieflich die Abſicht aus, bei dieſer Gelegenheit in ſeiner Zeitſchrift „Pädag. Studien“ einen Abriß ſeiner außeramtlichen Tätigkeit zu geben. Darauf antwortet Vater:

„Für die Sachen und Ideen, welche ich vertreten habe, möchte es ja nützlich ſein; aber ich fürchte mich davor: dem eigenen inneren Menſchen iſt dergleichen nicht geſund. Überdies: wer ſollte das ſchreiben? Laſſen wir das alſo. Muß ſo etwas einmal geſchrieben werden, ſo wird ſich ſeiner Zeit auch wohl einer finden, der es tut.“

Auf dieſen Teil ſeiner Lebensarbeit in gründlicher wiſſenſchaftlicher Weiſe, wie er es erfordert, einzugehen, darf meine Hand nicht unternehmen. Soviel davon in den Rahmen dieſes Lebensbildes gehört, ſei möglichſt mit den Worten anderer, mit Vaters eigenen, beſonders aber nach Berichten derer, denen dieſe Arbeit galt: ſeiner Schüler, Freunde und Kollegen, mitgeteilt.

Ein kurzes zuſammenfaſſendes Bild dieſer Arbeit, gleichſam ein Lebensprogramm, finden wir in einem Brief an einen Freund in der Ferne, dem er aus einer beſtimmten Veranlaſſung von dieſer Tätigkeit erzählt.

„Wie Sie vielleicht wiſſen, bin ich ein nach hieſigem Schnitt rite (durch Volksſchule, Präparandenanſtalt und Seminar) vorgebildeter Volksſchullehrer — nichts weiter. Freund Dr. Hollenberg und ich hatten, bevor er ſich nach der Seminarzeit zum Studieren entſchloß, Schritt vor Schritt denſelben Bildungsgang gehabt. Beim Eintritt ins Seminar beſaßen wir etwa die Kennt-

nisse eines guten Realschulprimaners (im Französischen, Englischen, Lateinischen u. s. w.). Nachdem wir später noch etwa 1½ Jahr lang zusammen Lehrer an der Zahnschen Präparandenanstalt gewesen waren, wandte er sich dem höhern Schulfache zu, während ich — einem bestimmten Lebensprogramme gemäß — der Volksschule treu blieb. Was weiter aus mir geworden ist, verdanke ich der Autodidaxie, die sich aber stets in den Grenzen gehalten hat, die etwa ein Seminardirektor seinen berufsmäßigen Studien setzen wird. Höhere Examina habe ich nicht gemacht. Das war mir durch meinen Lebensplan verboten: wer seine Standesgenossen mit Erfolg emporziehen will, muß dem äußern Range nach ihresgleichen bleiben. Mein Grundsatz hat sich bewährt. Unter Gottes Segen ist mir neben der nächsten Berufsarbeit ein so ausgedehnter Wirkungskreis erschlossen worden — durch die Feder und den persönlichen Verkehr — wie ihn kein Kultusminister hätte verschaffen können. Den Bestandteil dieser seit zwanzig Jahren geübten Wirksamkeit, der meinem Herzen am meisten anliegt, sehe ich jedoch nicht in dem, was auch Fernstehenden vielleicht davon bekannt ist, nicht in dem ausgedehnten Leserkreise, den das Evang. Schulblatt und meine übrigen Schriften gefunden haben, — sondern in dem engeren Bereiche des unmittelbaren persönlichen Verkehrs und des mündlichen Wortes. Dieser Bereich umfaßt etwa den Regierungsbezirk Düsseldorf und die angrenzenden Striche des benachbarten westfälischen Regierungsbezirks Arnsberg — drei bis vier (protestantische) Seminarbezirke — also die gewerb-, volks- und schulreichste Landschaft Deutschlands. Ein Weiteres über diese letztere Tätigkeit zu referieren, namentlich über ihren Erfolg, schickt sich natürlich für die eigene Feder nicht. Nur Eins, eine äußere Tatsache, darf ich vielleicht noch anführen."

„An den freien Nachmittagen (Mittwochs und Sonnabends) bin ich sozusagen pädagogischer „Wanderlehrer". Zur Zeit sind diese Nachmittage sämtlich in dieser Weise in Anspruch genommen; das ist selbstverständlich ein momentanes Übermaß, das sich hoffentlich bald vermindern lassen wird. Von den acht freien Nachmittagen des Monats sind nämlich zwei besetzt durch gewöhnliche Lehrerkonferenzen, die ich zu leiten habe; die sechs übrigen durch Vorträge über pädagogische Psychologie (mit einem Vorkursus über Logik), wozu mich drei ad hoc zusammengetretene Lehrer-

zirkel berufen haben. Ein solcher Vortrag dauert (inkl. der repetierenden und ergänzenden Besprechung) von 4—7 Uhr. Einer dieser Zirkel rekrutiert sich aus Barmen-Elberfeld und der nächsten Umgebung; der zweite hat seinen Versammlungsort in Lennep; der dritte in Düsseldorf. An dem letztern Orte, wo viele Eisenbahnstrahlen münden, sammelt sich eine Schar von Lehrern, die teilweise einen weiteren Weg zu machen haben. (Einer kommt z. B. aus Bonn.) Früher betrieb ich diesen pädagogischen Wanderdienst auf eigene Kosten; seit einigen Jahren wollen dies aber die Kollegen nicht mehr leiden und honorieren jeden ihnen gewidmeten Nachmittag mit 5 Talern. Rechnet man dazu, daß manche außerdem beträchtliche Reisekosten auszulegen haben und daß diese Kosten von Volksschulgehältern bestritten werden müssen, so läßt sich nicht verkennen, daß hier ein Berufs- und Fortbildungs-Interesse zu Tage tritt, das alle Achtung verdient. Daß ein solcher Sinn sich nicht durch Verwaltungsreskripte u. dgl. hervorzaubern läßt, werde ich Ihnen nicht näher zu beweisen brauchen."

Den hier angedeuteten Weg und sein bedeutsames Ziel beschreibt er an anderer Stelle näher:

„Der Segen solcher Fortbildungskurse liegt mir in langjähriger Erfahrung vor Augen. Schon der Eifer, womit die strebsameren Lehrer hierzulande sich zu diesen Fortbildungszirkeln drängen, ist mir ein bedeutsames Zeichen ihres Segens. Hätte ich Zeit, so würden im Regierungsbezirk Düsseldorf anstatt der jetzigen drei Zirkel deren sechs bestehen. Die Lehrer, wenigstens die tüchtigeren, fühlen, daß nur eine gründliche psychologische Schulung zu einer sicheren Einsicht in die Erziehungsarbeit verhelfen kann. Was die Seminare in dieser Beziehung leisten können, ist ein schätzenswerter, aber doch an sich nur dürftiger Anfang. — Die Schulinspektoren haben zu große Aufsichtsbezirke oder sind zu sehr mit Inspektions- und andern Administrationsarbeiten belastet, als daß sie der positiven Pflege der ihnen untergebenen Lehrer die nötige Zeit widmen könnten — was doch im Grunde die Hauptsache wäre. Dazu kommt noch eine besondere temporelle Erwägung. Fast in allen deutschen Landschaften — genau genommen, kenne ich nur Eine Ausnahme: mein liebes Bergisches Land — ist der Volksschullehrerstand durch allerlei Umstände (namentlich auch durch seine Massenversamm-

lungen) mehr oder weniger zu einem dissoluten, zerfahrenen, undisziplinierten und fast unregierbaren Menschenhaufen geworden, mit dem, wie bei den sozialdemokratischen Massen, die Winde spielen. Alle administrativen Maßregeln sind gegen dieses Übel so gut wie wirkungslos. Zu den Mitteln, welche ja wirken, gehören nach meiner Erfahrung in erster Linie jene Fortbildungskurse — vorausgesetzt, daß sie ohne Geräusch und Gepauke auftreten und sich klein und rein halten. Dadurch werden die solideren, besseren Elemente aus der Masse herausgehoben, abgesondert. Das hat vorab schon die gute Wirkung, welche jede Scheidung in einem Chaos mit sich führt: Scheidung ist Anfang der Ordnung — divide et impera. Sodann werden die Glieder der Fortbildungszirkel ausgerüstet, für ihre Umgebung ein Salz und Sauerteig zu werden und dieselbe in richtigere Bahnen zu leiten. Weiter: unser Volksleben wird von schlimmen Gegensätzen wie von Fieberfrost und Fieberhitze durchschüttelt und zerrüttet: hier traditionalistisch-konservativ, dort idealistisch-liberal, — hier hochkirchlich-konfessionell, dort nivellistisch-protestantenvereinlich, — hier ultramontan, dort atheistisch-natural u. s. w. Auch der Lehrerstand unterliegt dem Bann dieser Zauberworte; auch da treiben sie ihr Unwesen — nach Goethes Wort: „allgemeine Begriffe sind immer auf dem besten Wege, Unheil anzurichten.“ Wo im leiblichen Organismus eine Entzündung eingetreten ist, da läßt sich an Ort und Stelle nicht viel bessern; die Heilung muß von den gesunden Stellen herkommen. So auch auf dem Gebiet des Geistes. In den Fragepunkten, die gerade Streitpunkte sind, ist an keine unmittelbare Ausgleichung, Versöhnung, Besiegung u. s. w. zu denken. Beim Lehrerstande läßt sich die Stelle, von wo die Aussöhnung beginnen muß, leicht finden: es ist die tiefere, ernstere Auffassung des Lehrerberufs. Diese tiefere Auffassung des Lehr- und Erziehungsberufes zu vermitteln — das ist eben die Aufgabe der gemeinten Fortbildungskurse. Endlich noch eins. Der Volksschullehrerstand ist ein einflußreicher Stand — namentlich auf dem Lande, aber nicht bloß da. Und wenn er es zur Zeit nicht ist, so könnte er es doch sein. Und wenn es jetzt noch nicht in die Augen fällt, so wird es jedenfalls dann geschehen, wenn einmal die Sozialdemokratie ihre Vollkraft entfaltet und ausgebreitet haben wird. Wohin der „Schulmeister“ sich schlagen wird, das wird dann eine

Hauptfrage sein. Ich behaupte aber: der Volksschullehrerstand ist nicht bloß ein einflußreicher, sondern auch ein hoffnungsreicher Stand — trotz aller Zerfahrenheit und Verdrehtheit. Schon deshalb, weil er — mit Riehl zu reden — zumeist aus den Hinterwäldern stammt. In der Tat steckt ein Fonds von Leistungsfähigkeit und Ehrenhaftigkeit in ihm, der viel bedeutender ist, als es für gewöhnlich scheint. Er kommt aber nicht genügend zur Entwicklung und sichtbaren Aktion. Was die Schulbehörde zur Pflege des Volksschullehrerstandes in herkömmlicher Weise — durch Vorbildung und Aufsicht — tut, will ich an und für sich gut heißen; aber es fehlt etwas, das, was auch in der besten Schule fehlt, wo nur gemeinsamer, nur Klassenunterricht erteilt wird. Klassenunterricht ist gut, ist nötig, allein wo nicht nebenher etwas anderes geschieht, da kommen bei ihm, bei dem schablonisierten Gleichschritt, entweder die Langbeinigen, oder die Kurzbeinigen, oder beide zu kurz. Vor zweihundert Jahren schon hat ein einsichtiger deutscher Mann ein großes weittragendes Wort gesagt, das von der Schul-, Kirchen- und Staatspädagogik bis jetzt noch nicht vollständig begriffen worden ist. Frei übersetzt, heißt es, was auch die vorstehende Bemerkung sagen will: „Vor allem und zumeist der Williger en sich annehmen, damit durch sie auch die weniger Willigen mit mehr Erfolg mögen gezogen werden!“ (Spener, Pia desideria. 1675.) Eins der Mittel, welche dieses Wort den Schuladministrationen in Absicht auf den Lehrerstand raten will, hat mein Vorschlag genannt. In einer Landschaft, wo solche Fortbildungszirkel eingerichtet wären und die richtige Leitung erhielten, da würde, wie ich fest überzeugt bin, der Lehrerstand seinem Kern nach schon nach wenigen Jahren eine ganz andere Physiognomie erhalten. In unserm Bergischen Lande liegt der Beweis vor Augen.“

Über die große Bedeutung der Konferenzen spricht er sich ferner im Schulblatt 1866 in folgender Weise aus:

„Die Konferenzen bezeichnen in der Entwicklungsgeschichte des Schulwesens die Stufe des erwachten Lehrerbewußtseins, des lebendigen Standessinnes. Mit dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts tauchte, durch Vorläufer angeregt, eine Konferenz nach der andern auf, — ein Zeichen, daß das Standesbewußtsein, d. h. das Wissen um die Aufgaben, Be-

dürfniſſe und Hemmniſſe des Schulſtandes, ſich geklärt hatte und ein allgemeines geworden war. Ein Stand, der bisher ſozial ſtumm geweſen, gewann gleichſam Sprache und Rede. Was man hinſichtlich der Schulaufgaben oder der Mittel und Wege, ſie zu löſen, oder hinſichtlich der Hemmniſſe bei der Schularbeit oder der Übelſtände in der Schuleinrichtung und Verfaſſung erkannt hatte, darüber wollte man ſich ausſprechen und andere darüber hören. Es ging hier wie allerwärts: mit dem Denken entſteht auch naturgemäß das Sprechen; der erwachte Staatsbürgerſinn fordert Parlamente; der lebendige kirchliche Sinn verlangt Synoden u. ſ. w. Denken können und nicht reden ſollen iſt gleich dem Feuer, das nicht wärmen, oder gleich dem Waſſer, das nicht naß machen ſoll."

„Man darf nun aber nicht denken, daß es vor der Zeit der Konferenzen keine treuen, fleißigen, geſchickten Lehrer gegeben habe. Allein das, was Treue, Fleiß und Tüchtigkeit vermögen, kam bei den gegenſeitigen Beſuchen und Verhandlungen beſſer an den Tag; die Schwachen lernten ihre Schwächen beſſer erkennen, kurz: einer konnte vom andern lernen. Wer darum mit ganzem Herzen ein Lehrer iſt, hat auch ein Herz für die Konferenzen: er weiß, daß er ihrer ebenſoſehr bedarf wie der friſchen Luft."

Vor allem waren es die Bibelkonferenzen, deren Förderung ihm, wie wir früher ſchon ſahen,[1]) am Herzen lag. In einem dort erwähnten Aufſatz ſpricht er ſich über ihre Aufgabe und ihren Zweck in folgender Weiſe aus:[2])

„Nicht minder ſcheint mir eine zweite Schwäche des kirchlichen Lebens auf ein ernſteres Bibelſtudium, als das geeignetſte Heilmittel dagegen, hinzuweiſen. Es iſt die Schwäche, welche hienieden allemal einzutreten pflegt, wo das geiſtliche Lebensgebiet, die Kirche, äußerlich zu guter Ordnung und Geſchloſſenheit gelangt, wo man die „reine Lehre" durch Bekenntnis, Katechismus und Geſangbuch wider alle Gefahr geſichert zu haben glaubt. Einmal ſchleicht ſich nun leicht die Täuſchung ein, man lehre recht, d. h. doch auch: verſtändlich und eindringlich, wenn man die ſog. „reine Lehre" makellos weiterſpediere. Eine gefährliche Täuſchung. Jeder Lehrſatz, wie er in einer Bekenntnisſchrift, in

[1]) Vgl. S. 280 ff.
[2]) Geſ. Schr. III, S. 16 ff.

einem Katechismus wohlformuliert auftritt, ist das Resultat einer längeren oder kürzeren Gedanken- und Erfahrungsreihe. Ohne diese Unterlage von Gedanken und Erfahrungen läßt sich der oberste Satz seinem ganzen Inhalte nach nicht fassen."

„Zu der vorhin genannten Täuschung, wonach man in der „reinen" Lehre schon das verständlich Lehren miteinbegriffen wähnt, kann noch eine zweite, viel schlimmere sich gesellen. Sie stammt aus einem Vergessen oder Übersehen einer großen Tatsache in der Geschichte des Reiches Gottes. Die Heilige Schrift übergibt uns die Lehre vom Himmel als ein geoffenbartes **Geheimnis**. Das Geheimnis Gottes ist geoffenbart und bleibt nichtsdestoweniger in gewissem Maße ein Mysterium. Es ist entschleiert, so daß es gesehen werden kann, und doch wieder so verhüllt, daß es auch nicht verstanden oder mißverstanden werden kann. Auch dieses „Hüllen", dieses Verbergen gehört zur Ehre Gottes, wie die Weisheit sagt (Spr. 25, 2): „Es ist Gottes Ehre, eine Sache verbergen, aber der Könige Ehre ist's, sie erforschen." Es ist uns geläufig, daß es Gottes Ehre ist, ein Mysterium zu offenbaren; wie aber hängt das Verbergen mit Gottes Ehre und wie hängt es mit unserm Heile zusammen? — — —"

„Summa also: wir haben es in der Heiligen Schrift mit einem Geheimnis Gottes zu tun, das zwar geoffenbaret und doch wieder mit Absicht verborgen, verhüllet ist. Wie diese Weise, nach welcher Gott der Herr die Menschen lehret, mit seiner Ehre und mit unserm Heil zusammenhängt, und was für unerbittliche Folgerungen für den, welcher diese göttliche Lehrmethode sehen und gläubig anerkennen kann, sich ergeben, sollte billig hier zur Sprache kommen. Leider muß ich für einstweilen noch davon Abstand nehmen. Statt dessen lasse sich der Leser den guten Rat gefallen, fleißig bei den Aposteln und Propheten in die Schule zu gehen, damit die geoffenbarten Mysterien ihm nicht unverständliche Mirakel bleiben, und er kraft solcher Einsicht auch immer besser lerne, nicht unverständlich zu lehren, wo verständlich gelehrt werden kann, und nicht mit inhaltsschweren Gottesworten zu spielen, wie die Kinder mit Goldstücken, deren Wert sie nicht kennen."

„Aus der Zusammenfassung alles Vorhingesagten ergibt sich im Blick auf den dermaligen Zustand des evangelischen Volkes,

wie er sich darstellt, das Resultat: Es ist hohe Zeit, daß endlich in der vielgerühmten „Bibelkirche“ auch von seiten der Laien mit dem Bibelforschen, d. h. mit der demütigen, jüngerhaften Erforschung der Geheimnisse der Gottseligkeit mehr Ernst gemacht werde, wenigstens von denjenigen, welche wissen, was die Berufung zu einem königlichen Priesterstand zu bedeuten hat.“

Einen Beweis, daß auch damals schon einsichtige Männer die Wichtigkeit und den Segen dieser gemeinschaftlichen Arbeit einsahen, gibt eine Briefstelle des jetzt bekannten Pastor D. von Bodelschwingh. Derselbe war damals (1867) noch Landpfarrer in Dellwig; er teilt unter anderm unserm Vater mit:

„Ich versammle monatlich unsere vier Lehrer zu einem biblischen Kränzchen in meinem Hause oder bei einem der Lehrer. Mir scheint dies die nächste Pflicht zu sein, daß jeder Pastor rechte Gemeinschaft, und zwar biblische Gemeinschaft mit den mit ihm arbeitenden Lehrern pflegt. Wenn das nur überall treulich geschähe! Wie weit gehen die beiden oft aneinander vorbei!“

Es liegen uns mehrere Briefe vor, in denen Vater entfernt wohnende Kollegen für diese Sache zu erwärmen sucht und sie zu ähnlichem Zusammenschluß ermuntert. So schreibt er an einen süddeutschen Kollegen:

„Seit ca. fünf Jahren sind hier eine Reihe von sog. „Bibelkonferenzen“ entstanden. Kleinere Zirkel von Lehrern, um sich im praktischen Unterrichten zu üben, oder um einige Wissenszweige, z. B. Deutsche Grammatik, Literatur, oder Physik u. s. w. gemeinsam zu studieren, hat es hierzulande immer etliche gegeben. Aber die Einsicht, daß auch die Wissenschaft vom Himmelreich ein Gegenstand sei, der des Studierens und gemeinsamen Konferierens wert sei, ist erst in jüngerer Zeit zu den Leuten gekommen. Vor etwa fünf Jahren fing ich mit zwei Freunden (in Lennep und Ronsdorf) eine solche Konferenz an. Wir versammelten uns alle vierzehn Tage und nahmen dann den Epheserbrief vor. Den ganzen Nachmittag widmeten wir dieser Besprechung. Nach Verlauf von vier Jahren und bei regelmäßigen Zusammenkünften sind wir mit diesem Briefe fertig geworden. Dann gingen wir zum ersten Briefe Petri über.“

„Anfangs wollten sich keine neuen Teilnehmer finden; die einen sagten: Wir haben Konferenzen genug; die andern: Wir

haben kein Bedürfnis hierfür u. s. w. Fast ein Jahr lang hielten wir drei treulich aus. Später änderte sich die Stimmung. Aus den drei Personen sind nun im Bergischen Lande fünf Haufen von je zehn bis fünfzehn Gliedern geworden: einer in Lennep, einer in Barmen, zwei im Landkreise Elberfeld, und einer an der Niederwupper. Auch im Kreise Hagen ist jetzt eine kleine Bibelkonferenz, desgleichen im Kreise Duisburg. An einigen Orten versammelt man sich alle vierzehn Tage, meistens jedoch alle vier Wochen. Ich verspreche mir nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen von diesen Bibelkonferenzen sehr viel; auch andere scheinen den Segen zu spüren, das beweist die rege Teilnahme der meisten Mitglieder. Im Kreise Elberfeld ist eine Gemeinschaft, in der mehrere Glieder einen Weg von $3^1/_2$ Stunden hin und zurück zu Fuß zu machen haben und doch selten fehlen."

„Den Zweck und die Bedeutung dieser Bestrebungen begründe und bezeichne ich für mich so:

1. „Die Heilige Schrift ist für das Glaubensleben des Christen das erste Lebensmittel, das Brot zur Stärkung, das Öl zur Erleuchtung. Jeder wahrhaftige Christ weiß das, und wer sich auf die Zeichen der Zeit versteht, weiß auch, daß es den Jungfrauen nötig ist, für Ölvorrat zu sorgen."

2. „Dem Elementarschulstande hat es bisher an einem Schwerpunkte, an einem Zentrum in der Bildung seiner Glieder gefehlt. Man nennt uns „Halbgebildete" und nicht ganz mit Unrecht. Das brauchte nicht so zu sein; auch innerhalb der deutschen Muttersprache, innerhalb des Wissenskreises, der den Elementarlehrern offensteht, ist eine ganze Bildung möglich. Eines der ersten Erfordernisse dazu ist aber, daß ein Gebiet vorhanden sei, in dem der Lehrer gründlich Bescheid wisse und tüchtig geschult sei. Für die Mehrzahl und der Regel nach halte ich die deutsche Bibel für das beste Hauptbildungsmittel, für den klassischen Boden der Lehrerbildung; räume aber gern ein, daß einzelne nach Gabe und Neigung ein anderes Feld sich aussuchen mögen."

3. „In unserer Schularbeit ist der Religionsunterricht die Hauptsache. Ich finde aber weitaus, daß selbst sonst tüchtige Lehrer diesem Hauptfache nicht so gewachsen sind, wie es sein sollte. Über Krückenhumpelei kommen viele nicht hinaus. Auch in diesem Fache müssen von Rechts wegen die Lehrer zu einem

selbständigen Ganzen kommen, so gut, wie im Rechnen, Schreiben und Lesen. Dazu reicht aber der Seminarunterricht und etwa ein Handbuch zur biblischen Geschichte nicht aus. Es muß dahin kommen, daß wenigstens ein namhafter Kern im Lehrerstande so weit gefördert sei, um sich für seinen Gebrauch selbst ein Handbuch schreiben zu können. So weit sind wir aber noch lange nicht, werden auch nicht eher dahin kommen, bis auch die Lehrerkonferenzen dieses Ziel ins Auge fassen d. h. bis gesonderte Gemeinschaften zum Streben nach diesem Ziele sich bilden. Der Einzelne wird zu leicht und zu bald müde; auch brauchen die meisten der Anleitung. Alles das bieten die kleinen Bibelkonferenzen: sie halten den Einzelnen warm und lehren ihn, wie er lernen soll."

4. „Seit der Reformation der Kirche vor dreihundert Jahren und seit der Reformation der Schule vor fünfzig bis siebzig Jahren hat kein Unterrichtsgebiet so wenig Änderung zum Bessern hin erfahren als das des Religionsunterrichts. Im wesentlichen stehen wir noch bei der Praxis der Reformationszeit, wenn ich die Aufnahme der biblischen Geschichte in den Lehrplan der christlichen Unterweisung abrechne. Dies war allerdings ein höchst bedeutender Fortschritt; aber die Geschichte steht noch viel zu unvermittelt neben Katechismus, Lied und Gebet; es ist noch kein Ganzes zu Tage gefördert. Vielleicht könnte man auch allen Ernstes fragen, ob die derzeitigen Katechismen sich in ein rechtes Ganzes einfügen lassen. Der Grund dieses Zurückbleibens des Religionsunterrichts liegt darin, daß die Geistlichen zu wenig Schulmänner und die Schulmänner zu wenig theologisch d. h. biblisch gebildet sind. Wenn die Schulleute einmal auf dem Gebiet der Theorie und Geschichte des Reiches Gottes besser zu Hause sein werden, so werden sie auch die Mängel des bisherigen christlichen Kinderunterrichts einsehen und verbessern lernen."

In einem andern Brief charakterisiert er jene Gemeinschaften auf folgende Weise:

„Größer als diese Wirkung in die Außenwelt nach rechts und links ist selbstverständlich der Einfluß auf den Einzelnen selbst anzuschlagen. Die Liebe zum Worte der Wahrheit wächst sichtlich, dazu die Erkenntnis in demselben und der gerade Wandel nach demselben. Von dem letzteren will ich nicht reden, aber die

gerade Haltung in Bekenntnis und Urteil darf man doch wohl hervorheben; desgleichen das gegenseitige Tragen und Sichzurechtfinden bei ursprünglich mannigfach verschiedenen Anschauungen. In der Wuppertaler Konferenz sind z. B. ein paar strenge Ravensberger Lutheraner, ein paar reine Reformierte, einige Unionsleute und ich dazu als einer, der sich von den Hadereien zwischen den historischen Kirchenparteien wenig anfechten läßt, weil ich durch meine Lieblingslehrmeister Bengel, Ötinger, von Meyer und Stier gelehrt bin, die fundamentalen Urlebensgesetze und Lebenskräfte anderswo, als auf diesen Schlachtfeldern zu suchen. Nichtsdestoweniger haben wir uns so miteinander eingelebt, daß wir nur mit Schmerzen irgend ein Glied würden scheiden sehen."

„Was die Wirksamkeit von einem bestimmten, festen, gesicherten Punkte aus bedeutet," schreibt er einmal, „gegenüber dem zerstreuten Wirken ins und aufs große Ganze hinein, habe ich hierzulande vor Augen, nämlich an den Bibelkonferenzen."

„Wir bilden keinen Gesamtverein, streben es auch nicht an; vielmehr, wenn eine Versammlung zu groß wird, so nehmen wir darauf Bedacht, daß sich ein Teil abzweige und eine besondere Konferenz bilde. Klein und rein und fest — das ist unsere Losung."

„Daß und wie der Einzelne im allgemeinen für sein persönliches und amtliches Leben mächtig gefördert wird, ist bald begriffen von dem, der vom Worte Gottes und von christlicher Gemeinschaft einen Begriff hat."

„Es sind aber auch besondere Stücke namhaft zu machen. Unsere evangelische Kirche nennt sich der Römischen gegenüber mit vollem Rechte „die Bibelkirche"; aber es fehlt doch viel daran, daß unser Volk ein Bibelvolk sei und unsere deutsche Volksbildung nach allem Vermögen in biblischem Boden wurzele. Für beides sind bestimmte Voraussetzungen und Vorbedingungen nötig, die zur Zeit noch fehlen, oder nicht gekannt, oder nicht anerkannt sind. Durch die beste geistreichste Predigt, samt Bibelstunden, Konfirmanden- und Schulunterricht und Hausandacht kann wohl ein im besten Sinne christlich gesinntes Volk herangebildet werden, aber noch kein eigentliches Bibelvolk — so wenig als ein wahrhaft christlich gesinnter, gebildeter Laie ein Theologe ist. Dazu ist erforderlich, daß

der Einzelne seine Bibel noch mit viel mehr Eifer und Fleiß gebrauche, betrachte, durchforsche, als es gemeinhin der Fall ist und der Fall sein kann. Es gehört eben ein rechter ernstlicher Entschluß und Fleiß und Ausdauer und Zeit und Anleitung und Anregung dazu. Woher soll das alles dem Einzelnen kommen? In dem gewöhnlichen Lauf der Dinge kommt es nicht, wie männiglich unter Gelehrten und Ungelehrten weiß. Ein paar Ausnahmen da und dort können nicht in Betracht kommen. Sie sind so selten wie Diamanten, mit Diamanten kann man keine Kirche bauen, von allen vorhandenen nicht einmal eine einzige. Soll man nun in dieser Weltzeit darauf verzichten, wenigstens den Ansatz zu einer wahren Bibelkirche und den Kern zu einem wirklichen Bibelvolke zu bekommen? Man wird es wohl müssen, wenn es nicht gelingt, jene notwendigen Stücke zu beschaffen. Ich an meinem Teil gebe die Hoffnung noch nicht auf, namentlich für den Lehrerstand, weil ich in unsern kleinen Bibelkonferenzen sehe, wie mit geringen Mitteln schon so Erfreuliches erreicht werden kann. Der Entschluß, sich ernstlich mit dem Studium der deutschen Bibel zu befassen, wird dadurch erleichtert, daß es eben mehrere tun. Der Fleiß wird zunächst nur für die vierzehntägigen, regelmäßigen Zusammenkünfte in Anspruch genommen; die Ausdauer wird durch das Gefühl, daß man wirklich weiter komme, und durch die gegenseitige Anregung erhalten; die Zeit für solche zwei- oder vierwöchentliche Konferenzen kann glücklicherweise der Lehrerstand auch finden; und was die Anleitung anbelangt, so kommt ihnen einerseits der Seminarunterricht zu gut, und dann hat auch jeder irgend ein literarisches Hülfsmittel, das er vorher zu Rate zieht. So sind diese kleinen Konferenzen — ich betone stets das „kleine" — kleine geistliche Herde, wo einzelne mehr oder weniger brennende Kohlen zusammengebracht werden, die durch das Nahekommen sich noch mehr entzünden und zu einer wärmenden und leuchtenden Flamme auflodern, wenn der Geist des Herrn hineinbläst. Also werden in der Tiefe und Stille durch Wort und Geist die Quadern zur Bibelkirche geschaffen!"

„Die andere Frucht der Bibelkonferenzen, nämlich ihren Einfluß auf eine gesunde, in biblischem Boden wurzelnde, deutsche Lehrerbildung und damit auf eine gesunde Volksbildung, werde ich ein anderes Mal darzulegen suchen."

„Solche Lehrergemeinschaften müssen aber in originaler Weise aus dem Stande selbst herauswachsen, dazu klein und verborgen bleiben, daß sie die nötige Stille und Wärme behalten."

„Welch einen Dienst diese Zusammenkünfte vielen Lehrern geleistet haben," schreibt ein langjähriger Teilnehmer an denselben, „läßt sich kaum sagen. Mancher hat vor dem abgeschlossenen System der christlichen Lehre gestanden, wie es nur zu oft in Kirche und Schule gelehrt wird, und wußte nicht, wie er die Aneignung beginnen sollte; andere fühlten sich abgestoßen. Eine große Hülfe ist es, wenn solche Gemüter in richtiger Weise an die Quelle christlicher Erkenntnis und christlichen Lebens, an die Bibel selbst herangeführt werden."

„Von der Art und Weise, wie Dörpfeld vor Erwachsenen die religiösen Dinge zu behandeln pflegt, werden sich die fernwohnenden Leser seiner Schriften wohl schwerlich eine deutliche Vorstellung machen können, da seine schriftlichen Äußerungen fast ausschließlich dem Jugendunterrichte gelten. Sie weichen von der gangbaren theologischen Behandlungsweise sehr ab. Ist die Art, wie er die übrigen Wissenschaften — die Psychologie, die Ethik, die Pädagogik, die Schulverfassungsfrage und die Sozialistik überhaupt ꝛc. — auf- und anfaßt, stets eigenartig, selbständig und originell, so ist es bei der Behandlung religiöser Dinge in erhöhtem Maße der Fall."

Über seine Teilnahme an den pädagogischen Konferenzen wie über seinen Zweck und seine Ziele bei den Konferenzen überhaupt, haben wir ihn schon früher sich aussprechen lassen. Die biographische Skizze von Vollmer in Kutzners Lehrerkalender sagt darüber noch folgendes:

„In der Tat, D. hat ein gutes Stück seines Lebens in ihren Dienst gestellt, und zwar nicht etwa aus bloßer Liebhaberei, sondern aus wohlerwogenen Gründen und mit planmäßiger Überlegung. Zweierlei trieb ihn dazu an: Erstens die Rücksicht auf sein eigenes Interesse, mehr aber noch die Liebe zu den Amtsbrüdern. — D. war weit entfernt zu denken, er selbst bedürfe der Gemeinschaft nicht. Er wußte gar zu wohl, daß in ihrer Isolierung auch die beste Kraft nicht ausreifen kann, vielmehr zu verkümmern in Gefahr steht. Darum pflegte er die Gemeinschaft zunächst um seiner selbst willen. Wie oft machte er meilenweite

Gänge, um durch Besprechung mit einem Kollegen über eine Sache, die ihn augenblicklich beschäftigte, völlig klar zu werden. — Sodann aber erkannte er die Pflege der Gemeinschaft als eine sittliche Pflicht. Er war sich des bewußt, daß mit jeder Gabe auch eine Aufgabe verbunden ist, nämlich die, das verliehene Pfund nicht zu vergraben, sondern es zum Nutzen anderer zu verwerten."

„Wem er die Zeit und Kraft, welche die tägliche Berufsarbeit ihm übrig ließ, zuwenden sollte, kam bei seiner Auffassung von der Bedeutung der Volksschule nicht in Frage. Er widmete sie seinen Standesgenossen, weil er sie lieb hatte, und weil er zudem überzeugt war, daß er auf diesem Wege auch für das Volksleben am meisten nützen konnte. Die Förderung des Volkswohles durch die Schule, die Verbesserung der Schulen durch die Lehrer, und darum die Hebung des Lehrerstandes, das war sein Programm. Dabei richtete er den Blick zuerst auf die innere Gesundung des Standes, und darum stand ihm die Einwirkung auf eine ehrenhafte Gesinnung seiner Glieder obenan, obgleich keiner von dem Wert einer tüchtigen Berufsbildung höher dachte, als er."

„In den Konferenzen waren Arbeiten über Fragen aus dem gesamten Erziehungs- und Unterrichtsgebiete Gegenstand der Besprechung. D. aber verfuhr nach dem Grundsatze: „Teile und herrsche." Deshalb wurde in der einen dieser, in der andern jener Unterrichtsgegenstand möglichst allseitig behandelt."

Besonders ans Herz gewachsen war ihm die von ihm gegründete und dreißig Jahre geleitete „Konferenz evang. Lehrer für Barmen und Umgegend". Ein langjähriger Teilnehmer erzählt von seinem Verhältnis zu derselben:

„Sie war im besonderen Sinne seine Konferenz. In ihr war er gleichsam zu Hause, wie ein Vater unter seinen Kindern, wie denn auch seine jüngeren Freunde ihn unter sich „Vater Dörpfeld" zu nennen pflegten. Die Mitglieder fühlten sich unter seiner väterlichen Leitung wohl und sicher, denn er wußte stets Rat in allen beruflichen Fragen, Sorgen und Zweifeln, die ein jeder vertrauensvoll ihm offenbaren konnte. Sein ganzes Walten in der Konferenz trug diesen väterlichen Charakter, so die einleitenden Ansprachen, die er eingangs zu halten pflegte, und zwar über irgend ein Thema aus der Psychologie oder eine pädagogische

Sentenz oder auch über einen Sinnspruch, z. B. Acht dich klein; halt dich rein; mach dich nicht gemein; sei gern allein. Und wenn er hernach während des Hauptvortrages mit seiner halblangen Pfeife, die seine stete Begleiterin war, unter den Seinen saß, den Arm auf einen zweiten Stuhl gestützt, so vergaß auch der Schüchterne leicht, daß ein großer Pädagoge auf ihn hörte. Nur das blitzende Adlerauge ließ erkennen, daß ihm kein Wort entging. Mit milder Nachsicht beurteilte er die Leistungen und nahm sie wohl auch der Kritik der andern gegenüber in Schutz. Wenn aber hochmütiger Dilettantismus sich breit machte und der bessern Einsicht sich selbstgefällig in den Weg stellte, dann konnte er auch scharf werden und den Gegner mit einem wuchtigen Hiebe niederschlagen. Den Höhepunkt der Konferenzen bildete auch hier der Moment, wenn bei der Diskussion zuletzt Dörpfeld sich erhob und nun aus dem reichen Schatz seines Wissens zu dem Guten das Beste gab oder den in einer schwierigen Frage festgefahrenen Wagen wieder in das rechte Geleise zurückbrachte. Wie vielen Teilnehmern haben diese Konferenzen dazu gedient, ihre pädagogische Einsicht wesentlich zu bereichern, ja in mancher Beziehung umzugestalten und ihre Berufsfreudigkeit zu erhöhen! So ist es wohl zu verstehen, daß auswärtige Lehrer, welche gelegentlich die Konferenz besuchten, die Barmer Kollegen um ihren Vorzug beneideten." — —

Einer andern Art von Konferenzen, die nicht unmittelbar der praktischen Schularbeit dienen wollten, sondern die die wissenschaftliche Ausrüstung und Fortbildung der Lehrer im Auge hatten, ist zu Anfang dieses Abschnittes schon gedacht worden.

Es war außerordentlich schwer für ihn, der sich dreißig Jahre lang Mühe gegeben hatte, das Interesse für diese Studien zu wecken, daß nachher seine Kraft versagte, wo allerwärts in seiner engeren und weiteren Heimat Lust und Trieb zu diesem Selbststudium sich kundgab. Aus den verschiedensten Lehrerkreisen der Nähe und Ferne kamen nun Bitten, ihnen regelmäßige Vorträge zu halten, und, obwohl frischen Geistes, konnte er doch des gebrochenen Körpers wegen keine Zusage mehr geben. Wie sehr ihm aber daran lag, auch diesen Kreisen wenigstens in das rechte Geleise zu helfen, zeigt folgende Antwort auf eine derartige Anfrage.

„In der Weise, wie es früher geschah und wie Sie es sich wahrscheinlich gedacht haben, kann ich die Vorträge in Hagen nicht halten. Meine Kraft versagt. Und wenn ich einmal wieder beginne, dann würde ich auch durch ein vorlängst gegebenes Versprechen an die Solinger Kollegen gebunden sein."

„Das einzige, was ich für möglich halte, ist dies, daß ich, falls sich ein psychologischer Klub gebildet hat, für den Anfang etliche Male hinkäme, um das Selbststudium in Gang und auf den rechten Weg zu bringen und dann später je und dann wiederkäme, um über mittlerweile gefundene Beschwernisse hinwegzuhelfen. Dazu bin ich bereit — nach Pfingsten."

„Findet sich ein solcher Klub zusammen, der die Mühe der selbsttätigen Vorbereitung nicht scheut und treu aushält: dann erwarte ich von diesem Durchsprechen auf Grund des Selbststudiums — die rechte Anleitung im Anfange vorausgesetzt — in der Tat mehr Frucht als von regelmäßigen Vorträgen." —

Im Zusammenhang mit der vorhin geschilderten Tätigkeit steht seine Teilnahme an größeren pädagogischen Vereinen. In welchem Sinn er das Vereinsleben auffaßte, welche bestimmte Bedeutung er demselben für die Einzelpersönlichkeit zuschrieb, macht er gelegentlich an einem Gleichnis klar:

„Jeder Gesanglehrer weiß aus seiner Praxis, daß auch die geschulteste Sängerschar auf die Länge von der ursprünglichen Tonhöhe herunterſinkt, wenn ihr nicht ein tonfestes Instrument zu Hülfe kommt. Das ist das leidige große Erfahrungsgesetz der Weltgeschichte. Bloß dem Naturgange überlassen, ohne irgendwelche erziehliche Mittel und Anregungen, gelangen die Individuen, Familien, Stände und Nationen nicht nur nicht zu einer höheren Stufe, sondern finden sich auf die Dauer langsam abwärts gezogen, zum wenigsten in sittlicher Beziehung, in der Regel auch in der Bildung. Das haben auch die Jünglinge edlerer Art auf den Universitäten bereits erkannt, und so sind dort neben den landsmannschaftlichen und andern bloß geselligen oder bloß wissenschaftlichen Verbindungen auch solche entstanden, welche außer den Bildungs- und Erholungszwecken auch bestimmte ethische Grundsätze in ihre Statuten aufnehmen, damit der Einzelne an dem Ganzen einen Halt gewinne. Bekanntlich waren es die alten „Burschenschafter", welche auf den Universitäten zuerst in diesem Sinne vorangingen."

Auf diese Vereine und ihre Bestrebungen einzugehen, sowie seine Tätigkeit in denselben näher zu schildern, geht hier nicht an. Wir greifen nur einzelnes heraus, um Art und Richtung jener Arbeit zu charakterisieren.

Es ist hier zunächst des Vereins evangelischer Lehrer und Schulfreunde zu gedenken, der am Niederrhein und den angrenzenden Bezirken seinen Sitz hat und noch jetzt im Segen besteht. Man hat von leitender Stelle unsern Vater die Seele dieses Vereins, die treibende Kraft desselben genannt. Er gehörte 1849 zu seinen Begründern, ist lebenslang ein rühriges Vorstandsmitglied gewesen und hat in gewissem Sinne, solange er selbst tätig eingreifen konnte, dem Verein sein Gepräge gegeben.

In einer Festrede, die er bei der 25jährigen Jubelfeier des Vereins hielt, zeichnet er mit einigen deutlichen, charakteristischen Strichen Arbeit und Ziele des Vereins:

„Die Volksschule nach ihrem ganzen und vollen Begriffe, welcher nichts fremd sein darf, was zur wahren Bildung gehört, was Wert und Bedeutung für das Menschenleben hat — und der Lehrerberuf nach seinem ganzen und vollen Begriffe: das waren die Ideale, welche der Verein im Sinne hatte und sich stets vorhalten wollte. Er war somit keineswegs ein theologisch-religiöser Verein und noch weniger ein einseitig-religiöser, sondern ein pädagogischer, ein Schulverein, und zwar ein solcher, dessen Interessen geradeso vielseitig sein sollten, als es die Aufgaben sind, welche die Pädagogik der Volksschule zuweist."

„Aber noch eins gehört wesentlich zum Charakter dieses Vereins. Er sollte vor allem den Mitgliedern selbst und ihrer Berufsarbeit gewidmet sein: der tieferen Auffassung ihres Berufs, der tüchtigen Ausrüstung für denselben und der gewissenhaften Ausübung seiner Pflichten."

„So viel zur allgemeinen Charakterisierung des Vereins."

„Werfen wir jetzt auch einen kurzen Blick auf die einzelnen Anliegen, denen der Verein gewidmet sein sollte. Es wird sich zeigen, daß dieselben in der Tat recht vielseitig waren und doch alle aufs innigste mit den nächsten Berufspflichten des Lehrers zusammenhängen. Sie ordnen sich von selbst in drei Gruppen, die sich wie konzentrische Kreise zueinander verhalten."

„Der erste Kreis umfaßt diejenigen pädagogischen Angelegenheiten, welche sich auch der staatlichen Pflege erfreuen und daher

kurzweg das öffentliche Schulwesen heißen. Im Mittelpunkte steht die tägliche Schularbeit des Lehrers — nach ihren drei Zweigen: Regierung, Unterricht und Zucht. Daran reihen sich, außer den Fragen von der Vorbildung für den Lehrerberuf: die von der zweckmäßigen Einrichtung der Schulanstalten und weiter die von der rechten Schulverfassung (Schulregiment). Von den äußeren Verhältnissen der Schule (Schuleinrichtung und Schulregiment) ist übrigens selten in den Vereinsverhandlungen die Rede gewesen; desto häufiger von der Schularbeit und ihren persönlichen Bedingungen — von der Lehrweise, der Amtstreue, der Berufsfreudigkeit u. s. w."

„Der zweite Kreis der Vereinsanliegen beginnt da, wo die offiziell geordnete Sorge und Wirksamkeit aufhört. Hier lagen verschiedene, zum Teil recht dringende, pädagogische Bedürfnisse vor, die seit langem auf eine anfassende Hand warteten. Das erste, was einem Freunde der Volksschule, zumal einem Lehrer, in die Augen fallen mußte, war eine gewisse leere Stelle, die eigentlich zur Obsorge der öffentlichen Schulverwaltung gehört: ich meine jene Lücke in dem Bildungsgange der Schulamtsaspiranten, welche zwischen dem Austritt aus der Volksschule und dem Eintritt ins Seminar liegt. In dieser wichtigen Zeit des angehenden Jünglingsalters, wo die allgemeine Bildung ihren Ausbau erhalten muß, und auf die deshalb in allen andern Berufsarten die größte Sorgfalt verwendet wird, blieb der Schulamtsaspirant sozusagen sich selber überlassen. Was hier die Aufgabe des Vereins war, ist klar. Er mußte einerseits durch Mahnungen und Bitten dahin zu wirken suchen, daß diese leere Stelle durch ordentliche Präparandenanstalten, seien es staatliche oder private, ausgefüllt wurde, und andrerseits seine Mitglieder anspornen, in den bisherigen freiwilligen Bemühungen für die Fortbildung der Präparanden ihres Bereiches so lange auszuhalten, bis sie durch ordentliche Präparandenschulen abgelöst würden. — Eine andere Stelle in diesem zweiten Kreise, welche die Tätigkeit des Vereins in Anspruch nahm, ist der Schulbezirk, die Familie. Sollte es dahin kommen, daß Haus und Schule an ihrem gemeinsamen Werke der Kindererziehung in der wünschenswerten Einmütigkeit arbeiten, — sollten die Schulbezirke das werden, wozu sie berufsmäßig angelegt sind, nämlich wahre Schulgemeinden: so mußte auch der Lehrerstand mehr, als es bisher geschehen, sich

angelegen sein lassen, inmitten dieser Genossenschaften Verständnis und Interesse für die Erziehungsaufgabe zu wecken und zu pflegen. Was für Mittel und Wege dieserhalb angezeigt waren, ist bekanntlich in den Konferenzen und Korrespondenzen des Vereins oft zur Sprache gekommen. Ich erinnere an die Verhandlungen über die Hausbesuche des Lehrers, über die Gründung von Gemeindebibliotheken, über die notwendig dazu gehörigen Lesevereine (Bildungsvereine), welche namentlich auch die Besprechung von Erziehungsfragen nicht versäumen sollten, über die Herausgabe eines Familienblattes. — Weiter gehört in diesen Kreis der Vereinsanliegen die Mitsorge für diejenigen Kinder, welche noch nicht oder nicht mehr im schulpflichtigen Alter stehen. In Ansehung der ersteren, der Kleinen, konnte es sich nur darum handeln, nachzufragen, ob unter denselben auch solche sich befinden, welche in ihrer Familie der nötigen Bewahrung und Pflege entbehren, und ob es in diesem Falle ratsam sei, auf Errichtung einer sogen. Kleinkinderschule hinzuwirken. In Ansehung der andern, der aus der Schule Entlassenen, handelte es sich, wie sofort klar ist, um die Mithülfe der Lehrer zur Gründung und Fortführung von Fortbildungsschulen, Jünglingsvereinen, Jugendbibliotheken u. s. w. — Endlich gibt es auch unter den schulpflichtigen Kindern nicht selten solche, welche einer besonderen Fürsorge bedürfen, — die vom Hause her verwahrlosten und verwilderten. Weil für sie die Erziehungsmittel der Schule nicht mehr ausreichen, so muß gefragt werden, ob ihnen auf anderem Wege — durch Rettungsanstalten und Erziehungsvereine — noch zu helfen ist."

„Der dritte Kreis der Vereinstätigkeit war gewiesen durch das, was man die gesellschaftlichen Bedingungen der Erziehung oder gleichnisweise das pädagogische Klima nennen könnte. Wie der Ertrag des Feldes nicht bloß von dem Geschick und Fleiß des Landmannes abhängt, sondern auch von der Beschaffenheit der Luft, welche die Pflanzung umspielt, und von der Gunst oder Ungunst des Wetters, so hat auch das Erziehungswerk in Haus und Schule bestimmte gesellschaftliche Voraussetzungen. Dazu gehört vor allem dies. Soll es gelingen, dem jungen Geschlechte Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Gemeinsinn u. s. w. einzuflößen, es an Ordnung, Zucht, Reinlichkeit, Fleiß u. s. w. zu gewöhnen: so darf das Leben und Treiben der Erwachsenen nicht

das nackte Widerspiel dieser Gesinnungen und Gewohnheiten zur Schau stellen. Freilich sind für die Schule die sozialen Zustände etwas Gegebenes, gerade wie für den Kriegsmann das Terrain, auf welchem er kämpfen soll; auch hat der Jugendlehrer keinerlei amtlichen Beruf, in das private und öffentliche Leben der Alten sich einzumischen. Allein damit ist nicht gesagt, daß er sich gleichgültig und teilnahmlos verhalten dürfe. Vielmehr gilt auch ihm, was der Dichter (Rückert) sagt:

„Wer etwas Böses sieht geschehn,
Der wend' es mit seiner Hand sofort;
Und sollt' er sich des nicht unterstehn,
So wend' er es mit seinem Wort;
Und so er das auch nicht gewinne,
So wend' er es mit seinem Sinne;
Und wem dazu die Kraft gebricht,
Des Herze hat den Glauben nicht."

So wird dem Lehrerstande vor allem obliegen, die genannte Wahrheit vom rechten pädagogischen Klima nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, damit die Nation nicht in den Wahn falle, man könne es in der Erziehung bereits herrlich weit gebracht haben, während doch vielleicht die erste Grundbedingung ihres Gedeihens fehlt. — Sodann ist der Lehrer ein Glied der Gemeinde, des Staates, der Kirche. Was diese Gemeinschaften von jedem andern Gliede fordern, besonders in solchen Zeiten, wo ihre Ordnungen und Güter in Gefahr stehen, das werden sie auch von ihm fordern, gleichviel ob es sich um geordnete Leistungen, oder um freiwillige Dienste (wie in der „Inneren Mission" u. s. w.) handelt. Gewiß hat also auch ein Verein von Lehrern in dieser Beziehung etwas zu tun, — sei es auch nur dies, das Gefühl solcher Pflichten bei seinen Mitgliedern wach und warm zu halten."

Manche Briefe legen Zeugnis davon ab, wie sehr ihm daran liegt, für die Ausbreitung des Vereins zu werben. So schreibt er 1864 seinem Freunde Diehl in Frankfurt a. M.:

„Es ist mir seit langem so schmerzlich wie rätselhaft gewesen, daß in Frankfurt, in dieser bedeutendsten Stadt des Mittelrheins sich kein Kryſtallisationspunkt christlich-pädagogischer Gemeinschaft zur Missionierung für die Umgegend bilden will. Ich meine, alle christlich gesinnten Lehrer in der Umgegend sollten sich verbinden, um diese Festung zu erobern. Der Apostel Paulus hat auf seinen,

Missionsreisen vorzugsweise seine Kraft den größeren Städten (Ephesus, Korinth 2c.) gewidmet, und gewiß aus guten Gründen. Lassen wir diese Gründe auch für uns gelten. Ich möchte Sie dringend bitten, nicht zu ruhen und nicht zu rasten in Gebet und Arbeit, bis in Frankfurt ein christlicher Lehrerverein seine Fahne für die Gegend umher aufgesteckt hat. Die Hindernisse verkenne ich nicht; aber das Werk ist zu wichtig, als daß man sich durch Schwierigkeiten dürfte schrecken lassen.“ [1]) — —

Als zweiter Verein ist hier der „Deutsche Schulverein“ zu nennen, der zum Zweck der Pflege des Christentums und der gesunden Volkstümlichkeit in der Jugend im Jahre 1853 begründet wurde. Über unsers Vaters Beteiligung an der Arbeit dieses Vereins als langjähriges Vorstandsmitglied näher einzugehen, würde zu weit führen, obwohl von zuständiger Seite geurteilt wurde: „Dörpfeld war von Anfang an eins der rührigsten Mitglieder des Vereins. Seine Voten gehörten allezeit zu den ausführlichsten und gründlichsten.“

Zur Charakteristik seien nur zwei dieser Voten hier angeführt: „Ich fühle mich durchaus außer stande,“ so versichert er (Vereinsbriefwechsel v. J. 1857), „über die vorliegenden Thesen“ (betr. „deutsches Gemüt und Gewissen“, „das innere Wort“, durch das der Herr sich dem Menschen bezeuget, und worin v. Thrämer gewissermaßen den Mittelpunkt oder die Spitze des deutschen Seelenwesens, der deutschen Volksnatur fand!) „mir ein genügend klares Urteil zu bilden. Der Gegenstand dünkt mich so kolossal — und die §§ sind so kurz! Riehl hat über die Eigentümlichkeit der deutschen „Familie“ ein ganzes Buch geschrieben, und hier sollen die Besonderheiten des ganzen deutschen Volkslebens bezw. Volkssinnes in einige Sätze zusammengedrängt werden! Das Streben selbst, den deutschen Volkssinn sich begrifflich klar zu machen, ist natürlich nicht zu tadeln; es ist an sich berechtigt und hat überdies in der Erziehung ein praktisches Ziel. Aber mir gefällt es nicht, wenn es auf „Satzungen“ darüber hinaus soll; das ist gefährlich — leben- und freiheitsmörderisch, selbst in den besten Händen. (Es folgt hierauf eine

[1]) Es mag hier noch bemerkt sein, daß gerade Frankfurt es war, wohin er in späteren Jahren zweimal zu einem Vortrag berufen wurde. Den ersten derselben hielt er 1877 in der „Hessischen Konferenz des Deutschen Schulvereins“; den zweiten im „Ev. Verein für Innere Mission“ 1878.

längere Bemerkung, wie auch die „Satzungen der kirchlichen Symbole“ und der Dogmatiker, wenn sie auch beschützend und bewahrend gewirkt haben mögen, doch bei weitem mehr wirkliches Leben erstickt und verkümmert haben.) Alles Leben ist viel zu beweglich, vielgestaltig und mannigfaltig, als daß es je gelingen sollte, es in einem Netze von Begriffen zu fangen und zu umspannen. Also: Keine deutsch-psychologisch-pädagogischen „Satzungen“! Eine Sammlung echt deutscher *Lebensbilder* von Männern und Frauen aus den verschiedensten Ständen und Zeiten würde ein sicherer und besserer Lehrer, Spiegel und Pfleger deutschen Sinnes sein als die rundesten, wahrsten, toten Thesen und Paragraphen einer deutschen Pädagogik.“

„Das Heiligtum des Volkslebens,“ erklärt er (Vereinsbriefwechsel v. J. 1860), „ist die *Familie*, sie ist die Wurzel und das Vorbild aller andern, der kirchlichen, der bürgerlichen, der staatlichen Gemeinschaft; freilich nicht so, daß diese etwa nur erweiterte, vergrößerte Familien wären, sondern so, daß diese die Grundzüge ihres Wesens in jener zu suchen haben und damit sich nie in Widerspruch setzen dürfen. Nun ist die Schule zwar keine Gemeinschaft, aber ein Institut, das als solches dicht neben dem Hause steht und stets als eine *Hülfsanstalt* der Familie gefaßt werden muß. Deswegen hat sie noch mehr als jene Gemeinschaften sich die Familie, ihr Leben und ihre Verfassung zum Vorbild zu nehmen. Daraus folgt: die *einklassige* und *zweiklassige Schule* ist als Volksschule *Normalanstalt*. Die vielklassigen sind ein Afterbild der höheren Schulen und sollten von Rechts wegen auf den Aussterbe-Etat gesetzt werden. Die großartigen Schulanstalten, wie sie namentlich in Nord- und Mitteldeutschland in den Städten sich finden, mit acht und noch mehr Klassen mit allen künstlichen Sonderungen: Parallelklassen, Mädchen- und Knabenklassen, Fachunterricht 2c., die wohl gar in öffentlichen Blättern als deutsche Muster-Volksschulen gepriesen und von ausländischen Schulreisenden vorzugsweise besucht zu werden pflegen, sind in meinen Augen leibhafte Schulungeheuer, pädagogische Kasernen, Bildungsfabriken, über die man nur fragen kann: Was hindern sie das Land?“ — —

War in dem ersten der genannten Vereine das religiöse Gebiet der gemeinsame Boden, auf dem man sich zusammengefunden, bei dem zweiten der nationale Gedanke auf religiöser Grundlage,

so war bei dem dritten Verein, von dem wir jetzt zu reden haben, das wissenschaftliche Prinzip der charakteristische Grund und Boden, auf dem der Verein entstanden und in den er seine Wurzeln gesenkt hatte: Der Verein für wissenschaftliche Pädagogik. Derselbe wurde 1868 in Leipzig begründet, und Vater hat von Anfang an zu den Mitgliedern des Vorstandes gehört. Der Richtung nach fußte der Verein auf der Philosophie und Pädagogik Herbarts. Die Herbartschen Grundsätze und Prinzipien weiter auszubilden, sie in die praktische Arbeit überzuführen, für sie weitere Freunde zu gewinnen, das waren die Aufgaben des Vereins.

Über sein Verhältnis zu Herbart und der Herbartischen Philosophie spricht er sich in einem Aufsatz zum hundertjährigen Geburtsfest Herbarts 1876 aus:

„Es ist mir eine angenehme Pflicht, mich bei dieser Gelegenheit selbst als einen dankbaren Schüler und Schuldner der Herbartischen Schriften zu bekennen. Ich habe es stets als eine gnädige Fügung Gottes angesehen, daß er mich schon früh, schon in den ersten Amtsjahren, auf dieselben aufmerksam werden ließ. Vordem war ich ein eifriger Leser und Anhänger der Beneke'schen Psychologie — ein so eifriger, daß mir schon in den nächsten Jahren nach der Seminarzeit die sämtlichen philosophischen und pädagogischen Schriften Benekes ziemlich vertraut waren. Seinem Hauptwerke, den „Psychologischen Skizzen", verdanke ich es auch zunächst, daß mir ein freierer Blick in das wirkliche Geschehen des Seelenlebens aufging und der Sinn für psychologische Beobachtungen geschärft wurde. Die Anthropologien von Kant u. a., mit denen ich mich ebenfalls beschäftigt hatte, hatten das nicht vermocht: es stand eben die alte Hypothese von den Seelenvermögen im Wege. Durch die „Pädagog. Revue" und andere Schriften meines bergischen Landsmannes Dr. Mager — der früher ein entschiedener Hegelianer gewesen war — geschah es dann, daß ich auf Herbart hingewiesen wurde. Bei näherem Zusehen überzeugte ich mich auch bald, daß nur auf dem von ihm gebahnten Wege eine wohlbegründete, sichere pädagogische Theorie und Praxis zu gewinnen sei; und die weiteren Studien und Erlebnisse haben diese Überzeugung immer mehr befestigt."

Was ihn zu Herbart hinzog, ist, wie aus demselben Aufsatz hervorgeht, besonders der Umstand, daß sein so stark ausgeprägtes

wissenschaftliches Bedürfnis, und zwar sein pädagogisch-wissenschaftliches, bei Herbart die vollste Befriedigung fand. Herbart machte ihm seinen Beruf gerade dadurch teuer und wert, daß er die Pädagogik aus einer „Handwerkslehre" zur Wissenschaft erhoben hat.

Einige entfernt wohnende Freunde, die auf dem Gebiete des Deutschen Schulvereins mit ihm auf gleichem Boden standen, haben seine Stellung zu Herbart und zu jenem Verein nicht verstehen können. Sein religiöser Standpunkt schien ihnen mit den Anschauungen Herbarts auf diesem Gebiet nicht vereinbar. Gelegentliche briefliche Äußerungen werden uns sein Urteil und seine Stellung in dieser Beziehung erkennen lassen. Ein junger Lehrer hatte in der Tagesordnung einen Konferenzvortrag über Herbart angekündigt; darauf schreibt Vater an einen Freund in dortiger Gegend:

„Wie früher schon bemerkt, hat mich jenes Stück der Tagesordnung arg bekümmert, ja erschreckt. Die Fassung des Themas läßt gar keinen Zweifel übrig, daß der Referent in der Tat ein „Ketzergericht" zu halten gedenkt. Möge der Mann doch erst *lernen*, was er und seine Kollegen von Herbart zu lernen haben, und wenn er dann noch Lust hat, über Herbarts religiöse Stellung zu reden, so möge er es tun, aber eher nicht."

„Lies doch dem jungen Mann einmal vor, was Dr. *Frick* in dem gesandten Schriftchen über Herbart sagt. Der Direktor der angesehensten deutschen Schulanstalt[1]) weist alle Lehrer, die höheren wie die Volksschullehrer und Theologen an, sich vor allem dem Pädagogen Herbart zu Füßen zu setzen, wenn sie die rechte Lehrkunst lernen wollen; und dagegen tritt nun ein junger westfälischer Volksschullehrer auf und rät seinen Amtsbrüdern, sie sollten erst mit ihm über Herbarts religiöse Anschauung Gericht halten! Sehe er doch vorher auch einmal an, was unser bergischer Landsmann Dr. Schoel in seiner jüngst erschienenen größeren Schrift: „Herbarts Religionsphilosophie", zur Sache sagt."

„Gewiß war Herbart ein Kind seiner *Zeit*, aber ein *edles*, ein *sehr* edles. Und das nicht nur; wenn die Theologen, ich meine die christlichen, seine Schriften recht kennten, so würden sie einsehen, daß die christliche Theologie gerade ihm großen Dank schuldig ist."

In einem andern Briefe sagt er einmal:

---

[1]) Die Franckeschen Stiftungen in Halle.

„Herbarts ethiſche Arbeiten habe ich immer hochgeſchätzt, allein ſie haben meine bibliſchen Anſchauungen nicht geſtört, ſondern nur befeſtigt.“

An einen Vertreter der Herbartiſchen Schule ſchreibt er:

„Bei aller Gerechtigkeit unſerer Sache liegt doch die Stärke unſerer Herbartiſchen Richtung nicht auf dem religiöſen Gebiete. Das muß man wiſſen und anerkennen. Ich denke dabei nicht an eine Schuld, ſondern an ein Mißgeſchick, das hiſtoriſche Urſachen hat. Die Schwäche kommt u. a. darin zum Vorſchein, daß von Herbartiſcher Seite zu wenig in der Religionsphiloſophie geleiſtet worden iſt, und daß das, was ja geleiſtet worden, zu wenig in das große Publikum gedrungen iſt. Flügels jüngſtes, treffliches Buch trägt auch zu ſehr einen philoſophiſchen Charakter an ſich — was aber kein Tadel ſein ſoll — als daß es in weiten Kreiſen bekannt werden könnte. Möglich, daß es darum deſto nachhaltiger wirkt, aber die Wirkung kommt uns Jetztlebenden noch nicht zu gute. Warum hat die Herbartiſche Schule doch kein wirkliches, zeitgemäßes Seitenſtück zu Schleiermachers „Reden“ hervorbringen können? Daß ſie es nicht konnte, war jedenfalls nicht ihre Stärke. — Eine andere Stelle, wo die gemeinte Schwäche zum Vorſchein kommt, liegt darin, daß die Herbartiſche Schule mehr Fühlung mit den (liberalen) Juden und den (liberalen) Katholiken gehabt hat und noch hat, als mit den poſitiv Evangeliſchen. Was in den letzteren Jahrzehnten in dieſer Beziehung gebeſſert worden iſt, iſt doch lediglich von dem einzigen Ziller ausgegangen — wenn ich mein Perſönchen abrechne. Wie hoch ſtand doch Mager in dieſem Stücke über den meiſten andern Herbartianern ſeiner Zeit, obgleich ihn Wackernagel einen „Heiden“ nannte! Wie hat er z. B. die Altlutheraner wider den verfolgungsſüchtigen, plattfüßigen „Liberalismus“ verteidigt! — und wie iſt er dem Bruno Bauerſchen Atheismus ſamt ſeinem radikalen Anhange zu Leibe gegangen! Wären die andern Herbartianer hierin, in dem ſcharfen Frontmachen gegen den falſchen Liberalismus und die pure Negation, unſerm Mager mehr nachgefolgt, ſo würde die Fühlung mit der poſitiven Seite ſich von ſelbſt gefunden haben.“

„Eine dritte ſchwache Stelle der Herbartiſchen Schule zeigt ſich darin, daß ſie an der kranken Seite der geſellſchaftlichen Zuſtände ſich nicht genug mit betätigt reſp. ſich bemerklich gemacht hat. Die Wörter „Innere Miſſion“ und „ſoziale Frage“ u. ſ. w. bezeichnen,

was ich meine. Interesse zeigen, Zeugnis ablegen, anregen u. s. w. — schon das allein wäre einstweilen genug gewesen. Auch darin stand Mager höher, als viele unserer Genossen. Und was speziell die soziale Frage betrifft, so kenne ich nur einen Herbartianer, der dieselbe literarisch mit angefaßt hat, so gut er's verstand — 18 Jahre vor dem „christlich-sozialen" Stöcker, als von den Konservativen nur der einzige, Huber, und von den Liberalen nur der einzige, Rodbertus, sich darum bekümmerte, — den ich aber hier nicht nennen will, weil er sich selber nicht genannt hat." [1])

„Wie wir aus obigem Briefe ersahen, war mit seinem treuen Festhalten an den Herbartischen Grundsätzen eine deutliche Erkenntnis für das Fehlende in der Herbartischen Schule verbunden. Keiner der Herbartianer hat derselben so scharf und eindringlich ihre Versäumnisse und Fehler vor Augen gestellt. Aber wenn er dies tut, so spricht er nicht wie ein Außenstehender, ein Kritiker, oder gar wie ein Gegner, der einer Sache etwas anhaben, etwas tadeln will, sie vielleicht gar vor andern verdächtigt. Sondern er spricht als ein Glied des Ganzen, welches die Fehler und Schulden dieses Ganzen als eigene Last mitempfindet und ihre Folgen mit zu tragen hat. Weil er warm, mit ganzem Herzen für die Sache eintrat, hatte er auch das Recht, in Bezug auf das Manko ernst und mahnend die Wahrheit zu sagen. Einem jüngeren Freunde, der ihm geklagt hatte, daß mehrere der bekannten christlich gesinnten pädagogischen Schriftsteller sich gegen die Herbartische Richtung gewandt hätten, antwortet er in Bezug darauf:

„Die religiöse Engbrüstigkeit kann einem zwar äußerst unbequem werden, aber wenn sie mit Lauterkeit und ernstem Streben gepaart ist, dann halte ich sie für viel hoffnungsvoller, als die rundseitige Oberflächlichkeit. Vor nichts in der Welt habe ich mehr Angst als vor der geistigen Flachheit, — vollends wenn ein gewisses Talent hinzutritt."

„Im Anschluß an das vorstehend Gesagte lassen Sie mich einen allgemeinen Gedanken zur gefl. Prüfung aussprechen. Die Herbartische pädagogische Schule, wie sie zur Zeit ist, muß vornehmlich wider die pädagogische Oberflächlichkeit kämpfen; einem Streite mit der religiösen „Engbrüstigkeit" muß sie dagegen tunlichst aus dem Wege gehen, weil sie für diese Fehde

[1]) Es ist hier seine eigene, 1867 pseudonym erschienene Schrift: „Die soziale Frage" gemeint.

nicht ausreichend gerüstet ist. Sobald sie anfängt zu merken, daß und warum ihr nach dieser Seite die Rüstung fehlt, kann sie getrosten Mutes auch hier den Kampf beginnen."

An denselben heißt es ein anderes Mal:

„Leider — leider sind die Herbartianer auch in viel „Glauben und Sekten" gespalten, und ein gut Teil „schläft". Es liegt mir immer im Sinn, was der erste deutsche Weltgeschichtschreiber, der alte Sebastian Frank, seiner Zeit sagte: „Germania ist in viel Sekten und Glauben zerteilt in dem seligen Unfried, anno 1517 angegangen, also daß seither wohl zehn Glauben entstanden sind und noch kein End." Wie sitzt das? ja, wie sitzt es? Das sage einer. Der Heidenapostel schrieb einmal von einem Freunde: „Ich habe keinen, der so ganz meines Sinnes sei, — — denn sie suchen alle das Ihre, nicht das Christi Jesu ist." Sollte da der Schlüssel des Rätsels liegen? Es klingt freilich fast schauerlich."

„Sie bemerken," schreibt er in einem andern Brief an denselben, „seit Z.s Tod empfänden Sie immer stärker die Nötigung, daß die an der Fortbildung der Methode arbeitenden Herbartianer sich nicht nur enger zusammenschließen müßten, sondern auch streben sollten, möglichst in ein Gleis zu kommen in den Hauptpunkten. Sie haben recht. Sonst wird die Propaganda erschwert. Doch glaube ich, man braucht das zusammenhaltende Band nicht so gar streng anzuziehen. Oder, daß ich mich richtiger und genauer ausdrücke: Es kommt weniger darauf an, über wie viele Punkte wir einig sind, sondern daß wir in den Punkten, worin wir einig sind, fest zusammenstehen, und diese (im Sinne der Propaganda) als Hauptpunkte behandeln. Es könnte ja sein, daß irgend ein Punkt, worin man nicht einig ist, an sich (im Sinne der Sache) ebenfalls ein Hauptpunkt wäre und vielleicht ein sehr wichtiger; nichtsdestoweniger würde die Propaganda ein Recht haben, ihn gleichsam als einen Nebenpunkt zu behandeln, und sie würde wohl daran tun. Das ist mir immer hier, wie auf andern Gebieten der Kardinalsatz aller richtigen Union gewesen: die gemeinsame, propagandistische Aktion auf die Punkte zu richten, worin man einig ist. Erkennt man das an, dann muß aber auch danach gehandelt werden. Das Tun ist's, wo die Einigkeit sich zeigen muß."

„Wird die Einheit so gefaßt, dann kann niemand sich in seiner Freiheit beengt fühlen; und das nicht bloß, sondern man

braucht auch bezüglich der Differenzpunkte gar nicht zu sorgen, da dieselben der gemeinsamen Propaganda nicht hinderlich sind. Ich bin sogar der Meinung, daß solche Differenzen — d. i. ein gewisser freier Spielraum innerhalb einer „Schule" oder Gemeinschaft — für die Propaganda geradezu förderlich sind. Zum Beweis brauche ich nur an ein gegenteiliges Beispiel zu erinnern — an das geschlossene, dogmatische System der römischen Kirche. Kann dieselbe jemals unter denkenden Menschen Propaganda machen? Und warum nicht? Schon darum nicht, weil einem denkenden und darum auch die Denkfreiheit liebenden Menschen angst und bange wird, wenn ihm ein geschlossenes System von 999 und etlichen Sätzen entgegentritt mit dem Anspruch, wenn er einen Satz davon anerkenne, so würden die übrigen von selbst folgen. Es wird ihm vorkommen, als ob er sich aller Freiheit begebe, wenn er sich mit diesem System einlasse. Umgekehrt aber, wenn einer sieht, daß die Mitglieder einer „Schule" oder Gemeinschaft zwar in gewissen Stücken einig sind, aber im übrigen sich Freiheit gönnen, dann fühlt er sich angezogen — falls sonst kein Anstoß im Spiele ist."

In ähnlichem Sinn schreibt er einmal kurz in betreff einer ähnlichen Sache:

„Freiheit steht mir höher als „reine Lehre", sofern es sich um Wachstum und Gedeihen eines Vereins handelt; so schon in der Kirche; wie viel mehr auf rein wissenschaftlichem Boden. Die Wahrheit läuft dabei keine Gefahr; nur muß sie bekannt, nicht verschwiegen werden. In den Versammlungen darf kein Mitglied (in reiferen Jahren), welche Ansicht es auch vertreten mag, sich gedrückt fühlen. Das ist conditio sine qua non."

Und im Brief an einen andern Herbartianer heißt es:

„Im übrigen ist, wie Sie wissen, mein ceterum censeo: „Der Herbartischen Philosophie geht es, wie es auch dem Christentum gegangen ist und noch geht; sie hat eifrige „Bekenner", strenge Dogmatiker, rüstige Apologeten, aber nicht viele „Nachfolger" und noch wenigere „Evangelisten". Evangelisteren heißt, die Wahrheit als eine frohe Botschaft verkündigen, wozu dann auch gehört, daß einer es verstehe, die notierte Melodie in einer andern Tonart zu singen oder, wie ein alter Meister dieses Faches sagt, „seine Stimme zu wandeln", und auch den Mut habe, es zu wagen — auf die Gefahr hin, von den orthodoxen Bekennern für einen Ketzer

ausgescholten zu werden. Auch einer Philosophie schaden Konfessionalismus und Schulgerechtigkeit mehr als ihre Gegner."

Der Empfänger des letzteren Briefes, Oberschulrat von Sallwürk, hat wohl dem Schreiber hierin recht gegeben, denn er spricht gelegentlich offen das Zeugnis aus, daß niemand besser die Aufgabe gelöst habe, den an philosophische Spekulation nicht Gewöhnten die pädagogischen Ideen Herbarts nahe zu bringen, als er.[1]) In Bezug auf den Verein schreibt Vater demselben einmal die mahnende Bitte:

„R. schrieb mir unlängst, Sie gingen mit dem Gedanken um, aus dem Verein zu scheiden. Ich mahne aufs dringlichste: *desertieren Sie nicht!* Wohin wollen Sie denn flüchten? Wo gibt's denn sonst irgend eine Stelle, wo Herbarts Fahne emporgehalten wird? Wollten Sie etwa einen *zweiten* Herbartischen Verein gründen? Versprengte, Unzufriedene u. dgl. würden sich ja wohl in ziemlicher Zahl herzufinden; aber in meinen Augen wäre ein zweiter Verein ein zwiefaches Unglück. Da wäre es besser, daß beide Vereine sich begraben ließen, bis ein neues Geschlecht aufkommt, welches ohne Zanken an Herbarts reich besetztem Tische sich nähren kann. Oder wollen Sie in die pädagogische „Wüste" hinauslaufen, um Einsiedler zu werden, oder auf den pädagogischen Markt? Das erste würde Ihnen bald leid werden, und zu dem letzteren könnte ich nicht gratulieren. Ich empfehle Ihnen meine Praxis: *Aushalten*, im eigenen Sinne stille und fleißig *fortarbeiten*, andere in ihrem Sinne und ihrer Weise *tragen*, und sich an ihrem rüstigen Schaffen *erfreuen*, auch wenn es nicht dem eigenen Ideale entspricht. So dient man der Sache, den andern und namentlich auch sich selber am besten. Offenbar befindet sich Herbarts Pädagogik auf deutschem Boden im Avancieren, sogar sehr stark. Darum ist hoch zu wünschen, daß besonnene Männer mit an der Spitze bleiben."

Schwer wurde es ihm, wenn seine Herbartischen Freunde in wichtigen prinzipiellen Fragen den Geist ihres Führers verleugneten, indem sie einer Idee des Zeitgeistes folgten. In *einem* solchen Punkt geht er ganz besonders mit ihnen ins Gericht: in betreff der Simultanschule. So schreibt er einem Freunde scharf und offen:

[1]) Er selbst urteilt gelegentlich einmal: „Meine pädagogische Schriftstellerei, die der Volksschule gilt, verhält sich zu der echt wissenschaftlichen wie *plattdeutsch* zu *hochdeutsch*."

„Wenn die „Vulgär"-Pädagogik den Religionsunterricht in die Ecke schiebt, und obendrein behauptet, eine gespaltene Schule sei ebenso vollkommen, wie eine einheitliche, so läßt sich darüber nicht mit ihr rechten, denn sie ist eben Vulgär-Pädagogik. Wenn aber ein Herbartianer dasselbe tut, so gibt es in meinen Augen dafür keine Vergebung."

„Sodann: wenn jemand für seine Kinder eine Simultanschule wünscht, so gönne ich sie ihm und werde zu jeder Zeit dazu mithelfen, daß er sie bekommt, — nur nicht so, daß diejenigen, welche für ihre Kinder die Konfessionsschule vorziehen, um ihr Staatsbürger- und Familienrecht mit jesuitischer Juristenlist betrogen werden. So habe ich auch in der Ministerialkonferenz mich ausgesprochen. Wenn aber einer, der sich für liberal ausgibt, nicht bloß die Simultanschule für sich begehrt, sondern sie auch allen andern aufzwingen will, dann läuft mir die Galle über. Sind denn jene Herbartianer und diese Liberale nicht gleich einem Mathematiker, der da behaupten wollte, um gewisser Kulturzwecke willen dürfe man zuweilen sagen, 2×2 sei 5? und wäre ein solcher Mathematiker nicht ein kompletter Jesuit? Wenn die philosophischen Pädagogen und die Fürsprecher der Freiheit ebenfalls Jesuiten werden, nachdem die Ultramontanen es geworden sind, — dann ist es doch Zeit, daß die Welt bald untergeht, damit ehrliche Leute nicht mehr gezwungen sind, inmitten eines solchen verlogenen Geschlechts leben zu müssen. Leute wie Herr N. sind natürlich keine Jesuiten, das sind bloß Dummköpfe, die weder wissen, was Herbartische Pädagogik, noch was Freiheit ist."

Noch mancher Brief findet sich vor, in welchem er bemüht ist, Spaltungen zu verhindern, Verständnis für Andersdenkende anzubahnen, selbst die Fehler der Mitglieder, wenn sie in guter Meinung begangen waren, richtig auffassen zu helfen und zum Guten zu wenden.

Vor allem aber lag es ihm an, daß der Verein nach innen und außen immer gefesteter und gegründeter werde, d. h. seine Wurzeln in seinen Grundboden immer tiefer einsenke. In dieser Beziehung war er selbst unermüdlich an der Arbeit und spornte auch andere dazu an, wie manche uns vorliegende Briefe beweisen.

In dem letzten Jahrzehnt seines Lebens hat er noch die Freude gehabt, daß im Bergischen Lande ein Herbartverein, als Zweig-

verein des großen Vereins für wissenschaftliche Pädagogik sich bildete. Sein unermüdliches, langjähriges Arbeiten zeigte hier schon eine sichtbare Frucht, denn jene von ihm geleiteten psychologischen Kränzchen bildeten den Grundstock des Vereins. War er auch selbst nicht mehr imstande, tätigen Anteil an der Bildung und Leitung des Vereins zu nehmen, so war er doch mit warmem Interesse an der Entwicklung und Arbeit desselben beteiligt. Einige Male hat er auch noch an den Versammlungen teilnehmen können. In dankbarer Anerkennung dessen, was er als Vorarbeiter auf dem Gebiete geleistet hat, ernannte ihn der Verein zu seinem Ehrenpräses. — —

Zum Schluß ist hier noch eines jungen, aber bedeutsamen Vereins zu gedenken.

Vater nannte sich gern einen Schüler Herbarts; doch zu einem Manne aus noch älterer Zeit, den er oft mit Liebe und Verehrung genannt, zu dessen Studium und Verständnis er seine Amtsgenossen anzuregen und zu begeistern wußte, sah er selbst wie zu seinem Meister hinauf: Comenius. Er hat es in früheren Zeiten öfter ausgesprochen, daß die Lebensarbeit dieses Mannes lange nicht genug verwertet, die von ihm erforschten und gewiesenen Bahnen auf dem pädagogischen und religiösen Gebiet noch lange nicht ausgebaut worden seien, daß noch einmal eine Zeit kommen müsse, wo die Arbeit dieses Mannes ihre volle Frucht bringen werde.

In seinem letzten Jahrzehnt hat er es dann noch mit Freuden erleben dürfen, daß bei der dreihundertjährigen Gedenkfeier das Andenken an Comenius in Deutschland und andern christlichen Ländern aufs neue zu Ehren gekommen ist. An seinen Sohn in Athen, den er als Mitglied für die neugebildete Comenius-Gesellschaft wirbt, schreibt er in jener Zeit:

„In der Geschichte der Pädagogik treffen wir um die Zeit des dreißigjährigen Krieges einen Mann, der an pädagogischer Einsicht in einem auffallend hohen Maße über seine Zeitgenossen und Vorgänger hervorragte. Ich meine Amos Comenius, den letzten Bischof der böhmisch-mährischen Brüder. Angeregt durch Baco, den Regenerator der naturwissenschaftlichen Forschung, unternahm er eine Reform des Unterrichts- und Erziehungswesens im großen Stil — von der Mutterschule (Kinderstube) an bis hinauf zu den Universitäten. Sein theoretisches Hauptwerk, die Didactica magna, verbreitet sich über die sämtlichen Schulanstalten. Seine

praktiſchen Lehrbücher (Schulbücher) gelten jedoch vornehmlich den Gymnaſien. Er ragt an Weit- und Tiefblick ſo ſehr hervor, daß man ihn mit Recht einen pädagogiſchen „Seher“ genannt hat. Nicht wenige von ſeinen vorgreifenden trefflichen Ideen ſind ſelbſt heute noch nicht vollſtändig zur Ausführung gekommen. Es liegt dies hauptſächlich daran, daß ſeine Lebenszeit in Deutſchlands unglücklichſte Periode fiel, und ſeine Werke wie ſo viele andere unter den Trümmern des dreißigjährigen Krieges verſchüttet und begraben wurden. An zweihundert Jahre lang war er ein faſt verſchollener Mann. Die Pädagogik mußte ſich ohne ihn ihren Weg ſuchen. Wie viele Irrwege wären uns erſpart geweſen, wenn man auf dem von ihm gelegten Grunde und nach ſeinen ſicheren Ratſchlägen hätte fortbauen können.“

„Seine Verdienſte liegen aber keineswegs bloß auf dem pädagogiſchen Gebiete. Auch im Intereſſe der allgemein-wiſſenſchaftlichen reſp. philoſophiſchen Forſchung hat Comenius gearbeitet und zwar ſein ganzes langes Leben hindurch. Er hatte ein literariſches Werk unternommen, das er „Panſophie“ nannte, worin die Ergebniſſe aller theoretiſchen Wiſſenſchaften zu einer einheitlichen rationell-chriſtlichen Weltanſchauung zuſammengefaßt werden ſollten. Es iſt leider nicht zu der beabſichtigten Vollendung gelangt, weil er zu ſehr auch von andern Dingen in Anſpruch genommen war und überdies faſt ſein Lebenlang ein umherirrender Exulant ſein mußte.“

„Noch auf einem dritten Gebiete hat der Mann ein bedeutſames Stück Arbeit ſtehen. Es hängt dies mit der Stellung und Geſchichte ſeiner Glaubensgenoſſen, der mähriſchen Brüder, zuſammen. Dieſe „Brüder“ ſind eine in kirchlicher Hinſicht ſehr wichtige und intereſſante Gemeinſchaft geweſen. Ihre Entſtehung ſchreibt ſich teils von den Waldenſern, teils von den Huſſiten her. Sie waren offenbar originaler als unſere proteſtantiſchen Kirchen und in der Praxis unzweifelhaft gereifter und edler. Schade, daß ſie infolge der Kriegsnöte und der Verfolgungen ihre Selbſtändigkeit einbüßen mußten. Comenius war ihr letzter Biſchof. In der Zerſtreuung ſchloſſen ſie ſich teils an die reformierten Gemeinden der öſtlichen deutſchen Gegenden, teils an die Zinzendorfſche Brüderkirche an. Abgeſehen von dem, was Comenius für ſeine ihm befohlenen Glaubensgenoſſen getan hat, iſt er auch zeitlebens mit allem Eifer für eine Vereinigung reſp. Verſtändigung

der getrennten christlichen Konfessionen tätig gewesen. Auch in diesem Betracht steht er nicht bloß unter seinen hadernden Zeitgenossen hoch da, sondern kann auch für unsere Zeit in diesem wichtigen und nötigen Werke ein hellleuchtendes Vorbild sein — sowohl im Wollen, wie im rechten Tun. Und gerade auf die rechte Weise kommt hier fast alles an. Seine pädagogischen und seine wissenschaftlichen Arbeiten standen im Dienste dieser Friedens- und Unionsidee und erhalten daher erst von hier aus ihr volles Licht."

„Welch eine großartige geschichtliche Figur ist doch dieser gejagte, geplagte und trotzdem immer unermüdlich schaffende Mann gewesen!"

„Dazu kommt noch, daß Comenius eine durch und durch achtungswürdige und obendrein für jeden ausnehmend sympathische Persönlichkeit war, — ein echter Jünger Christi. Sein letztes kurzes Wort, das der 87jährige Greis im Druck ausgehen ließ, gleichsam als sein literarisches Testament — überschrieben: Unum necessarium — spricht sich so bescheiden, demütig und friedevoll aus, daß es wie ein altapostolisches Abschiedswort klingt, und man es nur mit tiefer Herzensbewegung lesen kann."

„Er starb zu Amsterdam 1681, 91 Jahre alt. Der heutige Tag — 15. November — ist sein Todestag."

„Mir ist der Mann immer eine Lieblingsgestalt gewesen. Wie Du Dich erinnerst, hängt sein Bildnis in meiner Stube über dem Sofa an einem Ehrenplatze. Seit vielen Jahren trug ich mich mit dem Gedanken, im Ev. Schulbl. sein Lebens- und Charakterbild zu zeichnen; leider ließen die anderweitigen Ansprüche und die Leibesgebrechen es nicht zur Ausführung kommen."

„Zu meiner großen Freude ist jetzt, wo sein 300jähriger Geburtstag heranrückt — 28. März 1592 — die gewisse Aussicht vorhanden, daß sein Andenken im deutschen Volke in würdiger Weise zu Ehren kommen wird. Eine Anzahl Comenius-Verehrer aus den gelehrten Kreisen und andern angesehenen Stellungen hat sich vereinigt, um zu dem genannten Zwecke eine Comenius-Gesellschaft (nach Art der Goethe-, der Shakespeare- u. s. w. Gesellschaft) zu gründen."

„Für die Pädagogik kann das Unternehmen von großer Bedeutung werden. Hier kommt ein Werk und eine Feier zustande, wo Schulleute mit Männern der Wissenschaft und Männern der Kirche in treuem Bunde vereinigt sind. Das ist noch nicht dagewesen."

Von seiten des Vorsitzenden der Comenius-Gesellschaft wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, die Bedeutung des Comenius für die Pädagogik für die Comenius-Blätter klarzustellen. Welche Freude würde diese Arbeit für ihn gewesen sein. Jetzt reichten seine Kräfte nicht einmal mehr, die bereits angefangenen Arbeiten zu vollenden. Eine neue Arbeit zu unternehmen, auch wenn es die liebste war, mußte er sich versagen.

---

2. Die literarischen Arbeiten.

Aus der amtlichen wie aus der vorhin geschilderten außeramtlichen Arbeit heraus ergab sich von selbst seine Tätigkeit als Schriftsteller. Er selbst sagt einmal:

„Ein Schriftsteller von Profession zu sein, hat mich nie gelüstet und durfte mich nicht gelüsten. Mein Wunsch und mein Streben ist gewesen, daß meine Schriften sich das Zeugnis erwürben, sie seien mit Beruf geschrieben. Das heißt in meinem Sinne einmal: der Anlaß zum Schreiben muß durch das Bedürfnis des amtlichen Berufes gegeben sein — und sodann: die Ausführung muß dartun, daß sie einerseits auf genügender, womöglich recht reicher Erfahrung und andrerseits auf dem wohlgegründeten Streben nach wissenschaftlicher Erfassung des Gegenstandes ruht."

Er hatte sich in früherer Zeit daran gewöhnt, was er für seinen Beruf durchdacht, erforscht und verarbeitet hatte, nun auch für sich schriftlich zu fixieren.[1]) Er hielt dies für ein gutes Mittel, einmal zur Klärung des Denkens und Urteilens, dann

---

[1]) Leider hat er dies in der gehäuften Arbeit der letzten Jahrzehnte nicht mehr durchführen können. In Bezug auf seine fortlaufenden Vorträge über Logik und Psychologie, sowie auf seine zahlreichen Einzelvorträge in Vereinen, Konferenzen und allgemeinen Versammlungen über pädagogische Themata ist es sehr zu bedauern, daß er nur selten Zeit gefunden hat zur schriftlichen Aufzeichnung. Wohl liegen die genauen, durchdachten, bis ins einzelnste gegliederten Dispositionen vor, welche dartun, daß alle diese Arbeiten, im großen wie im kleinen, auf eigener Denkarbeit und Forschung beruhen.

aber auch dazu, um einem Gedanken, einer Wahrheit bis in die letzten Konsequenzen nachzugehen und dieselben klarzustellen.[1])

Es war eine ungewöhnliche Klarheit und Ordnung in seinem geistigen Besitz. Wo auch immer man einen Einblick in denselben gewann: überall gewahrte man dieselbe geordnete Einheit. Seine Anschauungen und Vorstellungen waren untereinander verarbeitet, jede war in das rechte Verhältnis zum übrigen gesetzt; die Verbindung und Harmonie alles Wissens und Erkennens war hier vorhanden oder erarbeitet; eins hielt und stützte das andere, und wurde auch selbst wieder von anderem getragen und gestützt. So konnte eine Anhäufung von Wissensstoff, viel weniger ein oberflächliches und Schein-Wissen bei ihm keine Statt finden. Was er nicht so gründlich erfassen konnte, um es mit seinem andern Besitz zu verbinden und zu verschmelzen, das ließ er lieber ganz. Auch auf dem Gebiet des schriftstellerischen Arbeitens zeigte sich dieser Zug. Daher seine Unfähigkeit, kleine Artikel, sogenannte „Feuilletons" zu schreiben.[2]) Mag dies wohl eine Einseitigkeit, eine Schwäche genannt werden, doch liegt auch an diesem Punkt ein Geheimnis seiner Kraft.

„Es ist meine Weise," sagt er einmal, „über eine Frage entweder gänzlich zu schweigen, oder aber, falls das nicht mehr geht, sie auch gründlich zu besprechen."

Daß die scheinbare Beschränkung, von der vorher die Rede war, in Wirklichkeit etwas anderes, ja ein Charakterzug der deutschen Wissenschaft ist, darauf kommt er in seinem Buch über den didaktischen Materialismus einmal zu reden:

„Fassen wir die nationale Eigentümlichkeit der deutschen Wissenschaft ins Auge — das ist die Art und Weise, wie der

[1]) In einem Nachruf heißt es: „Mit Recht hielt er dies schriftliche Verarbeiten für wichtig, und immer wieder bezeichnete er es als Pflicht eines jeden Lehrers, der nicht geistig rosten wolle, mindestens vierteljährlich eine größere schriftliche Arbeit anzufertigen."

[2]) So hatte er dem ihm befreundeten Gründer und Redakteur des Daheim, Dr. König, der ihn schon vor der Gründung des Blattes in Rat genommen, pädagogische Beiträge für das Daheim zugesagt. Trotz wiederholter brieflicher Mahnung des Redakteurs und guten Willens seinerseits ist es nie zu einer solchen Arbeit gekommen. Und als er auf dringendes Ersuchen des Freundes einmal den Versuch unternahm, wurde doch wieder die Arbeit ihm unter der Hand so eingehend und gründlich, daß sie, wenn auch nicht unpopulär, so doch in Umfang und Tonart ihm nicht in das Blatt zu passen schien, und er sie nicht einsandte, sondern zurücklegte.

deutſche Geiſt auf wiſſenſchaftlichem Gebiete zu Werke geht. Ein Luther, ein Kant, ein Peſtalozzi waren nur auf deutſchem Boden möglich. Gewiß hat die Eigenart des deutſchen Denkens auch ihre ſchwachen Seiten; aber hier iſt von den ſtarken zu reden. Ich will nur an eine erinnern. Schwerlich wird jemals ein Deutſcher danach ſtreben, ein Virtuos „auf einer Saite“ zu werden; und wenn er es täte, ſo würde es ihm wahrſcheinlich nicht gelingen, falls er ein echtes Landeskind wäre. Ein partielles Erkennen, ſofern es vereinzelt und darum einſeitig bleiben muß, befriedigt ihn nicht. Wo er auf wiſſenſchaftlichem Gebiete anfaßt, da ſtrebt er nach etwas Ganzem, nicht um viel zu wiſſen, ſondern um den Zuſammenhang zu erkennen: der Blick vom Ganzen her ſoll ihm helfen, eine tiefere, eine organiſche Auffaſſung, einen wirklichen Einblick zu gewinnen. Das iſt alſo nicht Oberflächlichkeit, ſondern das gerade Gegenteil: Gründlichkeit, Konzentration und zwar echte Konzentration.“

Hören wir zunächſt einige kurzgefaßte Urteile über ſeine Schreibweiſe im allgemeinen.

„Die öffentliche Kritik hat ausnahmslos anerkannt, daß ſie keine eilfertigen Machwerke ſind, und daß Dörpfeld ſeine eigenen Gedanken hat. In der Tat gehen ſeine Schriften nicht in ausgetretenen Geleiſen einher, ſondern enthalten eigene Gedanken und zwar wirkliche, durchgearbeitete Gedanken, nicht etwa bloße neue Einfälle. Jeder ſeiner Schriften merkt man es an, daß ſie auf fleißigen Studien und reiflichem Nachdenken beruht. Leichte Ware iſt nicht darunter, noch weniger Seichtes und Oberflächliches.“

„Wie Dörpfeld es mit dem ſachlichen Inhalte ſeiner Schriften ernſt nahm, ſo auch mit dem logiſchen Aufbau und mit der ſprachlichen Darſtellung. Sein ſcharfer kritiſcher Blick iſt bekannt; aber ſeine eigenen Produktionen wurden dieſer Kritik am ſchärfſten unterworfen. Er war niemals völlig damit zufrieden; und ſolange das Manuſkript in ſeinen Händen war, beſſerte er auch daran. Die wichtigeren Partien in ſeinen Schriften wurden oft drei bis viermal umgearbeitet, bevor ſie ihm genügten. In der Regel pflegte er auch ſolche Stücke vor dem Drucke mit einem engeren Freundeskreis durchzuſprechen, wobei er ſtets aufforderte, alles — Inhalt, logiſche Ordnung, ſprachlichen Ausdruck ꝛc. — ſchonungslos zu kritiſieren.“ [1])

[1]) Höfler, S. 13.

„Was Dörpfelds Schriften im allgemeinen anbelangt," urteilt ein anderer,[1]) „so sind dieselben in jeder Hinsicht grundverschieden von der Dutzend- und Schleuderware, welche gegenwärtig mehr denn je den pädagogischen Markt überflutet, grundverschieden auch von den achtungswerten Arbeiten geschäftiger Kärrner, welche wohl eine augenblickliche Berechtigung haben, bald aber in der Erscheinungen Flucht ohne dauernde Spur verschwinden. Was seine Schriften weit über das Bedürfnis und die Mode des Tages erhebt und ihnen bleibenden Wert verleiht, das ist ihr Reichtum an originalen Gedanken, welche erwachsen sind auf dem Boden einer fest gegründeten, in sich geschlossenen pädagogischen Theorie und welchen deshalb grundsätzliche Bedeutung zukommt. Eine Persönlichkeit von der Frische und Ursprünglichkeit Dörpfelds ist gewohnt, ihre eigenen Wege zu gehen; sie hat mit eigenen Worten Eigenes zu sagen, und was sie bietet, das sind die Ergebnisse ernster und selbständiger Denkarbeit. Darum mutet die Lektüre seiner Schriften auch an wie ein herzerfrischender Trunk aus sprudelndem Quell, während unsere Fachliteratur ihren Bedarf nur allzuoft aus trüben und mühsam rinnenden Kanälen schöpft. Ich wüßte kein Buch zu nennen, dem ich so viel Anregung und berufliche Förderung verdankte, wie den Schriften Dörpfelds, und immer kehre ich gern und mit erneutem Genusse zu ihnen zurück."

In einem Aufsatz[2]) der Zeitschr. „Pädag. Studien" heißt es:

„Seine Schriften ragen schon durch ihre Darstellungsart hervor. Diese mutet den Leser an völlig wie die Mitteilungsweise Hebels. Gediegenes Wissen, ja wirkliche Gelehrtheit tritt uns da in einem durchaus volkstümlichen Gewande entgegen. Bei aller Tiefe und Gründlichkeit der Auffassung wird alles so packend anschaulich, so einleuchtend klar ausgesprochen, daß wir jederzeit hell erkennen, was des Verfassers Gedanke sei, und zur innern Anerkennung und Einstimmung förmlich genötigt werden."

„Noch weit mehr freilich ist es der Inhalt, welcher Dörpfelds Schriften unseres Beifalls würdig macht. Derselbe umfaßt beinahe das ganze Gebiet der Pädagogik; denn sie verbreiten sich über Psychologie, allgemeine und besondere Didaktik, den Lehrer,

[1]) Kasten, F. W. Dörpfeld. (Wiesbaden, E. Behrend.) Auf diese treffliche Schrift, die in diesem Abschnitt über die literarische Tätigkeit mehrfach benutzt ist, sei hiermit aufmerksam gemacht.

[2]) Zillig, Zur Würdigung Dörpfelds.

die Schuleinrichtung und Schulverfassung. In ihrer Ausdehnung und Fülle legen sie Zeugnis ab für die Größe und den Reichtum von Dörpfelds geistigem Schaffen. Aber es ist nicht bloß diese Weite des Gebietes, das Dörpfeld bebaut, und diese Fülle der Betätigung, die er entfaltet hat, welche die freie Bewunderung erregen, sondern es ist vor allem der vortreffliche Geist und die edle Richtung seiner Schriften, welche die höchste Achtung abfordern. Es geht durch sie ein strenger Ernst. Männliche Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, schlichte Geradheit und Offenheit sprechen aus jeder Zeile. Sie sind getragen von einer ungeheuchelten religiösen und ethischen Gesinnung. Sie dienen den besten, den löblichsten Absichten."

Wie er allen Unterricht nach psychologischen Grundsätzen erteilt wissen wollte, damit sein Erfolg gesichert sei, so ist ihm auch bei seinen schriftlichen Arbeiten die Kenntnis des menschlichen Geistes und die daraus sich ergebende Art und Weise der Einwirkung auf ihn maßgebend.

„Ich habe," so sagt er einmal, „in Herbarts Schule gelernt, daß bei der Darbietung von etwas Neuem, von Reformgedanken, die Gesetze der Apperzeption sorgfältig beachtet werden müssen — und zwar überall, also nicht bloß im Schulunterricht, sondern auch beim Schriftstellern, ja hier mit ganz besonderer Sorgfalt. Zu den Bedingungen einer richtigen Apperzeption gehört bekanntlich mancherlei, so namentlich dies, daß zwischen den älteren Gedanken und den neuen eine Brücke geschlagen werde; — ohne Bild geredet: daß man in dem älteren Gedankenkreise zuerst die dem neuen verwandten Vorstellungen wachrufe, damit die neuen von vornherein einen freundlichen Empfang finden; und daß das Neue nicht in fremdartigem Gewande auftrete, sondern, soviel tunlich, in gangbaren, vertrauten Ausdrücken; dahin gehört ferner, daß man nicht dunkle Stichworte, die einen ganzen Komplex von methodischen Maßnahmen umspannen, ohne weiteres aufs Tapet bringe, sondern die einzelnen Maßnahmen gesondert diskutiere, eine nach der andern, ja vielleicht die eine oder andere einstweilen zurückhalte. Nach diesen guten Regeln der Apperzeption und der Dialektik bin ich immer verfahren."[1])

Wir streifen hier eine besondere Seite seiner Schreibweise, auf die wir einzugehen haben, nämlich wo er eine Wahrheit

[1]) Der didaktische Materialismus. S. 157. (Ges. Schr. II, 2.)

Andersdenkenden gegenüber klarzulegen und zu verteidigen hat, kurz gesagt: die Art und Weise seiner Polemik.

„In der Auseinandersetzung mit gegnerischen Ansichten," heißt es in einer der biographischen Broschüren, „stellt Dörpfeld sich eine höhere Aufgabe, als dies gewöhnlich geschieht. Er fragt nicht danach, wie den Gesinnungsgenossen sein Polemisieren gefällt, sondern was die Gegner dazu sagen; sein letztes Ziel ist, den Gegner nicht bloß zu widerlegen, sondern ihn zu überzeugen, zu gewinnen. Wer sich das aber als Aufgabe stellt, der muß es mit allen Mitteln und Formen der Debatte ernst nehmen. Zunächst muß die Verhandlungsweise durchaus nobel sein. Es ist also ausgeschlossen jene plebejische Art des Streitens, die ihre Kraft in Schlagworten und Parteiphrasen sucht, oder jene andere Art, welche meint, etwas Besonderes geleistet zu haben, wenn dem Gegner ein derber Hieb versetzt ist; oder jene noch niedrigere, die mit Schimpfworten um sich wirft — z. B. hier mit den Vorwürfen: Revolutionär, Demokrat 2c., dort mit: Dunkelmann, Mucker 2c."

„Doch das ist nur die negative Seite. Fragen wir, was positiv geschehen muß, so gilt es vor allem, einen genauen Plan zu entwerfen, worin ein Schritt den folgenden vorbereitet, ein beleuchtender Gedanke den folgenden trägt und hält, und dann diesen Plan in Geduld, Umsicht und Sorgsamkeit auszuführen."

„Auf einen Punkt, den Dörpfeld für eine unerläßliche Hauptsache bei einer solchen Weise des Verhandelns hielt, will ich noch besonders hinweisen. Er war durch einen Ausspruch des Philosophen Hegel darauf aufmerksam geworden. Hegel sagt nämlich: „Wer einen Gegner wirklich überwinden will, der muß sich vor allem in das Zentrum seiner Kraft versetzen." Wo ist aber das Zentrum der gegnerischen Kraft? Offenbar in dem, worin auch die gegnerische Ansicht Wahrheit hat. Für gewöhnlich nimmt man an, bei der Polemik käme es darauf an, des Gegners Schwäche, das ist seine Irrtümer, zu erspähen und gegen diese vorzugehen. Hegel fordert dagegen gerade umgekehrt: man müsse sich vor allem klar machen, wie weit auch die gegnerische Ansicht Wahrheit besitze, weil darin ihre Stärke liege. Geschieht das nicht, so mag man vielleicht dem Gegner einige empfindliche Niederlagen bereiten, aber wirklich überwinden, das ist so überwinden, daß er sich für besiegt erklärt, wird man ihn nicht."

„In dem Ausspruch Hegels liegt indessen nicht nur eine intellektuelle, sondern auch eine moralische Anforderung, nämlich die, dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

„Wie Dörpfeld es verstanden hat, den Hegelschen Rat sich zu nutze zu machen, kann hier nicht näher dargelegt werden; wer beim Lesen seiner Schriften den gegebenen Fingerzeig beachtet, wird es ohne Zweifel bald selber merken."

„Dörpfelds Schriften sind überhaupt in jedem Betracht so charakteristisch — nicht in Äußerlichkeiten, aber in ihrem ganzen Gepräge, in Inhalt und Form — daß jemand, der auch nur eine einzige derselben mit Bedacht gelesen hat, mutmaßlich bei jeder anderen bald schon an diesem Gepräge den Verfasser erraten würde."

Ein anderes Urteil in dieser Beziehung lautet:

„Dörpfeld ist auf keinem Gebiet ein Eklektiker. Wo er etwas gesagt hat, da war es immer etwas Besonderes, ihm Eigentümliches, also etwas Neues in irgend einer Art. Manche wünschen nun, daß er das nur im Anschluß an irgend eine Partei hätte tun sollen. Wir meinen aber, die Ethik verlangt das gerade Gegenteil; wer etwas Besonderes und Wichtiges zu sagen weiß, der hat die Pflicht, es zu sagen, auch wenn er den liebsten Freunden das Konzept damit verderben sollte."

„Er hat dabei mit allen Richtungen gerechnet, aber nicht, um es allen recht zu machen, sondern um allen gerecht zu werden."

„Würde jeder pädagogische Schriftsteller sich Dörpfeld in strategischer und taktischer Hinsicht auch nur als Muster einmal ansehen, so würde allmählich auch in der Pädagogik eintreten, was Moltke und Bismarck im Völkerleben bewirkt haben: das unaufhörliche Befehden dürfte aufhören und dafür ein Wettkampf in der Erarbeitung und Verbreitung positiver Güter eintreten."

Wie sehr es ihm um die ethische Bestimmtheit schriftstellerischen Arbeitens zu tun war, und nicht um Parteigenehmheit und Schulgerechtigkeit, zeigt recht charakteristisch sein Schutzbrief an einen älteren Herbartianer zu Gunsten eines jüngern, der in einem Schulblatt-Artikel gegen die „reine Lehre" verstoßen hatte:

„Beunruhigen Sie sich nicht über Ns. Verstöße gegen die „reine Lehre". Unter den Schulblattlesern richten dieselben kein Unheil an. Eine nachträgliche Korrektur müßte sehr ausführlich sein, oder sie würde mehr schaden als nützen. Herr N. ist ein

Mann, der das, was sich ihm zu lernen darbot, überall treulich gelernt hat, der Verstand besitzt und dazu esprit, und was mehr ist als alles dies zusammen, eine lautere, selbstlose Gesinnung, und zwar nicht eine solche, die niemanden etwas zuleide tut, weil sie überhaupt nichts tut, sondern die handeln will und handelt. Das sind Leute, die man sich merken muß, die man nicht durch schrittlings nachgehende Kritik vor der Öffentlichkeit scheu machen darf, sondern ihnen durch zuvorkommende Ratschläge zu Hülfe kommen muß. „Den Geist dämpfet nicht," sagt der Apostel, und er weiß warum. Mein Wunsch wäre, daß Sie sich des Herrn N. vorsorglich annehmen möchten, wie man sich jemandes annimmt, aus dem man gern etwas Rechtes werden lassen möchte. Ich bin überzeugt, er wird Ihnen für diesen Liebesdienst von Herzen dankbar sein, und Sie werden dadurch unserer Herbartischen Sache einen Missionar und Streiter großziehen, der Ihnen Freude machen wird. Hätte ich bei der Gründung des Schulblattes auch nur drei solcher Helfer gehabt wie Herr N. ist, mit all seinen Schwächen und Vorzügen, so würden diese drei in meinen Augen die sämtlichen bisherigen Helfer nicht nur aufgewogen, sondern weit übertroffen haben. In meinen angelegentlichsten Arbeiten habe ich zeitlebens sozusagen einsam da gestanden und mir mit eigner Hand Bahn brechen müssen. Dann hätte ich wenigstens Stützen, Helfer und Rückendecker gehabt. Schon mit einem einzigen solcher Helfer hätte ich gern vorlieb genommen."

„Mein Standpunkt in dieser Sache hat nichts mit persönlicher Sympathie oder dergleichen zu tun; er ist prinzipieller Natur. Am 300jährigen Reformationsjubiläum 1817 sagte der bekannte Theologe Menken in Bremen in seiner Predigt u. a.: „Wenn die Wahrheit und die Freiheit beide in Gefahr sind, so muß zuerst die Freiheit gerettet werden, denn die Wahrheit wird dann für sich selbst sorgen." Ich verstehe den Rat, daß zuerst die Freiheit gerettet werden müsse, nicht bloß im sozialen Sinne, sondern auch in Anwendung auf das Privatleben, auf die freie Aktion der Einzelperson. Ist mir die Gesinnung einer Person verbürgt, und weiß ich ihr Denken im ganzen auf gutem Wege, dann mache ich mir um etwaige Ketzereien und Schwächen nicht die geringste Sorge, weder im Blick auf diese Person, noch in Rücksicht auf andere; aber es ist mir ein Gegenstand großer

Sorge, darüber zu wachen, daß ihre Tatkraft und ihr guter Mut nicht gelähmt werde. So verstehe ich auch des großen Apostels großes Wort: „Den Geist dämpfet nicht.“ So auch Herbarts großen pädagogischen Gedanken, daß die Methodik zu oberst die Weckung des Interesses, der Selbsttätigkeit im Auge halten müsse.“

„Das Gegenteil des Paulus-Menken-Herbartschen Grundsatzes haben wir in seiner krassesten Form gesehen weiland an Luthers Epigonen, an jenen Wächtern der „reinen Lehre“ in der Reformationskirche. Dieser Dämon geht in milderer Gestalt aber auch heute noch um — nicht bloß in den theologischen „Schulen“, sondern auch in den philosophischen, politischen u. s. w. und nicht am wenigsten bei denen, welche sich mit Emphase „liberal“, „freisinnig“ u. s. w. nennen. Lassen Sie mich abbrechen. Es ist ein langes, trauriges Kapitel.“

In einem Brief an den jüngeren Freund, den Verf. jener Arbeit, heißt es in Beziehung auf dieselbe:

„Ihre Darlegungen werden ohne Zweifel anregend wirken, und das ist einstweilen die Hauptsache. Die Anregungen würden freilich noch tiefer gehen, wenn die Gedanken die volle Abklärung und Ausreifung erhalten hätten. Am meisten macht sich das Bedürfnis größerer Klärung fühlbar auf dem ethischen Gebiet. Was sonst nicht abgeklärt ist, rührt von jenem Mangel her, wenigstens zumeist. Bei voller Ausreifung würde auch der Stil einfacher und durchsichtiger werden; auch würde dann die praktische Wichtigkeit des Grundgedankens noch deutlicher heraustreten. Doch das kann ja nachgeholt werden.“

„Nun, arbeiten Sie rüstig weiter, mein Lieber. „Den Geist dämpfet nicht.““ — —

Noch ein hierher gehörender Charakterzug seiner Schreibweise sei hier angedeutet. Was er schrieb, war nicht nur Verstandesarbeit, sondern der ganze Mensch war mitbeteiligt. Dies Eintreten der ganzen Persönlichkeit gab den Worten Kraft und Wärme. Er selbst sagt einmal:[1])

„Der deutsche Geist verlangt, daß bei seinem Denken und Schaffen auch das Gemüt zu seinem Rechte komme, und ganz besonders das Innerste desselben, das sittliche und religiöse Ge-

[1]) Did. Mat., S. 48. Anmerkung. (Ges. Schr. II, 2.)

wiſſen. Es iſt aus dem Herzen des deutſchen Volkes geredet, wenn ſein intelligenteſter Dichter ſagt: „Das iſt ein armer Menſch, an dem der Kopf das Beſte iſt —“ oder wie es an einem andern Orte präciſer lautet: „Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne — und wenn er alle Weisheit und alle Erkenntnis hätte — und nähme doch Schaden an ſeiner Seele.“

Und die mehrfach citierte Broſchüre (von Kaſten) ſagt einmal: „Wer ein Beiſpiel dafür wünſcht, wie die innere Anteilnahme des Autors an dem dargeſtellten Stoffe imſtande iſt, der Ausdrucksweiſe hohe Schönheit und dichteriſchen Schwung zu verleihen, der leſe den erſten Teil der Schrift: „Der didaktiſche Materialismus.“ (Geſ. Schr. B. II, 2.)

Die Tatſache jener vollen innern Teilnahme an ſeinen Schriften zeigte ſich, wie wir ſpäter ſehen werden, in ihrer Wirkung auch darin, daß jede irgendwie polemiſche Arbeit ihm Gemüt und Körper in hohem Maße angriff.

In einem Briefe aus dem Jahre 1862 kommt er ſelbſt auf ſeine Polemik zu reden:

„Ihrer Bemerkung über die dornige Außenſeite meiner ſchriftlichen Darſtellungen kann ich leider nicht widerſprechen; auch haben Sie wohl nicht mit Unrecht die Folgerung daraus gezogen, daß jene Eigenſchaft der Aufnahme meiner Idee vielfach Eintrag tun werde.“

„In der Erklärung meiner Schreibweiſe haben Sie ſich jedoch geirrt, wenn ich anders mich ſelber ein wenig kenne. Von Verbitterung gegen Verhältniſſe, Perſonen und Stände fühle ich mich ſo frei, wie es bei meiner Anſchauung vom Schulweſen, die leider nach faſt allen Seiten hin Front machen muß, vielleicht wenigen möglich ſein würde; nach meinen perſönlichen Verhältniſſen gehöre ich in der Tat zu den wirklich zufriedenen Schulmeiſtern, deren es nach alter Sage bekanntlich nicht viele geben ſoll. Über geſcheiterte Pläne und vereitelte Hoffnungen perſönlicher Natur brauche ich nicht zu klagen, denn da mir eine ſonderliche Liebe zur Freiheit angeboren und anerzogen iſt, und ich demzufolge ſchon frühzeitig den Grundſatz befolgt habe, von Menſchen möglichſt wenig zu begehren, ſo bin ich auch in der glücklichen Lage geweſen, von Menſchen wenig betrübt worden zu ſein. Aus ſolchen Quellen kann alſo die Widerhaarigkeit meiner Aufſätze nicht entſprungen ſein. Auch leide ich nicht an überreizten Nerven, oder

an Überhast in Gedanken, Worten und Entschlüssen; vielmehr wird man mich in der Regel für einen Mann von ruhigem Gemüt und Geblüt passieren lassen. Ihre Hinweisung auf die hiesigen landschaftlichen Verhältnisse und Zustände hat jedoch etwas Richtiges getroffen, obgleich die Gegensätze nicht so geschärft sind, wie Sie es sich zu denken scheinen. Die Rheinfranken — welche übrigens nicht mit den leichtblütigen Oberrheinländern, von Köln an aufwärts, verwechselt werden dürfen — haben allerdings die Unart an sich, daß sie gern frei und frank ihre Meinung sagen; das ist denn auch mein Erbteil. Dazu kommt, daß ich von der Zeit an, wo mein selbständiges Denken erwachte, vor Majoritäten als solchen keinen sonderlichen Respekt hegte und als 23jähriger Jüngling vor zahlreichen Lehrerversammlungen just dieselben Anschauungen einsam und ohne Sekundanten vertreten mußte und vertrat, für die ich heute im Schulblatte einstehe. Weiter habe ich ja zu beichten, daß ich an die Erbsünde glaube und dazu auch die Denkfaulheit rechne, und darum, wo mein Denken mit ihr zusammenstößt, mich für verpflichtet halte, sie je zuweilen recht derb vor den Kopf zu stoßen, weil eine 6000jährige Geschichte lehrt, daß ihr sonst nicht beizukommen ist. Natürlich kann das ohne verdrießliches Murren und Knurren für den ersten Moment nicht abgehen; allein, was schadet das? Die Wahrheit ist nicht an den Moment, nicht einmal an eine Generation gebunden. Das derzeitige Lehrergeschlecht — wozu Sie und der Schreiber dieses auch gehören — wird ohne Zweifel als ein solches, das des verheißenen Landes nicht würdig ist, in der Schulwüste sterben müssen. Offen zu reden, hat es jedoch mit meiner dornigen Schreibweise noch eine besondere Bewandtnis. Warum mag die „Königin der Blumen" auch mit Dornen versehen sein? Ich habe mir immer gedacht, es sei darum geschehen, damit „böse Buben" sie nicht als einen Raub davontrügen, und uns andern die Freude an der schönen Gottesgabe ungeschmälert bleiben möchte. Sie werden mein Gleichnis auch ohne Deutung verstehen und, falls Sie Vater sind, auch gern gestatten, daß ich mein Kind mit etwas eifersüchtiger Liebe lieben, und meine Idee für eine rosa centifolia halten und behandeln darf, wenn sie in den Augen anderer auch nur eine rosa canina sein sollte."

Ein anderer urteilt über die Art seiner Polemik:

„Besonders anziehend sind auch die kritischen Partien in

Dörpfelds Schriften. Seine Polemik ist frei von persönlichen Ausfällen und bei aller Bestimmtheit stets von vornehmer Sachlichkeit. Es kommt ihm nicht darauf an, den Gegner zu vernichten, sondern ihn zu überzeugen, Verständigung mit ihm zu suchen. Ziel ist ihm stets Ermittelung der Wahrheit. „„Wenn die Wahrheit deutlich und aus lauterem Sinn bezeugt wird, so darf man ihr immer viel zutrauen.““[1]) Von schneidender Schärfe ist er nur da, wo es gilt, offenkundiger oder versteckter Unbill zu wehren oder anmaßlichen Dilettantismus in die gebührenden Schranken zurückzuweisen.“[2])

Was Form und Stil anbetrifft, so hören wir zunächst, welche Anforderungen er selbst an sprachliche Leistungen überhaupt stellt. In seiner Schrift: Zwei dringliche Reformen im Sach- und Sprachunterricht heißt es:

„In einem Teil der gelehrt-fachwissenschaftlichen Literatur, die mir bei meinen Studien durch die Hände ging, fiel mir etwas auf, was mich anfänglich sehr befremdete. Es war ein gewisses Gebrechen in der sprachlichen Darstellung. Selbstredend denke ich dabei nicht an sogenannte „Sprachdummheiten“, überhaupt nicht an Grammatik und dergleichen sprachpolizeiliche Dinge, um welche die Schule sich gewöhnlich so viel Sorge macht; sondern an das, um deswillen der Franzose sagt: le style c'est l'homme, — was also von der Gesamtbildung abhängt, woran je nach dem Stoffe auch Gemüt und Charakter beteiligt sein können, worauf jedoch die Schulgrammatik als solche unmittelbar wenig oder gar keinen Einfluß hat. Das gemeinte Gebrechen besteht in einer ungewöhnlichen Schwerfälligkeit des Stils, die sich für den Leser häufig auch als Unklarheit und Undeutlichkeit fühlbar macht. Nicht selten pflegen dann auch erschreckend langatmige Sätze mit unterzulaufen; ich meine nicht kunstmäßig geformte Perioden, die an und für sich nicht schwer verständlich zu sein brauchen, sondern das, was man Satzhaufen heißen müßte, wo die Einzelsätze teils wieder und wieder ineinandergeschachtelt, teils wie aufs Geratewohl aneinandergeschoben sind. Solch ein Satzungeheuer sieht dann aus wie jene alten Gebäude, wo im Laufe der Zeit bald hier, bald dort ein Stück angebaut, hineingebaut und aufgebaut worden ist, so daß der gescheiteste Architekt nicht mehr zu sagen weiß, welchen Stil

[1]) Der didaktische Materialismus. (Ges. Schr. Band II, 2. S. 43.)

[2]) Kasten, F. W. Dörpfeld.

es repräsentiert, wenn es nicht der Barbarenstil heißen soll . . . Was wird nicht alles für schön, für erhaben, für meisterhaft gehalten! Da wird in den öffentlichen Blättern irgend einer Festrede nachgerühmt, sie sei sehr „schwungvoll" gewesen, — und in der Tat, ohne „Schwung" scheint es heutzutage kein Beifall suchender Festredner mehr zu tun; — vielleicht bestand aber das Schwungvolle lediglich im Echauffement, Wortschwall, künstlich aufgebauschten Perioden, hochtrabenden Ausdrücken, kraftvollem Pathos und vor allem in reichlich eingestreuten Parteiphrasen und -Stichworten. Vor einem Publikum, das diese Art von Schwung schön findet, wäre Demosthenes unzweifelhaft durchgefallen . . . Hören wir den anerkannten Hauptgesetzgeber auf dem Gebiete des sprachlich Schönen. Lessing sagt in seiner kurzen, schlagenden Weise: „Die größte Deutlichkeit ist die größte Schönheit." Das heißt also: alle Schönheit in der Sprache wird gemessen an der Deutlichkeit. Wohlverstanden: er verbietet nichts von all den Mitteln, welche für tauglich erachtet werden, um die Schönheit der Rede zu heben; er sagt vielmehr gleich dem Heidenapostel auf anderem Gebiete: „alles ist euer." Allein er erkennt von jenen Mitteln keins von vornherein als tauglich an, sondern behauptet: sie müssen das erst dadurch beweisen, daß sie zur Deutlichkeit des Gedankens beitragen. Tun sie das nicht, so sind sie wertlos, bloßer Flitter, der das Fehlen der echten Schönheit verdecken soll; und hindern sie gar die Deutlichkeit, so bedeuten sie das Gegenteil von Schönheit und sind vom Übel. Der sprachliche Ausdruck muß dem Gedanken so eng anliegen, wie die Haut dem Leibe; er muß dem Inhalte wie angewachsen sein. Soll irgend einmal die Sprache noch etwas anderes leisten, als der Wahrheit und der Schönheit zu dienen, also etwa den momentanen Eindruck verstärken, oder überreden, überrumpeln, bestechen u. s. w., so gehen uns diese Zwecke und ihre Mittel, auch wo sie erlaubt wären, nichts an; mit der eigentlichen, der angewachsenen Schönheit haben sie nichts zu tun."

Wir lassen nun noch zwei kurze Urteile über seine Schriften nach dieser Seite hin folgen:

„In der Form sind Dörpfelds Schriften von klar ausgeprägter, reizvoller Eigenart. Sie zeichnen sich aus durch musterhafte Gliederung und streng logischen Bau. Die Darstellungsweise ist klar und flüssig, humorvoll kernig oft und von individueller

Färbung, etwas umständlich zuweilen, aber nie ermüdend und langweilig. Selbst bei der Behandlung abstrakter Stoffpartien erreicht er eine bewundernswerte Plastik und Prägnanz des Ausdrucks. Stets ist die Darstellung beseelt von der Wärme und Eindringlichkeit innerer Überzeugung."

„Jede dieser Schriften bringt durchaus originelle Gedanken, und manche beschäftigt sich sogar mit einem noch gar nicht erörterten Problem. Selbst seine heftigsten Gegner rühmen die Fülle von fruchtbaren Anregungen, die ungemeine Klarheit, das Schöpfen aus eigenem reichen Wissen und reicher Erfahrung, wie die Leichtigkeit und Sicherheit seiner Schlußreihen. Wenn sie dagegen seine Breite und Umständlichkeit in der Darstellung und seine häufigen Wiederholungen tadeln, so verkennen sie die Absicht des Verfassers. Er suchte, wie selbst Stiehl zugestand, „Philosophie in die Pädagogik zu bringen"; da aber die Lehrerkreise, welche er vor allem ins Auge faßte, an philosophische Spekulationen auf diesem Gebiete nicht gewöhnt waren, so bemühte er sich, anschaulich und ausführlich jeden Gedanken darzustellen und die Hauptgedanken mehrfach zu wiederholen, wie ein guter Lehrer es überhaupt zu tun pflegt. Flüchtig geschrieben ist kein Satz. Jeder ist gefeilt und derart begründet, daß seine Gegner eine ernstliche sachliche Widerlegung bis jetzt nicht einmal versucht haben."

Wie sehr er selbst an seinem Stil arbeitet, zeigt eine Äußerung an einen jüngeren Freund:

„Habe ich schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß in Ihren Aufsätzen häufig die Sätze zu lang und kompliziert sind? Wenn nicht, dann lassen Sie mich den Rat geben, Ihren Stil unnachsichtlich in möglichst kurze Sätze zwingen zu wollen. Zwingen! zwingen! denn ein leiser Druck wirkt bei einem festgewurzelten Übel nicht. Ich weiß das zu gut aus eigener leidiger Erfahrung. Mein Stil war durch die Lektüre vieler philosophischer Schriften (Kant u. s. w.) ursprünglich ebenfalls in die Bahn langatmiger, komplizierter Sätze hineingeraten. Es hat viele Mühe gekostet, um das Übel einigermaßen loszuwerden. Ganz bin ich auch jetzt noch nicht mit mir zufrieden."

„Lessing und Goethe müssen Ihre Muster sein. Vielleicht ist es sogar nützlich, eine Zeitlang sich in der Nachahmung Viktor Hugos zu üben, damit nach und nach die rechte Mittelstraße herauskomme. Bei uns schwerfälligen Deutschen hat es keine Ge-

fahr, daß wir in dem zerhackten Stil Viktor Hugos stecken bleiben."

Wer seine Art zu arbeiten kannte, wußte, mit welcher Sorgfalt und Überlegung er schrieb, und wie er an dem Geschriebenen immer wieder feilte, wie Altmeister Goethe es einmal ausdrückt, „mit Stahlarbeiters Fleiß." Auch wenn eine Sache in betreff der Zeit drängte, wenn er von seiten des Verlegers oder näherer Freunde ernstlich gemahnt wurde, eine Arbeit bald fertig zu stellen, so konnte die Mahnung wohl die Wirkung haben, ihm das Gemüt zu bedrücken, aber von seiner alten Art und Weise ging er nicht ab: sie war ihm Gewissenssache. — —

Die eigentliche schriftstellerische Tätigkeit beginnt mit der Herausgabe des Ev. Schulblattes im Jahre 1857.[1]) Die Veranlassung zur Gründung desselben war folgende. Die von Direktor Zahn seit 1844 herausgegebene „Schul-Chronik" mußte nach neunjährigem Bestehen eingehen. Daß nun die evangelische Schule Rheinlands und Westfalens kein eigenes Organ mehr in der Presse hatte, wurde von allen tiefer Schauenden lebhaft gefühlt und beklagt. Auf Zureden vieler Kollegen sowie des Provinzialschulrats Dr. Landfermann und des Prof. Hülsmann entschloß sich unser Vater, die Sache in die Hand zu nehmen. Die Aussichten waren zwar wenig Hoffnung erweckend, hatte doch selbst ein Zahn sein Unternehmen nicht aufrecht erhalten können. Doch ist Gottes Segen sichtlich mit dem Blatte gewesen. Jetzt steht dasselbe in seinem 47. Jahrgange, und es wird nicht viele deutsche Schulzeitschriften geben, die gleich ihm in der glücklichen Lage sind, in allen Bezirken unseres Vaterlandes und darüber hinaus Leser und Mitarbeiter zu haben.[2])

Wie er selbst keinen Geldgewinn bei dieser Sache suchte, so rechnete er auch bei den Mitarbeitern, daß das geringe Honorar, was er nur zu bieten vermochte, sie nicht abhalten würde. In Bezug darauf schreibt er in einem früheren Zirkular an die Mit-

[1]) Evang. Schulblatt, begründet von Dörpfeld, jetzt herausgegeben von Horn, Hollenberg und v. Rohden. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

[2]) Das Beiwort „evangelisch" auf dem Titelblatt ist nicht im konfessionell-gegensätzlichen Sinn gemeint gewesen. Es war damals dadurch gegeben, daß bereits mehrere kathol. Schulblätter in den westlichen Provinzen bestanden, als dieses begründet wurde. Es hat zu seinen Lesern von jeher auch katholische gezählt, wie denn noch kürzlich ein katholischer Kreisschulinspektor in Bayern es „eines der gediegensten der Gegenwart" genannt hat.

arbeiter: „Als Lohn für die Arbeit soll das Honorar nicht gelten, den müssen die Mitdienenden an höherer Stelle suchen. Es soll nur eine tatsächliche Danksagung sein, und zugleich die Mitarbeiter in den Stand setzen, ohne eigene Unkosten selbst das Blatt halten zu können."

Über Zweck und Ziel war er sich auch bei dieser Arbeit klar bewußt. Später faßt er seine Absicht einmal kurz zusammen:

„Bei der Übernahme der Redaktion des Ev. Schulblattes waren es vornehmlich drei pädagogische Gedanken, die mir am Herzen lagen, und für deren allgemeine Anerkennung meine Feder arbeiten sollte. Teils durch Zahns Einfluß, teils durch Lektüre und Erfahrung darauf geführt, hatte sich schon von meiner Seminarzeit an mein Denken viel mit ihnen beschäftigt. Was sie vor meinen Augen aus der Reihe der übrigen pädagogischen Wahrheiten heraushob, war namentlich der Umstand, daß in ihrer Nichtachtung oder Versäumung die Grundfehler der zur Zeit herrschenden oder wortführenden pädagogischen Denkweise liegen — und zwar sowohl der Partei, welche sich gern die „fortschrittliche" nennt, als des großen Haufens, welcher sich träge nachschleppt. Andrerseits lassen sie sich auch dadurch charakterisieren, daß man wohl sagen darf, alle ernstgesinnten und nüchternen einsichtigen Schulmänner aller Zeiten seien in ihrer Anerkennung einig gewesen — wie verschieden sie auch in anderer Beziehung gedacht haben mögen. Für diese Grundsätze eintreten heißt also — wie ich mir wohl bewußt war — wider den in der Pädagogik herrschenden Strom schwimmen. Wiederum war ich mir aber auch bewußt, daß ich dabei mit den Regulativen in Konflikt kommen würde — wenn auch nicht in den Zielen, so doch in den Mitteln und Wegen."

„Jene Grundsätze sind diese:

1. Unter den Erziehungszielen ist das erste und oberste die Gesinnungs- und Charakterbildung: darum müssen alle Einrichtungen, Mittel und Arbeiten so geartet sein, daß dieses Ziel das erste und oberste bleibt.

2. In der Unterrichtsmethode ist — das Prinzip der Anschaulichkeit vorausgesetzt — die gründliche und vielseitige Durcharbeitung des Lehrstoffes die Hauptsache: darum muß das Quantum desselben unerbittlich und rücksichtslos beschränkt werden, wenn es der Durcharbeitung im Wege steht.

3. Nur bei einem würdigen und nutzbaren Inhalt bleibt die formale Schulung gesund und fruchtbar: darum muß alles bloß formalistische Treiben — sei es im Sprachunterricht oder wo es sonst um sich gegriffen hat — als ein schlimmer Irrweg bekämpft werden."

Obwohl er einerseits bestimmt wußte, was er wollte, und andrerseits sich nicht scheute, frei Farbe zu bekennen, war er doch weit entfernt davon, seinen Weg in selbstbewußter, selbstvertrauender Weise zu gehen. Heißt es doch in einem seiner Briefe aus jener Zeit an einen bewährten alten Schulmann, Seminardirektor Stern:

„Fürs erste möchte ich Sie herzlich und dringend bitten, mir in meiner Eigenschaft als Redakteur mit einigen Winken und Ratschlägen aus Ihrer reichen Erfahrung zu Hülfe zu kommen. Ich habe den Redaktionsposten nicht gesucht, er ist mir von den mitverbundenen Freunden aufgedrängt worden; nach langem Sträuben habe ich endlich in Gottes Namen die Sache in die Hand genommen. Des „kleinen Knaben" Salomo Gebet ist mir dabei gut zu statten gekommen. Der Herr hat auch bis dahin gnädiglich geholfen. Aber ich sehne mich doch manchmal recht sehr danach, auch einmal Urteil und Rat von ferner stehenden, einsichtigen Schulmännern vernehmen zu können. Aus dieser Sehnsucht heraus bitte ich denn: Sagen Sie mir gütigst Ihr Urteil über unser Werk! Sagen Sie, wo wir nach Ihrer Ansicht den rechten Weg eingeschlagen haben! Tadeln Sie, wo die Richtung verkehrt ist, wo wir bessern müssen."

Auch in späterer Zeit, als er auf dem Gebiet des pädagogischen Schriftstellers manchen selbständigen Schritt getan, manchen Kampf ausgefochten, war ihm dieser Zug, das Bedürfnis, das Sehnen nach Freundes-Rat und Hülfe noch immer eigen. Der Grund lag wohl darin, weil er es mit seiner Arbeit so ungemein ernst und gewissenhaft nahm. So schreibt er einmal an seinen alten Freund Klingenburg:

„Die Besorgnis, daß der Aufsatz nicht rechtzeitig druckfertig sein werde, erschwerte die Arbeit. Dazu kam eine Gemütsbeunruhigung, mit der ich stets zu kämpfen habe, wenn öffentliche, obrigkeitliche Ordnungen und Zustände scharf kritisiert werden müssen. Durch die Kopfanstrengung einerseits und die verschiedenen Besorgnisse andrerseits verfing sich mein innerer Zustand so, daß

ich ganz nervös angegriffen war. — Ich hätte einen älteren Freund bei der Hand haben müssen. Da habe ich oft Dich auf einige Tage hergewünscht. Aber es ist eben mein Teil, die inneren Kämpfe meist allein durchmachen zu müssen."

Einem süddeutschen Freunde charakterisiert er einmal das Blatt als ein solches, welches die Stütze einer Partei, sei sie politisch oder kirchlich, entbehren müsse, und fährt dann fort:

„Unser Blatt ist als ein freies zur Welt gekommen, und muß dies sein Privilegium wohl bewahren: es dient allen guten Mächten, die Gott dienen wollen, aber es macht sich von keiner äußeren Macht abhängig; ob nun diese oder jene „neue Ära" in Staat oder Kirche anbricht, ist ihm zwar nicht gleichgültig, aber es bleibt von jeder Modeströmung frei. Endlich noch gilt das Bestreben unseres Blattes der Entwickelung eines in berechtigter Eigentümlichkeit sich darlebenden Schulstandes. An einem solchen wird die Kirche einst eine bessere Hülfsmacht haben, als an einem, der ein Stand heißt, aber nicht auf seinen Beinen stehen kann."

Seine literarische Arbeit konzentrierte sich fortan auf das Schulblatt. Fast alle seine Schriften, auch die größeren, sind als einzelne oder zusammenhängende Schulblattartikel entstanden. Aber neben eigener fleißiger Mitarbeit ließ er es sich angelegen sein, tüchtige Männer als Mitarbeiter zu werben. Er scheute keine Mühe, lange ausführliche Briefe zu schreiben, um einen Mann, an dessen Mitarbeit ihm gelegen war, für die Sache zu gewinnen. Hat er auch hier manche vergebliche Arbeit getan, so ist ihm doch auch durch dieselbe mancher Mitarbeiter, ja Freund zu teil geworden. Zu den letzteren gehörte der Baseler Professor der Theologie Auberlen, dessen frühes Sterben ihm sehr nahe gegangen ist. In dem ersten Brief an denselben deutet er an, warum und nach welcher Seite hin ihm seine Mitarbeit besonders erwünscht ist.

— — „Die Gelehrten, welche ihre Wissenschaft zu Gottes Ehre treiben, und namentlich diejenigen, welche die Wissenschaft vom Himmelreich pflegen, sollten sich an den Kindern der Welt in Ansehung der Klugheit ein Beispiel nehmen. Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch. Von Rechts und Klugheits wegen sollte es keinen gläubigen Professor geben, der nicht seine gewonnenen Einsichten auch der ganzen Gemeinde in möglichst verständlicher Form zum besten gäbe. Welch einen Damm würde der

teure Bengel dem einbrechenden Rationalismus entgegengestellt haben, wenn er seinen „Gnomon“ statt den Gelehrten in lateinischer Sprache, der Gemeinde in verständlichem Deutsch gegeben hätte. Nicht in Sauls Rüstung, sondern in seinem Alltagskleide hat David die Philister überwunden durch Gottes Kraft. Nicht die Waffen der Gelehrten, sondern zumeist das übriggebliebene Häuflein der lebendigen Christen hat den Rationalismus aus der Kirche vertrieben, soweit er eben vertrieben ist. Die Gelehrten sind dann hinterher gekommen und haben in ihrem Kämmerchen auch etwas aufgeräumt. Es wird freilich den alten Menschen hart angehen, wenn ein Professor ob solches Heruntersteigens zu den Niedrigen von seinen Zunftgenossen nicht mehr für „voll“ angesehen wird. Der liebe Schubert hat auch diese Schmach getragen, dafür aber auch die Ehre, von vielen als der rechte Wegweiser zum Brothause geehrt und gesegnet zu werden. Welchen Einfluß hat Leo durch seine Artikel im Volksblatt ausgeübt!“

„Nach meinem Bedünken dürfte aber einem Professor der Theologie und der nächstverwandten Fächer kein Mittel zur Verwertung seiner Gaben näher liegen, als gerade die pädagogischen Zeitschriften. Der Schulstand, namentlich in der Elementarschule, ist verhältnismäßig noch jung, ohne eigentliche Geschichte, ohne traditionelle Versessenheiten. Es ist etwas „Amerikanisches“ in ihm. Da, wo er schon von Herzen dem Evangelio zugewandt ist, trägt er offenkundig mehr den Charakter des Jüngerhaften, der Unbefangenheit und der Empfänglichkeit. Dazu kommt ferner die günstige Stellung, die der Elementarlehrer hat, um mittelbar durch die Kinder wie im unmittelbaren Verkehr in die Familien hinein wirken zu können; eine Stellung, die auf den ersten Blick erkennen läßt, daß eine gesunde Einwirkung auf diesen Punkt sich in dreißig, sechzig und hundertfältiger Richtung segnend ausbreiten kann.“

„Endlich noch eins. Die Elementarschule, oder genauer: der Elementarlehrerstand, hat als Stand bisher in der Geschichte der Kirche noch keine Rolle gespielt. Einmal, weil er überhaupt noch jung ist, und dann, weil sein jetziger Charakter vorwiegend ein Produkt des Staates und der modernen naturalistischen Pädagogik ist. Sobald einmal die Mehrzahl oder der Kern seiner Glieder bewußt in den Dienst des Reiches Gottes und in den Besitz seiner Kräfte eingetreten sein wird, so wird die Lage der Dinge sich merklich ändern.“

In einem andern Werbebrief, an den damaligen Schulinspektor, späteren Seminardirektor Schüren gerichtet, heißt es unter anderem:

„Ein Blatt, das so angelegt ist, wie das unsrige, hätte unter diesen Umständen eine große Aufgabe. Auch sind — wenn ich von meiner Person absehe — alle Bedingungen zu einem gesegneten Erfolge vorhanden. Es ist in den Händen eines praktischen Lehrers und ganz frei nach allen Seiten hin; praktische Lehrer, sofern sie anders tüchtig sind, können nach Bedürfnis zum Wort kommen. Die Mitarbeiterschaft ist mannigfaltig: Die Universität und das Gymnasium, die Realschule und die höhere Töchterschule, die Schulverwaltung und die Kirche, das Lehrer- und Lehrerinnen-Seminar und die Elementarschule sind in würdiger Weise vertreten. — Mit des Herrn Wort: „So ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder ꝛc.“ ist dem Schulstande, der berufsmäßig die Aufgabe hat und tagtäglich die Mahnung empfängt, umzukehren und wie die Kinder zu werden, für die Entwickelung des Reiches Gottes eine große Verheißung gegeben. Sporadisch ist diese Verheißung wohl hie und da zur Erfüllung gekommen, z. B. beim Präzeptor Bengel, der schwerlich in einer pfarramtlichen Wirksamkeit das geworden wäre, was er im Präzeptorat geworden ist. Aber im großen und ganzen ist die Schule, und speziell die Volksschule, in eine originale Wirksamkeit für die Kirche noch nicht eingetreten. Die moderne Volksschule hat sich von den traditionellen Ideen und Gewohnheiten ihrer rationalistischen Jugendzeit und den zweideutigen Umarmungen des Staates noch nicht los und frei machen und auf ihre ureigene Aufgabe samt Verheißung besinnen können. Wenn einmal dieser Prozeß vollzogen und die Schule in dem Kern ihrer Diener innerlich mit Haus und Kirche fest vereinigt sein wird, kraft der innersten Vereinigung mit dem „Haupte der Gemeinde“, dann wird die Verheißung des Herrn über die Schule allen sehenden Augen offenbar werden; dann werden — um nur eins zu nennen — die Väter der Kirche einsehen lernen, daß sie mit ihrem „Religionsunterricht“ seit fast 200 Jahren so gut wie nichts gelernt haben, dann werden auch die Herzen dieser Väter sich zu den Kindern bekehren und sich erneuern, erfrischen, verjüngen lernen. Vermöge dieser Anschauung ist es bisher meine Hauptsorge gewesen, das Schulblatt so zu dirigieren, daß es an seinem geringen Teil dahin

wirke, damit einmal ein Kern im Lehrerſtande ſich auf ſeine originale Aufgabe und deren Verheißung beſinnen, und mit klarem Blick und feſtem Willen dafür eintreten möge. Darum habe ich die peripheriſche Schulpraxis etwas zurücktreten laſſen und möglichſt ſolche Arbeiter zu bekommen geſucht, die ſich in der Nähe des Zentrums halten, und da Licht verbreiten helfen. Mögen manche derſelben nach Form und Inhalt noch vielen Lehrern an den Ohren vorbeigehen, oder nicht genug handliches Material darbieten. Das darf mich nicht anfechten: ich bin wenigſtens dem guten Willen nach auf dem ſichern Wege, den „Meiſter" Spener angeprieſen, und den der noch größere Meiſter (welcher nicht mit viel Volks, ſondern mit ſeinen Siebzigen und Zwölfen angefangen hat, „alle Welt" zu lehren) klärlich vorgewandelt hat, nämlich auf dem: eine ziemliche Anzahl von wahrhaft nach Chriſto geſinnten tüchtigen Lehrern zu einem Kern ſich zuſammenfinden zu laſſen."

Seine eigene religiöſe Stellung kennzeichnet er in einem andern dieſer Briefe mit folgenden kurzen Worten:

„Sollten Sie vielleicht noch fragen, wie mein perſönlicher Standpunkt, außer meiner Redakteurſtellung, beſchaffen ſei, ſo will ich auch darauf, ſo gut es in der Kürze geht, mit deutſcher Offenheit Antwort geben. Mit Taulerus und Thomas von Kempen bin ich gut katholiſch, mit Dr. Luther und Johann Arnd gut lutheriſch, mit Terſteegen gut reformiert, und mit Melanchthon, Spener, Bengel und Oetinger gut unioniſtiſch; kurz: ein guter deutſcher evangeliſcher Chriſt."

„Es könnte wohl ſein, daß gerade dieſe meine — hinſichtlich der hiſtoriſchen Bekenntniſſe nicht ſcharfe, übrigens aber klare und entſchiedene — perſönliche Stellung, die den nächſt verbundenen Mitarbeitern bekannt war, unter des großen Gottes Barmherzigkeit mit dazu beigetragen hat, daß ſo verſchiedene Geiſter zu einem gemeinſamen Werke ſich haben zuſammenfinden lernen, und daß dieſes Werk bisher unter Gottes Segen ſo wohl gediehen iſt. Wir Menſchenkinder ſind freilich arme Sünder und wiſſen gar nicht viel; aber mit Gott können auch wir Taten tun." — —

Wenden wir uns nun den übrigen Schriften zu, und zwar zunächſt derjenigen Gruppe, der ſeine erſte und auch ſeine letzte ſelbſtändige Arbeit angehört: den Schulverfaſſungsſchriften.

„Der Schwerpunkt seiner Lebensarbeit lag in seinen Bestrebungen für die Neugestaltung der Schulverfassung auf dem Boden des unveräußerlichsten, ersten Rechtes an das Kind, nämlich des Familienrechtes, und nach dem Grundsatze gerechter Berücksichtigung und billiger Befriedigung aller anderweiten begründeten Ansprüche einer Einflußnahme auf die Erziehung der Jugend. Er wurde damit in einer Zeit, welche, unter dem Hereinwirken politischer Ansichten und insbesondere der Aufklärungsgedanken, die vom Elternhause abgelöste Schule auf den Schild erhoben hat, der Erneuerer jenes wichtigen Gedankens von Pestalozzi, daß der Schulunterricht anzuknüpfen sei an das Interesse von Vater und Mutter, ihre Kinder möchten angenehm werden vor Gott und den Menschen. Er wurde zum Anwalt der wahren Freiheit der Schule, das ist desjenigen Zustandes, bei welchem sie dem Zuge der Erziehungsidee ungehemmt Folge geben darf. Er hatte es ja im Heimatlande selbst erfahren, daß dort, wo dem Hause sein Anrecht auf die Mitverwaltung der Schule nicht verkümmert worden, die Leute viel eifriger bestrebt sind, für ihre Kinder zu sorgen, als anderwärts, wo Vater und Mutter aller Einfluß genommen, wo sie darum machtlos beiseite stehen und geschehen lassen müssen, was andere in der Erziehung ihrer Kinder zu verfügen für gut erachten.“[1])

In Bezug auf die erste Schulverfassungsschrift „Die freie Schulgemeinde“[2]) urteilt der bekannte rheinische Pädagoge Diesterweg, nachdem er dem Buche mehrmals eine warme Empfehlung hatte zu teil werden lassen: es habe hinfort niemand das Recht, in Schulverfassungsfragen mitsprechen zu dürfen, der nicht zuvor dies Buch studiert habe. Dies Zeugnis ist um so bedeutsamer, weil es ein erfahrener Schulmann einem jungen Autor gegenüber ausspricht, der in manchen Punkten eine ganz andere Denkweise hat.

In einem damaligen Brief unseres Vaters an Diesterweg heißt es:

„Schon im Frühling und Sommer des vergangenen Jahres hatte ich vor, Ihnen für die wiederholte freundliche Berücksichtigung meiner Schrift „Die freie Schulgemeinde“ auch auf dem direktesten

[1]) Aus den „Pädagogischen Studien“.
[2]) Ges. Schr. Band VIII.

Wege meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. Die vielerlei und vielen Arbeiten ließen mich leider die Ausführung dieser Dankespflicht immer zurückschieben."

„Als nun im Laufe des Dezember Ihre neue freundliche Beurteilung des Buches im Pädag. Jahrbuch 1865 mir zu Gesicht kam, ließ mir die alte Schuld keine Ruhe mehr, und ich bin zu meiner Freude daran, endlich meinem dankbaren Gefühle einen Ausdruck zu geben. Wohl weiß ich, daß Sie nicht um einem Menschen gefällig zu sein, sondern um der Sache willen geschrieben haben, allein das darf meinen Dank nicht schmälern. Ich will mich auch der Freude nicht schämen, die ein junger Autor empfinden muß, wenn sein Erstlingsversuch von einem älteren und angesehenen Kollegen eine so wohlwollende Beurteilung erfährt, wie dem meinigen von Ihnen widerfahren ist, darum will ich mich aber auch des Ausdrucks dieser Freude und des Dankes nicht schämen."

„In dem Artikel des Pädag. Jahrbuches war namentlich eine Ihrer Auslassungen mir sehr willkommen. Ich meine die, welche den Blick des Lesers von dem technischen Organisationsentwurf ab- und auf den theoretischen Teil, auf die Durcharbeitung der Prinzipien hinzulenken sucht. Trotz meiner wiederholten Bitten, der Leser möge so verfahren, wie Sie auch anraten, so haben doch von den vielen Rezensenten nur wenige darauf Rücksicht genommen. Sie rennen fast alle in Eile auf den Organisationsplan los, um ihre Leser mit einem von einem Skelett abgenommenen gruseligen Skelettchen zu erfreuen oder auch zu erschrecken, und glauben vielleicht Wunder was gesagt zu haben, wenn sie zeigen können, daß dieser oder jener Vorschlag „bei ihnen zu Hause" nicht passe. Mich dünkt, auch der schläfrigste Leser müßte aus dem Buche herausfühlen, daß es mir vor allem darum geht, neue Gedanken in die Köpfe, ein neues Ferment in die theoretischen Erörterungen über die Schulverfassungsfrage zu bringen, ja zuweilen solche Leute, die nur nachdenken oder nachsprechen, aber nicht selbst denken, ein wenig vor den Kopf zu stoßen, damit ihre Gedanken etwas aus der gewohnten Lage kommen."

„Weiter meine ich: wenn man auch einem Schulmeister nicht viel zutrauen will, so könnte man mir als einem guten Deutschen doch den Verstand zutrauen, zu wissen, daß im lieben Deutschland

ein von einem Schulmeister erdachter Schulorganisationsplan praktisch nicht mehr gilt, als ein Schlag ins Wasser oder ein Organisationsversuch der Wolken zum Besten der Landwirtschaft. Freilich, hätten wir Schulsynoden, so würde die Sache anders liegen, — aber die haben wir ja eben nicht. —“[1])

In dem Antwortbrief Diesterwegs, mit kranker Hand mühsam mit Bleistift geschrieben, erzählt derselbe ihm zunächst, wie er mit seinem kranken Sohne in Honnef geweilt und die Absicht gehabt habe, von dort einmal nach Barmen herüber zu kommen, um ihn zu besuchen. Durch Verschlimmerung im Zustand des Sohnes sei dann aber eine schnelle Rückkehr nach Berlin geboten gewesen, und er habe jenen Plan nicht ausführen können. Er fährt dann fort:

„Für jetzt bleibt mir daher nichts übrig, als Ihnen für Ihre Offenheit und Entschiedenheit recht herzlichen Dank zu sagen, und Sie in freundschaftlicher Hochachtung zu grüßen. Dies geschieht mit der Festigkeit, welche jene Eigenschaften, die aus allen Ihren Arbeiten hervorleuchten, in mir hervorrufen, obgleich wir, wenn auch einig in dem Ziele, in den Mitteln sehr stark, mitunter diametral differieren.“

„Dieser Umstand hat Sie nicht gehindert, andern Standpunkten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ich weiß mich darin mit Ihnen einig. So seien Sie denn nochmals gegrüßt, bis es mir schriftlich oder mündlich vergönnt ist, auf die in Ihrem Schreiben behandelten Gegenstände näher einzugehen.“

Doch zu solchem Zusammensein ist es nicht gekommen. Kurze Zeit nachher ist Diesterweg nach kurzer Krankheit verschieden.

Über die zweite der Schulverfassungsschriften[2]) lassen wir zwei Urteile von ganz verschiedener Seite folgen. Prof. Holtzmann in Straßburg schreibt über dieselbe an den Verleger:

„Was nun die Schrift selbst betrifft, so kann darüber kein Zweifel sein, daß sie zu den hervorragenden und beachtenswerten Leistungen der pädagogischen Literatur unserer Tage in erster Linie zählt. Es sind klare Gedanken in allgemein verständlicher

[1]) Ein weiteres Stück dieses Briefes, welches sich auf seine Herkunft und innere Entwickelung bezieht, ist im Abschnitt von der Jugendzeit S. 43 ff. mitgeteilt.

[2]) Die drei Grundgebrechen der hergebrachten Schulverfassung. Bd. VIII der Ges. Schr.

und nicht selten fesselnder Form. Überall erkennt man die solide Grundlage einer mit gesunden Sinnen und hellem Kopfe, aber auch mit warmem Herzen gemachten Erfahrung. Dabei hält der Verf. nirgends hinter dem Berge, und auf durchsichtigen Ausdruck seiner Gedanken legt er mehr Wert, als auf den Beifall der verschiedenartigsten Parteien."

„Was den eigentlichen Gehalt der von Herrn Dörpfeld gestellten Forderungen betrifft, so halte ich die Durchführung einer Schulreform nach den Prinzipien der Selbstverwaltung und der Interessen-Vertretung nur noch für eine Frage der Zeit. Es ist dies der einzige Weg, auf welchem man sich in Preußen aus dem vitiösen Zirkel, worin man sich seit 50 Jahren nahezu resultatlos bewegt hat, wird retten können."

Andrerseits schreibt der bekannte bayrische Pfarrer Buchrucker, gestorben als Konsistorialrat in München, damals an Vater in betreff des Buches:

„Die herzgründliche Freude, welche mich erfüllt, indem ich eben S. 47—57 Ihrer Schrift: „Die drei Grundgebrechen ꝛc." gelesen habe, drückt mir die Feder in die Hand, Ihnen meinen Dank auszusprechen. Ihre Schrift macht unter allen Sachkennern bei uns Aufsehen; der erste, der mich auf dieselbe aufmerksam gemacht, war Prof. v. Hofmann in Erlangen, bekanntlich auch Mitglied der bayerischen Kammer, indem er hinzufügt, „ich werde diese Schrift empfehlen und verbreiten, wo ich kann." Daß bei uns der Schulkampf heftig entbrannt ist, werden Sie wissen; ins Wasser der Kommunalschule einlenken, ist jetzt die Mahnung der Tagesschreier. Selbst unsere Kommission für Reform des Gymnasialwesens hat beschlossen, konfessionslosen Geschichtsunterricht einzuführen: wie köstlich ist, was Sie S. 55 darüber sagen! Ich will sehen, wie uns Gott aus dem ganzen Wirrsal der Gegenwart heraushilft."

„Es freut mich, zu hören," schreibt Vater selbst, „daß Sie in der Schulverfassungsfrage „Morgenluft wittern" und aus dem Nebel der traditionell-konservativen wie der liberalistischen Theorien herauszuschreiten beginnen. Die liberalistischen führe ich deshalb mit an, weil sie nicht den richtigen, sondern den falschen Gegensatz zum traditionellen Konservatismus darstellen und eben dadurch dazu beitragen, die konservativ gerichteten Personen an ihrem falschen Gegensatze festzuhalten. Man muß von den

Einwirkungen beider Richtungen frei ſein, um die Wahrheit ſehen zu können. Wie ſchwer das hält, weiß ich nur zu gut, — gleichviel ob einer im konſervativen oder liberaliſtiſchen Banne gefangen liegt. Ganz beſonders ſchwer iſt es im Gebiete des altpreußiſchen und des ſüddeutſchen kirchlich-politiſchen Konſervatismus: dort, weil neben den guten auch die übeln Elemente des Rittertums und des Konfeſſionalismus ſtark influieren, und hier, weil neben den guten die übeln Seiten des Bureaukratismus und Pietismus zu mächtig ſind. Wir Nordweſt-Deutſchen — von Schleswig-Holſtein bis zum Niederrhein (mit Ausnahme der welfiſch-konfeſſionaliſtiſchen Elemente in Hannover) — ſind in dieſer Beziehung beſſer ſituiert, nämlich infolge unſerer Geſchichte, alſo ohne „unſer Verdienſt und Würdigkeit.“ Überdies wird bei uns der „Zopf“ auch nicht fehlen, wenn er auch nicht erkannt wird, da er, wie überall, hinten hängt.“

„Was ſpeziell die Schulverfaſſung angeht, ſo ſind ihre Grundprinzipien für den, der ſie bereits erfaßt hat, äußerſt plan und einfach — wie überhaupt alle Wahrheit ſehr einfach, und nur der Irrtum ſehr mannigfaltig iſt; denn zwiſchen zwei Punkten iſt der gerade Weg nur in einer Form möglich, aber der krummen Wege kann es unendlich viele geben. Wer jedoch die Grundprinzipien der Schulverfaſſung noch nicht klar und feſt gegriffen hat, dem kommt das Terrain ſehr kompliziert und verwirrt vor. Und wenn es ihm bei ſeinem Überlegen, Forſchen und Disputieren dünkt, es ſei doch äußerſt ſchwierig, hier reine Bahn zu ſchaffen, ſo hat er vollkommen recht, weil er ja mit all den verſchiedenen Irrtümern ſich auseinanderſetzen muß. Einem ſolchen kann man im Grunde auch nicht raten, ſich die Sache leicht zu machen und gleichſam mit einem Sprunge in die beſſere Anſchauung hineinzuſpringen, weil er ſie dann nur wie eine Doktrin beſitzt, wie ein Kleid, das auch wieder ausgezogen werden kann, während die Wahrheit dem Beſitzer angewachſen ſein muß, wie dem Leibe die Haut und wie dem Baume die Rinde.“

„Über das Buch „Die drei Grundgebrechen“ gab ſeiner Zeit das katholiſche Literaturblatt in Münſter das Urteil ab, es enthalte (im dritten Teil) das Beſte, was bisher für die Konfeſſionalität der Schule geſchrieben worden ſei. Ähnlich urteilten damals (privatim) der Prof. v. Hofmann in Erlangen, der Konſiſtorialrat Bieck in Erfurt und der Miſſionsinſpektor Dr. Fabri

hier. Den zu bekämpfenden Gegensatz bildete damals vornehmlich die religionslose Schule. Jetzt hat sich die Situation etwas geändert. Die religionslose Schule wird fast nirgends mehr befürwortet, sondern die sogenannte paritätische (badische). Nach meiner Meinung ist das Beste, was ich dawider geschrieben habe, enthalten in den „Grundlinien zur Theorie des Lehrplans“ und in den beiden ergänzenden Abhandlungen über die Verbindung der sachunterrichtlichen Fächer in Nr. 1 und 5 des Ev. Schulbl. 1875 — obwohl dort die Konfessionalitätsfrage nur mit ganz leiser Andeutung erwähnt ist. Aber gerade darin liegt in meinen Augen die Bedeutung jener Arbeiten in der bezeichneten Richtung, daß sie den Gegner bekämpfen, ohne daß er es merkt. Wenn die Einheitlichkeit der Schule nicht mehr — wie jetzt — eine bloße Redensart ist, sondern Wahrheit und Wirklichkeit, dann kann ein Schulmann ebensowenig die Isolierung des Religionsunterrichts gut heißen, als ein Mathematiker das Dreieck für ein Viereck erklären kann. Ich möchte wissen, wie viele Leser der „Grundlinien“ und jener Aufsätze diese meine strategische Nebenabsicht gemerkt haben. Es werden wohl wenige sein, und leider sind wir von der wirklichen organischen Einheit des Schulunterrichts noch sehr weit entfernt. Hieran tragen aber namentlich die christlich gesinnten Lehrer viele Schuld, weil sie für die Ausbildung der Didaktik auf psychologischer Grundlage wenig geleistet — ja sich nicht einmal viel darum bekümmert haben. Gott bessere es!“

Sowohl in den Schulverfassungsschriften, wie auch in den andern liegt ihm vor allem daran, das allgemeine Interesse und Verständnis für Erziehungs- und Schulfragen zu wecken.

„Es ist das tiefgreifendste Interesse,“ schreibt er einmal, „und zugleich das allgemeinste Interesse, was das Wort Jugenderziehung bezeichnet — so muß man nach der Natur der Sache denken. Aber so wahr dies ist, ebenso wahr ist auch in Deutschland wie anderwärts, daß keine Angelegenheit sich so wenig der allgemeinen Teilnahme erfreut, so wenig im eigentlichen Sinne eine Gemeinsache, eine Volkssache hat werden können als die Jugenderziehung.“[1])

Auf ein anderes, schwerwiegendes Manko, mit dem das fehlende Interesse eng zusammenhängt, ja in dem es wohl seine

[1]) Fundamentstück, S. 306.

Ursache findet, hat er oft und immer wieder hingewiesen. So sagte er einmal:[1])

„Jenes Urteil über das Volksschul-Amt und die Volksschul-Pädagogik ist nämlich nur die spezielle Anwendung einer gewissen Ansicht vom Schulamt und von der Pädagogik überhaupt. Nach dieser Auffassung von der Pädagogik wird nämlich in der Lehrbefähigung — um zunächst vom Unterricht zu reden — im wesentlichen nichts anderes gesehen als die Fertigkeit, das an Wissen und Können Gelernte in guter Manier wieder von sich zu geben. Da nun diese Fertigkeit niemals fehlt, wenn das Wissen und Können sicher und mit der entsprechenden Redegewandtheit verbunden ist: so denkt man sich, daß mit einer soliden, zumal mit einer höheren sachlichen und sprachlichen Bildung schon alles gegeben sei, was zur Lehrbefähigung gehört.[2]) Dieser Vorstellung vom Lehren entspricht natürlich die vom Erziehen: ist der wohlunterrichtete Lehrer auch ein wohlgesinnter Mann, so kommt es bloß noch darauf an, ob er Disziplin zu halten versteht; geht das nicht mit bequemen Mitteln, — nun, so mag es mit den üblichen Reiz- und Strafmitteln gehen, und die sind ja wohlfeil. Daß diese Anschauung, welche das Maß der allgemeinen Bildung für das Maß der Lehr- und Erziehungsbefähigung hält, in dem, was man Pädagogik nennt, nur eine Summe von schulmeisterlichen Handgriffen, nicht aber eine Wissenschaft sehen kann, versteht sich von selbst."

„Gehört aber diese vulgäre Ansicht von der Pädagogik und der pädagogischen Befähigung nicht der Vergangenheit an? Keineswegs; unter den akademisch Gebildeten überhaupt, wie speziell in den regierenden und gelehrten Kreisen, ist sie auch heute noch die vorherrschende. Das bezeugt die Tatsache, daß es auf den preußischen und den meisten andern deutschen Universitäten keine selbständigen Professuren der Pädagogik gibt,

---

[1]) Leidensgeschichte der Volksschule, S. 70—72

[2]) „Wir übrigen verstehen bekanntlich unter der Lehrkunst etwas anderes, — nämlich die Geschicklichkeit, das, was gelernt und nun gelehrt werden soll, auch „an den Mann zu bringen," und zwar so, daß es nicht ein bloßes Wissen bleibe, sondern geistige Kraft (Verstandes-, Gemüts- und Willenskraft) werde. Man sieht: wo jener vulgäre Begriff von der Lehrbefähigung aufhört, da fängt der unsrige erst an. Dieselben verhalten sich also zueinander ungefähr wie — Wünschen zum Haben, wie Beginn zur Vollendung, wie Lehrjunge zum Meister."

und dem entsprechend für die Kandidaten des höhern Schuldienstes auch keine pädagogischen Seminare, welche diesen Namen verdienen. Wäre die Pädagogik für eine Wissenschaft angesehen, so würde man für dieselbe ebensogut selbständige Lehrstühle errichten, wie für die Medizin, die Theologie 2c.; und wenn es solche Lehrstühle gäbe, so würden die betreffenden Professoren auch bald ihren Zuhörern wie den Regierungen begreiflich zu machen wissen, daß für die Vorbereitung zum höhern Schuldienst ebensogut ein ordentliches pädagogisches Seminar erforderlich sei, wie für das Studium der medizinischen Praxis eine Klinik. Man stelle sich einmal vor, wie es um die Wissenschaft der Leibespflege in Theorie und Praxis stände, wenn dieselbe bis heute das Schicksal der Pädagogik, der Wissenschaft von der Geistesbildung, gehabt; wenn die vielen Jahrhunderte hindurch an jeder Universität stets bloß irgend ein Professor der Philosophie oder der Theologie oder der Naturwissenschaften u. s. w. *nebenbei* ein medizinisches Kollegium gelesen hätte! Aber selbst die *dürftige Nebenbedienung* genießt die Pädagogik erst seit einem Jahrhundert, seit Kant. — Es sind jetzt über 30 Jahre, daß ein preußischer Landtag besteht. Man wird annehmen dürfen, daß dort die Elite der Gebildeten sitzt. Ist es aber auch nur einmal vorgekommen, daß der Landtag die Regierung zur Errichtung von selbständigen Professuren der Pädagogik aufgefordert hätte? — oder ist es ein einziges Mal vorgekommen, daß derselbe durch eine Kollektiv-Eingabe von seiten der höhern Schulen dazu angeregt worden wäre? Da hat man es handgreiflich, wie es unter den gebildeten Ständen und speziell bei denen, die es in erster Linie angeht, um die Ansicht von der Pädagogik steht."

„Es liegt aber noch ein anderes Zeugnis darüber vor, ein dokumentarisches sogar, schwarz auf weiß. Man schlage den ersten Band des großen Werkes „*Geschichte der Wissenschaften in Deutschland*" auf, welches die *historische Sektion der K. Akademie in München* herausgibt. Der dort mitgeteilte Prospekt des Werkes zählt 24 Wissenschaften auf, deren Entwicklungsgeschichte auf deutschem Boden von den betreffenden 24 Fachgelehrten geschrieben werden soll. Von den angewandten (praktischen) Wissenschaften findet sich natürlich auch die Landwirtschaft (Pflanzen- und Viehzucht) genannt; aber die Wissenschaft von der *Menschenerziehung*, die Pädagogik, sucht man ver-

gebens. Das deutsche Volk tut sich etwas zu gut auf seine Kultur, läßt sich von seinen Gelehrten eine Geschichte seiner Kultur schreiben, und groß und klein treibt eifrig „Kulturkampf“: allein bei seinen Regierungen, Gelehrten und Gebildeten ist die Wissenschaft vom Kulturerwerb (Pädagogik) nicht so hoch geachtet als die von der Viehzucht.“

Und an anderer Stelle sagt er: „Wer wüßte nicht, daß eine öffentliche Angelegenheit, heiße sie, wie sie wolle, nicht leben kann von der Gleichgültigkeit, sondern lediglich von dem Interesse, welches die Beteiligten für diese Angelegenheit hegen. Das gilt also auch vom Schulwesen und von der Erziehung überhaupt. Ist diese Herzensteilnahme vorhanden, — was dann voraussetzt, daß man die volle Bedeutung der Sache erkannt hat — dann wird man auch an Fürsorge und Opfern nichts versäumen, was zur Erreichung des gewünschten Zweckes nötig ist. Ist dagegen die Bedeutung des Werkes nicht genügend erkannt und demnach das Interesse für dasselbe nur gering, nun, so geht es, wie es kann. Unkraut wächst allerdings von selbst, aber gute wertvolle Dinge gedeihen nur durch Pflege, und sie erfordern um so mehr Pflege, je wertvoller, je edler sie sind.“ [1]) — —

Ein guter Teil seiner Schriften ist der „Kunst des Lehrens“, der Praxis des Unterrichts im weiteren Sinne gewidmet. Ebenso wie der Arzt hat der Pädagoge es mit zwei ganz verschiedenen Objekten zu tun, deren jedes für sich studiert und verstanden sein will. Wie dort einerseits der Mensch, resp. die Krankheiten und andrerseits die Heilmittel in Betracht kommen, so hier einerseits das Kind, resp. der menschliche Geist, andrerseits die verschiedenen Erziehungsmittel und Unterrichtsgegenstände. So hat der Lehrer einmal der Natur und den Bedingungen des Geistes nachzuforschen (Psychologie), dann aber hat er die Lehrgegenstände im ganzen wie im einzelnen ins Auge zu fassen, und sie in die rechte Beziehung zueinander wie zur Psychologie zu setzen.

In Bezug auf die erstere Aufgabe beschränken wir uns darauf, nur eine Arbeit zu erwähnen, die der Ausrüstung des Lehrers auf diesem Gebiete dienen will, die psychologische Monographie: Über Denken und Gedächtnis.[2]) Über seine Absicht bei Abfassung

[1]) Fundamentstück S. 326.

[2]) Ist bereits in 8. Auflage erschienen, auch ins Holländische, Ungarische und Englische übersetzt.

dieſer wie ſeiner andern pſychologiſchen Arbeiten äußert er ſich in dem eben erwähnten Buche:

„Die monographiſche Behandlung ſteht im direkten Gegenſatze zu der kompendiariſchen (kurzgefaßten), zumal der dogmatiſch-kompendiariſchen oder katechismusartigen Lehr- und Lernweiſe ... Was der Volksſchullehrerſtand für das Selbſtſtudium der Pſychologie braucht, das ſind ſolche Lehrbücher, welche ihren Stoff mindeſtens ebenſo ausführlich behandeln als die Vorleſungen auf den Univerſitäten, und überdies von Schritt zu Schritt die Anwendung auf die Pädagogik zeigen, was ein Univerſitätsprofeſſor, ſolange es keine beſonderen Lehrſtühle für die Pädagogik gibt, ſchon deshalb nicht tun kann, weil er ſeine pſychologiſchen Vorträge für Zuhörer aus den verſchiedenſten Fakultäten einrichten muß ... Seit Kant und Peſtalozzi haben wir Schulleute häufig gehört und fleißig nachgeſagt: „Begriffe ohne Anſchauungen ſind leer," und: „Anſchauungen ohne Begriffe ſind blind, vielleicht auch: „bei einem Gedanken, der nicht zu Ende gedacht wird, bleibt gewöhnlich die Hauptſache ſeines Inhalts dahinten," — ſo daß wir dieſe Sätze nachgerade ziemlich auswendig können. Ein anderes iſt's aber, ob man dieſe Wahrheiten auch „inwendig" erfaßt hat; — ich meine, deutſch geſagt, ob man aus Erfahrung, aus der Erfahrung an der eigenen Haut, den vollen Eindruck davon hat, was für eine große Kluft beſteht zwiſchen dem bloß kompendiariſchen Lernen und einem ſolchen, das mit einer reichen Anſchauung verſorgt wird, und weiter, was für eine große Kluft beſteht zwiſchen einem Begreifen, welches ſich damit begnügt, einen rationellen Gedanken nach ſeiner Richtigkeit erfaßt zu haben, und einem ſolchen, welches denſelben nach ſeiner ganzen Tragweite zu Ende denkt und ihn außerdem in ſeinen praktiſchen Konſequenzen verfolgt. ... Hinſichtlich der Demonſtrationsweiſe habe ich mir die Aufgabe geſtellt, die induktive Demonſtration auf genetiſchem Wege auszuführen; das will hier heißen: die Unterſuchung den Weg gehen zu laſſen, den die urſprüngliche Forſchung mutmaßlich eingeſchlagen hat oder hätte einſchlagen können. Es liegt auf der Hand, daß dadurch die Unterſuchung beträchtlich an Intereſſe gewinnen muß, wenigſtens für einen denkenden Kopf, da nun der Leſer ſich vorkommt, wie wenn er ſelber der erſte Forſcher in dieſer Frage wäre ... Allerdings kommt die Unterſuchung auf dieſem genetiſchen Wege nicht ſo ſchnell zum Ziele, als es in

direkter Richtung hätte geschehen können. Wem daher bei seinem Studieren mehr an bloßen Kenntnissen liegt als an Bildung und Einsicht, oder wem die Geduld fehlt, die zum Selbstforschen nötig ist, der wird bei der nachstehenden Monographie nicht seine Rechnung finden; er lasse daher lieber die Finger davon, dann ärgert er sich wenigstens nicht." —

Wenden wir uns nun der Gruppe von Schriften zu, die speziell dem Unterricht dienen wollen. Es ist hier zunächst von derjenigen Schrift zu reden, die den Unterricht als Ganzes faßt und übersichtlich und gliedlich ordnet: Die Grundlinien einer Theorie des Lehrplanes.[1])

„Dörpfeld ist in diesem Teile der Methodik," sagt ein Kenner, „den Comenius geweissagt, und dem Herbart die Bahn gebrochen hat, seine eigenen Wege gegangen. Magers Vorarbeiten und Zillers Konzentrationsidee überholend, ist er der erste gewesen, der eine einstweilen abschließende Bearbeitung der Theorie des Lehrplans geliefert und die ganze Tragweite derselben bis in alle Verzweigungen hinein nachgewiesen hat."

Einige der leitenden Gedanken und Grundsätze des Buches seien in kurzen Worten angedeutet.

Der erste Grundsatz fordert die Normalität des Lehrplanes. Zu derselben gehört einmal die Vollzahl der Lehrfächer, zum zweiten das richtige Verhältnis der jedem Fache zugewiesenen Zeit; zum dritten begreift die Normalität das in sich, was bei einem Organismus die richtige Stellung der Glieder heißt, nämlich diejenige Stellung zueinander, welche der Idee des Organismus, d. i. der gegenseitigen Dienstleistung entspricht. „In der Erziehungsschule müssen die Lehrfächer insgesamt ein Geglieder, einen Organismus bilden, wo ein Glied des andern bedarf und eins dem andern nützt; die einzelnen Lehrgegenstände sind demnach zwar selbständig, aber nicht isoliert zu betreiben, sondern vielmehr so, daß sie einander mit ihrer eigentümlichen Gabe dienen können."

Der zweite Grundsatz lautet: Jedes Lehrfach muß ein einheitliches Ganzes bilden; — genauer; bei jedem komplizierten Lehrfache müssen seine verschiedenen Zweige in einen einheitlichen Lehrgang gebracht werden. Mit diesem Grundsatz beginnt die

[1]) Ges. Schr. Band II. 1. Teil.

praktiſche Ausführung deſſen, was die Gliederung des Lehrplans will. Dieſelbe hat einen doppelten Zweck: einmal die gegenſeitige Unterſtützung der Stoffe beim Lernen, und ſodann, was die Hauptſache iſt, die Erzeugung eines einheitlichen Gedankenkreiſes — im Gegenſatz zu einem zerfahrenen, zerſtreuten, chaotiſchen. Einheit des Gedankenkreiſes iſt ſchon eine Forderung der intellektuellen Bildung, da zu einem intelligenten Kopfe namentlich auch dies gehört, daß ihm das, was er gelernt hat, nahe zur Hand ſteht, wenn es gebraucht werden ſoll. Sie iſt aber auch die notwendige Bedingung der Geſinnung und Charakterbildung, da einem Geiſte, deſſen Gedanken, Gefühle und Strebungen nicht einheitlich geſchloſſen ſind, eben das fehlt, was man Charakter nennt. Aus der Anwendung dieſes Grundſatzes zunächſt innerhalb jedes Einzelfaches ergibt ſich dann von ſelbſt die gegenſeitige Unterſtützung der Stoffe untereinander. Den großen Unterſchied zwiſchen ſolchem geeinten Zuſammenwirken und ſeinem Gegenteil veranſchaulicht der Verfaſſer einmal an folgendem Gleichnis: „Der leitende Zentral-Lehrgang bildet gleichſam die Melodie eines Muſikſtückes; treten nun die übrigen Stoffe als richtig begleitende Stimmen hinzu, ſo gibt es ein harmoniſches Ganzes. Wollen dagegen die Töne der Begleitſtimmen ohne Rückſicht auf die Hauptſtimmen ihren eigenen Weg gehen, um aparte Melodien darzuſtellen, ſo muß eine Muſik herauskommen, „die Menſch und Tier raſend machen kann.“ Solche pädagogiſche Muſik hat aber die traditionelle Methodik durch ihre iſolierten Lehrgänge bisher empfohlen.“

Der dritte Grundſatz lautet: die verſchiedenen Lehrfächer müſſen — je nach ihrer Natur — unterrichtlich in Verbindung gebracht werden.

„Hier im dritten Grundſatz und ſeinen Konſequenzen liegt der eigentliche Schwerpunkt meiner Theorie. — — — Das Verhältnis unter den Lehrfächern, welches der obige Grundſatz hervorhebt, iſt nicht ein ſolches, was die didaktiſche Überlegung um gewiſſer Zwecke willen erſonnen hat, ſondern ein durch die Natur der Dinge und die Natur des Geiſtes Gegebenes. Man kann es ignorieren, unbenutzt laſſen, auch ihm zuwider handeln, aber es läßt ſich — wie jedes Naturgeſetz — nicht aufheben, auch nicht ungeſtraft ignorieren. — — — Das Gedeihen des Wiſſensunterrichts iſt gebunden an die Hülfe der andern Fächer, zumal der ſprachlichen; — und umgekehrt: die formale Bildung, wenn

sie eine gesunde und vielseitige sein soll, ist gebunden an die materiale Vollständigkeit des Unterrichts, insbesondere an die Vollzähligkeit der Wissensfächer; und wiederum: alle Fertigkeiten können nur dann gedeihen und ihren vollen Bildungsbeitrag liefern, wenn sie die Wissensgebiete, aber alle drei, sich zur Basis, zum sachlichen Wurzelboden dienen lassen." [1] [2])

— — — „Jedes Lehrfach in diesem Organismus hat noch etwas ganz anderes, noch viel mehr zu tun, als die ihm eigentümlichen Kenntnisse (nebst den darin eingeschlossenen Stückchen Bildung) zu vermitteln, nur daß, wenn dieses andere nicht geleistet wird, dann nicht nur mehrere der übrigen Fächer leiden, sondern auch kein einheitlicher Gedankenkreis zustande kommt. Daraus folgt weiter, daß die Existenzberechtigung eines Lehrfaches nicht lediglich davon abhängt, wie hoch sein eigener Lernertrag für die intellektuelle und Gesinnungsbildung zu schätzen ist, sondern wesentlich auch davon, was es durch seine gliedlichen Funktionen für die andern Fächer und für die Erzeugung eines einheitlichen Gedankenkreises leisten kann. Der obige dritte Grundsatz bringt sonach (in Verbindung mit dem zweiten) die Idee der organischen Gliederung des Lehrplans — soweit sie auch von der intellektuellen Bildung gefordert wird — zur vollen Anschauung, wonach sich jetzt auch deutlich erkennen läßt, was die vorausgeforderte Vollzahl der Lehrfächer eigentlich sagen will. . . ."

Vierter Grundsatz: Der Religionsunterricht muß im Zentrum des Lehrplans stehen.

„Daß der Religionsunterricht nicht isoliert stehen darf, und vollends nicht, wie in der Simultanschule, im Winkel, hat schon der dritte Grundsatz festgestellt. Hier im vierten tritt nun die nähere Bestimmung hinzu, daß er „im Zentrum" stehen soll. — Warum? Der einheitliche Gedankenkreis, wie ihn die ersten drei Grundsätze anstreben, ist, wie wir wissen, nicht bloß ein wesentliches Stück der intellektuellen Bildung, sondern auch eine not-

[1]) Grundlinien, S. 93. (Ges. Schr. II, 1.)

[2]) „Auf der Unterstufe ist jetzt dieser wichtige Fortschritt nach der Seite der Verbindung zwischen Sach- und Sprachunterricht in den meisten Schulen durchgeführt in der sog. Real-Lese-Methode, dem vereinigten Anschauungs-, Sprach-, Lese- und Schreibunterricht. Auf den Oberstufen dagegen, wo die gegenseitige Handreichung am wirksamsten sein würde, weil hier die Lese- und die Schreibfertigkeit bereits zu leistungsfähigen Hülfskräften erstarkt sind — sträubt sich die traditionelle Praxis noch dawider."

wendige Vorbedingung der Charakterbildung. Allein ein fester Charakter ist als solcher nicht notwendig ein guter. Darum dürfen vorab in dem einheitlichen Gedankenkreise die religiös-sittlichen Vorstellungen (inkl. Gefühle 2c.) nicht fehlen, wie der erste Grundsatz (Vollzahl der Lehrfächer) ausgemacht hat. Sodann dürfen diese religiös-sittlichen Vorstellungen unter sich nicht uneinheitlich sein (zweiter Grundsatz). Ferner dürfen dieselben nicht isoliert stehen (dritter Grundsatz). Endlich (vierter Grundsatz): wie im menschlichen Leibe die Nerven, vom Gehirn und Rückenmark ausgehend, den ganzen Organismus so durchziehen, daß sie ihn beherrschen können, so muß der erziehende Unterricht dahin streben, daß die religiös-sittlichen Wahrheiten (ausgehend vom Religionsunterricht und den übrigen ethischen Fächern) in ähnlicher Weise und zu demselbigen Zwecke den gesamten Gedankenkreis des Zöglings durchziehen.“[1]) — —

Es war nicht zu vermeiden, daß seine didaktischen Schriften zu einem guten Teil kritische Natur an sich trugen an den Stellen, wo sie gegen die landläufige und offizielle Pädagogik und die Mängel der amtlichen Unterrichtsordnungen gerichtet sind. Er übt diese Kritik mit Entschiedenheit und Freimut und beklagt nur, daß er auch hier, im Kampfe für eine gesundere Didaktik so gar einsam stehe. Diejenigen aber, welche eine derartige Kritik amtlicher Lehrordnungen ungehörig finden, fertigt er mit den Worten ab: „Mein Gewissen will mit solchem Patriotismus nichts zu schaffen haben, der es fertig bringt, alte Mißstände „„wie eine ewige Krankheit forterben““ und dadurch „„Elend zu hohen Jahren kommen zu lassen““. Daneben weiß ich wohl, was ein Christ der Obrigkeit und ihren Ordnungen schuldig ist, und bin allezeit beflissen gewesen, danach zu tun.“

In diesem Sinn ist auch die kleinere Schrift zu verstehen: „Der didaktische Materialismus.“ Mit allem Nachdruck kämpft er hier gegen den „Geist des didaktischen Materalismus, der auf dem Schulgebiet die Oberhand gewonnen hat.“ Er meint damit „jene oberflächliche pädagogische Ansicht, welche den eingelernten Stoff, gleichviel, wie er gelernt sei, ohne weiteres für geistige Kraft hält, und darum das bloße Quantum des absolvierten Materials schlankweg zum Maßstabe der intellektuellen

---

[1]) Zwei dringliche Reformen, S. 90, 91, 93 u. 94 (Ges. Schr. V, 1).

und sittlichen Bildung macht.“ [1]) „Der didaktische Materialismus ist keineswegs eine besondere Art pägagogischer Theorie, sondern nichts mehr und nichts weniger und nichts anderes als eine aparte Spezies pädagogischer Unwissenheit.“ [2]) Dieser weitverbreiteten Ansicht stellt er seine eigene *tiefere Auffassung von dem Wesen und der Bedeutung der Unterrichtsarbeit* gegenüber. „Meine Hauptsorge richtet sich lediglich auf die Qualität der Bildung, also auf möglichst anschauliche Vorführung und auf die bildende Verarbeitung des Stoffes, und das verschafft mir den Vorteil, daß ich der übrigen Sorgen enthoben werde, da dann das richtige Quantum sich von selbst einstellt. Denn in einen Topf mehr hineinzugießen, als hineingeht, das hat meines Wissens bis jetzt noch niemand fertig gebracht. Was aber mehr hineingeschüttet wird, das ist verloren. So brauche ich also bei meinem Verfahren zweitens nicht zu besorgen, daß verlorne Arbeit geschähe. Und endlich sagen die Ärzte: der Mensch lebt nicht von dem, was er ißt, sondern von dem, was er verdaut; wer mehr ißt, als er verdauen kann, hat nicht nur keinen Nutzen davon, sondern riskiert auch, daß die Verdauungskraft geschwächt und die Gesundheit geschädigt werde. Das gilt unzweifelhaft auch von der geistigen Ernährung. Bei meinem Lehrverfahren bin ich also drittens auch von der Sorge befreit, das Stoffquantum zu hoch zu bemessen, und dadurch die Lernkraft und die geistige Gesundheit zu schwächen.“ [3]) „Will der Schulunterricht in intellektueller wie erziehlicher Hinsicht das Beste erreichen, dann gilt seit Comenius und besonders seit Pestalozzi für den Lehrer als das Hauptproblem, die Selbsttätigkeit des Schülers anzuregen. Soll das gelingen, dann ist die Vorbedingung, sein Interesse an der Sache zu wecken; und soll das gelingen, dann ist eine Doppelforderung zu erfüllen, nämlich einerseits (objektiv) die Sache möglichst anschaulich vorzuführen, und andrerseits (subjektiv) an die Individualität des Schülers anzuknüpfen.“ [4]) „Vergegenwärtigen wir uns den Unterschied zwischen der bloßen Handwerkspädagogik, welche lediglich der Überlieferung und Erfahrung folgt, und der fortgeschrittenen, psychologisch beratenen, die sich höhere Ziele steckt und bessere Wege sucht. Schon Goethe, obwohl er kein fachmäßiger Schulmann war, hat diesen Unterschied mit genialem

[1]) Der didaktische Materialismus, S. 8 u. 9 (Ges. Schr. II, 2). [2]) Ebd. S. 37.
[3]) Zwei dringl. Reformen S. XLIX (Ges. Schr. V, 1). [4]) Fundamentstück S. 148.

Blick erfaßt und so treffend wie kurz bezeichnet: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ In der Tat, die große Kluft zwischen jenen zweierlei Lehr- und Lernweisen ist durch den Gegensatz von „Ererben“ und „Erwerben“ nach Weg und Ziel aufs klarste aufgedeckt. Dort begnügt man sich damit, das überkommene Wissen sicher zu überliefern; ist das erreicht, so glaubt man, die Lehraufgabe sei erfüllt. Hier dagegen, wo das „Erwerben“ als Losung gilt, begnügt man sich nicht mit dem treuen Überliefern bloßer Kenntnisse, sondern hat höhere Ziele im Sinne; man bemüht sich, das Lehren und Lernen so einzurichten, daß der Schüler den Lehrstoff selbsttätig und mit innerem Interesse erfasse (zunächst in möglichster Anschaulichkeit), und dann denselben denkend und vielseitig anwendend durcharbeite. Damit geht dann der Lernende gleichsam denselben Weg, den die ursprüngliche Forschung hat einschlagen müssen; nur gelangt er unter der sicheren Leitung des Lehrers jetzt schneller zum Ziel. Anstatt der bloßen Kenntnisse wird jetzt Bildung erworben; aus dem Wissen werden Kräfte, Verstandes-, Gemüts- und Willenskräfte. Das ist der „königliche“ Weg des „Erwerbens“.[1]) „Es ist zwar vom Schöpfer vor die Augen gestellt, daß die solide deutsche Eiche äußerst langsam wächst und nur das leichte, lockere Pappelgehölz so wunderbar schnell emporschießt; aber die modernen naturkundlichen Volksbildner vermochten diese alte natur-pädagogische Schrift nicht mehr zu lesen.“[2]) „Der Lehrer hat zuerst und zuoberst dafür zu sorgen, was Erziehung und Bildung verlangen; denn wenn das treu und methodisch richtig geschieht, so wird das, was an präsenten Kenntnissen und Fertigkeiten billigerweise gefordert werden kann, nicht fehlen.“[3])

Wir haben vorhin einige Grundsätze der Unterrichtsweise unseres Vaters in allgemeinen Zügen kennen lernen. Es läge nun nahe, auf jedes einzelne Unterrichtsfach einzugehen, um nachzuweisen, wie er in jedem derselben eigene Wege gesucht hat. Doch würde dieser Streifzug zu weit in das schultechnische Gebiet hineinführen, denn schon ein Blick in das Verzeichnis seiner Schriften gibt Zeugnis, wie seine Arbeiten sich auf die ganze Peripherie des Unterrichts erstrecken. Dazu kommen dann noch die praktischen Hülfsmittel für die Hand der Schüler, die er für

[1]) Fundamentstück, S. 317 und 318.
[2]) Der didakt. Materialismus, S. 16. (Ges. Schr. II, 2.) [3]) Ebd. S. 28.

die verschiedenen Gebiete, Religion, Geschichte, Geographie, Naturkunde und Gesellschaftskunde[1]) verfaßt hat und die in manchen Schulen gebraucht werden.

Wir wenden uns hier nur dem Gegenstand zu, dem er eine zentrale Stelle im Unterricht anweist und von dem er einmal äußerte: „Wer den Religionsunterricht aus der Schule verbannt, der streicht den Frühling aus dem Jahre."

Lassen wir ihn selbst mit einigen Worten andeuten, welche Art von Religionsunterricht er im Sinne hat:

„Der Schulunterricht ist so glücklich, unter seinen verschiedenen Lehrgegenständen wenigstens einen zu haben, wo der Lehrgang den großen Vorteil des genetischen Moments genießen kann und wirklich genießt, — freilich nur auf den elementaren Stufen. Es ist der Religionsunterricht — auf den Stufen, wo er in der Gestalt der biblischen Geschichte auftritt, d. h. wo die biblische Geschichte den Zentralstoff bildet, und die übrigen religiösen Stoffe (Spruch, Lied, Katechismus) nur als Begleitstoffe behandelt werden. Hier ist somit die biblische Geschichte nicht bloß der religiöse Anschauungsstoff — denn das könnten die Erzählungen auch ohne die geschichtliche Reihenfolge sein — sondern sie führt den Schülern zugleich die Entwicklung des religiösen Bewußtseins einer Nation vor, innerhalb des langen Zeitraums von Adam resp. Abraham, bis zum Tode des letzten Apostels. Man bedenke, was das heißen will! Wenn dem Religionsunterrichte, wie wir wissen, eine so hervorragende Bildungskraft innewohnt, so verdankt er das ganz besonders auch diesem glücklichen Umstande, daß sein Lehrgang auf den elementaren Stufen ein historisch-genetischer sein darf. Als doktrinärer Katechismusunterricht besitzt er diese bildende Kraft nicht . . ."

Mit scharfen Waffen bekämpft er auf diesem Gebiet den „Memorier-Materialismus", welcher die wesentlichste Aufgabe der Lehrarbeit in dem Geläufigmachen und Präsenthalten des auswendiggelernten religiösen Stoffes erblickt. Er sieht darin eine Gefährdung der Gesinnungsbildung, und verlangt, man solle im

[1]) Repetitorium der Gesellschaftskunde zur Ergänzung des Geschichtsunterrichts. 5. Aufl. 0,30 M. — Repetitorium des naturkundlichen und humanistischen Unterrichts. [1. Heft: Naturkunde; Der Mensch und das Menschenleben. a) Gesellschaftskunde. 4. Aufl. 0,60 M. — 2. Heft: b) Geschichte. 3. Abdruck. 0,30 M.

bibliſchen Geſchichtsunterricht vornehmlich dieſen Hauptzweck im Auge behalten, und das Intereſſe an der Religion ſelbſt nicht in Gefahr bringen dadurch, daß man jene doch nur mechaniſchen Leiſtungen erſtrebt.

Wie ſehr ihm dieſe Sache am Herzen liegt, zeigt ſein heiliger Eifer, wo er auf die hergebrachte Mißhandlung des Religionsunterrichts durch die Katechismus-Lernerei zu reden kommt.

„Israels klaſſiſche Schriftſteller von Moſes bis auf St. Johannes — das ſind die **religiöſen Klaſſiker** aller Völker und Zeiten.“

„Was heißt das? — Es heißt: Fort mit Pinſel und Federwiſch, — eine Wurfſchaufel her, um eine alte Tenne zu fegen, — eine Geißel, um das pädagogiſche Heiligtum zu reinigen von den toten Werken katechetiſcher Gerechtigkeit und von allem, was ſich an die Stelle der von Gott beſtellten Volkslehrer geſetzt hat! Da ſitzen die Kindlein zu den Füßen pädagogiſcher Männlein, um ſich von ihnen groß katechiſieren zu laſſen, während die Männer, welche der Geiſt des Herrn groß gezogen hat, damit an ihnen die Menſchenkinder zum Maß der vollkommenen Mannesgeſtalt Chriſti emporwachſen möchten, beſcheiden in der Ecke ſtehen müſſen, vielleicht nur je und dann ein abgebrochenes Wort mitſprechen dürfen, falls ſie überhaupt noch gewürdigt ſind, die Schwelle des modernen Pädagogiums zu überſchreiten. Wann wird der Herr einmal einen Mann aus der Wüſte herrufen, der dieſem Geſchlecht, d. h. uns, den cismontanen und cisrhenanen Pädagogen in der „Kirche des reinen Wortes“, vernehmlich genug zu reden weiß, — zu bekehren die rechtgläubigen Väter zu dem rechtgläubigen Kinderſinn und die Ungläubigen zu der Klugheit der Gerechten, daß wir Buße tun von allen toten Werken philoſophiſcher, pädagogiſcher, kirchlicher und katechetiſcher Selbſtgerechtigkeit? Wehe, dreimal wehe, wenn auch die „Bibelkirche“ immer mehr an die Rede ſich gewöhnt: Ich habe gar ſatt und bedarf der Buße nicht, aber da, da — die Ultramontanen und Ultrarhenanen, die müſſen umkehren.“

„Religiöſe Klaſſiker ſind jene echten Israeliten. Wohl läßt ſich mancherlei von ihnen lernen, auch für zeitlichen Bedarf in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Pädagogik und Demagogik; auch ſolche Weisheit iſt ihnen zugefallen, obwohl ſie nicht eben danach getrachtet haben. Aber in ihrem Beruf haben ſie geredet und

geschrieben zunächst und vor allem von dem einen, was not ist „zur Gesundheit der Nationen", was den Schaden der Seele heilen kann; ihre Schriften sind „Blätter vom Baume des Lebens". — „Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe in Christo Jesu," — das ist das Amen aller ihrer Erzählungen und Lehren, ihrer Lieder und Gebete — zum Muster und zur Kernprobe für alles, was die nachkommende christliche Epik, Didaktik, Lyrik und Liturgik zur Erziehung des Menschengeschlechts darbieten will."

„Klassiker sind Israels Schriftsteller, — original und darum mustergültig; zum Bessermachen geben sie Erlaubnis, aber nicht zum Verbessern. An Klassikern soll die Jugend nicht Kritik üben lernen, — auch nicht, wenn Homer einmal geschlafen haben sollte, — sondern original sehen, hören, denken, empfinden lernen, und an diesen zumal: vertrauen, hoffen, lieben, leiden, wie sie getan, — und vielleicht auch, um wie sie original davon zeugen zu können.

Wie geschieht ein solches Lernen? — Das mögen die Theologen und Pädagogen vorab einmal von den Philologen sich sagen lassen. Werden Homer und Xenophon, Cäsar und Cicero in den Gymnasien gelesen, um eine schulmeisterliche Grammatik, Ästhetik, Archäologie u. s. w. verstehen und bewundern zu lernen: oder treiben die Schüler Spracheexerzitien, um zum Hören und Verstehen jener Klassiker, zum Umgange mit diesen Gebildetsten ihres Volks und ihrer Zeit befähigt zu werden? Ist es unter den Freunden und Pflegern altklassischer Studien jemals dauernd verkannt worden, daß es dabei gelte, die Schüler in das griechische und römische Ethos einzutauchen, sie bei den Besten dieses Volkstums Wohnung nehmen zu lassen, damit eben durch täglichen Verkehr ihre Sprache, ihr Urteil, ihr Geschmack, ihre Gesinnung ꝛc. an der Bildung dieser Besten sich bilde? — Es hat ja wunderliche Käuze unter den Philologen gegeben, wie allerwärts; aber ist einer unter diesen jemals auf den Gedanken gefallen, behufs Mitteilung altklassischer Bildung einen Katechismus des griechisch-römischen Ethos und der Klassizität anzufertigen, mit den Schülern in die Länge und Breite durchzukatechisieren und gar zum **wörtlichen Memorieren** aufzugeben; — oder etwa aus den Klassikern etliche hundert Belegstellen für seine Theorie des griechisch-römischen

Volkstums und der Klassizität herbeizuziehen und den Schülern einzuprägen, in dem Wahn, nun hätte er den destillierten „Geist“ des Altertums rein und lauter ihnen eingepflanzt: — anstatt die Klassiker selbst sinnig und verständig lesen, wiederlesen und memorieren zu lassen?“

„Wenn man aus Klassikern den „Geist“ abstrahieren und destillieren kann und diese Abstraktionen ebenso wahrhaftig sind als konkrete, anschauliche Gebilde: warum gibt dann die Mutter dem Säuglinge statt der Milch nicht die extrahierten Bestandteile derselben — Wasser, Butter, Milchzucker, Kasein u. s. w., — zumal sie es ja nun in der Hand hätte, die plastischen oder die respiratorischen Nährstoffe nach Belieben zu verstärken und also ein Wunderkind chemisch-pädagogischer Kunst großzuziehen? Ist es aber mit der Ernährung der Seele anders, als mit der Ernährung des Leibes? Es ist nicht anders; hier wie dort müssen die Nahrungsmittel, zumal die ersten, organische Gebilde sein; für das Seelenleben nennen wir sie Anschauungen. Die nächste und hauptsächlichste ethische Speise der Seele ist die unmittelbare oder mittelbare Anschauung von Personen nach ihrem äußeren und inneren Leben.“

Unter den von ihm verfaßten Hülfsmitteln für die Hand der Schüler sei hier nur dasjenige für den Religionsunterricht erwähnt, welches schon vor dreißig Jahren ins Holländische übersetzt wurde, und in der deutschen Ausgabe bereits in 21. Auflage erschienen ist. Es heißt: Enchiridion der biblischen Geschichte. Der Form nach ist es ein einfaches Fragebüchlein; doch schreibt er selbst einmal nach dem ersten Erscheinen (1864) an einen Freund: „Es steckt noch etwas anderes darin als Fragen, — ich meine damit keine verbotene Schmuggelware, sondern Gärungsfermente für die Gedanken über die christliche Unterweisung nach der Methode Gottes. Das Schriftchen gilt mir mehr als „die freie Schulgemeinde“.“ Er stellt hier seine kleinste und für Kinder bestimmte Schrift neben seine umfangreichste, und gibt jener, die er auch wohl seinen kleinen Liebling nannte, den Vorzug.

In einem gelegentlichen Briefe kommt er auch auf dies Büchlein zu reden:

„Haben Sie schon Zeit gefunden, das kleine Enchiridion, das ich Ihnen seinerzeit schickte, ein wenig anzusehen? Das kleine Wesen hat schon ein paar gute Kirchen- und Schulzeugnisse

bekommen. In Nr. 5 des „Kirchl. Amtsblatt für Westfalen“ hat es der Herr Generalsuperintendent Wiesmann den Herrn Pfarrern „aufs wärmste“ empfohlen; — und im katholischen „Schulfreund“ von Dechant Schmitz und Reg.-Rat Dr. Kellner liegt die noch auffälligere Tatsache vor, daß ein für evangelische Schulen bestimmtes Religionslehrmittel den katholischen Lehrern von einem katholischen Schulrate angelegentlich und ohne Vorbehalt empfohlen wird. Das rheinische evangelische Konsistorium und die rheinischen Schulräte werden vermutlich das harmlose Fragebüchlein ungestört seinen Weg ziehen lassen.“

„Vor vierzehn Tagen teilte mir der Herr Präsident des Ev. Ober-Kirchenrates mit, daß dies Kollegium beschlossen habe, die Provinzial-Konsistorien auf das Enchiridion aufmerksam zu machen und, behufs des Schulgebrauchs, mit dem Herrn Kultusminister sich in Verbindung zu setzen. Das Büchlein scheint demnach auch in hohen Regionen ein wenig Beifall zu finden. Wenn es nun auch dem allerhöchsten Herrn ein wenig gefallen könnte, so würde einer sich von Herzen freuen können.“

Über dieses Enchiridion ist in den fast vierzig Jahren, seit es in vielen Schulen und auch hie und da im Konfirmanden-Unterricht[1]) im Gebrauch ist, seinem Verfasser manches warme Wort der Zustimmung und des Dankes zu teil geworden. In einem „Begleitwort“ zu dem Büchlein sagt er selbst über den Zweck desselben:

„Die Zwecke des Schriftchens sind: gutes Verstehen und sicheres Behalten der biblischen Heilsgeschichte. In Absicht auf das Verständnis ist zunächst schlechthin die Be-

[1]) So schreibt ihm ein Pfarrer, der ihn um Besorgung von 100 Ex. für seine Konfirmanden ersucht:

„Ich las Ihren vortrefflichen Artikel über die genetische Methode des Religionsunterrichts, bestellte mir das Enchiridion und möchte nun zur Hebung des Katechumenen-Unterrichts dasselbe meinen Kindern in die Hand geben. Wie schwer es ist, gut zu unterrichten, zumal eine große Anzahl von Kindern, so daß Vernunft und Gewissen, also das Herz in Anspruch genommen wird, daß es eine pflanzende und bauende Arbeit wird, nicht ein Tagelöhnerwerk bleibt, das empfinde ich tief. Und gegenüber dem Katechismusunterricht halte ich es für durchaus notwendig, daß die Kinder in die Schrift also hineingeführt werden, daß sie dieselbe lesen und verstehen lernen. Wir Prediger fordern so leicht von den Erwachsenen ein tägliches Lesen der Schrift; aber die Leute sind garnicht imstande dazu, weil von Jugend auf nicht dazu angeleitet. Dazu scheint mir nun Ihr Büchlein ein ausgezeichnetes, dankenswertes Hülfsmittel.“

tätigung des „verſtandesmäßigen“ Denkens gemeint, und in Anſehung des Behaltens die Übung des „Gedächtniſſes“, ein gedächtnismäßiges Wiederholen, — jedoch mit Einrechnung deſſen, worauf ſchon die Sprache hindeutet, welche „Denken“ und „Gedächtnis“ als verwandte, eng verbundene Dinge faſſen lehrt. Freilich ſind damit die pädagogiſchen Zielpunkte der chriſtlichen Unterweiſung nicht erſchöpft. Der chriſtliche Heilsunterricht unterſcheidet ſich von allen anderen Unterrichtszweigen eben dadurch, daß ſein eigentlicher Zweck erſt dann dem Anfange nach erreicht iſt, wenn das Zeugnis von den großen Taten Gottes das Herz des Zöglings warm gemacht und im Innerſten des Herzens, im Gewiſſen, Wurzel gefaßt hat. Bekanntlich hängt dieſe entſcheidende Wirkung weniger von dem Lehrmittel und dem Lehrverfahren ab, als von der Perſönlichkeit des Lehrenden, und auch dieſe, ſelbſt die innerlich lautere, geheiligte Perſönlichkeit hat, wie allbekannt, keine Bürgſchaft für ein ſeliges Gelingen ihrer erziehlichen Wirkſamkeit. Doch aber behält das Lehrverfahren wie das Lehrhülfsmittel auch auf dieſem Gebiet eine Bedeutung, die nur Einſichtsloſigkeit oder ungebührliche Einſeitigkeit verkennen kann. Hier ſei nur an die negative Seite erinnert, daran, wie durch ein verkehrtes, geiſtloſes Verfahren nicht ſelten Abneigung gegen die heiligen Geſchichten erzeugt wird, oder Geringſchätzung derſelben, kurz eine ſo widerſtrebende Stimmung des Gemütes, bei der vielleicht nur ſchwere und langwierige Züchtigungen Gottes eine Umſtimmung zu bewirken vermögen. Auch in dieſer Beziehung, zur Verhütung von Abneigung und Geringſchätzung, kann das Enchiridion, wie der Verfaſſer meint, etwas beitragen; und nicht bloß das, ſondern bei rechtem Gebrauch auch poſitiv dem Guten dienen: die Erzählungen von den Heilstaten Gottes den Kindern lieb und wert machen helfen.“

Aus demſelben Aufſatz ſei noch eine pſychologiſche Bemerkung in Bezug auf die Frageform mitgeteilt:

„Fürs erſte leiſtet eine Frage, wo und wann ſie auftreten mag, den Dienſt, daß ſie das Auge auf einen beſtimmten Punkt lenkt, und eine geſchärfte Aufmerkſamkeit weckt. Von alters her iſt ſie daher beim Unterricht nicht bloß als Examinationsmittel, ſondern auch als ein eigentliches Lehrmittel gebraucht, und deſſen geſchickte Anwendung als ein Hauptſtück der Lehrkunſt betrachtet worden. Dennoch darf man ſagen, die Didaktik müſſe

die Bedeutung des Fragens als Unterrichtsmittel noch gründlicher untersuchen. — Jedem wird es häufig begegnet sein, daß er etwas mit vollster Aufmerksamkeit gesehen, gehört, gelesen zu haben glaubte und doch hinterher, wenn eine Frage darüber aufgeworfen wurde, entdecken mußte, daß der eine oder andere Umstand unzulänglich aufgefaßt worden war. Mancher, der in seinen jungen Jahren fleißig durch Feld und Wald gestreift ist, aber erst in reiferen Jahren sich mit Botanik beschäftigt hat, meint dann nicht selten, die Pflanzen, welche ihm jetzt auf Schritt und Tritt in die Augen fallen, müßten ehemals dort nicht gewachsen sein, weil er sie früher niemals gesehen hätte. „Wir sehen nur, was wir wissen," sagt Goethe. In diesem paradoxen Satze steckt in der Tat mehr als *eine* Wahrheit; eine derselben ist die, welche die vorstehenden Beispiele veranschaulichen, nämlich: an den Dingen und Vorgängen, die einem vor die Augen kommen, merkt man vieles erst dann, wenn es uns mit dem Finger gezeigt wird. Die Fragen sind bekanntlich solche Fingerzeige."

Lassen wir ihn dann noch mit zwei Beispielen klarlegen, auf welchen tiefer greifenden Überlegungen seine Art zu fragen ruht:

„Ein Lehrstück, in unserm Falle eine biblische Geschichte, wird aber durch wohlbemessene Fragen nicht nur in faßliche Teile zerlegt, sondern diese Fragen können auch das „*geistige* Band", welches diese Teile zusammenhält, *bloßlegen helfen*. Worin besteht aber dieses Band? Es ist gewoben aus den Kräften und Gesetzen, welche in den Handlungen und Ereignissen der Geschichte wirksam waren: aus den Motiven, Absichten und Gemütsstimmungen der beteiligten Personen, — aus den Kräften des äußeren ursächlichen Zusammenhangs, — und endlich aus den leitenden Gedanken dessen, der aller Geschichte Anfang und Ende bestimmt. In didaktischen Darstellungen ist es die logische Ordnung der Gedanken u. s. w. Um nun den psychologischen, ethischen, natürlichen 2c. Unter- und Hintergrund der geschichtlichen Vorgänge aufdecken zu helfen, — dazu sind freilich andere Fragen erforderlich als z. B.: Was tat er jetzt? Was tat er dann? Was sagte dieser? Was antwortete jener? u. s. w. Das heißt nichts anderes, als gleichsam mechanisch „abwickeln", was die Erzählung „aufgewickelt" hat. Bei kleinen Kindern ist diese Manier am Platze, und auch auf höherer Stufe werden vielfach solche Fragen mit unterlaufen müssen, wenn die Auszugsfragen

in erſter Linie Repetitionsfragen bleiben ſollen. Wie werden nun die Fragen beſchaffen ſein müſſen, welche einerſeits der Wiederholung und doch auch dem tieferen Verſtändnis dienen wollen? Wählen wir ein Beiſpiel."

„In der Geſchichte des erſten chriſtlichen Märtyrers heißt es z. B. am Schluſſe (dem Sinne nach): „Es kamen aber gottesfürchtige Männer und begruben den Stephanus, und hielten eine große Klage über ihn." Die Abwicklungsfragen würden etwa lauten: Wer begrub den Stephanus? Was taten etliche gottesfürchtige Männer? Wie iſt Stephanus zu Grabe gekommen? u. ſ. w. — Mehr Inhalt würden ſchon folgende Fragen haben. „Wie wurde Stephanus in ſeinem Tode geehrt?" oder: „Wie zeigte es ſich, daß er unter den Juden auch noch Freunde hatte?" — Dieſe Fragen heben offenbar etwas hervor, was in der Erzählung zwar enthalten iſt, aber ohne dieſe Fingerzeige leicht unbeachtet bleiben könnte. Die erſte weiſt darauf hin, daß dem vorher Geſchändeten eine Ehre erwieſen wurde, und die andere, daß man nicht meinen dürfe, die geſamte jüdiſche Bürgerſchaft Jeruſalems ſei bereits dem blutdürſtigen Fanatismus verfallen geweſen. Dieſe beiden Gedanken nebſt dem, was der Nachdenkſame weiter aus ihnen folgern kann, werden mutmaßlich nicht vielen Schülern von ſelbſt einfallen, obwohl ſie auf der Oberfläche liegen. Durch jene Fragen aber wird der Blick des Kindes zugleich auf den einen und andern Hintergrund des äußern Vorganges aufmerkſam gemacht. Dienen ſie auch zunächſt nur einer einfachen Repetition des Textes, ſo geben ſie doch andrerſeits Anregung zum Nachdenken, geben ſchon beſtimmte Gedanken, und dieſe helfen als judiziöſes Memorieren die Textworte noch mehr befeſtigen. Mechaniſches und judiziöſes Memorieren arbeiten nun gemeinſam an einem Werk, gleichſam wie rechte Hand und linke Hand. Wie aber das Arbeitsergebnis der beiden Hände zu dem von einer Hand allein bekanntlich in einem viel größeren Verhältnis ſteht, als die Zahlen 1 : 2 vermuten laſſen könnten, ſo auch in dem Falle, wo Nachdenken und einfaches Repetieren in der angedeuteten Weiſe zuſammenwirken. Denn einmal werden die Vorſtellungen — der Text — durch doppelte Bande, mechaniſch und judiziös, im Gedächtnis feſtgehalten, und andrerſeits werden neue Vorſtellungen aus dem Hintergrunde hinzugefügt, die nun dritterſeits, weil ſie nicht durch bloße mechaniſche Behandlung ſtarr geworden,

wieder neue Gedanken zeugen können. — Es wird jetzt dem Leſer ohne Zweifel verſtändlich ſein, wie die Behauptung gemeint war, daß die hier zu empfehlenden Fragen weſentlich andere ſein müſſen als die äußerlichen Repetierfragen. Man kann indeſſen bei dem vorliegenden Beiſpiel (Stephanus' Begräbnis) noch einen Schritt weiter gehen, d. h. mit der Frage noch etwas tiefer greifen, als vorhin geſchah. Fragt man z. B. (wie unſer Enchiridion) ſo: „Wie wurden durch Stephanus' Märtyrertod auch verborgene Freunde Jeſu offenbar — zum Hervortreten angeregt?“ — ſo zieht dieſe Frage nicht nur den vorhin erwähnten Gedanken hervor, ſondern weckt ſofort die Erinnerung an Nikodemus und Joſeph von Arimathia, die auch gerade da, als die Erniedrigung und Schmach Jeſu den höchſten Grad erreicht hatte, ſich gedrungen fühlten, mit ihrer Liebe zu ihm offen hervorzutreten. Dadurch iſt zugleich eins der weittragendſten Entwicklungsgeſetze des Reiches Gottes — „das Blut der Märtyrer iſt der Same der Kirche“ — wieder ins Gedenken gerufen, und zwar nicht nach dem hohlen Klang der abſtrakten Formel, ſondern an anſchaulichen Beiſpielen, und überdies ſo, daß die Kinder vermöge der noch warm erregten Teilnahme für den Märtyrer zugleich den pſychologiſchen Grund jenes Geſetzes empfinden und begreifen können. Dieſe Gedanken ſind aber geweckt worden nicht durch langwierige Erörterungen, ſondern auf dem allerkürzeſten Wege, und zwar — was der Leſer gefälligſt nicht aus dem Auge verlieren wolle — bei dem kleinen Dienſt der Einprägung der heiligen Geſchichte und des bibliſchen Textes.“ — —

Über eine ſeiner wichtigſten Arbeiten, die wir bisher nicht erwähnt haben, ſeien noch kurz einige Andeutungen gegeben. Es iſt dies das II. Enchiridion, welches in zuſammenfaſſendem Gange die Heilslehre aus der Heilsgeſchichte genetiſch entwickelt.

Das Schriftchen iſt 1867 in geringer Anzahl, gleichſam als Verſuch, gedruckt worden und längſt nicht mehr zu haben. Es haben deshalb manche, die es zu beſitzen wünſchten, ſich ein handſchriftliches Exemplar hergeſtellt.

Die Neubearbeitung der kleinen Schrift war ſeit lange fertig, aber er wollte ſie nicht in den Druck geben. Er hatte eingeſehen, daß zum wirklich nützlichen Gebrauch ein Handbuch dazu notwendiges Erfordernis ſei. Dasſelbe war auch in ſeinem erſten,

methodiſchen Teil ſchon lange, in den ſechziger Jahren, fertig geworden. Aber er mußte damals befürchten, daß in den maßgebenden Kreiſen die Unterweiſung in den Heilswahrheiten oder die abſchließende Chriſtenlehre noch viel zu feſt an die ſtarre Form des hergebrachten Katechismus-Unterrichts gebunden ſei, als daß ein geſchichtlich-genetiſcher Lehrgang einige Hoffnung auf Beachtung hegen könnte.

Ein „hartes Mißgeſchick“ — ſo nennt er es ſelbſt in einem Brief an einen Freund — war es für ihn, daß er gerade die Arbeit, die ihm am meiſten am Herzen lag und ihm als die wichtigſte ſeiner didaktiſchen Schriften erſchien, nicht bis zur Herausgabe fördern konnte. Dies Nichtkönnen lag weniger daran, weil ihm Zeit und Kraft dazu fehlte, als weil er die Zeit zu ſolcher Veröffentlichung für noch nicht geeignet oder empfänglich anſehen mußte.

In ſeinen letzten Lebensjahren (1888 ff.) iſt er wieder auf dieſe Arbeit zurückgekommen und hat mit freudigem Intereſſe daran weitergearbeitet. In einem derzeitigen, ſpäter mitgeteilten Brief an den älteſten Sohn ſchreibt er darüber und führt auch einen Gedanken aus ſeinem Werke an. Doch kam bald eine dringlichere Arbeit in den Weg, ſo daß er jene liebere mußte liegen laſſen. So iſt ſie unvollendet geblieben. Sein Schwiegerſohn, Dr. v. Rohden, mit dem er früher öfter über die Arbeit geſprochen und dem er noch auf dem Sterbebett die weitere Ausarbeitung und Vollendung übertrug, hat dieſen geſamten reichhaltigen katechetiſch-theologiſchen Nachlaß übernommen. Im elften Bande der Geſammelten Schriften unſeres Vaters „Zur Ethik“ hat derſelbe ein ſelbſtändiges Fragment aus dieſen nachgelaſſenen Manuſkripten veröffentlicht. Über Entſtehung und Motiv dieſer Arbeit ſagt der Herausgeber im Vorwort:

„Dörpfeld war ein Schulmann, der ſeinen Beruf in einem Umfang und einer Tiefe erfaßte, wie wohl wenige vor ihm. Die Aufgabe der Volkserziehung, der allgemeinen ſittlich-religiöſen Charakterbildung, nahm ſein geſamtes reiches Denken und Sinnen in Anſpruch; er verfolgte ſie bis in ihre letzten Wurzeln und Zweige, und ſeine bohrende Gründlichkeit raſtete nicht eher, bis er die feinſten Beziehungen und Bedingungen zum Gelingen dieſer Ewigkeitsaufgabe ſich klar gemacht und die letzten Triebkräfte und Gegenwirkungen ihres Gelingens aufgeſpürt hatte. Das Gebiet

deſſen, was ihm zu ſeiner Berufsforſchung gehörte, konnte daher kaum enger umſchrieben werden als durch den Kreis des geſamten Geiſteslebens der Nation, ſoweit es im weſentlichen Zuſammenhange mit der Volksbildung ſteht. Die nationale und die ſoziale Frage war daher ſehr frühe ſchon ernſtlicher Gegenſtand ſeines Intereſſes und ſeiner Erörterungen; Philoſophie und Theologie mußten ihm zu ſeinen hochgeſteckten Zielen dienen."

„Gewiß war er, auch abgeſehen von ſeinem Beruf, als chriſtlicher Denker mit ſeinem Innerſten an der Löſung der Probleme der Philoſophie und Theologie beteiligt; aber er hätte in ſeiner ſtrengen Selbſtbeſchränkung auf die Berufspflichten nicht ſelbſt dazu das Wort ergriffen, wenn ihn nicht die ſchweren Hemmniſſe, die ihm bei der Unterſuchung der Form und Früchte der religiöſen Unterweiſung und ſittlichen Erziehung entgegentraten, dazu gedrängt hätten. Er hätte wohl Fähigkeit und Neigung genug gehabt, an der rein theoretiſchen Bearbeitung der pſychologiſch-ethiſchen und religiöſen Fragen ſich zu betätigen, aber nicht eine Stunde ſeiner karg bemeſſenen Muße mochte er auf literariſche Tätigkeit verwenden, ohne ſtets das praktiſche Ziel vor Augen zu haben, wie die Unterweiſung zur Seligkeit für klein und groß immer beſſer und reiner ihren Zweck erfülle."

„Daß ſie ihren Zweck durchaus noch nicht erfüllt, mögen ſich nur die Selbſtgenügſamen unter den Lehrern des Volkes verhehlen, diejenigen, die immer die anderen Verhältniſſe, nur nicht die eigene Arbeit für die tatſächlich vorliegenden ſchweren Mißerfolge verantwortlich machen. Auch Dörpfeld will ja ſeinem geplagten Stande keine größere Laſt aufgebürdet wiſſen, als er zu tragen vermag; er weiß ſehr genau, daß dem Lehrer nicht alles möglich iſt, er glaubt nicht an eine Allmacht der Erziehung, ſo wie ſie erfahrungsmäßig gegeben werden *kann*; er will auch die Schuld nicht auf andere Perſonen und Stände als ſolche abwälzen. Aber er läßt auch nicht ab, bis er ſich und anderen klar gemacht, wo denn eigentlich der Haken ſteckt, und welche Hinderniſſe aus dem Weg zu räumen, welche verborgenen Lähmungen und Feſſeln des Denkens und Wollens zu löſen ſind, damit die Erziehungsarbeit freudiger und „zielbewußter" ihr Werk tun mögen. Da nun der Religionsunterricht im engſten Zuſammenhange mit der geltenden Theologie ſteht, ja, von ihr abhängig iſt, ſo fühlt er ſich auch verpflichtet, nachzuforſchen, ob

in dem Betriebe der Theologie, soweit er für diesen Zweck in Betracht kommt, ob in der wissenschaftlichen Begründung der evangelischen Wahrheit alles in Ordnung sei, und glaubt nun wirklich da einen schweren Schaden entdeckt zu haben, an dem die Theologie und damit die gesamte Christenlehre der evangelischen Kirche und deren geistige Zeugungskraft krankt. Er nennt diesen Schaden „Geheime Fesseln der Theologie" und möchte ihn nicht nur aufdecken, sondern auch die Mittel zur Lösung dieser Fesseln angeben und einer wirksameren Apologie und Grundlegung des christlichen Glaubens den Weg bahnen."

„Apologetisch, nicht kritisch ist sein Werk gemeint, mit dessen Grundgedanken er die letzten Jahrzehnte sich immer wieder befaßte und mit dem er gern auch nach seinem Tode der aus so vielen Wunden blutenden Christenheit einen Samariterdienst erwiesen hätte. Es jammerte ihn, wenn er die Kirche mit ihren reichen und allein wirksamen Heilskräften auf der einen und die zahllosen Kirchenscheuen, die Gebildeten und Verbildeten auf der andern Seite sah, die der Heilung so sehr bedürfen und im tiefsten Herzensgrund danach seufzen, aber beide wissen nicht mehr zusammenzukommen, haben keine Fühlung mehr, verstehen einander nicht. Die Kirche hat auf ihrer Eingangspforte stehen: Du mußt glauben, wer nicht glauben mag, ist vom Heile ausgeschlossen. Richtig, das Ergreifen des Heils besteht ja im Glauben. Nur der Glaube dringt ins Heiligtum. Aber hatte der Tempel nicht einen Vorhof? Sind die, die noch nicht glauben können, wirklich verloren, darf die Kirche sie sich selber überlassen? Weiß sie mit ihnen nicht anders zu verhandeln, als indem sie ihnen gerade die Leistung als erste Bedingung vorschreibt, die sie zu leisten nicht imstande sind? Hat die Kirche etwa kein so volles herzliches Erbarmen mit den Suchenden, Denkenden, Zweifelnden? Ist der Zweifel nur Torheit, der Verurteilung verfallen?"

„Nun, Dörpfeld wollte mit dazu helfen, daß die Kirche und die Draußenstehenden wieder zusammenkämen, er wollte ihnen zeigen, ihr habt noch ein großes gemeinsames Gebiet, auf dem ihr vor allem eigentlichen „Glauben" euch erst einmal kennen und gegenseitig achten und verstehen lernen müßt, und dieser Vorhof heißt die Ethik. Der große Schade, an dem die Christenheit in dieser Beziehung krankt, besteht darin, daß die

Kirche bezw. eine irrende Theologie auch über den Vorhof der Ethik die Inschrift anbringt: „Du mußt glauben", daß sie das grundlegende Gebiet der Sittlichkeit von ihrer Dogmatik abhängig zu machen sucht und damit alle die ausschließt, die aus irgend welchen Gründen sich mit der Dogmatik noch nicht befreunden können. Noch mehr, die Kirche verlangt, die Leute sollen auch die ethischen Wahrheiten glauben, weil sie es so lehrt oder weil das, was sie lehrt, in der Heil. Schrift stehe; sie verlangt also den Glauben in der Form der Unterwerfung unter eine Autorität, von deren Glaubwürdigkeit ja unmöglich ein jeder ohne weiteres überzeugt sein kann, geschweige einer, der irgendwie zu zweifeln begonnen. Die Theologie huldigt immer noch dem scholastischen Verfahren und hat sich dadurch unwissend Fesseln angelegt, die ihr göttliches, segensvolles Wirken in heilloser Weise hemmen; sie hat sich durch die Scholastik in ihrer Arbeit an den Draußenstehenden geradezu selbst lahm legen lassen. Das ist die geheime Fessel der Theologie."

„Dörpfeld möchte der Kirche die von ihr selbst zugemauerte Eingangstür der Ethik wieder öffnen helfen, damit sie alle, die einmal die Regung des Gewissens und damit die selige unstillbare Unzufriedenheit in sich zu spüren begonnen, wieder mit freundlicher Stimme einladen und retten könnte; und er möchte andrerseits den Kirchenscheuen die Binde von den Augen nehmen, daß sie erkennen: die Kirche hat etwas Besseres zu bieten als die gesetzliche Vorschrift „Du mußt glauben"; sie will und kann deines Herzens tiefstes Sehnen wirklich durch die Gotteskraft des Evangeliums stillen." —

„So ist es sein Herzensanliegen an der Volkspädagogie[1]) im größten Stil, das Dörpfeld zur Ausarbeitung dieses nachgelassenen Werkes drängte; er wollte beiden Teilen, Subjekt und Objekt, wieder zur rechten Erziehungsmöglichkeit verhelfen; insbesondere sollte es eine Trostschrift für alle Angefochtenen und Zweifelnden, für „die irrenden Brüder" werden."

Die Arbeit selbst, das II. Enchiridion und das Handbuch dazu sind dann vor kurzem als XII. und letzter Band der Ges. Schriften erschienen. Es ist damit ein langgehegter und oft ausgesprochener Wunsch der Kenner und Liebhaber seiner Schriften

[1]) Vergl. S. 468 den Anfangsabsatz des folgenden Kapitels.

erfüllt. Über den Charakter dieſer Arbeit äußert der Herausgeber im Vorwort:

„Die Meiſterfrage der Pädagogik blieb Dörpfeld in allen Perioden ſeines Denkens und Wirkens: Wie erziehe ich das nachwachſende Geſchlecht unmündiger Chriſten am richtigſten und erfolgreichſten im Chriſtentum? Der Bearbeitung dieſer Frage hat er ſich am hingebendſten gewidmet, in ſie hat er ſein Beſtes hineingelegt. Sie war ihm unendlich viel mehr als eine noch ſo wichtige Schul- oder Kirchenfrage; ſie war ihm eine Frage des Volkslebens im weiteſten Sinne des Worts, eine Frage zugleich, mit der er ſich ſelbſt völlig identifizieren konnte, denn ſie war auch die Frage ſeines eigenſten, innerſten Lebens: Wie finde ich Gott, wie lerne ich den lebendigen Gott immer beſſer erkennen und wie kann ich dann auch andern den Weg zu Gott weiſen.“

„Für den Religionsunterricht die zweckmäßigſten Bahnen zu ſuchen, war ihm alſo ganz etwas anderes als eine bloße Methodenfrage. Vielmehr eine Perſonenfrage. Er ſagt einmal gerade in Beziehung auf den Religionsunterricht: „Die pädagogiſche Theorie iſt auf einem gefährlichen Irrwege, die nur von Verbeſſerung der Methode, der Lehrgänge und Lehrmittel, aber niemals ernſtlich von Beſſerung der Perſonen redet. Das Geheimnis jeder guten Erziehungsanſtalt beruht in der charaktervollen Perſönlichkeit.“ Sein letztes Abſehen war demnach auf das Tüchtigmachen des Katecheten ſelbſt, auf ſeine Erziehung zu einer lebendig-religiöſen Perſönlichkeit, zu einem Religionslehrer, der nicht bloß „Spediteur“ überkommener Ware, ſondern Zeuge von Selbſterſchautem ſei. — Dörpfelds durch und durch religiöſe, vom Worte Gottes ſich nährende Perſönlichkeit erfaßte in eigener, ſelbſterlebter Weiſe den lebendigen Gott, und da er zugleich pſychologiſch und erzieheriſch aufs beſte geſchult war, ſo darf die Gabe, die er ſeinen Mitarbeitern in der religiöſen Erziehung nunmehr in der ſchlichten Geſtalt eines methodiſchen Ratgebers anbietet, wohl auch auf ihren tieferen Gehalt und ihre letzte Abſicht angeſehen und als nicht unweſentlicher Beitrag zur inneren Belebung der Chriſtentumsunterweiſung gewürdigt werden.“

„Im Religionsunterricht gewann Dörpfeld in meiſterhafter Weiſe die Gemüter der Schüler dafür, in geiſtigen Verkehr mit dem Lehrer einzutreten und ſich dadurch in den Verkehr mit Gott hineinziehen zu laſſen, in dem er ſelbſt lebte. Er führte die

Schüler zu dem Gott, der sich ihm selbst in seinem Wort offenbart hatte. Mit dem von Gottes Geist in ihm entzündeten Lichte leuchtete er in seine Schule, in die von ihm geleiteten Lehrerkonferenzen und Bibelkränzchen hinein und nun durch seine Schriften noch weit über diese Berufskreise hinaus. Das Studium des göttlichen Wortes war seine angelegentlichste Beschäftigung. Den schulmäßig geformten Ertrag dieser Lebensarbeit bietet er im zweiten Enchiridion und dem Handbuch dazu, soweit er es noch selbst vollenden konnte."

Über das Verhältnis dieser Arbeit zu der vorher gekennzeichneten gibt das Vorwort in folgenden Worten Auskunft:

„Dörpfeld gibt also in diesem letzten Werk sich selbst, seine Gottes- und Heilserkenntnis. Für die richtige Einschätzung seines pädagogischen Strebens und Schaffens ist dies Buch mithin wesentlich. Es ist ein Seitenstück zu der andern im XI. Bande schon vor Jahren herausgegebenen nachgelassenen Schrift „Geheime Fesseln der Theologie". Dieser letzte XII. Band wird dem gewissenhaften Beurteiler Veranlassung geben, jene Urteile nachzuprüfen. Beide Schriften gehören zusammen und ergänzen einander wie Ethik und Dogmatik. In der Ethik war es Dörpfeld darum zu tun, die absoluten Maßstäbe der Sittenlehre aufs neue festzulegen und dadurch die Religion selbst zu stützen; die absolute Ethik gegenüber einer auch durch eine falsche Unterordnung unter die Dogmatik oft herbeigeführten Relativität durchzusetzen war dabei seine Aufgabe. Es schwebte ihm bei der Behauptung und Begründung der Autonomie der Ethik die pädagogisch so unantastbare, unentbehrliche sittliche Anstachelung in dem Apostelwort vor: „Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern". Andrerseits wußte er auch ebenso gut, daß die religiöse Betrachtung sofort hinzufügt: „denn Gott ist es, der in euch wirket beides, das Wollen und das Vollbringen". Das sittliche Denken und Tun stelle man einerseits einmal auf sich selbst — das gehört notwendig zur lebenswahren Erziehung im Christentum; der andere Faktor behält daneben sein höheres Recht: Gott ist's, der alles Gute schafft und gibt. Wie weit Dörpfeld von irgendwelchen pelagianisierenden Velleitäten entfernt war und wie sehr er jeden Gedanken an Selbsterlösung verabscheut, das wird dies noch mehr religiöse als religionsunterrichtliche Werk sattsam dartun. Er faßt übrigens selbst einmal die theoretischen

Grundgedanken beider Schriften zu einem Plan für ein umfassendes Werk zusammen, das jene Wahrheit darlegen sollte: 1. Die Ethik muß rationell und dazu unabhängig von jedem andern Wissen entwickelt und gelehrt werden; 2. die göttlichen Offenbarungen (in Schöpfung und Erlösung) sind nicht Doktrinen, Lehrsätze, Worte, sondern Werke, Taten, Geschehnisse (s. XI. Bd. Zur Ethik S. XV f.). Die erste Wahrheit ist in jenem nachgelassenen Bruchstück begründet worden. Die zweite bildet das Leitmotiv des hier vorliegenden letzten Bandes."

Das genetische Verfahren gegenüber dem hergebrachten kennzeichnet der Herausgeber an einer andern Stelle:

„Der genetische Lehrgang verzichtet somit auf den für das gereifte Denken schätzenswerten Vorzug der logisch-systematischen Abgeschlossenheit und schmiegt sich vielmehr dem Bedürfnis des Lernenden an, indem er von den einfachen Elementen der Religion ausgeht und diese in ihrer geschichtlichen Betätigung und Entfaltung durch die verschiedenen Entwicklungsstufen hindurch verfolgt und so die Elemente der Heilswahrheit allmählich in ihrer immer reicheren Ausgestaltung um so gründlicher kennen und verstehen lehrt. An Stelle des fertig abgeschlossenen *Systems* der Lehre von Gott und göttlichen Dingen tritt der lebendige *Organismus* der in der Geschichte wirklichen Beziehungen zwischen Gott und Menschen."

„Kurz, der historisch-genetische Lehrgang führt auf Grund der genauen Kenntnis des Einzelnen zur umfassenden *Übersicht* über das Ganze und zur klaren *Einsicht* in den inneren Zusammenhang, wodurch aus den Einzelheiten das Ganze wird, also zur „*vollendeten Anschauung*", der auch wissenschaftlich höchsten Stufe der Erkenntnis."

Zum Schluß lassen wir auch noch ein Wort von Vater selbst über seine Lehrweise folgen:

„Auf einen charakteristischen Vorzug, den die genetische Methode vor der dogmatischen hat, will ich wenigstens hindeuten: es ist der, welchen Goethe in dem oben an die Spitze gestellten Motto: „Was du ererbt von deinen Vätern hast" ꝛc. so kurz wie treffend bezeichnet. Bei allen Arten des Besitzes gilt es, daß die Weise, wie jemand zu demselben gelangt, auch über die Weise des Besitzens (d. h. über den Wert des Erlangten) entscheidet: was einer durch Fleiß und Mühe erworben hat, wird in viel höherem

Maße gesichertes und freies Eigentum als das, was ihm ohne Mühe als Erbteil zugefallen ist. Die dogmatische Methode überliefert dem Schüler die fertigen Resultate früheren Forschens in fertigen Sätzen und läßt den Beweis, gut oder dürftig, hinterher folgen. Das genetische Verfahren dagegen stellt sich die Aufgabe, den Schüler *den* Weg zu führen, welchen die Forschung selbst eingeschlagen hat, so daß dieser gleichsam zu einem Forscher wird, gleichsam selbst das Resultat des Forschens *erwirbt*; nur fällt ihm dabei der Vorteil zu, daß er durch den Lehrgang und den begleitenden Lehrer vor den mancherlei Fehlgriffen und Irrgängen bewahrt wird, denen die erste Forschung ausgesetzt war, bevor sie ans Ziel gelangte; er kommt *ohne Umweg* und *gewiß* ans Ziel. Wie es nicht fraglich sein kann, daß dieser Lehrweg für den Schüler interessanter ist als jener, so auch nicht, daß er zu einem besseren und höheren Ziele führt."

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, gehören unsers Vaters Schriften nicht zu denjenigen, die sich auf der gewohnten breiten Heerstraße halten und darum auf einen großen Leserkreis rechnen dürfen. Sie haben sich vielmehr ihre Stellung in der pädagogischen Literatur langsam, aber sicher erworben und sich allmählich einen festen, immer mehr zunehmenden gediegenen Leserkreis gesichert. Aus der großen Anzahl dankbarer Briefe, die ihm diese Arbeit von nah und fern eingetragen hat, seien nur wenige kurze, aber charakteristische Stellen mitgeteilt. Sie geben den Beweis, daß, wo seine Bücher in die rechten Hände kamen, d. h. zu Leuten, die sie mit Interesse und Fleiß studierten, da konnte eine gewisse Wirkung nicht ausbleiben. Ein Lehrer aus dem Norden unsers Vaterlandes schreibt:

„Vor einiger Zeit fiel mir durch einen glücklichen Zufall Ihre „Theorie des Lehrplans" in die Hände, welche ich mit dem größten Interesse gelesen und wiederholt durchgearbeitet habe. Ich will es Ihnen, hochgeehrter Herr, nicht verhehlen, daß Ihre in diesem Buche niedergelegten Ideen bei mir eine vollständige Revolution hervorgerufen haben, eine Revolution, die mich zu der Überzeugung gebracht hat, daß ich trotz 12jähriger Praxis und trotz eines brillanten Abgangszeugnisses vom Seminar auf dem Gebiete der pädagogischen Praxis dennoch ein armseliger Dilettant,

um nicht gar Ignorant zu ſagen, geblieben bin, die aber auch das ernſte Streben nach einem höheren Ziele in mir angefacht hat.“

In einem andern Briefe heißt es u. a.:

„Es vergeht kein Tag, an welchem ich in freien Augenblicken mit meinen Gedanken nicht immer wieder zu Ihren Schriften zurückkehre. Es kann mir zwar nicht einfallen zu glauben, daß ich Ihre großen Ideen bereits bis auf den letzten Grund gefaßt hätte; aber ſo viel verſtehe ich doch bereits von denſelben, daß ich ſie nicht als Eintagsfliegen zu würdigen habe, ſondern als ſolche, die unbedingt Beſtand haben, und die geeignet ſind, über kurz oder lang auf dem Gebiete der Pädagogik eine tiefgehende heilſame Umwälzung hervorzubringen. Möchten wir dieſelbe doch recht bald erleben.“

„Meine und meiner Freunde Begeiſterung hat vom erſten Augenblicke an nicht nur nicht nachgelaſſen, ſondern ſie iſt bei ruhig fortgeſetztem Studium und bei dem Verſuche, Ihre Weiſungen, ſoweit tunlich, in der Praxis zu befolgen, nur um ſo wahrer und größer geworden. Auch beginnt man hier an immer mehr Stellen, ſich Ihren Schriften zuzuwenden.“

Ein anderer Leſer ſchreibt:

„Sie dürfen ſich rühmen, verehrter Herr Rektor, einen Lehrer mehr der Pädagogik und der Schule — will ſagen: ſeiner Schule — gewonnen zu haben; Ihre Schriften haben mich für alle Zeiten an die Schularbeit und an das Studium der Pädagogik gefeſſelt. Durch Sie hoffe ich ganz und voll das werden zu können, was ich ſein ſoll und zu ſein wünſche: ein tüchtiger Lehrer und kundiger Schulmann. Jahre hindurch gehörte ich zu den Gliedern unſeres Standes, die gar nicht wiſſen, was ſie ſind. —“

„Als ich vor ſechs Jahren das Seminar verließ, mit heißem Wiſſensdrang, ging ich ſchnurſtracks in die Irre. Meines Erachtens ſollte ſich der Lehrer, um ſeine Berufsgenoſſen vor andern Ständen würdig repräſentieren zu können, in allen Wiſſenſchaften heimiſch machen, alles Mögliche ſtudieren, kurz: die ganze Bildung ſeiner Zeit möglichſt in ſich aufnehmen. So viel Zutreffendes in dieſer Anſchauung auch liegen mag, meine heutige Auffaſſung von den dem Lehrer notwendigen Studien iſt eine ganz andere. Ich meinte damals, mein Gehalt anſehen zu ſollen als ein Mittel, um den der Schule fernliegenden Privatſtudien genügen zu können, während unſer Amtseinkommen doch dazu da iſt, daß wir der

Schule und dem Studium deſſen, was mit ihr zuſammenhängt, uns ganz und unbehindert hingeben."

In einem andern Briefe heißt es:

„Ich ſchäme mich faſt meines früheren Wirkens, wenn es auch von einem redlichen und guten Willen getragen war, und nur die Hoffnung, daß ich bei ernſtem Streben in meinem Berufe vielleicht noch etwas Beſſeres erreichen werde, als bisher, gibt mir friſchen Mut für die Zukunft."

„Gott ſei Dank, ich bin von Ihnen ſo feſt gepackt, daß ich Ihrer Sache nun und nimmermehr untreu werde. Vor einem Jahre kannte ich von Ihren Schriften nur Ihre „Grundlinien", aber es war dieſes Buch vollkommen hinreichend zu einem ferneren Fortſchreiten. Ich habe die Grundlinien immer wieder ſtudiert und werde ſie noch oft ſtudieren, denn ich halte ſie für eine Leiſtung auf dem Gebiete der Didaktik, wie wir ſie in vielen Jahren nicht gekannt haben. Jetzt habe ich außer Ihrem „Gutachten" Ihr „Denken und Gedächtnis" ſorgfältig ſtudiert und mit großem Intereſſe Ihren „Didaktiſchen Materialismus" kennen gelernt. Wieviel ich Ihnen, lieber Herr Dörpfeld, wegen dieſer Schriften für meine berufliche Fortbildung zu danken habe, kann ich Ihnen in Worten nicht ausdrücken. Immer wieder muß ich das ſo oft Geleſene wieder leſen, aber immer mehr klärt ſich jetzt auch der Horizont um mich. Ich bin jetzt ſo weit, daß ich klar erkenne, was und wieviel ich noch zu lernen haben werde, bis ich ein Lehrer werde, der ſich die wahre ſittliche Charakterbildung ſeiner Schüler als Ziel ſetzt und dieſes auf dem durch die Pſychologie gewieſenen Wege zu erreichen ſucht."

Noch eine andere Briefſtelle lautet:

— — — „Mir iſt es genug, wenn ich Ihnen auf dieſe Weiſe einen kleinen Beweis dafür geben kann, daß ich Ihr dankbarer Schüler bin, ein Schüler, der mit inniger Verehrung hinaufblickt zu Ihnen, als zu dem, der ihm erſt das Auge für die Größe ſeines Berufes geöffnet und der die heilige Flamme der Begeiſterung für denſelben in ſeiner Bruſt angefacht hat. Ja, lieber Herr Rektor, es ſoll dies keine Phraſe ſein. Nein, es iſt heilige Wahrheit, die ich Ihnen ausſpreche. Seitdem ich mit Ihren Schriften bekannt bin, haben meine Gedanken, die infolge meiner Einbildung, beruflich nichts Erhebliches mehr lernen zu können, ſich in freien Stunden recht viel mit Dingen beſchäftigten,

die ziemlich abseits von unserm Berufe liegen, eine ganz andere Richtung genommen. Wo mich nichts stört, da konzentriert sich mein Denken jetzt immer wieder auf die Schule und was mit ihr zusammenhängt. Immer wieder greife ich zu Ihren Schriften, die ich mit wenig Ausnahmen alle besitze, und immer wieder frage ich mich, wie ich die mir stets klarer und geläufiger werdende unvergleichliche Didaktik, die da ihre Begründung findet, in meine Praxis einführe; denn ich erkenne von Tag zu Tage klarer, daß unsre Volksschule ein viel höheres Ziel erreichen kann, als ich es bisher geglaubt habe. Dies ist aber nur möglich, wenn wir den Weg beschreiten, den uns die Wissenschaft eröffnet, der aber leider von so vielen unseres Standes und, was noch schlimmer ist, von unsern Schulobern nicht gekannt, ja nicht einmal gesucht wird."

„Wie heiß mein Verlangen ist, das Ideal, welches ich mir jetzt von meiner Berufswirksamkeit mache, verwirklicht zu sehen, vermag ich nicht zu sagen. Doch verliere ich nicht die Geduld. Ich bin auch zufrieden, wenn mir jetzt nur erst dann und wann eine Frucht meines Studiums bei meiner Schuljugend, die mir so innig am Herzen liegt, entgegenreift. Ich darf auch ohne Selbstüberhebung sagen, ich habe schon einige Früchte erzielt. Sowohl im Sach- wie im Sprachunterricht habe ich nach gewissenhafter Überzeugung mit Hülfe Ihrer Methodik Resultate erzielt, die ich sonst nicht zu erreichen verstand. Darum vorwärts mit Gottes Hülfe auf der einmal beschrittenen Bahn!"

Den Beschluß der mitgeteilten Briefstellen bilde die folgende aus Schlesien:

„Könnten Sie manchmal in unsern Kreis treten und hören, von welchen Dankesempfindungen wir durchdrungen sind, wenn wir die Eindrücke Ihrer gegenwärtigen Arbeit austauschen, Sie würden für Ihre Mühe, für Ihre angestrengte Tätigkeit einen kleinen Lohn finden. Und so wie bei uns, so ist's an vielen, vielen Orten unseres Vaterlandes. Die Herzen schlagen Ihnen in dankbarer Verehrung, in warmer Liebe entgegen! Ach, lassen Sie sich doch tragen und freudig heben von dem Bewußtsein, daß Ihre Arbeit von so vielen Kollegen gesegnet wird."

Nach den vorstehenden Einzel-Zeugnissen, die wir gleichsam als Echo seiner Schriften mitteilten, sei es noch gestattet, ein Gesamturteil über seine außeramtliche und zumal die literarische Tätigkeit anzuführen.

Zu dem Abschiedsfest, welches ihm von dankbaren Freunden, Schülern und Kollegen beim Scheiden aus dem Amte bereitet wurde, war eine gedruckte Festschrift erschienen. Da der Verfasser, Rektor Horn, hier gewissermaßen im Namen des gleichgesinnten rheinischen Lehrerstandes ein Zeugnis ablegt, möge dasselbe im wesentlichen hier eine Stelle finden.

„Wir wissen wohl, daß wir Ihnen damit keine Freude bereiten würden, wollten wir lediglich Ihre Verdienste aufzählen, es in weiteren Kreisen in Erinnerung bringen, was die Volksschule und ihr Lehrerstand Ihnen dankt und noch zu danken hat. Sie haben in den schweren Tagen, in denen es Ihnen gewiß wurde, daß Sie nicht länger im Schulamt bleiben dürften, daß es Abschied zu nehmen hieß von der liebgewordenen Stätte langjähriger Wirksamkeit, es nicht zum ersten Male uns gewiß gemacht, daß Sie ein besseres Maß für Ihr Sein und Wirken haben, als das ist, wonach gemessen die eignen Verdienste nur zu leicht groß erscheinen. Wir freuen uns, daß Ihren kritischen Blicken „„kein Plätzchen und kein Strichlein eignen Werkes im Lebensbilde wohlgefallen will““.

„Nicht Ihre Verdienste wollen wir aufzählen, um Sie zu erheben; lediglich Ihrem Beispiele wollen wir folgen: wie Sie mit einer besondern Freude auf das hinwiesen, was uns Gott in Männern, wie Tops, Berger, Schürmann, — Flattich, Hamann, Zahn, — Herbart, Mager, Ziller gegeben, Ihren persönlichen Dank gegen diese Männer nicht zurückhielten, so wollen auch wir eine Dankespflicht gegen Sie nicht versäumen.“

„Wir wissen es nicht, was der Schulsache mehr geschadet, die Überschätzung, die, wie sie den Schulmeister von Sadowa erfand, so überhaupt unter Zurücksetzung der übrigen Bildungsfaktoren die Volksschule maßlos erhob, das Heil unseres Volkes wesentlich von ihr erwartete, oder die Unterschätzung, die, indem sie von dem Geheimnis der guten Schule nichts weiß, in der Tätigkeit des Volksschullehrers nur eine mehr oder minder geschickte Ausübung eines Handwerks sieht. Das wissen wir, daß nur das der Schule frommt, wenn alle Beteiligten, namentlich auch der Lehrerstand, groß von der Arbeit an ihr denken, zugleich aber auch die Erkenntnis sich mehr und mehr Bahn bricht, daß das Gedeihen der Schulerziehung die geordnete, einträchtige Mitwirkung der übrigen Erziehungsmächte zur Voraussetzung hat.“

„Schon vor mehr denn 20 Jahren haben Sie in Wort und Schrift es ausgeführt, welche Verfassung dem Volksschulwesen sollte gegeben werden, damit nicht nur die im eignen Gebiete vorhandenen Hindernisse einer gedeihlichen Arbeit entfernt, sondern auch die Beziehungen angeknüpft und hinreichend gepflegt werden könnten, auf die die gemeinsame Arbeit an der Erziehung der Jugend jeden Beteiligten hinweist; Sie haben die gewichtigen Stimmen, die sich in früheren Jahren über die Schulverfassungsfrage haben hören lassen und nur zu früh in Vergessenheit geraten waren, wie die Wilh. v. Humboldts, Magers, Landfermanns, Zahns, wieder in Erinnerung gebracht; Sie haben darauf hingewiesen, welcher Segen dem Bergischen Volksschulwesen aus seiner Verfassung, die vor kurzem noch in den wesentlichsten Stücken Ihren Vorschlägen entsprach, zu teil geworden ist; Sie haben auf die üblen Folgen hingewiesen, die das Unterlassen einer zeitgemäßen Reform nach sich ziehen mußte."

„Wir beklagen es, daß in unsern Kreisen Ihr Wort nicht das Echo fand, das es hätte finden sollen; noch mehr aber beklagen wir es, daß es auch in den Kreisen nicht gehört oder gar bekämpft wurde, die vor 20 Jahren wohl in der Lage waren, unserm Volksschulwesen eine solche Verfassung zu erwirken, wie sie jetzt, aber zu spät, wohl von allen einsichtigen Freunden der christlichen Jugenderziehung gewünscht wird."

„Dennoch ist Ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen. Sie hat reiche Anregung geboten, auf freiem Wege so weit als möglich zu erreichen, was durch gesetzliche Ordnung zu erlangen immer weniger Aussicht blieb. Die wesentliche Förderung, aus dem freundlichen Verhältnis, wie es sich in vielen unserer Gemeinden zwischen Schule und Familie noch findet, wird für uns zu einer kräftigen Veranlassung, nicht von der Hoffnung zu lassen, daß unser Schulwesen noch einmal eine Verfassung bekommen wird, die nicht nur dem wünschenswerten Verhältnis der Volksschule zur Familie, sondern auch zu der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde möglichst gerecht wird, die zugleich in ihrem Aufbau die lokalen Schuleinrichtungen in ein gesundes Verhältnis zu einander, wie zu denen der Kreise, Bezirke u. s. w. setze."

„Die Gefahr einer handwerksmäßigen Behandlung des Lehrerberufs liegt nur zu nahe. Mit jedem Schülerwechsel tritt dieselbe Aufgabe wieder an den Lehrer heran; eine große Zahl kleiner

und äußerlicher Dinge will jeden Tag in gleicher Weise besorgt sein; es sind die Elemente des Wissens und Könnens, die den Gegenstand des Unterrichts bilden; über die Behandlung der einzelnen Unterrichtsgegenstände weiß der junge Lehrer kaum mehr, als Tradition und Erfahrung lehren; bei der Beurteilung der Schularbeit sind es gewöhnlich die äußerlichen Resultate, nach denen gemessen und geschätzt wird. Ist es unter solchen Umständen schwer genug, zu einer idealen Erfassung des Berufes zu kommen, so ist es noch schwieriger, seinen Idealen Treue zu bewahren. Und doch ist diese ideale Berufsauffassung die Bedingung, ohne welche weder die Persönlichkeit des Lehrers noch sein Werk recht wachsen und gedeihen kann."

„Das wollen wir Ihnen besonders danken, was Sie für diese Berufserfassung in unsrer Mitte gewollt und erstrebt haben."

„Die beste Kraft des nach außen gerichteten Willens muß erstarren, wenn sie nicht ihren göttlichen Ursprung demütig anerkennt. Namentlich den mancherlei großen und kleinen Widerwärtigkeiten des Schullebens gegenüber kann der Lehrer eine ideale Erfassung seines Berufes sich nur wahren, wenn er den Zugang gefunden hat zu der Quelle aller guten und vollkommenen Gaben und Kräfte, wenn er aus dieser Quelle immer neuen Mut und neue Freudigkeit zu schöpfen weiß. Wir sehen darum mit Ihnen in unsrer Stellung als christliche Lehrer die wesentliche Vorbedingung einer gesunden Auffassung unsers Berufes."

„Auch darin stimmen wir Ihnen zu, daß das Kleine nur dadurch seinen Wert und seine Bedeutung erlangen kann, daß es in der Beziehung erfaßt wird, in der es zum großen Ganzen steht, dessen Teil es ist. Es mag dem Maurer, der nach Vorschrift, ohne den Plan des Meisters zu kennen, Stein auf Stein fügt, sein Tun wenig bedeuten; der Meister, der durch die Einfügung eines kleinsten Stückes das Ganze der Vollendung sich nähern sieht, der in der richtigen Ausführung des Einzelnen die wesentliche Vorbedingung der Erreichung des Gesamtzweckes erblickt, sieht die Leistung anders an. Wollen wir die mancherlei kleinen Dienste unsern Schülern mit Sammlung und Ernst leisten, sollen sie uns nicht handwerksmäßige Kleinigkeiten sein, so müssen wir sie als Teile des erziehlichen Gesamtzweckes erfassen, so müssen wir von ihrer so oder anders gearteten Ausführung das Gelingen oder Mißlingen desselben abhängig wissen."

„Hier liegen die beiden Hauptwurzeln, durch die einer idealen Auffassung unsers Berufes ihre beste Nahrung zugeführt wird, und darum danken wir es Ihnen, daß Sie im Schulblatt und wo Sie sonst konnten, der Pflege derselben Ihre Haupttätigkeit zugewandt haben."

„„Wer den Religions-Unterricht aus dem Lehrplan streicht, der streicht den Frühling aus dem Jahre,"" so bekennen wir mit Ihnen, schon deshalb, weil auch uns das das größte Gut ist, einen treuen Gott und Heiland zu haben, und wir unsern Kindern nichts Besseres mitzugeben wissen auf ihren Lebensweg, als eine lebendige christliche Erkenntnis."

„Es sollte sich von selbst verstehen, daß der Religions-Unterricht stets als Gewissensache behandelt würde, daß bei ihm, als dem wichtigsten, jederzeit auf eine möglichst richtige pädagogische Behandlung gesehen wäre. Leider aber sind auf keinem Gebiete dem Memoriermaterialismus zahlreichere Opfer gebracht, als auf dem dieses Unterrichts; in keine Stunde ist auch der christliche Lehrer mit mehr Seufzen gegangen, als in die, wo ihn vor allen ein freudiger Geist hätte führen sollen."

„Es muß der Religions-Unterricht seines besten Segens verlustig gehen, wo er nicht nach dem sittlich-religiösen Zustand der Bevölkerung eingerichtet wird, wo er sich in Abstraktionen verliert, wo die biblischen Erzählungen nicht frei, anschaulich und ausführlich aus dem Vollen der eignen Anschauung heraus den Kindern dargeboten werden und der Lehrer nicht sorgfältig so viel als möglich vermeidet, was beim Lernen den ethisch-religiösen Zweck dieses Unterrichts beeinträchtigen könnte."

„Sie sind mannhaft und überzeugend, unbekümmert um Mißdeutung und Widerspruch von rechts und links, für eine pädagogische Behandlung des Religions-Unterrichts eingetreten und haben in Ihrem Enchiridion der Volksschule ein Hülfsmittel geboten, welches neben andern guten Eigenschaften auch die hat, daß es bei richtigem Gebrauch dem Schüler das Lernen nicht mehr als eine Last erscheinen läßt."

„Die Gefahr einer handwerksmäßigen Ausübung des Lehramtes wird nicht unwesentlich durch den Umstand gemehrt, daß die Art der Behandlung von Unterricht und Zucht wesentlich auf Erfahrung und Geschichte sich stützt."

„Schon Ihre Arbeiten über den Religions-Unterricht ließen es deutlich ersehen, daß sie aus bessern Überlegungen hervorgegangen sein mußten, als die, welche darauf gerichtet sind, unter den hergebrachten Behandlungsweisen der besten Anerkennung und Eingang zu verschaffen. Mit der Mitte der sechziger Jahre trat es im Schulblatt immer bestimmter hervor: Es gibt eine pädagogische Wissenschaft, und wie viel ihr auch noch daran fehlen mag, daß sie imstande wäre, uns mit sicherm Rat für jeden einzelnen Fall zu versehen, immerhin bietet sie die großen Gesichtspunkte, aus denen das Gesamtwerk der Erziehung erfaßt und nach denen die erziehliche Tätigkeit im einzelnen bemessen sein will."

„Soviel wir wissen, ist das Evangelische Schulblatt unter den für das Volksschulwesen bestimmten Zeitschriften die einzige, die für eine wissenschaftliche Bearbeitung der Schulpraxis und ihrer verschiedenen Seiten entschieden eingetreten. Daß wir überhaupt ein Schulblatt haben, das, zunächst bestimmt zum Organ des Vereins evangelischer Lehrer und Schulfreunde in Rheinland-Westfalen, im Laufe seiner 23jährigen Wanderung in immer neuen Kreisen Bürgerrecht gewonnen hat, das unbekümmert um Gunst und Ungunst der jeweilig herrschenden Zeitströmungen die Interessen der Volksschule und ihrer Lehrer mit Hingebung vertreten, das ist schon eine sehr dankenswerte Sache. Doch das wollen wir dem Schulblatt besonders danken, daß es nicht gealtert ist, daß es vielmehr zu einem immer kräftigeren Mahner geworden, daß ein jeglicher sich bemühe, festen Grund zu gewinnen für seine Arbeit, daß er sich nicht damit begnüge, in diesem und jenem Gebiete möglichst viel an äußerm Wissen und Können zu erreichen, sondern daß er seine Ziele höher stecke, seine gesamte Arbeit planmäßig darauf einrichte, soviel an ihm ist, das ethisch-religiöse Ziel der Jugenderziehung erreichen zu helfen."

„Wie es für die Gesundheit des leiblichen Organismus nicht darauf ankommt, daß ihm möglichst reichlich Nahrungsmittel zugeführt werden, sondern darauf, daß er das Genossene sich zu assimilieren vermag: so hängt auch die gesunde geistige Entwicklung wesentlich davon ab, daß der nach richtiger Auswahl zweckmäßig dargebotene Lernstoff den Bedingungen des geistigen Lebens entsprechend verarbeitet und zu einem die Entwicklung mitbestimmenden Besitz werde."

„Wir wollen niemanden darüber anklagen: aber Tatsache ist es, daß in unsern Schulen ein Drängen und Treiben herrscht, bei dem sich weder Lehrer noch Schüler wohl befinden können, und bei dem trotz aller Anstrengung unmöglich gute Früchte zu erwarten sind. So einig man nun auch in der Anerkennung dieses Übelstandes ist, so verschieden sind die Meinungen darüber, worin derselbe seinen Grund hat und auf welche Weise Abhülfe zu schaffen ist."

„Sie haben in Ihrer „Theorie des Lehrplans" den sichern Nachweis dessen geführt, was zu einem vollständigen Lehrplan der Volksschule gehört und damit für das Urteil aller Einsichtigen bewiesen, daß, wollte man durch Wiederausscheiden der sog. Realien der Volksschule eine Erleichterung verschaffen, dies nichts weiter als eine Verstümmelung der volkstümlichen Bildung bedeuten, also ein sehr zweifelhafter Gewinn sein würde. In Ihren vorhin erwähnten psychologischen Arbeiten haben Sie es wenigstens angedeutet, wo ein sicherer Maßstab zu finden ist, nach dem die Auswahl aus den verschiedenen Gebieten des Wissens und Könnens bemessen werden kann. Sind einmal die Anforderungen allgemein anerkannt, welche nach psychischen Gesetzen an die Darbietung und Verarbeitung der Lernstoffe zu stellen sind, so ist auch der Weg nicht mehr weit, auf dem das Maß bestimmt werden könnte, welches sich in einer achtjährigen Schulzeit diesen Anforderungen entsprechend verarbeiten läßt."

„Wenn auch wenig davon in die Öffentlichkeit gedrungen sein mag, diese Ihre Ausführungen, namentlich die in der „zeitgeschichtlichen Betrachtung", sind von manchem seufzenden Lehrer wie ein erlösendes Wort empfunden worden. Wir begehren keine Entschuldigung für selbstverschuldete Mißgriffe, für Unterlassungssünden irgend welcher Art; was wir bedurften, war ein klarer Ausspruch darüber, daß unsere Arbeit eine in vielem Betracht unfruchtbare und darum freudlose ist, eine ebenso klare Hinweisung, wie dem Übel abgeholfen werden kann. Wir danken Ihnen, daß Sie mit unerschrockenem Mannesmut den Schaden aufgedeckt und klar den Weg zum Besserwerden gezeigt haben." —

„Nicht Ihre Verdienste wollten wir aufzählen; sonst hätten wir noch manches hier erwähnen und alles in ein anderes Licht setzen müssen. Nur andeuten wollten wir, daß Ihre Arbeit für uns und unsere Schule nicht vergeblich gewesen."

„Es liegt für den Volksschullehrer, dem Gott ein reges wissenschaftliches Interesse, Gelegenheit und Kräfte, es zu pflegen, verliehen, nur zu nahe, den gering geschätzten Dienst bei den Kleinen zu verlassen, oder ihn doch so auszuüben, daß ihm auch der entsprechende äußere Lohn nicht fehle. Beides haben Sie nicht getan. Sie sind der Volksschule treu geblieben und haben durch Ihr Sein und Wirken den deutlichsten Beweis geliefert, daß Ihr Arbeitsfeld nicht zu klein ist, der besten Kraft, dem reichsten Willen Raum zur vollsten Betätigung zu bieten."

„Es blüht und sinkt die Kunst mit den Künstlern. Die Künstler wachsen, wenn sie sich anschließen können einem Meister, der neue Bahnen brechend ihr Interesse belebt, das Ererbte zu freiem Besitz zu machen lehrt. Daß uns Gott in Ihnen einen solchen Meister gegeben, des freuen wir uns."

„Nun lassen Sie uns noch einen Wunsch hier aussprechen! Sie haben in einem arbeitsvollen Amt treu ausgehalten, solange Ihre Kräfte dies erlaubten; Sie legen dieses Amt heute nieder. Gott gebe, daß die wohlverdiente Ruhe zu einer Mehrung und Neubelebung Ihrer Kraft führe! Sie sind viel zu innig mit Ihrem bisherigen Arbeitskreis verwachsen, als daß Sie es dann lassen könnten, auch fernerhin so wie bisher unserer Sache durch Wort und Schrift zu dienen. Niemand weiß besser als Sie, wie sehr sie der Dienste noch mancherlei bedarf."

„Vor allem aber wünschen wir, daß unser Gott Ihnen auch in den kommenden Jahren seine Freundlichkeit immer neu möge erscheinen lassen! Er erhalte und nähre namentlich auch den Freudenquell, den er Ihnen in Ihren Kindern so freundlich beschieden."

An dieser Stelle sei auch die Tatsache erwähnt, daß eine Reihe von deutschen Lehrervereinen aus der Nähe und Ferne ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannten. (Der Leipziger Lehrerverein sandte ihm seiner Zeit ein schönes, künstlerisch ausgeführtes Ehren-Diplom, in dessen Zeichnung kurze, wertvolle Worte aus seinen Schriften angebracht sind.)

Einer ergreifenden Kundgebung der Dankbarkeit, die an seinem Grabe öffentlich dargebracht wurde, dürfen wir auch wohl hier gedenken. Nachdem die Feier mit Gesang, Reden und Gebet ihren ernsten, erhebenden Verlauf genommen, wurden zum Schluß eine Reihe von Palmen und Kränzen, gesandt von Vereinen und von Einzelnen, jede mit einem kurzen Widmungswort des dazu Be-

auftragten, am Grabe niedergelegt. Aus jenen Widmungen, die auch auf den Kränzen angebracht waren, ſprach warme Liebe und Verehrung; es kamen dieſe letzten Grüße aus den verſchiedenſten deutſchen Gegenden, von Königsberg bis Straßburg, von Schleswig-Holſtein bis Schleſien.

Aus denſelben Tagen liegt uns noch ein Geſamt-Zeugnis über ſeine Lebensarbeit vor, welches wir glauben mitteilen zu ſollen, weil es von hoher, amtlicher Stelle herrührt. Aus dem Miniſterium der geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten ging uns damals das folgende amtliche Beileidſchreiben zu:

„Anläßlich des Ablebens Ihres Herrn Vaters, des Rektors a. D. Friedrich Wilhelm Dörpfeld, ſpreche ich Ew. Wohlgeboren und den übrigen Hinterbliebenen meine wärmſte Teilnahme aus. Der Verewigte hat mit einer Hingebung und Treue für die Schule gewirkt, welche bleibende und geſegnete Früchte für dieſe gezeitigt hat. Sein Andenken wird jederzeit bei der Schulverwaltung in hohen Ehren gehalten werden.“ gez. Boſſe.[1])

[1]) Falls der Miniſter länger im Amte geblieben wäre, würde zu hoffen geweſen ſein, daß unſeres Vaters Arbeit auf dem Schulgebiet noch immer mehr verwertet worden wäre. Dafür ein kurzes, aber bedeutſames Zeugnis. Einigen Schulintereſſenten unſerer Gegend gegenüber, die in eigener Angelegenheit im Miniſterium Audienz hatten, tat der nun verewigte Miniſter die klare Äußerung: „Wir lenken immer mehr in die Dörpfeldſchen Bahnen.“

3. Sein Verhältnis zum Lehrerstande.

„Dem tapferen Vorkämpfer für Lehrerrecht,
Dem treuen Mahner an Lehrerpflicht."

Dies Wort schrieb im Jahre 1873 der jetzige Generalsuperintendent der Rheinprovinz D. Umbeck unserm Vater als Widmung. Es bezeichnet Vaters Verhältnis zu seinen Standesgenossen nach zwei Seiten hin. Ein Moment aber, und zwar ein wichtiges, kommt nicht darin zur Aussprache. Jenes Wort könnte einem Manne außerhalb des Lehrerstandes ebenso gut gelten, z. B. einem Vorgesetzten, der mit Wohlwollen in beiden Stücken seinen Untergebenen gedient hätte. Was Vaters Stellung zu dem Lehrerstande charakterisierte, war seine Zugehörigkeit im vollsten Sinne.[1]) Wenn er für seinen

---

[1]) Eine Äußerung aus seinem letzten Lebensjahre kommt mir dabei in den Sinn. Unter den eingegangenen Postsachen, die ich ihm vorlas, war ein Brief oder eine Zeitschrift, worin lobend und anerkennend von ihm gesagt wurde, daß er männlich und warm für die Rechte des Lehrerstandes eingetreten sei. Da unterbrach er mich mit den Worten: „Haben denn die Leute kein Gefühl dafür, was sie mir damit antun? Wenn ich dergleichen höre, ist mir immer zu Mute, wie wenn mir jemand eine Ohrfeige gäbe Ist es denn etwas Lobenswertes, wenn man sich seiner eigenen Haut wehrt? oder wenn man andern gegenüber sich selbst und seine Rechte behauptet? Es liegt sogar etwas Demütigendes darin, genötigt zu sein, für sich selbst einzutreten. Wenn ich nichts Anderes und Wichtigeres getan, so sollte man das Loben lieber bleiben lassen."

Dieser Ausspruch zeigt klar: einmal das starke Gefühl der Zugehörigkeit, wie es bei ihm vorhanden war; zum andern, daß er sein Kämpfen und Eintreten für die Rechte des Lehrerstandes nur darum auf sich nahm, weil sich

Stand arbeitete ohne Ermüden, für ihn eintrat ohne Menschenfurcht, seine Feinde bekämpfte mit mannhaftem Mut, die damit verbundene Schmach und Verkennung willig auf sich nahm; wenn er andrerseits die Schwächen und Fehler des Standes klar erkannte, sie ohne Scheu aufdeckte, und mit Ernst und Entschiedenheit Wege und Ziel zur Gesundung und Erstarkung wies: so war es sein eigener Stand, ein Organismus, dem er selbst als lebendiges Glied angehörte, dessen Lebensblut in seinen Adern pulsierte, dessen Mängel er wie eigene fühlte, dessen Druck er als eigenen empfand, dessen Ehre seine Ehre war. Dieses Gefühl der Zugehörigkeit, der Gemeinsamkeit, der Mitverantwortlichkeit war bei ihm in tiefster Seele gewurzelt. Aus dieser Wurzel erwuchs sein gottgegebener Beruf, dem er neben dem amtlichen in aller Treue und nach Kräften diente.

Doch hat er, wie manches Werkzeug Gottes vor ihm, durch dunkle, tiefe Wege gehen müssen, damit Gott ihn gebrauchen konnte zu dem, was Er ihm zu tun und zu wirken bestimmt hatte. Eine starke Natur, wie die seine war, mußte erst innerlich ganz gebrochen sein, ganz klein geworden, ehe Gott sein Werk durch ihn tun konnte.

Ein solcher Demütigungsweg war für ihn sein körperliches Leiden, welches, wie wir sahen, schon um die Mitte seiner Lebenszeit begann und ihn dann zeitlebens nie wieder ganz verlassen hat. So sehr auch der daher stammende Druck ihn zeitweilig körperlich und geistig gehemmt hat, so sind es doch Eindrücke und Erfahrungen geistiger und seelischer Art, die ihm am schwersten aufgelegen, ihn am tiefsten gebeugt und niedergedrückt haben.

Obwohl es nicht seine Art war, über dergleichen viel zu reden, so hat er doch im Laufe der Jahre hie und da einmal einen vertrauten Freund einen Einblick tun lassen in sein Seelenleben, wie um dem gepreßten Herzen Luft zu machen und durch Freundeswort Erleichterung zu finden. Mehrere dieser Briefe und die Antworten darauf liegen uns vor, doch glauben wir von der Mitteilung abstehen zu müssen. Gemütsstimmungen und »Ein-

---

für denselben kein anderer Fürsprecher fand; und zum dritten, daß ihm der andere Teil seiner Arbeit, der der Pflege und Hebung seines Standes nach der wissenschaftlich-beruflichen, wie nach der sittlich-religiösen Seite hin der bei weitem wichtigere und liebere war.

drücke solcher intimen Art tragen deutlich den Stempel des Vorübergehenden, des Momentanen, an sich, und sind nicht zur Veröffentlichung geeignet, wenn sie auch noch so ergreifend sind, ja weil sie es sind. Es seien nur wenige und mehr andeutende als erzählende Worte über diesen Punkt gesagt.

Es war das „Gegen den Strom schwimmen", das Alleinstehen, Alleinkämpfen, was ihm zuweilen schwer wurde, ihn müde machte. Es war ein ganz Bestimmtes, was ihm bei diesem Alleinstehen am drückendsten war, was ihm zu Zeiten wirkliche innere Not bereitete. Über diesen Punkt hat er nie ganz sich ausgesprochen, nur aus einzelnen Andeutungen läßt es sich ahnen, worin dieser Druck bestand. Ihn können, wie er selbst einmal sagte, auch nur die recht verstehen, die selbst in einem Stande, in einer Sache eine ähnliche Stellung eingenommen, eine ähnliche Aufgabe durchzuführen haben. Wir meinen die Aufgabe, wichtige, bahnbrechende Ideen und Wahrheiten in ihrer Tiefe, Bedeutung und Konsequenz erfaßt, und nun den inneren Beruf zu haben, mit allen Kräften für die Erkenntnis und Durchführung dieser Wahrheiten einzutreten, sie gegen Freund und Feind zu verteidigen, ohne Rücksicht auf sich selbst, sein Behagen und sein Belieben die ganze Persönlichkeit in den Dienst dieser Sache, dieser Ideen zu stellen. Da ist es kein Wunder, wenn dem Betreffenden zuweilen zu Mute ist, als müßten seine Kräfte versagen über dem Alleinschwimmen gegen den starken Strom. Oder wenn er wie ein tapferer Offizier, der nur seine Aufgabe im Auge hat, mutig vorgedrungen ist in die Reihen der Feinde, mit Preisgeben des eigenen Lebens den Seinen eine Bresche gehauen hat und, sich umblickend, plötzlich gewahr wird, daß er alleinsteht, mitten im Feinde, der von allen Seiten auf ihn eindringt, daß keiner der Seinen ihm beisteht, ihn schützt, sondern daß sie längst zurückgeblieben sind. In solchen Zeiten hat er jene Erfahrung, jene innere Not durchmachen müssen, die wir eben als das Schwerste bezeichneten. Es ist das Irrewerden am eigenen Beruf. Es kommen bange zweifelnde Gedanken: ist es auch *das Rechte*, was du ergriffen hast und verteidigst? Ist es auch sicher *dein Beruf*, all dem Entgegenstehenden gegenüber so voll und ganz dafür einzutreten?

Eine Andeutung über Erfahrungen solcher Art gibt er einmal in folgender Briefstelle:

„Aufsätze, wie der Deinige, erinnern mich an zwei Reflexionen, die mich bei Luthers reformatorischer Erstlingsschrift (95 Thesen) oft beschäftigt haben. Ich will sie hersetzen. Vielleicht können sie Dir nützlich sein. Der erste Gedanke ist dieser: Luther ist sich ohne Zweifel bewußt gewesen, daß es ein wichtiger, höchst bedeutsamer Schritt war, den er wagte. Noch gewisser ist aber, daß er nicht den tausendsten Teil der Nachwirkungen, der Nöte, der Kämpfe, der Gewissensbedrängnisse u. s. w. ahnte, die daraus folgten. Wenn er das alles hätte vorausseh en können — ob er dann wohl den Mut gefunden hätte, jenen ersten Wageschritt zu tun? — Der zweite Gedanke: Als er die Thesen entwarf und prüfte, wird ihm vielerlei Druck auf der Seele gelegen haben. Für das Drückendste aber halte ich dies, daß er keinen einzigen zuverlässigen Gesinnungsgenossen zur Seite hatte, mit dem er seinen Thesenentwurf durchsprechen konnte."

„Jenen ersten Gedanken findet man bekanntlich oft in den Schriften über die Reformationsgeschichte ausgesprochen; den zweiten habe ich dagegen niemals gefunden. Warum wohl nicht?"

Aber, so könnte man verwundert fragen, er hatte doch so viele treugesinnte Freunde, wie kann da von Alleinstehen die Rede sein. Und doch war es so, und die besten Freunde sahen am klarsten, daß es so war.

Doch wir können dies Alleinstehen, so schwer es für ihn war, um der Sache willen, der er gedient hat, nicht so übermäßig beklagen. Das Wort hat in gewissem Sinne recht: „Der Starke ist am mächtigsten allein." In dieser Wahrheit, die seine Freunde mehr oder weniger mögen empfunden haben, liegt die Entschuldigung für sie. Wie denn einer derselben, der doch mit Wort und Schrift öfter warm für ihn eingetreten ist, in betreff jenes Punktes einmal äußerte: „Wir konnten ihm (in der Hauptsache) nicht helfen, wir reichten nicht hinan." Von Vater habe ich nie einen Gedanken aussprechen hören, der etwas von dem Sinn jenes Wortes oder dieser Äußerung enthalten hätte, ihm ist mehr nur das Schmerzliche des Alleinstehens zum Bewußtsein gekommen. Uns Nachschauenden aber läßt jene Wahrheit die Erkenntnis aufgehen, daß das Alleinkämpfen, das Alleinarbeiten für ihn eine psychologisch notwendige Fügung war.

Doch ein tröstlicher Ausblick in die Zukunft ist ihm in

dieſem Ringen noch beſchieden geweſen: Aus der jüngeren Generation der Freunde und Schüler, bekannter und unbekannter, erwuchs ihm immer mehr eine treue Helferſchar, die mit Wort und Feder ſich zu ſeiner Sache bekannte und für ſie eintrat, zu der er auch das gute Zutrauen haben durfte, daß, wenn er gefallen, ſie ſeine Fahne ergreifen und weitertragen, die von ihm erkannten und vertretenen Wahrheiten erfaſſen und weiterbilden würden.

Auf eine andere Seite ſeines inneren Durchmachens glauben wir nicht eingehen zu ſollen; nur mit einem kurzen Wort eines andern, dem ſolche ſeeliſche Erfahrungen aus dem eigenen Leben ſchmerzlich-vertraut waren, ſei eine Andeutung daraufhin gegeben. Carlyle ſagt einmal: „Man muß für jegliches Genie, das man haben mag, teuer bezahlen. Es bedeutet vor allem Empfindlichkeit der Seele, und das wiederum ſchließt Leiden, Schmerz und Elend ein, das von der Natur unbewußt, von Menſchen bewußt oder unbewußt über uns verhängt wurde. Es iſt in Wahrheit eine ſchwere, ſchmerzlich zu tragende Laſt, wie fromm man ſie auch immer auf ſich nimmt.“

Jene vorher geſchilderten inneren Erfahrungen waren es, die ihm einen tiefen Einblick in die Perſönlichkeit ſolcher ringenden Geiſter aller Zeiten erſchloß, und aus dem, was er von ihnen erzählt, wie er ihr Leben auffaßt, können wir den Schluß auf ſein eigenes Durchmachen ziehen. Eine Briefſtelle, in der er ſich in dieſer ſeiner Weiſe über Peſtalozzi ausſpricht, ſei hier mitgeteilt:

„Was mich zu Peſtalozzi hinzieht, iſt zunächſt nicht ein Individuelles, was ihm allein zukommt, ſondern ein Allgemeines, was ſich mitunter noch anderswo findet. Es iſt das Originale, das Naturwüchſige in ſeiner Denkungsweiſe, Sinnesart und in ſeiner ganzen Perſönlichkeit. Man verſtehe — nicht das Abſonderliche, Sonderbare, Originelle, ſondern das Originale.“

„Es muß aber noch ein Zweites hinzukommen. Eine ſolche Perſönlichkeit muß von einer ethiſchen Lebensaufgabe getragen ſein, einen ſittlichen Charakter haben; Kopf und Herz, Denken und Streben müſſen zuſammengehen.“

„Wo beide Stücke zutreffen, da findet ſich in der Regel auch noch ein Drittes — ein (ſcheinbares) Mißverhältnis zwiſchen Wollen und Können, zwiſchen der Kraft und den vorgeſteckten

Zielen, ein Mißverhältnis, das um so größer ist, je stärker das Sehnen ist, und je höher demnach das Ziel steht — also ein gewaltiges Ringen mit Hindernissen, sei es im Denken oder im praktischen Streben, mit inneren oder mit äußeren, kurz, das, was die Christensprache „Kreuz“ und die Volkssprache „Querstriche“ nennt, und der Kampf mit allen diesen Widerständen.“

„Die Persönlichkeiten, in deren Leben dieser Dreiklang ertönt, — diese und nur diese sind für mich die eigentlichen Lichter in der Geschichte der Menschheit auf dem Wege zur Humanität, — die großen Ziffern in den hohen Stellen der Tausende und Zehntausende, — die keuchenden Lokomotiven des langen menschlichen Reisezuges nach dem Lande der Gesundheit, Freiheit und Mannbarkeit.“

„So die äußere Signatur dieser Persönlichkeiten.“

„Wo hat man aber die Wurzel, die Quelle dieser drei Eigenschaften, zu suchen? Sie muß innen liegen, nicht außen, — und tiefer als jene Eigenschaften.“

„Als diese Quelle und somit als das eigentliche Charakteristikum solcher Licht- und Kraftmenschen ist mir immer dies erschienen, daß sie sich an dem Vorhandenen, Gegebenen, Gefundenen nicht genügen lassen konnten, daß sie nach etwas Besserem, Höherem, Vollendeterem begehrten, — kurz, in der „Sehnsucht“.“

„Die Sehnsucht sieht auf das, was fehlt, und strebt, es zu ersetzen; und aus diesem Sehnen erwächst und erstarkt auch die Kraft zum Streben. Das größere Sehnen — nicht die größere intellektuelle Begabung ist die Wurzel des Genialen. Die Kraft des Genies sitzt zunächst im Herzen, nicht im Kopfe; erst hinterher, erst durch die Triebkraft, die aus dem Herzen kommt, geschieht es, daß der geniale Geist auch intellektuell über andere hervorragt. In diesem Sinne erklärt sich mir auch die Erscheinung, welche Goethe richtig bezeichnet — der Unterschied zwischen Talent und Genie — aber nicht erklärt:

> Was die Epoche besitzt, verkünden hundert Talente,
> Aber der Genius bringt ahnend hervor, was ihr fehlt.“

„Ein „Mann der Sehnsucht“ und ein „Mann von Genie“ sind mir daher gleichbedeutende Ausdrücke — nur dadurch unterschieden, daß dort die Wurzel und hier die Frucht genannt wird. Die Urgestalten dieser Lichtmenschen und ihr reinster Typus sind

die altbibliſchen „Schauer“ oder „Seher“. Vielleicht möchte auch der alte Name „Prophet“ bezeichnender ſein als der neumodiſche „Genie“.“

„Mit dieſem Wurzelmerkmal der Sehnſucht nach dem Beſſeren, Geſunderen, Originalen und dem Arbeitsmerkmal des „Ringens“ nach dieſen Zielen hängt auch ein Merkmal in den Leiſtungen zuſammen, das auf den erſten Blick mit dem Namen „Lichtmenſch“ nicht zu ſtimmen ſcheint — ich meine die Dunkelheit, Unbeſtimmtheit, Unklarheit, welche ihre Gedanken und Darſtellungen häufig an ſich tragen, — ein Merkmal, das namentlich dann ſtark in die Augen fällt, wenn man ihre Produktionen mit denen des Talentes vergleicht. Daher das bekanntlich ſo verſchiedene Geſchick beider Menſchenarten: die Talente werden ſchnell kund, kommen bald zu Ehren, machen Karriere und gelten dem großen Haufen ihrer Zeitgenoſſen gewöhnlich für Genies, — die wahren Genies dagegen kommen in der Regel erſt bei den nachfolgenden Geſchlechtern zu Ehren, müſſen unter ihren Zeitgenoſſen wunderliche Köpfe heißen und leider obendrein nicht ſelten darben und Verfolgung leiden. Sieht man übrigens ſchärfer zu, ſo reimt ſich ihre Dunkelheit mit ihrer Lichtnatur ganz gut; — ſie iſt in der Regel geradezu untrennbar, gereicht ihnen auch nicht weniger zur Unehre als dem Krieger ſeine Wunden und Narben. Vorab muß beachtet werden, daß ihre Produktionen darum noch nicht an ſich dunkel ſind, weil ſie andern, zumal ihren Zeitgenoſſen, ſo erſcheinen. Zum andern fehlt es ihnen manchmal an Zeit, um auf die Klarheit der Darſtellung die nötige Sorge zu verwenden; ſie haben eben mit der Urproduktion genug zu tun. Aber das alles iſt nicht der Hauptgrund ihrer Dunkelheiten, ſondern dies, daß ſie beim Schreiben Ringende waren, noch nicht Sieger über alle Finſterniſſe, und daß ſie vermöge ihres ſtärkeren Verlangens nach Erkenntnis, nach Licht, mit dem Maß von Einſicht, was ſie beſaßen und womit andere ſich gern begnügt haben würden, ſich eben nicht begnügten, ſondern noch tiefer ſchauen wollten. Das ſeichte Wäſſerlein kann ſo klar ſein, daß man bis auf den Grund zu ſehen vermag; das tiefere Waſſer wird niemals dieſen Grad von Klarheit zeigen können. Gerade durch die Schwächen, die Dunkelheiten, bieten die Schriften jener Männer einen zwiefachen Vorteil: einmal laſſen ſie erkennen und fühlen, wie ſie gerungen

haben, denn man sieht sie gleichsam noch im Ringen begriffen; und zum andern zeigen die dunkeln Stellen an, wo besondere Tiefen sind, wo noch eine Arbeit übrig und lohnend ist — wo also der Nachkommende am Ringen teilnehmen kann. Eben darum bleiben diese Schriften so wirksam, so fruchtbar. Man kann sich an ihnen nicht satt lesen und kehrt immer wieder gern zu ihnen zurück. Mir wenigstens geht es so. So ist mir z. B. Herbart sympathischer in allen seinen Schriften als seine Jünger in den ihrigen, obwohl diese manches klarer gestellt haben, als er es zu tun vermochte. So sind mir — manche der früheren Schriften Kants lieber als seine späteren, die seinen Ruhm begründet haben. Als Lieblinge unter den Lichtmännern stehen mir (für meinen Bedarf) obenan — außer den genannten beiden Philosophen, zu denen ich auch gern Plato stellen würde, wenn ich der griechischen Sprache mächtig wäre — Luther und der theosophierende Ötinger, Hamann und Herder, Bach und Händel, Comenius und Pestalozzi, und insbesondere: Israels religiöse Klassiker, die Propheten und Apostel. Unter den Poeten, den sog. weltlichen, habe ich keinen in dieser ersten Reihe — außer Shakespeare; unter den geistlichen sind es Paul Gerhardt und unser niederrheinischer Landsmann Tersteegen."

„Noch eins muß ich erwähnen. Oben ist bemerkt, daß der Forschungsdrang allein es nicht sei, der einen Menschen zum „Licht der Welt" mache — sondern ebensosehr der sittliche Charakter dazu gehört. Ich meinte den Drang der Liebe — insbesondere zu den Armen, Zurückgesetzten, Verlassenen, Leidenden. Was ist Licht ohne Liebe? Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Was dieser Faktor im Menschen aus einem Menschen zu machen vermag, können wir ganz besonders an Pestalozzi sehen. Er war ein „Genie der Liebe", und das ist es vor allem, was ihn für die Pädagogik auch zu einem Genie der Forschung gemacht hat. Wenn von ihm die Rede ist, so entbehre ich immer etwas, wenn nicht auch dieser Kernpunkt seiner Persönlichkeit so ernst und nachdrücklich wie möglich mit hervorgehoben wird."

„Wir haben uns zwar gewöhnt, bei Verhandlungen über politische, wirtschaftliche, künstlerische und pädagogische Dinge den sittlichen Faktor, der dabei mit in Betracht kommen muß, so zu behandeln, als ob er sich von selbst verstände. Diese Gewohnheit

ist keine gute — zumal auf dem pädagogischen Gebiete. Es ist ja ein vortreffliches Ding um Einsicht und Geschicklichkeit. Aber mit der Einsicht und Geschicklichkeit allein, — und wären sie engelischer Art, lassen sich keine Menschen erziehen. Zum Erziehen ist, wie beim Wachsen aller Organismen, auch Wärme nötig. Im Geisterreich heißt die Wärme „Liebe". Wie oft habe ich Unlust und Dumpfheit in Schulklassen angetroffen, wo der Lehrer in Einsicht und Geschick ein Meister war; aber nie habe ich Regsamkeit und Freudigkeit vermißt, wo die Schulluft durch des Lehrers Liebe zu den Kindern durchwärmt war. Möchten wir ja recht bald an den Universitäten rechte und vollständige pädagogische Seminarien bekommen, welche Einsicht und Geschick in die Schularbeit bringen können; allein ich wünsche kein Seminar zu sehen, wo den Seminaristen nicht auch aufs ernstlichste bezeugt wird, daß nur die Liebe des pädagogischen Gesetzes Erfüllung ist." — —

Nachdem wir so einen Blick auf die dunklere, ringende Seite seines Berufes geworfen haben, wenden wir uns jetzt derjenigen zu, wo wir ihn in persönlichem Dienst an einzelnen Standesgenossen kennen lernen. Diese dienende Tätigkeit auch nur annähernd zu schildern, würde zu viel Raum beanspruchen. Wir begnügen uns damit, aus den verschiedenen Gebieten einiges herauszuheben und zu erzählen.

Nicht nur dem Stande als ganzem war er in Liebe zugetan, sondern jedes seiner Glieder desselben hatte schon als solches sein persönliches Interesse und seine Teilnahme. War ein Kollege einmal, sei es durch Korrespondenz oder persönlich mit ihm bekannt geworden, so nahm er an seinem inneren und äußeren Ergehen Anteil durch gelegentliche Nachfrage. Er bewies diesen sowie auch ganz fremden Kollegen sein Wohlwollen durch Wort und Tat, wenn sie mit irgend einem Anliegen an ihn herantraten. Wie mannigfaltiger Art solche Ansprüche waren, davon gibt folgende Briefstelle Zeugnis:

„Von den Ansprüchen an meine kollegialische Dienstfertigkeit, die fort und fort aus fast allen deutschen Landschaften an mich ergehen — machen Sie sich jedenfalls keine volle Vorstellung. Der eine wünscht für diesen oder jenen Zweck ein passendes Lehrmittel kennen zu lernen; ein zweiter bittet, ihm für seinen Sohn eine gute Präparandenanstalt zu nennen resp. ihm zur Auf-

nahme (mit Benefizien) behülflich zu sein; ein dritter wünscht durch meine Vermittlung in hiesiger Gegend eine Lehrerstelle zu erhalten; ein vierter erkundigt sich nach den Dotationsverhältnissen u. s. w. der niederrheinischen Schulen; ein fünfter, der sein Mittelschul-, oder Rektor-, oder Oberlehrer-, oder Doktorexamen machen will, erkundigt sich nach literarischen Hülfsmitteln für die betreffende schriftliche Arbeit, oder erbittet sich die bezüglichen Bücher aus meiner Bibliothek (unter dieser fünften Kategorie befinden sich sogar katholische Theologen); ein sechster, der eine höhere Lehrerprüfung machen will, versteht das ihm aufgegebene Thema nicht und ersucht mich um Aufschluß (das begegnete mir u. a. bei einem evangelischen und einem katholischen Theologen, die ihre Rektorprüfung machen wollten); ein siebenter — Schulinspektor, Bürgermeister u. s. w. — wünscht, daß ich ihm für eine vakante Lehrerstelle geeignete Kandidaten empfehlen möchte; ein achter bittet um Rat, wie die durch Gemeinderatsbeschluß drohende Simultanschule abgewehrt werden könne; ein neunter — ein Kollege, der durch eigene Schuld oder Malheur seine Stelle verloren hat — wünscht, durch meine Vermittlung eine andere Stelle zu erhalten (dieser Fall kam im Laufe der letzten vier Wochen dreimal vor); ein zehnter — ein Europamüder oder „Abgebrannter" — fleht, ihm zur Übersiedelung nach Amerika zu verhelfen u. s. w. Daraus mögen Sie sich annähernd ein Bild machen von der Bescherung an Gefälligkeitskorrespondenzen, die einem Schulblattredakteur zu teil werden kann, wenn die Leute merken, daß er an übermäßiger Gutmütigkeit leidet."

In betreff der Besetzung von Lehrerstellen kam manche Anfrage aus der Nähe und der Ferne, aus dem In- und dem Auslande an ihn heran. Zuweilen wünschte man über einen Mann, den man im Auge hatte, ein vertrauliches Urteil zu hören, oder, was noch öfter der Fall war, er wurde gebeten, für diese oder jene Stelle einen passenden Mann vorzuschlagen.

Mit Diensten solcher Art nahm er es sehr ernst und gewissenhaft. Eine Reihe von diesen Briefen liegen uns noch vor (sie waren ihm so wichtig, daß er sie meist zweimal schrieb und die erste Niederschrift zurückbehielt). Sie zeigen seine Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, aber auch seine tiefe Einsicht in Beziehung auf die Beurteilung der Menschen. Manche Schulgemeinde oder Anstalt ist so, ganz im stillen, auf den rechten Mann auf-

merksam gemacht worden, der für die betreffende Arbeit und Gegend paßte, und andrerseits ist mancher Lehrer durch solchen Fingerzeig, ohne daß er selbst den Grund ahnte, an einen Platz gekommen, der gerade seinen Fähigkeiten und seiner Natur als das rechte Arbeitsfeld sich erwies. Nicht selten schrieb er in solcher Angelegenheit umfangreiche Briefe, wenn es not tat, aus dem Arbeitsgedränge heraus, und sie sind in den meisten Fällen nicht umsonst geschrieben worden. Ein älterer derartiger Brief hat noch nach des Schreibers Heimgang einem seiner jüngeren Schüler und Freunde einen Dienst solcher Art geleistet, worüber mir derselbe schreibt: „Ich habe es erfahren dürfen, daß „„des Vaters Segen den Kindern Häuser baut.““ Seine Freunde in der Heimat liebten und schätzten ihn, wie wir früher sahen, wie einen Vater, und nannten ihn auch wohl so; darauf bezieht sich jenes Wort.

Eine Charaktereigenschaft, die bei ihm in besonderer Weise ausgeprägt war, kommt auch im Verhältnis zu seinen Standesgenossen vielfach zum Ausdruck. Es war der Zug zu den Menschen, die traurig, oder leidend, oder bedrängt, belastet waren, oder überhaupt unter einem Druck irgend welcher Art standen; wenn sie auch sonst keine Beziehung zu ihm hatten, allein jenes Gedrücktsein gab ihnen ein Recht auf seine Teilnahme; und wenn sich ihm eine Gelegenheit bot, durch Wort oder Tat einem solchen zu helfen, ihn zu trösten, so besann er sich nicht vorher, ob nicht andere jenem näher ständen, die ihm helfen müßten. „Mein Nächster ist der, der meiner bedarf,“ das lehrte er uns schon in der Religionsstunde eindrücklich an der Frage der biblischen Geschichte: Wer ist denn mein Nächster? und der Antwort des Herrn durch die Geschichte vom barmherzigen Samariter.

Es war ihm auch ein merkwürdiges Verständnis eigen für Druck und Kummer der verschiedensten Art. Ein Grund dafür hat wohl darin gelegen, daß er selbst lebenslang sein gutes Teil davon zu tragen gehabt hat, andrerseits war es aber auch wohl in seiner tieferen Kenntnis der Psychologie begründet. Jenes Verständnis, verbunden mit seiner wohlwollenden, aufrichtigen Liebe zu den Menschen, verlieh ihm die Gabe, „mit den Müden zu rechter Zeit zu reden“, „wegzunehmen allerlei Lasten“ durch tröstendes, aufrichtendes Wort. Da war ihm keine Not zu klein

und zu gering, keine Last zu schwer und zu groß, als daß er nicht willig versucht hätte, durch Wort oder Tat sie zu lindern oder zu heben. Besonders für Gemütsleidende (hier sind nicht Irre gemeint), hatte er ein warmes Mitgefühl und feines Verständnis, was diese bald herausfühlten. Es ist mehrmals der Fall gewesen, daß ein solcher, der sich gegen niemanden sonst aussprechen konnte, ihm alles sagen konnte, und wie ein Kranker nach seinem Arzt, so nach ihm und seinem tröstlichen Zuspruch immer wieder Verlangen hatte. Wie er nach dieser Seite hin einem Kollegen eine wertvolle Handreichung tun durfte, wird das nächste Kapitel berichten.

Natürlicherweise kam auch in seinem Verhältnis zu seinen Standesgenossen dieser Zug des Mitgefühls, des Mit-Leidens, des Gerne-Helfens zur Geltung, sowohl im persönlichen Verkehr, wie auch brieflich. Eine große Anzahl von Briefen liegt uns noch vor, deren Schreiber sich mit irgend einem Anliegen an ihn wenden, und ihn um Rat, Trost oder Hülfe bitten. Die Antworten sind meist nicht mehr vorhanden, sie haben ja auch ihren Dienst getan. Aus den noch vorhandenen sind manche so persönlicher, vertrauter Art, daß sie sich zur Mitteilung nicht eignen. Einige wenige jedoch mögen herausgegriffen und hier mitgeteilt sein.

Einem in seiner Stellung bedrängten befreundeten Kollegen in der Ferne antwortet er aus dem Krankenzimmer auf seinen Klagebrief:

„— — — Auf Ihren mir schmerzlichen Brief müssen Sie aber ein paar Zeilen Antwort haben — sofort — wenn auch etwas formlos (mit Bleistift geschrieben)."

„„Sei getrost und unverzagt"" — der Herr wird Sie nicht verlassen, nicht einmal einen Moment lang versäumen."

„So Gott will, wird sich im Rheinlande eine Stelle für Sie finden lassen. Sie müssen nur noch ein wenig Geduld haben, einmal weil ich durch mein Unwohlsein noch zu sehr gefesselt bin, und dann, weil die Sache mehrfache Vorbereitungen verlangt. Lassen Sie mich jetzt nur sagen, daß Herzen und Hände für Sie tätig sein werden, auch wenn Sie nicht so bald wieder einen Brief von mir bekommen sollten. Warten Sie nur in Geduld."

Nach verschiedenen Fragen und Ratschlägen schließt er den Brief mit Hinweis auf Ps. 13, 6 und der Mahnung: „Freuen Sie sich auch, daß der Herr so gerne hilft."

Schon am folgenden Tage kann er dem Betreffenden mitteilen, daß er etwas für ihn in Aussicht habe. Trotz seines Krankseins schreibt er dann noch zwei ausführliche Briefe über jene Stelle, resp. die zu ihrer Erlangung einzuschlagenden Wege.

Auf die Krankheit eines andern fernen Kollegen geht er in liebevoller Weise ein und sucht Rat zu geben, so gut er es vermag. Dann fährt er fort:

„Zum Schluß weiß ich noch einen Rat, den nicht ich, sondern Gottes Wort gibt. Ein gottseliger Mann hat es so ausgedrückt: „„Ich will von Menschen nichts begehren, nichts weder für den Leib, noch für die Seele, gänzlich nichts!““ Ein anderer setzt zur Verdeutlichung hinzu: „„Was ich von Menschen wünsche, will ich von Gott erbitten!““ — Ich sage also: Wo ich von Menschen Hülfe für meine leibliche Gesundheit wünsche, soll ich es vorher von Gott erbitten. Der Herr Jesus hat bei seinem Wandel auf Erden Krankheiten aller Art geheilt, wo jemand mit Glauben oder mit einem Anfang von Glauben um Hülfe bat. David hat gebeten: Herr, nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage! Hiskias rief den Herrn an in seiner Krankheit und wurde erhört. Im Psalm heißt es: Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde, und rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. Was rät Jakobus den Kranken? Ist zu lesen Jak. 5, 14—18. Ein köstlicher Rat! Aber wer glaubt seiner Predigt?“

„Lieber N., denken Sie dem einmal nach! ohne Furcht vor zeitlichem, leiblichem Übel! Es steht wohl an dreihundertmal in Heiliger Schrift: Fürchtet euch nicht! Warum also uns bange machen lassen? Nur Einer ist zu fürchten und Sein heiliger Name! Und von diesem Einen heißt's auch:

„Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.“

„Lassen Sie bald wieder etwas von sich hören, meiner herzlichen Teilnahme werden Sie sich ohnehin versichert halten.“

In einem späteren Brief an denselben heißt es:

„Seitdem wir seiner Zeit ein paar Tage hindurch Stadt und Land Ihrer Heimat miteinander durchwanderten, haben wir beide

allerlei erfahren müſſen. Sie freilich noch mehr als ich. Der liebe Vater wurde von Ihrer Seite genommen und Sie mußten ſelbſt noch in beſonderer Weiſe durch Trübſalshitze hindurch. Es freut mich, daß Sie wirklich hindurch gekommen ſind, daß auch Ihnen aus der Finſternis das Licht in hellerem Glanze durchgebrochen iſt. Das ſind Gottes Werke und Wege, ſeitdem Er zuerſt aus der Finſternis das Licht hervorbrechen ließ. Es gehört zu den bekannten und doch ſo wunderbaren Wegen Gottes, daß wir durch viel Trübſal müſſen in Sein Reich eingehen, daß er gerade an bittere Erlebniſſe ſo ſüße Verheißungen angehangen hat. Daß wir doch uns ſolche Wege immer, immer wohlgefallen ließen! Welcher Seligkeit würden wir dann teilhaftig werden! Nicht umſonſt reden auch Johannes Tauler, Thomas von Kempen und die Myſtiker des Mittelalters ſo viel von dem „armen Leben Jeſu“. An dies „arme Leben Jeſu“ für uns und in uns hat Gott der Herr vor Grundlegung der Welt die Freiheit und Herrlichkeit Seiner Kinder gebunden. In aller und durch alle Widerwärtigkeit ſollen wir lernen, von der Welt frei zu werden; ſollen uns üben, zu denken, daß wir es nicht mit Menſchen und Elementen, ſondern nur mit Einem Gott, unſerm Vater, und mit Einem Herrn, Jeſu Chriſto, zu tun haben, um ſagen zu können wie Joſeph zu ſeinen Brüdern: Ihr habt mich nicht hierher geſandt, ſondern Gott hat mich hierher geſandt; und mit David, als Simei ihm fluchte: Laß ihn, der Herr hat ihm geheißen, fluche David. Was für freie Männer waren das! Dazu wolle der Herr durch Seinen Geiſt uns immer mehr machen, Sie und mich, und alle, die es begehren. Einen größern Wunſch kenne ich nicht: Freiheit von der Welt und Ruhe in Gott.“

1858 ſchreibt er einem lieben Freund, dem nach langem Warten in bedrängter Lage eine ſchöne Stelle zu teil wurde:

„Wenn ich in früheren Jahren einmal ſagte: Gott der Herr müſſe wohl etwas Gutes für Euch zuvor verſehen haben, daß er ſo manche Hoffnung auf eine andere, auskömmliche Stellung vernichte, — ſo habe ich damals allerdings nicht gedacht, daß es ſich in der Weiſe erfüllen würde oder könnte, wie es jetzt am Tage iſt. Die Stelle iſt gewiß ſo, daß die meiſten Lehrer ſie gern mit der ihrigen vertauſchen würden. So wünſche ich Euch denn von Herzen, daß „der Durchbrecher aller Bande“ Euch auch weiter

Bahn breche, und Euer Ausgang und Eingang für Euch und andere gesegnet sei."

In einem Brief an seinen Freund Klingenburg, dem eine erwachsene Tochter gestorben war, heißt es:

„— — — Ich weiß auch wohl, die liebe Heimgegangene war Euer erstgebornes Kind, sie war in ihrer innern Reife und Gediegenheit eine besondere Zierde und Freude Eures Herzens geworden, schon früh — sie war die treue Stütze und Pflegerin Eures Alters. Nun ist dieser fruchtbare Zweig vom Stamme abgerissen; die schöne Blume ist verwelkt, die Stelle, wo sie stand, ist leer. Ach, wie wird Euer Herz den Riß fühlen, und wenn auch das Reißende des Schmerzes überstanden ist, wie lange wird das Gemüt in stillem Weh über die leergewordene Stelle trauern! Jenen reißenden Schmerz, wie das nachfolgende stillpressende Weh kenne ich nur zu gut. Es gibt nur eins, was da durchhilft, das Eine, was Ihr trauernden Eltern auch kennt:

Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Sorg und Pein."

Nachdem er die betrübten Eltern dann noch auf das Trostwort Jer. 29, 11 hinweist, schließt der Brief mit dem Verse:

„Laß dich dein Elend nicht bezwingen,
Halt an Gott, so wirst du siegen.
Wenn alle Fluten einhergingen,
Dennoch wirst du oben liegen.
Und wenn du wirst zu hoch beschweret,
Hat Gott, dein Fürst, dich schon erhöret.
Gib dich zufrieden!"

In einem etwas späteren Briefe an denselben Freund schreibt er:

„— — — Wie Du siehst, ist vorerst an einen Besuch bei Euch nicht zu denken. So gern hätte ich einen Tag und Abend mit Euch trauernden Eltern zusammen gesessen. Wenn das Herz sich beengt fühlt, sei es unter Trauerweh oder unter äußerem Druck, da tut teilnehmender Zuspruch immer wohl, und vielleicht noch mehr das volle, ungezwungene Sichaussprechenkönnen und das gemeinsame Schöpfen aus dem Quell alles Trostes. Die stille Einsamkeit, das Versenken in liebliche Erinnerungen, das volle ganze Ausschütten des Herzens in das große Gottesherz — das hat ja sein Recht, wie ich aus siebenjähriger Trauer-

erfahrung weiß; daneben aber und zur Ergänzung kann auch die brüderliche Teilnahme und Gemeinschaft wirksam mithelfen."

Einem Freunde, über den dasselbe große Leid hereinbrach, was er selbst durchgemacht, schreibt er:

„Wie hat mich Ihre Trauernachricht erschreckt und ergriffen! Und wie hat sie bei mir alte eigene Wunden wieder aufgewühlt! Und wie muß erst Ihnen selbst ums Herz sein — so schnell, so unvorbereitet am Sterbebette, am Grabe der Hausmutter stehen zu müssen und sich als einsamer Mann, als Witwer mit einer Schar verwaister Kinder allein zu finden! A. hatte mir am ersten Abend die Trauerkunde noch verheimlicht, weil sie wohl wußte, daß mich's vor der Nacht zu hart ergreifen würde. Gestern Morgen mußte ich's dann hören. Welch ein Stich ins Herz! Ich sah Sie vor mir, wie ich mich selbst vor dreizehn Jahren am Morgen nach dem Hinscheiden der lieben Mama inmitten meiner mich umklammernden, weinenden Kinder gefunden hatte. Ach, wie preßt sich da das Herz zusammen! wie dunkel wird da der lichte Tag! und wie fühlt man das Wort: „In der Welt habt ihr Angst!" Und doch ruft einen die Vaterpflicht und der Beruf zum Aufraffen und zum Weitersorgen und -schaffen in der Welt, während man am liebsten mit der heimgegangenen Lebensgefährtin in ein besseres Heim fliehen möchte."

„Lieber Freund! Ich bin noch nicht in der Fassung, Ihnen ein wenig Trost zusprechen zu können. Ich muß erst selber wieder stiller werden. Aber ich wollte doch Ihnen wenigstens mit ein paar Worten sagen, wie wir mit Ihnen trauern. Gott der Herr wolle Ihnen die Tränen abwischen und Ihr verwundetes Herz stark machen. Er kann es allein."

„Hoffentlich kann ich in einigen Tagen mehr schreiben. Vielleicht kommen Ihnen dann meine Worte noch mehr zu gute als jetzt in der Unruhe. Geht es Ihnen so wie mir, so wird der tiefste Schmerz ohnehin erst nachkommen, wenn die Betäubung und das Stechende des ersten Wehes vorüber ist. Eins lassen Sie mich noch sagen: Weinen Sie sich aus, recht aus! sonst wird's zu schwer, und klammern Sie sich fest an den Herrn, der ein Vater der Barmherzigkeit und ein Gott alles Trostes ist."

Eine Briefstelle an einen Kollegen, dessen Wohnort durch ein großes Brandunglück heimgesucht worden war, lautet:

„Mit Betrübnis hörten wir durch Ihre Karte die Nachricht

von dem Unglück, das über Ihre Stadt und speziell über Ihr Stadtviertel gekommen war. Ihre und Ihrer Frau Sorge und Beängstigung, die Unruhe des Ausräumens und das Durcheinander hinterher u. s. w. habe ich mir lebhaft vorgestellt, obwohl mir selbst, Gott Dank, nie dergleichen begegnet ist. Hinterher werden Sie sich auch an dem tröstlichen Anblick aufgerichtet haben, daß Sie die Ihrigen noch gesund und wohl bei einander hatten, und daß der äußere Schade in engen Grenzen geblieben war."

Er spricht dann seine Bereitwilligkeit aus, mit der Tat zu helfen und fährt fort:

„Ich glaube, man tut auch wohl, Auge und Gedanken immer wieder auf diese tröstliche Stelle — auf Gottes gnädige Bewahrung zu richten. Man kommt so, im Festhalten der tröstlichen Seite und der Dankbarkeit, am leichtesten und schnellsten hinweg über die Beunruhigungen, Mühen und Verdrießlichkeiten, die solche Katastrophen zur Folge haben. Überdies wird einem dann noch die andere „friedsame Frucht" zu teil, daß man kraft der erfahrenen gnädigen Gottesbewahrung sich um so vertrauensvoller Seiner weiteren Führung überläßt, und anstatt unruhiger nur um so ruhiger in die Zukunft blickt. Das möchte ich insonderheit auch gern Ihrer lieben Frau ins Gemüt sagen. Gebe Gott, daß sie voll und kräftig erfahre, was ich ihr wünsche." — —

Ein ostpreußischer Kollege, der in einem Aufsatz „Erinnerungen an F. W. D." mancherlei aus seinem dreißigjährigen freundschaftlichen, brieflichen Verkehr mit Vater erzählt, schließt seinen Aufsatz mit folgender Mitteilung:

„Wie könnte ich es unterlassen, von einer besonders dankenswerten Frucht unseres Verkehrs, oder besser gesagt, von einer gottgesegneten, durch unser Verhältnis vermittelten Liebestat des teuren Mannes zu berichten: Als im Jahre 1868 in Ostpreußen infolge argen Mißwachses eine Hungersnot eingetreten war, schrieb er mir: „In hiesigen Lehrerkreisen werden auch Sammlungen für dortige Notleidende veranstaltet. Für die handarbeitenden Klassen Ostpreußens scheint schon manches getan. Wie steht es aber in den dortigen Lehrerfamilien? Wir rheinländische Lehrer hätten unsere Gaben am liebsten dortigen Kollegen, die deren bedürftig, zugewendet. Wenn nun dort Hülfe in Lehrer-

häusern nötig, so bilde schleunigst ein Komitee aus Kollegen — wenn möglich aus Vertrauensmännern verschiedener Richtung, will sagen der konservativen und liberalen, — damit unsere Gaben durch dasselbe möglichst unparteiisch ausgeteilt werden." Dieser Weisung entsprach ich, da tatsächlich viele der hiesigen Lehrerfamilien in hohem Grade Not litten, sofort mit großer Freude. Ein Komitee von Lehrern, die unter den hiesigen Kollegen besonderes Vertrauen besaßen, war bald gebildet; und es flossen uns, nachdem die rheinischen Kollegen den Anfang gemacht hatten, bald Gaben von allen Seiten zu. Nicht lange danach bildete sich, zunächst freilich infolge einer nicht erfreulichen Rivalität, ein zweites Komitee für denselben Zweck, meist aus höhern Beamten bestehend, die befürchteten, daß gewisse unserm „Lehrerkomitee" angehörige liberale Elemente von nachteiligem Einfluß sein könnten. Aber gerade diese Rivalität war spornend auf beiden Seiten, und die beiden also wetteifernden Komitees sammelten und verteilten über 50 000 M., und dazu eine beträchtliche Menge von Bekleidungsgegenständen, Nahrungsmitteln ꝛc., so daß durch die von Dörpfeld ausgehende Anregung Hunderte von hiesigen Lehrerfamilien aus großer Not errettet worden sind. Gott wird es ihm in der Ewigkeit lohnen. (Offb. 14, 13.)" — —

Manchmal hatte er in schwierigen, verwickelten Verhältnissen Rat zu erteilen. Doch da ihm vermöge seines klaren Denkens die Gabe eigen war, das Wesentliche in den Dingen und Verhältnissen von dem Nebensächlichen unterscheiden zu können, so war er imstande, auch da klaren guten Rat zu geben, wo andere keinen Ausweg sahen, und man sich nachher bei seinem einfachen Rat wundern mußte, daß man nicht selbst darauf gekommen.

In betreff seiner Bereitwilligkeit, mit der Tat zu helfen, seien noch zwei Beispiele aus meiner Erinnerung mitgeteilt, die sich auf seinen Stand beziehen. Eines Tages, als wir noch klein waren, trat Vater in unser Wohnzimmer ein mit einem fremden Mann, der verkommen aussah wie ein Vagabund, und ging mit ihm in das hinter dem Wohnzimmer gelegene Schlafzimmer unserer Eltern. Er gab ihm von sich Wäsche und Kleider und ließ ihn an seinem Waschtisch sich in Ordnung machen. Als der Mann wieder heraustrat, sah er ganz anständig aus. Nachdem er dann leibliche Erquickung erhalten, nahm Vater ihn mit in

sein Studierzimmer. Unsere Mutter sagte uns nur, er sei ein armer unglücklicher Lehrer von weit her, dem der Vater gern helfen wolle. Worin das Unglück des Mannes bestand, auf welche Weise Vater ihm zu helfen suchte, und mit welchem Erfolge, weiß ich nicht mehr. Nur erinnere ich mich noch, daß ich für Vater in den Tagen einen Brief zur Post zu bringen hatte an einen Seminardirektor in der fernen Heimat des Mannes, daß Vater ihm die Heimkehr ermöglichte, und daß er später einmal einen Dankbrief erhalten hat.

Wie an anderer Stelle erzählt, hatte Vater in Beziehung auf Geldangelegenheiten einen kindlichen Sinn, der für ihn und seine Familie hätte verhängnisvoll werden können, wenn nicht Gott seine schützende, segnende Hand über ihm gehalten hätte. Wie ihm bei seinem Arbeiten das Rechnen, der Gedanke an Erwerben und Verdienen fernlag, so rechnete er auch beim Geben und Verleihen nicht. „Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will," das galt ihm wörtlich besonders in Beziehung auf seinen Stand. Auch hat er nie über jenes „Borgen" irgend eine Notiz gemacht, es war in seinem Sinne „dem Herrn geliehen, der da wieder Gutes vergilt." Die Kasse der Eltern befand sich in einem kleinen hölzernen Schiebkästchen ohne Verschluß, welches in Vaters offenem Stehpult stand. Als die Mutter nicht mehr war, übergab er mir die Kasse und holte sich bei mir, was er brauchte. Eines Morgens kam er aus seinem Zimmer und fragte: Wieviel hast Du noch in der Kasse? Ich antwortete: 45 Tlr. V.: Das ist doch gut, daß wir so viel haben; Herr N. ist bei mir (ein Lehrer von der Unterklasse einer andern Schule) und ist sehr in Bedrängnis. Er muß heute eine Schuld bezahlen, wozu er kein Geld hat und dies kann ihm für jetzt aus der Verlegenheit helfen. Ich wandte ein, es sei aber noch eine Zeit bis zum 1. des nächsten Monats, wo das neue Gehalt einkäme, und ich wisse nicht, ob ich mit dem kleinen Gelde bis dahin reiche. Aber der Vater meinte: „Es wird doch wohl reichen, der Mann hat es nötig." Ein Mahnwort unserer Mutter, von dem ich früher einmal erzählte, kam mir in den Sinn, und ich durfte keine weitere Einwendung machen.

Das „Reichwerdenwollen" hielt er für eine große Gefahr, vor der er uns schon in der Schule ernstlich warnte, unter Zu-

grundelegung des Spruches 1. Tim. 6, 6—10. Besonders gefährlich war ihm dies Streben bei einem Lehrer, nach seiner Meinung sei es auf die Dauer nicht vereinbar mit dem Streben nach höheren idealen Gütern, die er seinem Stande als erstrebenswertes Ziel wünschte. Nach diesen beiden Zielen zugleich zu trachten, gehörte ihm zu jenen Unmöglichkeiten, die die Bergpredigt mit „zwei Herren dienen" bezeichnet.[1]) Doch kam es ihm nie in den Sinn, sein eigenes, vielleicht eher nach der entgegengesetzten Seite hin zu weit gehendes Tun als Muster aufzustellen, dazu kannte er seine eigene, wenn auch durch Gottes Güte ausgeglichene Schwäche viel zu gut.

Wie er sein pekuniäres Besitztum, wo es ihm nötig schien, willig für seinen Stand hergab, so auch dasjenige Gut, was ihm von irdischem Besitz wohl mehr als jenes am Herzen lag: seine Bibliothek. Er hing an seinen Büchern, nicht um der Opfer willen, die ihre Anschaffung erfordert hatte, daran dachte er weniger, da er selten bei einer Anschaffung den Preis bedachte, sondern weil sie mit seinem Denken und Sein aufs innigste verwachsen waren. Dennoch war er immer bereit, sie den Kollegen, auch bis in die weite Ferne, zu verleihen. Auch hatte er nicht die gute Gewohnheit, das Verliehene zu notieren. So schreibt er 1889 an einen Freund:

„Hierbei das versprochene Verzeichnis der Magerschen Schriften. Ich habe sie alle besessen. Zu meinem Schrecken mußte ich jüngst entdecken, daß viele derselben verliehen worden und bis heute nicht wiedergekehrt sind. Auch weiß ich nicht, wo sie stecken. In meiner Bibliothek finden sich nur noch: die französische Literaturgeschichte, das französische und das deutsche Sprachbuch und die Encyklopädie. Selbst von der Pädagogischen Revue fehlen drei Bände, und sogar Magers Biographie von Langbein. Nach dem Zeugnis

[1]) Einen ihm sonst lieben Freund, der nach dieser Seite hin Neigung hatte, machte er in jüngeren Jahren einmal ernstlich auf diese Gefahr aufmerksam. Es zeugt für die gute Gesinnung des Freundes, daß er die freundlich gegebene Mahnung nicht übelnahm, sondern dem Vater recht gab, daß hier für ihn eine Gefahr liege. Er wolle das zu ängstliche Sparen aufgeben, versicherte er dem Vater, nur möge er ihn noch in Ruhe lassen, bis er dieses Tausend noch voll habe, dann wolle er aufhören, sein Trachten darauf zu richten. „Ganz gut," sagte der Vater, „aber dann nehmen Sie sich in acht, daß es Ihnen nicht umgekehrt geht, daß Sie nicht das Tausend besitzen, sondern das Tausend Sie hat!"

meiner Bibliothek muß es mit der Pünktlichkeit der Schulmeister übel aussehen!“

Er kannte sich selbst zu gut, um sich bei diesem Urteil auszuschließen. Doch pflegte er sich in humoristischer Weise zu trösten mit dem „Rosenbäcker Burger in Nürnberg“, einer seiner Lieblingsgestalten,[1]) von dem G. H. v. Schubert in seiner Selbstbiographie erzählt. Dieser Bäckermeister besaß eine bedeutende Bibliothek von theologischen, theosophischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Werken. Auch seltene Bücher, die man sonst nicht bekommen konnte, waren bei ihm zu finden. Wenn auch manches verliehene Buch seinen Weg nicht wieder zu ihm zurückfand, so sagte sich der alte Burger zum Trost: seine Bücher seien nur von guter Art; wohin sie auch gerieten, sie könnten nirgendwo Unheil, wohl aber Segen stiften.

Vor seinem Scheiden bestimmte unser Vater, daß seine Bibliothek außer einigen Andenken an seine Kinder und Freunde dem ihm gleichgesinnten heimatlichen Lehrerkreise angehören solle.[2])

Wenden wir uns von diesen Einzelzügen auf dem persönlichen Gebiet wieder zu seiner Stellung zum Stande als Ganzem zurück. War bisher mehr von seinem eigenen Wollen und Tun in Bezug auf seinen Stand die Rede, so blicken wir jetzt daraufhin, welches Echo, welche Antwort ihm von seiten seiner Standesgenossen zu teil wurde. War vorhin von Dunkelheit, von Alleinstehen, Alleinkämpfen die Rede, so möge nun auch die Lichtseite dieser Stellung: das Verständnis, die Empfänglichkeit, die Dankbarkeit und treue Liebe, die er in reichem Maße erfahren durfte, zum Ausdruck kommen.

---

[1]) Von dem alten Rosenbäcker, erzählte Vater gelegentlich einmal, stamme in gewissem Sinn das religiöse Leben unseres Hauses her. In der oben erwähnten Selbstbiographie berichtet Schubert (später Professor der Naturwissenschaften), wie ihm jenes Bäckerhaus zu einem geistlichen Brothaus, einem Bethlehem geworden sei, wo er „den Anstoß zu einer ewigen Bewegung“ empfangen habe. Schubert hat in derselben Weise den damals jungen Theologen Zahn beeinflußt, und dieser seinen Bruder, den nachmaligen Seminardirektor, der dann unseres Vaters Lehrer gewesen ist, dem er, wie wir früher gesehen haben, in religiöser Beziehung viel zu verdanken hatte.

[2]) Die Verwaltung dieser Bibliothek ist von Herrn Rektor Meis-Barmen freundlich übernommen worden.

Es wäre hier zunächst eines Festtags eigener Art zu gedenken, den sein eigener Stand, seine Kollegen und Freunde ihm bereiteten, und wobei ihre Gesinnung gegen ihn zum warmen Ausdruck kam. Jedoch über dies Fest (25 Jahre nach seinem Eintritt ins Schulamt) und manches dabei gesprochene Dankeswort zu berichten, würde zu weit führen.

Doch unerwähnt darf hier nicht bleiben, daß die treue dankbare Gesinnung der Standesgenossen an diesem Tage nicht nur in Worten, sondern in einer im stillen überreichten, stattlichen Ehrengabe Ausdruck fand. Die Lehrer sind bekanntlich nicht so gestellt, daß sie an zeitlichem Gut Überfluß haben können, darum ist jene Ehrengabe, die eine den Verhältnissen nach wahrhaft großartige Opferwilligkeit bewies, nicht nur eine Ehre für den Empfänger, sondern auch für die Geber. Bewegten Herzens erzählte mir damals Vaters alter Freund Klingenburg, als etwas Besonderes und Erhebendes sei ihm die Art und Weise erschienen, wie die jüngeren Lehrer zu Vater standen, namentlich in dem Kreise seiner persönlichen Wirksamkeit in Barmen. Man klage wohl über Mangel an idealer Gesinnung in der jüngeren Generation. Bei dieser Gelegenheit habe man aber wahrnehmen können, daß dort noch eine Begeisterungsfähigkeit, eine Opferwilligkeit vorhanden sei, die weit über das gewöhnliche Maß hinausgehe, ja die ihm die Tränen in die Augen gebracht habe.

Den Schluß dieses Abschnittes bilde ein Zeugnis aus dem Lehrerstande und zwar aus dem Kreise der jüngeren Schüler und Freunde. Bei einer Gedächtnisfeier wenige Wochen nach dem Heimgange unseres Vaters hielt Rektor Meis aus Barmen eine Ansprache über Vaters Stellung zu seinem Stande, die wir hier unverkürzt mitteilen, da sie in zusammenfassender Weise das darlegt, was wir in diesem Abschnitt haben erzählen wollen.[1])

„Wir Lehrer haben alle Ursache, uns zu freuen, daß Dörpfeld einer der Unsrigen gewesen und geblieben ist. Bei seinem umfassenden und tiefgehenden Wissen und seiner kritischen Verstandesschärfe wäre es ihm nicht schwer geworden, zu einem anderen Berufe überzugehen, der ihm mehr an honor et praemium eingebracht hätte, als der Volksschuldienst. Aber er wollte

[1]) Gedruckt in der Lehrerzeitung für Thüringen und Mitteldeutschland. 1894. Nr. 6.

ein Volksschullehrer sein und bleiben, und mir ist in meinem Leben noch kein Mensch begegnet, der mit einer so hingebenden — ich möchte fast sagen „eifersüchtigen“ Liebe an seinem Stande und Berufe hing wie er. „Wer wird schwach, und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert, und ich brenne nicht“ — dies apostolische Wort konnte man auch auf Dörpfelds Stellung zum Lehrerstande anwenden. Alles, was seinem Stande zur Schädigung, zur Herabsetzung, zum Druck, zur Klage gereichte, das fühlte und trug er so, als wenn es mit voller Wucht auf ihm persönlich gelastet hätte. Dafür sind ja seine Schriften, vor allem seine „Leidensgeschichte der Volksschule“ schon Beweis genug; ich möchte mir erlauben, es noch durch ein kleines, aber bezeichnendes Erlebnis zu illustrieren. In den letzten Jahren hatte ich mit verschiedenen anderen hiesigen Kollegen häufiger das Glück, dem Verewigten Sekretärdienste leisten zu dürfen. Er bedurfte dieser zur Fertigstellung seiner Arbeiten, weil er weder anhaltend lesen noch schreiben konnte, ohne daß die ihn fast unausgesetzt plagenden nervösen Kopfschmerzen bis zur Unerträglichkeit sich steigerten. Eines Tages nun fand ich mich zur festgesetzten Stunde wieder bei ihm ein. Nach einer kurzen Begrüßung ging er sofort an die Arbeit, während er sonst gewöhnlich einige Erkundigungen nach seinen Freunden, nach wichtigen Ereignissen in der Lehrerwelt 2c. vorauszuschicken pflegte. Ich merkte, daß es ihm sauer wurde, und versuchte wiederholt, ihn zum Abbrechen zu veranlassen. „Nein,“ sagte er, „die Arbeit (das Fundamentstück) ist mir zu wichtig; ich muß das vom Herzen haben.“ Nach zwei bis drei Stunden mußte er ganz erschöpft aufhören. „Ja,“ versetzte er mit einem Seufzer, „die Arbeit ist mir heute schwer geworden. Ich habe nämlich ein Telegramm bekommen, daß das Söhnchen meiner Tochter E. gestorben ist — der liebe, zutrauliche Junge, den Sie noch vor wenigen Tagen hier gesehen haben. Mein Sohn Wilhelm — der auf Urlaub hier ist — reiste darauf sofort hin, aber unterwegs packt ihn die Malaria, die ihn in Troja verschont hat — krank muß er zurückkehren. So habe ich außer meinen körperlichen Schmerzen auch noch diesen Druck des Gemütes zu tragen.“ — Und trotzdem läßt der kranke, gebrochene Mann die Arbeit keinen Tag ruhen! Welch ein Heroismus der Pflichttreue! Sogar der eigene Schmerz und das eigene Wehe müssen schweigen — sie werden gewaltsam niedergekämpft — weil

das Gewissen ihn treibt, für das Interesse seines Standes zu wirken. — Und diese uneigennützige Liebe galt nicht bloß dem ganzen Stande als solchem, sondern betätigte sich auch dem einzelnen Berufsgenossen gegenüber. Es verging selten eine Woche — ja in vielen Wochen kaum ein Tag — ohne daß sich irgend ein Lehrer mündlich oder schriftlich in einer wissenschaftlichen, religiösen oder schultechnischen Frage an ihn wandte. Dann ließ er oft alle anderen Arbeiten ruhen, um dem Kollegen ein Gutachten, einen Rat, eine Auskunft oder einen Trost zu geben, und die aus solchen Anlässen herrührenden Briefe wurden vielfach zu ganzen Abhandlungen. Hoffentlich gelingt es, recht viele dieser Briefe zu sammeln; sie dürften ein wertvolles Material zu dem Lebensbilde des Entschlafenen liefern."

„Ein Beweis für Dörpfelds warme Liebe zum Lehrerstande liegt auch darin, daß er mit so scharfem Blicke die wahren Bedürfnisse, die wesentlichen Bedingungen zur Hebung seines Standes nach innen und außen — erkannte, ähnlich wie der durch die Liebe geschärfte Blick einer Mutter am besten sieht, was ihrem Kinde frommt und nötig ist. Es dürfte sich lohnen, bei diesem Punkte einen Augenblick zu verweilen und zwar gerade mit Rücksicht auf die mancherlei Bedürfnisse und die berechtigten Wünsche des Lehrerstandes. Die meisten, welche heutzutage als Lehrerfreunde auftreten oder dafür gelten wollen, pflegen bei der Erörterung der Standeswünsche die Dotationsfrage an die Spitze zu stellen. Dörpfeld schlug — was ihm vielfach verübelt worden ist — gerade den umgekehrten Weg ein — diese Frage kam bei ihm an den Schluß. Nicht als ob ihm die materielle Lage seines Standes gleichgültig oder weniger wichtig gewesen sei als anderen. (Davon könnte z. B. manche notleidende Lehrerfamilie — der sich in der Stille seine Hand weit öffnete — Zeugnis ablegen.) Aber bei der Vertretung der Lehrerwünsche diese Frage an die Spitze zu stellen, das sah er für ebenso verkehrt an, als wenn jemand einen Nagel mit dem dicken Ende in die Wand treiben wollte. Nach seiner Meinung mußte die Reform innen anfangen. Zunächst rief er seinem Stande zu: „Die Kunst blüht und sinkt mit den Künstlern." — Wie's nun ist auf Erden, also soll's (auch im Lehrerstande) nicht sein (und bleiben; und die erste Voraussetzung einer Besserung): „Laßt uns besser werden, gleich wird's

besser sein.“ Dazu gehört ein Zweifaches: 1. tägliche Selbstzucht und Selbstbesserung zu einer charaktervollen Persönlichkeit, im Geist und in der Kraft eines lebendigen Christenglaubens und 2. das stete Streben nach Vervollkommnung unserer Berufsarbeit und zwar auf wissenschaftlicher Grundlage. Diesen beiden Zwecken — der Förderung des sittlich-religiösen Lebens und der wissenschaftlichen Weiterbildung — sollten außer seinen Schriften namentlich die zahlreichen kleineren und größeren Lehrervereinigungen — Arbeitskonferenzen, Bibelkränzchen, logische, psychologische und ethische Kurse — dienen, denen er fortgesetzt ein gutes Teil seiner Kraft widmete. Wer hat wohl jemals bei solchen Gelegenheiten zu seinen Füßen gesessen, der nicht eine Schärfung seines pädagogischen Gewissens, einen Sporn zum Weiterstreben mit nach Hause nahm. Wie lag es Dörpfeld am Herzen, daß jedem Lehrer, besonders den jüngeren, nach den genannten Richtungen hin Anregung gegeben wurde. Und wenn ein Kollege auf Abwege geriet, dann war Dörpfeld der letzte, der einen Stein auf ihn warf. Vielmehr stellte er dann die Gewissensfrage: „Was habt ihr anderen getan, um den Verirrten an euch zu fesseln? Was können wir noch tun, um ihn zu halten und zu retten?“ — Ist es zu verwundern, daß sich um einen Mann, von dem so viel Liebe und Leben ausging, ein immer mehr wachsender Kreis von Freunden und Jüngern bildete? Mögen einzelne derjenigen, welche Dörpfeld noch fern stehen — weil sie ihn noch nicht genügend kennen — immerhin ihre Glossen über die „Dörpfeldgemeinde“ machen. Ich bin der Hoffnung, daß diese „Dörpfeldgemeinde“ dereinst in jedem Dörflein Deutschlands ihre Vertreter haben wird, und daß sich alsdann die deutschen Lehrer ebensowohl eine Ehre daraus machen werden, Jünger Dörpfelds genannt zu werden, als es mit Recht für eine Ehre gilt, ein Schüler Pestalozzis zu heißen. — Auch hinsichtlich der Bedürfnisse unseres Standes nach der sozialen Seite hin fingen Dörpfelds Wünsche und Forderungen an einem ganz anderen Ende an als bei den meisten übrigen. Bei ihm blieb der Blick nicht haften auf den für jedermann sichtbaren Gebrechen, Beengungen und Zurücksetzungen des Lehrerstandes (Mißachtung, Versagung der gebührenden Rechte, Mängel in der Schulaufsicht, Vorenthaltung der Avancementsstellen ꝛc.), er ging den Übelständen nach bis auf die letzte Quelle, und diese fand er in der Geringschätzung

und stiefmütterlichen Behandlung unserer Berufswissenschaft, der Pädagogik. Darum erschien es ihm als wichtigstes Bedürfnis unseres Standes, daß die Wissenschaft der Pädagogik gebührend gewürdigt und auf den Universitäten besser gepflegt werde. Ist diese Vorbedingung erfüllt, so folgt daraus die Verwirklichung der übrigen Standeswünsche von selbst. Es wird alsdann ebenso selbstverständlich sein, daß die Erziehungswissenschaft durch ihre technischen Vertreter, die Lehrer, in allen Schulverwaltungskörpern mit zu Worte kommt (neben Staat, Kirche, bürgerlicher Gemeinde und Familie), wie es sich von selbst versteht, daß beispielsweise die medizinische Wissenschaft in dem Vorstande eines Krankenhauses durch einen Arzt vertreten sein muß. Eine weitere Folge wird die Erkenntnis sein, daß eine wirksame Schulaufsicht und fruchtbringende Schulpflege nur von technisch vorgebildeten Kräften, von Berufspädagogen, ausgeübt werden kann. Ferner wird die auf den Leuchter gestellte Pädagogik mit Nachdruck die Forderung erheben, daß das Schulwesen, soll es jemals dem Parteigetriebe entrissen werden, ebensowohl wie die Kirche, auf einen eigenrechtlichen Boden gestellt werden muß: auf die freie Schulgemeinde. Die Begründung und Belebung dieser Institution aber — des war Dörpfeld gewiß — ist die wirksamste Vorarbeit auch für eine bessere Dotation des Lehramtes. Denn nur in einer auf echte Schulgemeinden sich gründenden Schulorganisation kann sich das Interesse aller am Erziehungswesen beteiligten Faktoren vollaus entfalten und betätigen. Dieses Interesse aber ist die Spitze, mit der der Nagel in die Wand getrieben werden muß; der Kopf des Nagels — die ökonomische Besserstellung — folgt dann von selbst nach. Daß Dörpfeld mit diesen Ansichten recht hatte, kann hier natürlich nicht näher bewiesen werden. Ich möchte nur auf eine Tatsache hinweisen, die für die Richtigkeit seiner Anschauungen spricht. Als er aus dem Amte schied, stand Barmen hinsichtlich der Lehrergehälter so ziemlich an der Spitze der preußischen Städte. War das rein zufällig? Oder stand es vielmehr in einem ursächlichen Zusammenhange, daß in der Stadt, wo Dörpfeld drei Jahrzehnte lang die Lehrerschaft für die idealen Seiten ihres Berufes begeistert und gerüstet hatte und die Schulgemeinde-Idee am meisten verwirklicht war, daß dort auch die materielle Lage der Lehrer am wenigsten zu wünschen übrig ließ?

Ja, Dörpfeld hatte ſicherlich recht, wenn er ſo oft betonte: „Laſſet uns am erſten nach der Hauptſache trachten (nach den angeführten Strebezielen unſeres Berufs), dann wird uns das andere — und nicht zuletzt die angemeſſene Dotation — auch zufallen.“

„Doch ich muß ſchließen. Nur noch ein Zug aus Dörpfelds letzten Tagen. Es war in der letzten Woche vor ſeinem Scheiden. Trotz ſeiner übergroßen Schwäche hatte er noch einmal zwei Kollegen zu ſich beſtellt, um ein Nachwort zum Fundamentſtücke mit ihnen zu beſprechen. Nur mühſam brachte er die Worte noch hervor. In kurzen Zwiſchenräumen mußten ihm Lippen und Zunge angefeuchtet werden, damit er weiter ſprechen konnte. Ein Schluck Milch verurſachte ihm heftige Beſchwerden. Als er nach dem Anfalle einen Augenblick erſchöpft dalag, glaubte er, ſeine Tochter ſei damit beſchäftigt, den Tiſch abzuwiſchen. „Laß doch jetzt das Putzen,“ ſagte er. Und dann brach trotz ſeines Elendes noch ein Reſt von ſeinem alten Humor hervor: „Ihr Frauen meint immer, das Putzen ſei das Eine, was not tut. Das iſt aber jetzt nicht das Nötigſte, das Nötigſte iſt jetzt, daß wir hier die Arbeit vollenden.“ Ja, ſeine Arbeit für den Lehrerſtand, ſie war ihm von den irdiſchen Dingen das Nötigſte und das Letzte. — Möchte uns dieſes Bild des ſterbenden Meiſters, der den letzten Reſt ſeiner Kraft einſetzt für den Dienſt ſeines Amtes, ſeines Standes, möchte es uns recht oft vor Augen ſtehen! Möge es nicht dereinſt von uns heißen: Die bergiſchen Lehrer und die deutſchen Lehrer insgeſamt haben in Dörpfeld einen gottgeſandten, gottbegnadeten Führer und Bahnbrecher gehabt, aber ſie waren es nicht wert. Möge es uns vielmehr heiliger Ernſt ſein, ihm nachzueifern in ernſter Selbſtzucht, in ſelbſtloſer Hingabe an unſer Amt und in brennendem Eifer für die idealen Seiten unſeres Berufs. Je mehr wir ihm darin ähnlich werden, deſto mehr wird unſer Stand ein geſunder, freier (von keinem Parteibann gefeſſelter), geachteter, zufriedener, ein glücklicher Stand.“

4. Troſt und Rat bei innerer Bedrängnis.

Im vorigen Kapitel und an verſchiedenen andern Stellen dieſes Buches iſt davon erzählt worden, wie Troſtbedürftige mancherlei Art ihre Zuflucht zu unſerm Vater nahmen, und wie er ein ſo feines ſeeliſches Verſtändnis bewies für Schmerz, Kummer, Sorge und Druck. Mochte ſeine Zeit noch ſo ſehr beſetzt, mochten ſeine Kräfte noch ſo gering ſein, wo jemand ihn in ſolcher Sache anſprach, ſei es mündlich oder ſchriftlich, dafür hatte er immer Zeit und Kraft, dagegen mußte alles andere zurücktreten.

Von einem Dienſt dieſer Art nach einer beſonderen Seite hin berichtet ein Brief aus den letzten Lebensjahren an den fernen Sohn:

„Vor kurzem war ich veranlaßt, einen beſonderen Aufſatz (in Briefform) zu Papier zu bringen. Ein mir unbekannter gemüts- und leiblich kranker Kollege klagte mir ſeine Not und bat um Rat und Troſt. Sein Übel war Neurafthenie mit ſog. Zwangsvorſtellungen. Dieſe Zwangsvorſtellungen beſtanden darin, daß jeweilig in ſeinem Herzen die greulichſten Verwünſchungen wider alles, was im Himmel und auf Erden iſt, aufſtiegen und beim Alleinſein auch herausbrachen. Alle ärztlichen und geiſtlichen Ratſchläge hatten bis jetzt nichts geholfen. Da er mich ſo flehentlich bat, ſchrieb ich ihm einen längeren Brief, der einesteils leibliche Ratſchläge und ſodann als Hauptſache eine kurzgefaßte Summa meiner religiöſen Anſichten für Zweifelnde und Troſtſuchende enthielt. Ich hatte ſchon längſt daran gedacht, etwas Derartiges für meine Kinder und für meine Freunde zu Papier zu bringen, war aber wegen der andern Arbeit nicht dazu gekommen."

Dieſer ausführliche Brief an einen gemütsleidenden, troſtbedürftigen Kollegen iſt ſo recht aus ſeinem Herzen heraus geſchrieben. Er läßt einen Einblick gewinnen in ſein warmes, mitfühlendes Gemüt, das aus eigenſter Erfahrung körperliche ſowohl wie geiſtige Not kennt und alles daranſetzen möchte, dem Leidenden zu helfen. Dann andrerſeits kommt in dem Brief auch ſeine eigene Herzensſtellung zu ſeinem Gott klar zum Ausdruck.

Wir übergehen den erſten Teil des Briefes, der ſich auf die phyſiſche Seite des Leidens, die kranken Nerven bezieht, laſſen aber den zweiten Teil unverkürzt folgen. Möchten die Aus-

führungen des Briefes, die fast zu einer Abhandlung geworden, hie und da einem den Dienst leisten, den sie in der Tat ihrem ersten Empfänger geleistet haben.

Die betreffende Briefstelle beginnt:

„Nachdem nun die Genesis der peinigenden „Zwangsvorstellungen“ tunlichst aufgeklärt ist, können wir jetzt den Blick vorwärts auf die positiven Hülfsmittel richten.

Das letzte Ziel dieser Hülfsmittel muß — kurz und rund gesagt — dies sein: die sich aufdrängenden **Peiniger** in helfende **Freunde** umzuwandeln; d. h. mit andern Worten: die religiösen Zweifel zu lösen, und damit der kraft-, friede- und hoffnungbringenden Glaubensüberzeugung wieder zur Freiheit zu verhelfen. Sobald das Gemüt geheilt ist, wird sich dasselbe überdies als eine der wirksamsten Hülfen zur leiblichen Heilung beweisen.

Die Frage wird demnach bestimmt dahin zu formulieren sein: Wie kann eine wahrheitsuchende Seele auf dem religiösen Gebiete zu einer **wohlbegründeten Überzeugung** gelangen?

Glücklicherweise brauchen wir diesen Forschungs- und Lernweg nicht erst zu entdecken. Gott selber hat ihn uns tatsächlich und werklich vorgezeichnet; es ist nur nötig, seine Fingerzeige zu beachten und zu befolgen, — wie sich ergeben wird.

[Was nachstehend zur Beantwortung der genannten Frage gesagt ist, sind etliche Gedankenspäne aus einer größeren Schrift über diesen Gegenstand, mit der ich seit ca. 30 Jahren beschäftigt bin. Dieselbe soll insonderheit allen denjenigen gewidmet sein, welche mit religiösen Zweifeln zu kämpfen haben. Ob es mir gelingen wird, diese umfangreiche Arbeit vor meinem Abscheiden zu Ende zu bringen, steht in Gottes Hand.[1]) In betreff der hier eilig hingeworfenen Auszugsgedanken habe ich einige Besorgnis, ob dieselben in ihrer Abgerissenheit Ihnen genügend verständlich und einleuchtend sein werden. Meine Wünsche hoffen gern das Beste. Ihre Aufmerksamkeit wollen Sie vor allem auf den Gang (die Stadien) des beschriebenen Forschungsweges richten, und dann herauswählen, was Ihnen in Ihrer Lage dienen kann. Für mich

[1]) Es ist die aus dem Nachlaß herausgegebene Schrift „Zur Ethik“. Vgl. oben S. 585. Vorliegender Brief bildet die trefflichste Einführung in dieses Buch. Anm. d. H.

liegt darin eine kleine Vorprobe, ob meine projektierte Schrift dem großen Bedürfnis gegenüber auch wirklich zu leisten vermag, was sie gern leisten möchte.]

Der richtige Forschungsweg hat drei Hauptstadien. Sie werden sich im Verfolg zu erkennen geben.

Es handelt sich vor allem darum, den Zweifel an der Wurzel zu fassen. Positiv ausgedrückt, wird das heißen: der religiöse Gedankenbau muß so aufgeführt werden, daß mit den sichersten Baustücken begonnen wird. So hält das Ganze möglichst fest zusammen. Gerät dann ja einmal oben etwas ins Schwanken, so bleibt doch das übrige unverletzt und hilft überdies, nunmehr auch das Schwankende wieder zurechtzurücken, resp. solider auszuführen. Welches ist nun das sicherste Baustück, das als Fundament des Ganzen dienen kann? Nicht die Dogmatik oder irgend ein Teil derselben, wie die Theologen gewöhnlich meinen, nicht einmal der Gottesbegriff, sondern einzig und allein die Ethik. Freilich nicht die theologische, die sich auf das Autoritätsprinzip stützt, sondern diejenige, welche auf Grund der eingeschaffenen Gewissensanlage, also nach Gottes Weisung, auf wissenschaftlichem Wege erforscht und gelehrt wird. Warum aber kann und muß die Ethik das Fundament der Religionslehre sein? Weil sie eine durchaus rationelle Wissenschaft ist, so rationell wie jede andere Erfahrungswissenschaft (Naturkunde 2c.). Was sie weiß, das weiß sie gewiß. Bei ihr kommt nichts vor, was auf Autorität hin vorgenommen werden müßte, oder in seiner Begründung noch irgend eine Lücke hätte. Die Überzeugung ist also hier eine Überzeugung des evidenten Wissens, nicht des „Für-wahr-haltens", des „Glaubens". (Vgl. meine beiliegenden Aufsätze über die Ethik.) Aber auch noch aus einem andern, einem spezifisch pädagogischen Grunde muß die Ethik das Fundament der Religionslehre sein. Ohne Vor- und Mitwirkung der Ethik wird die dogmatische Spekulation nur Kopfsache, während sie doch Gewissenssache sein soll. Dieser zweite Grund ist praktisch fast noch bedeutsamer als jener erste — wie sich im späteren Verfolg deutlich zeigen wird. Hat nun einer die Ethik in rationeller Weise gelernt, so ruht für ihn bereits die volle Hälfte der ganzen Religionslehre auf

einem Grunde, dem der Zweifel nichts mehr anhaben kann.

Was das heißen will, tritt noch deutlicher hervor, wenn man damit vergleicht, wie die scholastische Theologie die Ethik lehrt. Hier wird dieselbe gestützt auf ein formales Dogma, nämlich auf das sogen. Formalprinzip der protestantischen Kirche (Normalität der Heiligen Schrift), also auf eine Autorität. Auf derselben Autorität ruht aber auch die gesamte materiale Dogmatik. Kommt nun bei einem Zweifelnden irgend ein dogmatischer Lehrsatz zu Fall, so ist die größte Gefahr, daß damit der Autoritätsboden bricht; bricht er aber, so sinkt nicht bloß die ganze Dogmatik, sondern auch die Ethik in den Abgrund. Jetzt ist alles verloren. Da sehen Sie eine Hauptquelle der Zweifelkrankheit, welche seit anderthalb Jahrhunderten in der Christenheit epidemisch geworden ist.

Jetzt würden Sie zu prüfen haben, ob Sie die Ethik so kennen, wie der Schöpfer sie gekannt haben will.

Freilich, das bloße Kennen genügt nicht: sie will auch zu Herzen genommen sein, und will das gesamte innere und äußere Leben in ihr Licht gestellt wissen. Geschieht das wirklich, so wird wohl die erste Folge dieser Beleuchtung die sein, welche ein Weiser des Altertums also ausdrückt: „aus dem Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde.“ Diese Erkenntnis ist zwar demütigend, aber nach demselben Zeugen „eine Reue, die niemand gereuet.“ So bringt also die Ethik den so erleuchteten Menschen dahin, daß er nach Erlösung sich sehnt, wobei sie zugleich einsehen läßt, daß das Heil nicht bei ihm selbst steht, sondern anderswoher kommen muß.

Das wäre das erste Stadium des Forschungsweges: die Ethik, — oder in der religiösen Sprache ausgedrückt: die Kunde von der inneren Gottesoffenbarung.

Jetzt käme die zweite Hälfte der Religionslehre an die Reihe: die Dogmatik. Sie ist, recht gefaßt, die Kunde von den äußeren (von außen kommenden) Gottesoffenbarungen. Dieser Offenbarungen sind zwei: die Schöpfungsoffenbarung und die Erlösungsoffenbarung. Die Dogmatik zerfällt dementsprechend in zwei Teile.

Hinsichtlich der beiden äußeren Gottesoffenbarungen will aber vorweg ein Kardinalpunkt wohl begriffen und bedacht sein.

Dieſelben beſtehen ihrem urſprünglichen Weſen nach nicht in Doktrinen, Lehrſätzen, Worten, ſondern in Werken, Taten, Geſchehniſſen. Das eine dieſer beiden Werke ſteht uns auch jetzt noch in der Natur- und Menſchenwelt leibhaftig vor den Augen, und das andere hat den Zeitgenoſſen Jeſu im Lande Kanaan ebenfalls leibhaftig vor den Augen geſtanden. Was folgt daraus für die Forſchung? Sind die Gottesoffenbarungen reale Werke, ſo kann es ſich für den ſelbſtforſchenden Lehrjünger nicht handeln um ein auf Autorität hin Annehmen von Doktrinen, ſondern — ſoweit dieſe Werke noch ſinnenfällig vor den Augen ſtehen — genau wie bei allen andern Erfahrungswiſſenſchaften um ein rationelles Beſehen, Betrachten und Bedenken.

Wir faſſen auf dem dogmatiſchen Gebiete zunächſt das Schöpfungswerk ins Auge, — als das zweite Stück des Forſchungsweges.

Dieſes Werk ſtellt ſich uns dar in der Natur, in der Weltgeſchichte und in der eigenen Lebensgeſchichte. Es gilt nun, an dieſen Stellen die Meiſterhand des Schöpfers und Regierers der Welt ſehen zu können. Ich ſage „ſehen", rationell erſehen, nicht auf anderer Zeugnis hin „glauben", — ſo erſehen, wie z. B. ein Muſikkundiger aus einem Bachſchen Oratorium erſieht, daß es von einem Meiſter herrührt. Wer dazu noch nicht imſtande iſt, der mag erſt ſtudieren. Können die Naturaliſten in der Körperwelt keine Meiſterhand entdecken, und die Geſchichtsforſcher nicht in der Völkergeſchichte und in ihrem eigenen Lebensgange, — nun, ſo iſt der Schöpfer nicht daran ſchuld; er hat ſeine Meiſterſchaft deutlich genug offenbart (Röm. 1, 19. 20).

Zur Schöpfungsoffenbarung als Ganzes gehört begrifflich und genetiſch auch die Ethik, da ſie auf Grund der eingeſchaffenen Gewiſſensanlage ausgebildet wird. Als innere Gottesoffenbarung iſt ſie uns die nächſte und gewiſſeſte. Von ihr haben wir vorhin ſchon geredet. Hier muß jedoch ergänzt werden, daß ſie allein es iſt, welche zu der moraliſchen Seite der äußeren Schöpfungsoffenbarung den Schlüſſel hat. Die Ethik zeigt uns nicht nur unſere ideale Lebensaufgabe (Ausgeſtaltung des göttlichen Bildes in uns), ſondern erſchließt uns auch das Herz Gottes, d. i. ſeine moraliſchen Eigenſchaften oder wie er gegen die Menſchen geſinnt iſt. Wie er uns geſinnt wiſſen will (im Nachbild), ſo iſt er

selbst gesinnt im höchsten Vorbild — heilig, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Güte und Treue (2. Mos. 34, 6).

So ruht also das *Dogmatische* der Schöpfungsoffenbarung (Ps. 104, 24), wenn es von der Ethik beleuchtet ist, durchaus auf *rationeller* Grundlage, nicht auf autoritativen Aussagen. Man erkennt zwar noch nicht alles, was man gern erkennen möchte, und erkennt manches nicht so deutlich, wie man es wünscht. Auch bleibt in der Begründung — falls für andere ein förmlicher Beweis geliefert werden soll — insofern eine Lücke, als die Unmöglichkeit des Gegenteils nicht dargetan werden kann. Darum nennen wir die bezügliche Überzeugung nicht Wissens-, sondern *Glaubens*überzeugung, aber eine *rationelle*. Dazu sind die vorhandenen Gründe so stark, daß die darauf ruhende Überzeugung wider allen Zweifel feststehen kann, — so fest wie das Vertrauen in die Treue eines alten Freundes oder in die Treue des Gatten, obwohl auch hier die Unmöglichkeit des Gegenteils nicht dargetan werden kann. Darum hat die Heilige Schrift recht zu sagen: nicht die Weisen, sondern die *Toren* sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott. Überdies ist nicht zu vergessen, daß die Ethik vollkommene *Evidenz* besitzt, — auch für den, der in der Schöpfung noch keinen Schöpfer zu finden vermag.

Steht nun das Dogmatische der Schöpfungsoffenbarung theoretisch sicher, dann gilt es freilich — wie oben bei der Ethik — dasselbe auch *zu Herzen* zu nehmen und in der Lebenspraxis durch Bekennen und Betätigen so zu befestigen, daß es auch den *praktischen* Zweifeln (aus der Lebensnot) gewachsen ist (2. Petr. 1, 10). Wird das Bekennen und Betätigen versäumt, so verdunkelt sich bald die Erkenntnis (Röm. 1, 21—32).

Soweit das *zweite* Stadium des Forschungsweges.

Werfen wir jetzt einen kurzen Rückblick auf das bisherige Ergebnis — zur Überleitung auf das Schlußstadium.

Welche *Bedeutung* kommt den beiden besprochenen Teilen der Religionslehre zu, wenn es sich darum handelt, eine solche Glaubensüberzeugung zu gewinnen, *welche wider theoretische Zweifel möglichst geschützt ist*? Die Ethik und das Dogmatische der Schöpfungsoffenbarung machen, äußerlich betrachtet, ziemlich *drei Viertel* der gesamten religiösen Wahrheiten aus. Schon dieser große Umfang deutet auf ihre Wichtigkeit hin. Ein Blick auf ihren Inhalt und den Grad seiner logischen Begründung

wird dies aber vollends klarstellen. Die Ethik besitzt volle Evidenz; und das Dogmatische der Schöpfungsoffenbarung ist ebenfalls durchaus rationell erworben und kann dann subjektiv so feststehen, daß der theoretische Zweifel wenig Spielraum hat. Was sodann den Inhalt selbst betrifft, so liegt nur allein in ihm die unentbehrliche psychologische Vorbereitung für die abschließende Erlösungslehre. Denn erstlich lehrt die Ethik — und nur sie allein kann es — die Notwendigkeit einer Erlösungshülfe, indem sie uns unsere Sünde und unser moralisches Elend aufdeckt und damit zugleich die Sehnsucht nach Erlösung weckt. Zum andern lehrt die äußere Schöpfungsoffenbarung, vereint mit der Ethik, die Möglichkeit einer Erlösung, indem sie uns einen Schöpfer und Weltherrn zeigt, der so gesinnt ist, wie er nach der eingeschaffenen Gewissensanlage will, daß wir gesinnt sein sollen, so daß wir hoffen dürfen, seine Liebe und Barmherzigkeit werde uns in unserm Sündenelende nicht stecken lassen, und seine Weisheit werde auch das rechte Mittel zu finden wissen, und seine Allmacht werde alles zum Siege ausführen. Summa also: Notwendigkeit der Erlösung und Sehnsucht danach; weiter: Möglichkeit der Erlösung und Hoffnung darauf. Wir sehen demnach: die Ethik und die äußere Schöpfungsoffenbarung bilden in logischer wie in psychologisch-pädagogischer Hinsicht die absolut notwendige Unterlage der Erlösungslehre.

Es ist ein arger, unverantwortlicher Fehler und ein großes Unglück, daß die christliche Theologie jene fundamentalen Teile der Religionslehre, die man verächtlich die „natürliche Religion" nennt, so geringschätzig behandelt hat. Indem sie die Ethik auf das Autoritätsprinzip gründete und scholastisch lehrte, wurde ihre vom Schöpfer gegebene Evidenz als ein wertloses Ding auf die Straße geworfen, wo dann die Leute sie zertreten mögen. Darob ist denn diese Fundamentaldisziplin bei den einen in den Ruf gekommen, sie sei unsicher, bei den andern, sie sei eine Priestererfindung; was dann alles dem Eudämonismus, der weder Pflicht, noch Sünde, noch Schuld kennt, den Weg bereiten muß, wie in dem Umsichgreifen der Sozialdemokratie auch deutlich vor Augen steht. Und wie hat man theologischerseits die Schöpfungsdogmatik, die in der Natur und der Geschichte erforscht sein will, so arg vernachlässigt. Wären die beiden Fundamental-Disziplinen dem Willen des Schöpfers gemäß ausgebildet worden, nämlich rationell und dabei

gründlich, so würden unter den Millionen getaufter Christen, die jetzt der Kirche entfremdet sind, ohne Zweifel dann ihrer viele auf dieser rationellen Grundlage feststehen und mit dem gläubigen Psalmisten einmütig bekennen wider alle Toren und Zweifler: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter und deiner Güte.“ Die beiden rationellen Fundamental-Disziplinen sind aber auch den Juden, Mohammedanern und Heiden zugänglich; wenn nun auch unter diesen sich solche fänden, die dasselbe Bekenntnis aussprächen, — dürften dann etwa die rechtgläubigen Christen sich schämen, hier anzuerkennen, daß sie mit jenen diese Grundlage gemein haben? — Überdies würden diejenigen unter jenen Bekennern, gleichviel ob getauft oder ungetauft, welche die Ethik praktisch zu Herzen genommen und die Schöpfungsdogmatik zu Ende gedacht haben, mit den Christgläubigen einmütig beten: „Herr, lehre uns tun nach deinem Wohlgefallen; dein Geist führe uns auf richtiger Bahn,“ — und dann für sich auch sehnsüchtig und hoffend hinzusetzen: „Herr, wir warten auf dein Heil.“ Aber wie sieht es jetzt in der Welt aus? Eitel Babel, eitel Verwirrung und Zerrissenheit! selbst in der Christenheit, und das Häuflein derer, welche im scholastisch-theologischen Sinne „rechtgläubig“ sind, schrumpft immer mehr zusammen.

Jetzt das dritte, das Schlußstadium: die Erlösungsoffenbarung.

Nach dem bereits Gesagten werden, wie ich meine, wenige Worte genügen. Es handelt sich ja hier wie bei den vorigen Stadien nicht darum, die Sachen selbst zu erörtern, sondern zu zeigen, wie man die Zweifel abwehren und eine wohlbegründete Glaubensüberzeugung gewinnen kann.

Vor allem ist festzuhalten, was oben im Eingange gesagt wurde: die Gottesoffenbarungen sind ihrem ursprünglichen, eigentlichen Wesen nach nicht Doktrinen, Lehrsätze, Worte, sondern Werke, Taten, Geschehnisse. Dieser Kardinalgesichtspunkt schafft von vornherein vieles aus dem Wege, was den Forscher mißleiten oder zum Straucheln bringen kann. Wie die Schöpfungsoffenbarung, so ist auch die Erlösungsoffenbarung ein großes, aber einiges Werk, das zwar in irgend einem bestimmten Zeitpunkte seinen Anfang genommen hat, jedoch durch viele Jahrhunderte hindurch, seinem Ziele zustrebend, fortgeht —

bis in die Gegenwart hinein. Was dort galt (beim Schöpfungswerke), gilt auch hier: als reales Werk will es beſehen, rationell beſehen ſein, und was ſo erſchaut und erkannt iſt, will zu Herzen genommen ſein. Von einem Glauben auf Autorität hin handelt es ſich daher hier ſo wenig wie dort. Wo hier (wie dort) das Beſchauen über die ſinnliche Gegenwart hinausgehen und die Vergangenheit befragen muß, da ſind natürlich die betreffenden geſchichtlichen Zeugniſſe (hier wie dort) auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen. Kurz alſo, nur ein Überzeugtſein aus zureichenden Gründen ſoll gelten.

Nun wäre noch zu fragen: was iſt es eigentlich, das bei dieſem Beſehen erſchaut werden muß? Ähnlich wie dort beim Schöpfungswerke handelt es ſich auch hier einzig darum: ob mir in gewiſſen Tatſachen im Gebiet des Menſchenlebens, die teils der Gegenwart, teils der Vergangenheit angehören, die Meiſterhand erkennbar wird, — jene unvergleichliche Hand, die aus dem Himmel ſich herniederſtreckt, um die von ihr erſchaffenen Menſchenkinder aus ihrer Verirrung und Verlorenheit zu ſich emporzuziehen; oder mit andern Worten: ob in jenen Tatſachen ein wirkliches Erlöſungswerk im Gange iſt, wie es unſerem innerſten Bedürfnis und Sehnen entſpricht.

Das Beſchauen wird hier, wie bei aller Forſchung, vom Nahen zum Entfernten vorſchreiten müſſen und darum mit dem Beſehbarſten beginnen.

Iſt aber das Erlöſungswerk der unmittelbaren Anſchauung zugänglich? Allerdings; zu einem Teil ſteht dasſelbe auch in der Gegenwart leibhaftig vor mir, nämlich in dem geſamten ſittlichen und Kulturzuſtande, wie er durch das Chriſtentum geworden iſt (im Vergleich zu den Zuſtänden der vorchriſtlichen Zeit und der heutigen nichtchriſtlichen Völker), und überdies in den lebendigen Perſonen, die ſich von Herzen zu Chriſto bekennen, wofern ſie ſich ſo legitimieren können, daß ich ſie als ſolche anerkennen muß. Da iſt alſo Gelegenheit, mit eigenen Augen zu ſchauen und mit allen Sinnen rationell zu prüfen, ob auch dieſes Werk den Meiſter lobt. Mich dünkt, wer hier mit allem Ernſt beſieht, was ſich dem Beſehen darbietet, dem wird auch bald Auge und Ohr aufgehen, um die werklichen und perſönlichen Zeugniſſe der Vergangenheit recht leſen und verſtehen zu können.

Die zweite Forschungsstelle führt in die Vergangenheit; es ist die Kirchengeschichte. Darunter verstehe ich aber jetzt nicht die dogmatischen Zänkereien der Theologen, sondern die christliche Sitten- und Kulturgeschichte. Die äußere Kultur gehört jedoch nur insofern hierher, als das Christentum das treibende Agens in ihr gewesen ist. Den Zentral- und Höhepunkt dieser Periode bildet die Reformation, indem sie rückwärts wie vorwärts erst das rechte Licht gibt. Die Reformationsgeschichte will aber vor allem in der Lebens- und Umwandlungsgeschichte Luthers erfaßt sein. Diese kirchengeschichtlichen Zeugnisse insgesamt sollen erkennen lassen, wie der sittliche und der Kulturzustand der Gegenwart mit dem Anfange des Christentums zusammenhängen, zugleich aber auch auf die mancherlei Schattenseiten, Hemmungen und Verzögerungen aufmerksam machen, welche durch die menschlichen Irrtümer und Sünden hineingebracht worden sind.

Die dritte und letzte Forschungsstelle sind die Zeugnisse der Zeitgenossen Jesu, vor allem die Berichte und andern Schriftwerke der Apostel. Sofern diese nächsten und wichtigsten Zeugen einer fremden Beglaubigung bedürfen außer dem, was das Erlösungswerk der Gegenwart und Vergangenheit bereits uns gesagt hat, so weiß ich kaum ein eindrücklicheres als das, was ihre schärfsten Kritiker einstimmig ausgesprochen haben. Strauß und Renan erklären beide ausdrücklich: die Evangelisten machen durchaus den Eindruck, daß sie treuherzig nach bestem Wissen und Gewissen die geschichtliche Wahrheit berichten wollen. Mehr Zutrauen, als diese Beglaubigung aus gegnerischem Munde geben kann, werden diese Zeugen selber im voraus nicht begehren; denn sie denken: schenkt man uns nur erst Gehör, so wird nach dem Worte unseres Meisters „die Weisheit sich schon zu legitimieren wissen — zwar nicht vor jedermann, aber vor ihren Kindern."

So die drei Stufen in der rationellen Erforschung des Erlösungswerkes. Die Theologie wäre eigentlich schuldig gewesen, diesen Lernweg möglichst zu bahnen und zu ebnen. Sie hat es leider nicht nach Gebühr getan. Doch sind für den Gebildeten immerhin so viele Hülfsmittel vorhanden, um auf diese Weise wenigstens über die entscheidenden Hauptfragen zu einer beruhigenden Erkenntnis vordringen zu können, — über die beiden

Fragen: ob das Erlösungswerk wirklich im Gange ist, und: ob dasselbe an die Person Jesu aus Bethlehem geknüpft ist.

Der skizzierte Forschungsweg scheint etwas lang zu sein. Allerdings; er ist ja auch nur den Zweiflern empfohlen und denjenigen, welche dem Zweifel vorbeugen und darum gründlich zu Werke gehen wollen. Übrigens läßt sich derselbe auch abkürzen — ganz nach Bedürfnis. Wer will, kann daher nach einer Umschau in der Gegenwart, sofort mit den zeitgenössischen Urzeugen, den Evangelisten anfangen. Es handelt sich ja nur darum, in dem Werke den Meister erkennen zu können. Wem das schnell gelingt, der bedarf eben keiner langen Vorschulung.

Was der Forscher, wenn er auf längerem oder abgekürztem Wege bei den Quellenschriften des Erlösungswerkes angelangt ist, dort für sein Herzensanliegen rationell erkunden kann, bleibe für einen Augenblick zurückgestellt, weil ich zuvor etwas anderes mit einigen Worten berühren muß. Das Zurückgestellte wird sich dann am rechten Punkte von selbst anschließen.

Auf der Forschungsbahn liegen mancherlei Steine des Anstoßes, über die man leicht straucheln kann. Sie gehören nicht notwendig zum Wege; ein böser Dämon hat sie hingeworfen. Die berufenen Bahnwärter hätten sie wegräumen und zugleich achtgeben sollen, ob sie den Unhold nicht ertappen könnten. Sie haben es leider nicht getan. Auf etliche dieser Steine will ich aufmerksam machen, so gut es in der Kürze geht.

Der erste Anstoß hat darin seinen Grund, daß die scholastische Theologie die Ethik gleichsam im Namen der Dogmatik lehrt, — wie oben bereits bemerkt wurde. Dadurch entsteht eine Umnebelung des rechten Verhältnisses zwischen diesen beiden Disziplinen, infolge deren weder die eine noch die andere ihr wahres Gesicht zeigen und ihre volle Kraft bewähren kann. Bei der Ethik wird verhüllt, daß sie eine unabhängige, dazu eine rein rationelle und zwar eine evidente Wissenschaft ist. Damit wird weiter verhüllt, daß die Ethik gilt vor und außer aller Dogmatik, also gleichviel ob der Mensch einen Schöpfer und Herrn anerkennt oder nicht, gleichviel ob es eine Dogmatik gibt oder nicht; und daß ihre Forderungen ihm naturgesetzlich in alle Ewigkeit keine Ruhe lassen, bis sie erfüllt sind. Wie ergeht es nun der Dogmatik bei jener Umnebelung? Fast noch schlimmer. Vergegenwärtigen wir uns ihr wahres Gesicht. Was die Ethik

lehrt, ſetzt die Dogmatik *voraus*; ſie beſtätigt und bekräftigt es zwar, weil in ihrem Lichte die Stimme des Gewiſſens als die Stimme Gottes erkannt wird, aber zu ihrem eigentlichen *Inhalte* gehört das Ethiſche nicht. Dieſer iſt etwas ganz anderes und hat einen andern Zweck. Die Dogmatik will, wie wir geſehen haben, auf zwei großartige *Liebeswerke* Gottes aufmerkſam machen, in denen ſeine Hand vom Himmel her zu den ſchwachen, ſündigen Menſchenkindern ſich herniederſtreckt, um ſie zu ihrer ewigen Beſtimmung emporzuziehen, — zuerſt ſchon in der Schöpfungsoffenbarung und dann noch tiefer ſich herniederſtreckend in der Erlöſungsoffenbarung. Sie *fordert* alſo nicht, ſondern will nur *ſchenken*; ſie *droht* nicht, ſondern will nur *locken* und *ſegnen*; ſie ſtellt keine *Bedingungen* in dem Sinne von Leiſtungen menſchlicherſeits, ſondern macht nur *Anerbietungen*; Gott „*dienen*“ heißt nicht, ihm etwas bringen, ſondern ſich von *ihm dienen laſſen*; kurz, die Dogmatik iſt vom Anfang bis zum Ende nichts als Liebesbezeugung, lauter *Freudenbotſchaft*, *lauter Evangelium*. So ihr wahrer Charakter. Wenn man nun die Ethik lehrt im Namen der Dogmatik, alſo die Dogmatik zugleich fordert, mahnt und droht, ſo iſt klar, daß dadurch ihr liebliches, lockendes Antlitz arg verhüllt wird, und ſie darum auch nicht ihre volle Anziehungskraft ausüben kann. Machen wir uns die üblen Folgen dieſer doppelſeitigen Verhüllungen bei jener Lehrweiſe an einigen Beiſpielen etwas anſchaulicher.

Da gibt es einerſeits ſolche Hörer, denen die ethiſchen Forderungen recht „ungemütlich“ klingen; ſie möchten lieber nichts davon hören, möchten dieſelben gern los ſein, wenn ſich ein guter Vorwand finden ließe. Der findet ſich denn auch bald, da die theologiſche Lehrweiſe ihnen denſelben in die Hand gibt. Denn da ſie nicht wiſſen, daß die Ethik eine unabhängige und dazu ganz evidente Wiſſenſchaft iſt; da ferner die Dogmatik wegen der bloß autoritativen Stützen und vollends wegen der zahlreichen Wundergeſchichten dem Zweifel vielen Spielraum läßt: ſo machen ſie den willkommenen Fund, ſagen zu können, die im Namen der zweifelhaften Dogmatik gelehrte Ethik ſei ebenfalls ein zweifelhaftes Ding; und damit halten ſie ſich den läſtigen Mahner vom Halſe. Überdies hat die Dogmatik, weil ſie zugleich fordert und droht, für ſie zu wenig Anziehung, um ſie antreiben zu können, die Glaubwürdigkeit genauer zu prüfen. Und da die Ethik wegen ihrer

vermeintlichen Unsicherheit auch kein Gewissensbedürfnis weckt, welches zu jener Prüfung antreiben könnte, so unterbleibt sie eben. Ob dann auch noch der Eudämonismus käme, um zu sagen, die Ethik sei eine Priestererfindung, ist fast gleichgültig. So die einen. — Eine andere Klasse der Hörer stößt die autoritativ gelehrte Ethik nicht von sich, sondern hört sie geduldig an. Dieweil aber die Dogmatik wegen der oben genannten Verhüllung nicht ihre volle Anziehungskraft zeigen kann, überdies hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit durch die Autoritätsmethode und durch die Wundergeschichten gedrückt wird: so bleiben diese Leute vielfach zeitlebens zwischen Tür und Angel stecken; sie sagen sich zwar nicht vom Christentum los, bringen aber auch nicht recht hinein. — Eine dritte Art der Hörer nimmt die Ethik voll zu Herzen. Ihnen täte nun eine tröstliche, aufmunternde Dogmatik not. Allein da dieselbe zugleich fordert und droht, und darum den in ihr liegenden Trost nicht recht zum Gehör bringen kann: so geraten sie leicht in einen gedrückten Gemütszustand oder gar in Schwermut. Überdies übt die Anzweifelbarkeit der Wunder auf diese Personen manchmal außer dem allgemeinen Drucke noch einen besonderen aus; sind nämlich solche Zweifel bei ihnen vorhanden, so machen sie sich bei ihrer Gewissenhaftigkeit einen moralischen Vorwurf daraus, daß sie jene Geschichten nicht — wie theologischerseits gefordert wird — „kindlich glauben" können. Da wird denn die Schwermut vollends fertig. — Wir sehen also, wieviel davon abhängt, ob die Ethik und die Dogmatik ihren wahren Charakter zeigen können, — jene ihre Unabhängigkeit und Evidenz, und diese ihre trost- und mutbringende Kraft.

Ein zweiter Stein des Anstoßes stammt daher, daß die Theologen versäumt haben, die psychologische Natur der Glaubensüberzeugung klarzustellen. Das Überzeugtwerden ist, richtig besehen, ein rein intellektueller Vorgang, der da eintritt und eintreten muß, wo (die nötigen Apperzeptionsbedingungen vorausgesetzt) für die betreffende Ansicht objektiv oder subjektiv ausreichende Gründe vorhanden sind; der aber nicht eintritt und nicht eintreten kann, wo diese Gründe noch nicht ausreichen. Da nun das Überzeugtsein und Nichtüberzeugtsein nicht vom Willen abhängt, sondern von naturgesetzlichen psychologischen Bedingungen, so kann es als solches auch nicht Gegenstand einer moralischen Beurteilung sein.

Wohl können beim Nachdenken über eine Sache verborgenerweise auch unmoraliſche Herzenseinflüſſe mit einwirken (Gelüſte, Trägheit, Leichtſinn u. ſ. w.); dieſe ſind, wenn man ſie kennt, ſelbſtverſtändlich zu tadeln, jedoch eben nur ſie, nicht aber das Endreſultat der Überlegung als ſolches, weil es das notwendige Produkt der vorhandenen Faktoren iſt. Von einer *erheuchelten* Überzeugung kann ohnehin hier nicht die Rede ſein, da es eben keine Überzeugung iſt.

Gleichwohl wird theologiſcherſeits vielfach ſo geredet, als ob das dogmatiſche Glauben ohne weiteres eine *moraliſche Pflicht* ſei, alſo das Nichtglaubenkönnen eine ſittliche *Verſchuldung*. Dahin gehört z. B. auch die jeweilig gebrauchte Formel: man müſſe (als Pflicht) „ſeine Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorſam des Glaubens.“ Als ob es Pflicht ſein könne, in den wichtigſten Angelegenheiten, die der Seele Heil und Seligkeit betreffen, alles Vorgeſagte ungeprüft und leichtgläubig hinzunehmen, während doch jedermann weiß, daß in weltlichen Dingen eine ſolche Leichtgläubigkeit ein unmoraliſcher Leichtſinn heißen würde. Überdies ſagt die Schriftſtelle, die jene Formel im Sinne hat (2. Kor. 10, 5 ff.), ganz etwas anderes, ja im Grunde das gerade Gegenteil. Der Apoſtel hält *ſeine* Theologie nicht für ſo ſchwach, daß ſie mit der „Vernunft“ der Heiden nicht fertig zu werden wiſſe, wenn ſie nicht freiwillig die Waffen ſtrecke; vielmehr rühmt er von ihr, daß ſie (trotz ihrer äußeren Unſcheinbarkeit) imſtande ſei, *alle* entgegenſtehende „Vernunft“ (eigentlich Unvernunft) „gefangen zu nehmen,“ d. h. zu überwinden = zu überführen, zu *überzeugen*. Das iſt doch etwas ganz anderes als jene ſcholaſtiſche Theologie, die nur zu ſiegen weiß, wenn der Gegner freiwillig ſich gefangen gibt. Wieviel Gemütsdruck und geheimes Seufzen haben jene Redeweiſen, die das Glauben ohne weiteres für eine moraliſche Pflicht und das Nichtglaubenkönnen für eine ſtrafwürdige Verſchuldung hinſtellen, in die Welt gebracht! Und wieviel offenes Weh und Herzeleid! Alle Greuel der Ketzergerichte und anderer Verfolgungen um des Glaubens willen ſind ja aus dieſem ſcholaſtiſch-theologiſchen Irrtume geboren.

Ein dritter Anſtoß entſpringt daher, daß die theologiſche Sprechweiſe ſich gewöhnt hat, das Ganze der religiöſen Geſinnung kurzweg durch das Wort „Glaube“ zu bezeichnen. Die religiöſe Geſinnung beſteht aber aus mehreren Elementen. Der erſte Be-

ſtandteil iſt das ethiſche Wiſſen. Da dieſes aber völlige Evidenz hat, ſo iſt hier die Überzeugung kein bloßes Für-wahr-halten, kein „Glauben", ſondern eine eigentliche Wiſſensüberzeugung. Der zweite Beſtandteil umfaßt die dogmatiſchen Wahrheiten. Hier wird die Überzeugung mit Recht „Glaube" genannt, der jedoch kein bloßer Autoritätsglaube zu ſein braucht, ſondern ein rationell begründeter ſein kann. Beide Beſtandteile machen zuſammen die Erkenntnisſeite oder die theoretiſche Hälfte der religiöſen Geſinnung aus. Nun muß aber auch noch ein dritter Beſtandteil hinzutreten: die praktiſche Hälfte oder die Gemütsſeite der Religioſität, das iſt der Wille, der die ethiſchen Forderungen im Leben zu erfüllen beſtrebt iſt. Die ethiſchen Forderungen begreifen bekanntlich auch in ſich die Pflichten gegen Gott, alſo auch das Vertrauen zu ihm. Dieſes praktiſche Vertrauen zu Gott tritt demnach hier als etwas Pflichtmäßiges auf. Es iſt aber leicht einzuſehen, daß es erſt dann von der Ethik als Pflicht gefordert wird und gefordert werden kann, wenn der theoretiſche Glaube an Gott feſtſteht, — wie ja auch die Pflicht, einem Freunde zu trauen, erſt dann erwacht, wenn man denſelben als Freund, als zuverläſſig, erkannt hat.

Nun überſchlagen Sie, wieviel Vernebelung und Verwirrung entſtehen kann und muß, wenn dieſe dreierlei ſehr verſchiedenen Beſtandteile der religiöſen Geſinnung alle zuſammen mit dem Worte „Glauben" bezeichnet werden. Ich will eine üble Folge herausgreifen.

Die Worte „Vertrauen" und „Glauben" ſind bekanntlich einigermaßen ſynonym, und ſo pflegt man zuweilen das praktiſche Vertrauen zu Gott auch durch „Glauben" auszudrücken. Da nun jenes praktiſche Vertrauen eine moraliſche Pflicht iſt — unter der vorhin genannten Bedingung —, ſo liegt die Gefahr nahe, daß das theoretiſch-dogmatiſche Glauben (der zweite Beſtandteil) unvermerkt gleichfalls unter den Begriff einer moraliſchen Pflicht gerät. Die Theologen haben leider dieſer Gefahr nicht nur nicht vorgebeugt, ſondern ſie dadurch, daß ſie das Wort „Glauben" auch für das Ganze der religiöſen Geſinnung gebrauchen, geradezu zur Wirklichkeit gemacht. So wird alſo der zu zweit gerügte Irrtum, daß das theoretiſche Glauben und Nichtglaubenkönnen einer moraliſchen Beurteilung unterliege — wodurch ſoviel geheimer Gemütsdruck und ſo viele offene Verfolgungen entſtanden ſind — durch den wirren Gebrauch des Wortes „Glauben"

beträchtlich verstärkt. Aber auch noch einer andern üblen Folge dieses wirren Gebrauches muß ich gedenken.

Weil die theologische Sprechweise nicht streng auseinanderhält einerseits das theoretisch-dogmatische Glauben (zweiter Bestandteil) und andrerseits das praktisch-ethische Vertrauen zu Gott (im dritten Bestandteil): so gerät auch halb und halb in Vergessenheit, daß es zweierlei religiöse Zweifel gibt, nämlich theoretisch-dogmatische, die intellektueller Natur sind, und praktisch-ethische, die eigentlichen Anfechtungen. Die letzteren können nur da vorkommen, wo die dogmatische Glaubensüberzeugung in irgend einem Maße vorhanden ist, und man also ein dementsprechendes praktisches Vertrauen als Pflicht anerkennt. In guten Tagen scheint nun dieses Vertrauen vollaus da zu sein; tritt aber Gefahr und Not ein, dann gerät es gewöhnlich ins Schwanken; und wenn trotz alles heißen Betens die Bedrängnis bleibt, vielleicht mehr und mehr steigt, dann will das Vertrauen schier versinken. Das ist aber häufig erst der Anfang der eigentlichen Anfechtung. Denn jetzt überfällt den Armen die Erinnerung an die früher begangenen Sünden; auch erkennt er bei diesem ernstlicheren Selbstgericht solche, die ihm bisher verborgen geblieben waren. Nun denkt er, alle diese Sünden seien schuld, daß solche Not über ihn komme, und daß sein Gebet keine Erhörung finde. „Eure Missetaten scheiden euch und euren Gott voneinander," ruft es in seinem Gewissen, und er muß dieser Stimme recht geben. Da ist denn die Finsternis da, wie sie namentlich der doch so glaubensstarke Luther wiederholt und wiederholt erlebt hat. Offenbar sind jene dogmatischen Zweifel und diese praktischen Anfechtungen zwei ganz verschiedene Leidenszustände und erfordern darum auch ganz verschiedene Heilmittel. Die traditionelle Theologie, weil sie die theoretische Überzeugung und das praktische Vertrauen zusammen in den einen Begriffstopf „Glauben" wirft, ist nun beiden Leidenszuständen gegenüber ratlos. Dem theoretischen Zweifel gegenüber weiß sie gewöhnlich nur zu kommandieren: glaube! während hier doch lediglich rationelle Gründe, wozu auch subjektive Erfahrungen gehören mögen, helfen können. Und der praktischen Gemütsbedrängnis gegenüber fehlt ihr meistens erst recht der lichtgebende, befreiende Rat, der ja ohnehin bei verschiedenen Individualitäten und Lagen verschieden gewendet werden muß. Einer, der solche schwere

Gemütsverfinsterung selber durchgemacht hatte, erzählt: er habe damals in den zahlreichen wissenschaftlich- und praktisch-theologischen Schriften seiner Bibliothek lange Zeit vergeblich nach Licht und Trost sich umgesehen und schließlich nur bei zwei erleuchteten Männern das erlösende Wort, wie er es bedurfte, gefunden, — bei Dr. Luther (und zwar in den „Tischreden", im Kapitel von den Anfechtungen) und bei einem neueren reformierten holländischen Prediger, Dr. Kohlbrügge (in einigen seiner Predigten). Doch ich breche ab; es ist ein zu trauriges Kapitel.

Es wäre noch eine lange Reihe solcher Anlässe zum Straucheln aufzuzählen. Aber ich muß zum Schlusse eilen. Nur einer sei als vierter noch erwähnt.

Bekanntlich führt die kirchliche Lehrpraxis eine große Zahl von dogmatischen Sätzen vor. Mit ihnen allen muß der Lehrjünger sich auseinander setzen, bevor er „rechtgläubig" heißen darf und den gewünschten Trost der Seele erhoffen kann. So wenigstens kommt dem Anfänger die Sache vor, vollends dem Zweifler. Wo nun beginnen, um einen festen Halt- und Stützpunkt zu gewinnen? Die kirchliche Lehrpraxis läßt den Ratlosen im Stich. Doch nicht genug. Außer den materialen Lehrsätzen stellt sie auch noch ein formales Dogma auf: die Normalität der Heiligen Schrift; und dieses wird so gehandhabt, daß der Lehrjünger dasselbe schon von vornherein annehmen soll. (Ähnlich verfährt man römischerseits mit dem formalen Dogma von der infallibelen Normalität der Kirche.) Das heißt also: die aus der Heiligen Schrift geschöpften materialen Dogmen, von denen jedes einzelne schon seine Schwierigkeiten macht, soll er in dem formalen Dogma vorweg mit einem Male alle zusammen gläubig annehmen; überdies soll er allen übrigen Inhalt der Heiligen Schrift, auch wenn er nicht zu den materialen Glaubenslehren gehört, als wahr anerkennen. Eine sonderbare Zumutung! Da liegt doch am Tage, daß diese Handhabung des formalen Dogmas einen schweren pädagogischen Fehler begeht. Wofern jemand die einzelnen materialen Dogmen bereits geprüft und als glaubwürdig befunden hat, so wird er sich ja auch dazu bekennen, daß die Heiligen Schriften in diesen Stücken die Wahrheit lehren. Allein diesen Endsatz zum Ausgangssatze machen, das heißt doch, die Sache auf den Kopf stellen. — Aber lassen wir diesen Punkt beiseite. Kehren wir zu unserer Frage

zurück: wo soll der Wahrheit- und Trost-Suchende anfangen, um einen sicheren Stützpunkt zu gewinnen?

Unser niederrheinischer Kirchenliederdichter Gerhard Tersteegen († 1769) schrieb einmal einem Freunde ins Album:

„Ein Christ soll sein wie ein Zirkel. Steht der eine Zirkelfuß fest, so kann der andere soweit ausgreifen, wie er will: er wird immer einen vollkommenen Kreis beschreiben."

Dieses Diktum war wohl ursprünglich für das christliche Leben überhaupt gemeint; es trifft aber auch für unsere spezielle Frage zu. Es handelt sich also von vornherein und immer um einen solchen Standpunkt, der fest ist und im Zentrum der Wahrheit liegt. Mich dünkt, meine ganze obige Darlegung des Forschungsweges hat diesen Punkt bereits deutlich gewiesen. Es kann kein anderer sein als die Ethik. Da ist sicherer Boden, weil der Schöpfer selbst denselben in der Gewissensanlage festgegründet hat. Tritt nun hier der Fuß wirklich fest auf, d. h. wird das theoretisch Erkannte zugleich mit Ernst und Aufrichtigkeit zu Herzen genommen, so macht die Erfahrung bald kund, daß dieser Standpunkt in der Tat auch im Centrum der Wahrheit liegt. Denn in der zu Herzen genommenen Ethik ist die Direktive zum Weitersuchen und richtigen Finden schon von selbst gegeben — wie Paulus im Römerbriefe zeigt und Luthers innerer Entwicklungsgang im Kloster veranschaulicht.

Auch beim zweiten Stadium, beim äußeren Schöpfungswerke, ist die Ethik der Punkt, wo der eine Zirkelfuß feststehen muß. Nur sie erleuchtet den Blick, um dieses Werk richtig sehen und es als Liebestat erkennen zu können. Hier wird jetzt auch kund, daß der Autor der äußeren Schöpfung zugleich der Autor der Ethik ist, also diese den heiligen Willen Gottes offenbart. So erweist sich der ethische Standpunkt abermals und in umfassenderem Sinne als der zentrale Stützpunkt. Noch mehr. Oben wurde das Wort Christi erwähnt: „Die Weisheit (der Erlösungsoffenbarung) wird sich selbst legitimieren — vor ihren Kindern." Wer sind aber diese „Kinder", diese „Unmündigen", die rechten Schüler der Erlösungsoffenbarung? Es sind alle diejenigen, welche in der Ethik und der äußeren Schöpfungsoffenbarung gelernt haben, was sie in dieser Vorschule lernen konnten und sollten, und es dann auch zu Herzen genommen haben. Nach Wahrheit fragt nur der richtig, wer nach Gerechtigkeit dürstet. Das

ist der rechte „Kindessinn“ (Mark. 10, 15). So führt die Vorhofsschulung auf dem „schmalen Wege“ richtig zur „engen Pforte“ des Heiligtums.

Treten wir jetzt an die Erlösungsoffenbarung heran. (Wie Sie merken werden, bin ich im Begriff, das oben einstweilen Zurückgestellte nachzuholen. In Wahrheit hat eigentlich gar kein Zurückstellen stattgefunden; der anscheinende Umweg war in meinem Sinne gerade der gebotene kürzeste Weg.)

Hier kann der Forscher anfänglich wieder durch die große Menge der theologischen Lehrsätze in Verlegenheit, Bedrückung und Not geraten, zumal darunter viele sind, welche für die rationelle Prüfung schwer oder gar nicht zugänglich zu sein scheinen. Es gilt daher, das Gesichtsfeld zu beschränken, den Stoff tunlichst zu vereinfachen und den Blick auf das Entscheidende zu konzentrieren. Nicht umsonst spricht ein Seher des Alten Bundes: „Der Weg, den der Herr selbst einst bahnt, wird ein heiliger Weg sein, auf dem auch die Törichten nicht irren mögen.“ Nicht umsonst sagt Jesus zu den Jüngern, die doch drei Jahre lang aufs sorgfältigste unterwiesen waren: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen.“ Zum richtigen Lehren gehört daher nicht bloß reden, sondern auch verschweigen. Das gilt auch für die Selbstforschung. Darum wird der Forscher sich gestatten dürfen, im Anfange und einstweilen von dem abzusehen, was der rationellen Prüfung aus der Ferne schwer zugänglich ist (z. B. die Wunderzeichen und ähnliches,[1]) — und lediglich das ins Auge zu fassen, was ihm ohne weiteres als glaubwürdig erscheint; und dessen findet sich in der Tat übergenug. Im übrigen vollzieht sich das Vereinfachen und Konzentrieren halbwegs schon von selbst, wenn die Erlösungsoffenbarung genommen wird als das, was sie in natura ist, nämlich keine Doktrin, kein Haufen Lehrsätze, sondern ein einheitliches reales Werk; — wenn man sodann weiter sich besinnt, daß beide, das Schöpfungswerk und das Erlösungswerk, denselben einigen Autor haben, —

[1]) In betreff der Wunder empfehle ich das treffliche Schriftchen von Pastor O. Flügel: „Das Wunder und die Erkennbarkeit Gottes,“ (zwei Vorträge). Langensalza, H. Beyer u. Söhne. Der Verfasser, der auch die „Zeitschrift für exakte Philosophie“ herausgibt, ist einer der besten Kenner der Herbartischen Philosophie und besitzt in vorzüglichem Maße die Gabe, philosophische Fragen klar und gemeinverständlich zu behandeln.

und daß die irdisch sichtbare Ausführung seines Erlösungsplans geschehen ist durch einen „Menschensohn," dessen öffentliches Leben in den kurzen Zeitraum von drei Jahren sich zusammendrängt, und allen damaligen Israeliten vor den Augen stand. Diese leibhaftige Person in ihrem Reden, Handeln und Leiden ist es also, worauf sich der Blick zu richten hat. Man trete aber nicht an sie heran mit allerlei spekulativen Fragen, die später an die Reihe kommen mögen, wenn das Gewissen dazu treibt, — noch weniger mit Neugierdefragen, sondern mit dem einen Herzensanliegen, welches die Ethik wachruft.

Wo ist nun der zentrale Stützpunkt zu finden? Stützpunkt heißt hier dasselbe wie Entscheidungsstelle. Es lassen sich zwei Entscheidungspunkte annehmen: ein theoretischer und ein praktischer. Beim theoretischen muß aus dem Erlösungsbedürfnis des Menschen die Aufgabe des Helfers ermittelt sein, und dann an der Lebensgeschichte Jesu geprüft werden, ob diese Aufgabe wirklich gelöst worden ist. Offenbar setzt diese Entscheidungsweise schon ein tieferes Verständnis voraus, als der Forscher anfänglich haben kann, und muß darum zurückgestellt werden — um so mehr, da die gangbare Theologie zu wenig Handreichung dafür bietet.

Der praktische Entscheidungsweg ist der pädagogische. Er genügt auch vollkommen zum ersten Feststehen, ist selbst den Unmündigen und „Törichten" zugänglich, und meines Erachtens auch für den selbständigen Forscher das „Eine und Erste, was not tut," da sonst die theoretische Entscheidung schwerlich gelingen würde. Von diesem praktischen Stützpunkte soll daher hier die Rede sein.

Was dieserhalb zu untersuchen, worauf der konzentrierte Blick zu richten ist, wird sich etwa in die Frage fassen:

> Bekunden die Reden, Taten und Leiden wie die ganze Persönlichkeit dieses „Menschensohnes", daß er ein Herz und Verständnis hat für meine Not, wie ich sie fühle; und muß ich bekennen, daß er alles getan hat, was Liebe tun und opfern kann, damit allen Mühseligen und Beladenen gleich mir geholfen sei?

Wohlverstanden, die Frage meint noch nicht, ob sein Tun wirklich zulange, ob die Hülfe wirklich erbracht sei, — (denn das würde zur theoretischen Entscheidungsfrage gehören) —

ſondern ſie meint lediglich das, was ſie ſagt, nämlich: ob die Liebe mehr tun und opfern kann, als hier geſchehen iſt, oder: ob es eine größere Liebe geben kann, als er bewieſen hat. Mich dünkt, wer mit dieſer aus der Gewiſſensnot geborenen Frage die Lebensgeſchichte des Gekreuzigten lieſt, der wird auch ſchließlich, vielleicht ſchon bald, die richtige Antwort herausleſen. Lieſt er ſie aber wirklich heraus, dann iſt auch gewiß, daß er von dieſem Manne der Liebe niemals loskommen kann, niemals ihn loslaſſen wird — gleich jenen zwei Erſtlingsjüngern, die doch bloß einen einzigen Tag in ſeiner Nähe geweſen waren, und noch keinerlei Wunderzeichen geſehen hatten. Nicht mehr loskommen können, — ſo iſt ja die Entſcheidung praktiſch da. Nun werden Herz und Gewiſſensbedürfnis den neuen Jünger drängen, ſich näher an dieſe wunderbare, unvergleichliche Perſönlichkeit zu halten, und ſich weiter unterweiſen zu laſſen. Daß es dann mit ihm von Erkenntnis zu Erkenntnis, aus Glauben in Glauben gehen werde, — dafür iſt geſorgt: der Anfang bürgt für den Fortgang, weil die Erkundigungsfrage aus dem rechten Bedürfnis entſprungen war, und die Antwort zur richtigen Adreſſe geführt hat. Dabei will nicht überſehen ſein, daß dieſe Antwort ganz und gar auf rationeller Grundlage ruht, da aus der Geſchichte nichts weiter in Betracht gezogen zu werden braucht, als was an ſich durchaus glaubwürdig erſcheint. Obgleich demnach noch gar nicht davon die Rede war, worin die eigentliche Erlöſungsaufgabe beſteht, und ob ſie wirklich gelöſt iſt, weil dieſe Frage zur theoretiſch-ſpekulativen Unterſuchung gehört; obgleich ferner bei jener erſten Antwort die Wunderzeichen noch keine Rolle ſpielten, da ſie entweder gar nicht in Betracht zu kommen brauchen, oder nur als Hülfstaten, nicht aber als Wundertaten; auch die Auferſtehung und Himmelfahrt noch nicht berückſichtigt wurden; obgleich ferner auch das noch nicht zur Sprache kam, was die Theologen in erſter Linie vorkehren, ob dieſer „Menſchenſohn“ in Wahrheit Gottes Sohn war, weil bei jener Antwort das Tatſächliche genügte, daß ſein Name „Wunderſam“ heißt (vgl. Jeſ. 9, 6. 7; Richt. 13, 18); kurz, obgleich unſer pädagogiſches Verfahren der ſcholaſtiſch-theologiſchen Methode ſchnurſtracks zuwider läuft, ſo bleibt es trotzdem wahr, daß bei jener erſten Frage die pſychologiſch-moraliſche Entſcheidung liegt.

Von der in sein Herz eingeschriebenen ethischen Wahrheit erleuchtet, und von der in der äußeren Schöpfung waltenden Hand des Vaters geleitet und gezogen, hat dieser suchende Jünger die Stimme des einigen guten Hirten gehört und in ihrer Einzigartigkeit erkannt, — so gehört und erkannt, wie ein Kind in der Fremde die Stimme seiner Mutter, wo sie unvermutet laut würde, erkennen wird, denn „die Weisheit legitimiert sich unfehlbar vor allen, die ihre Kinder sind;“ — und dieser gute Hirte kennt seine Schafe und läßt sich dieselben nicht mehr entreißen. Weiter hat dieser Jünger vor dem am Kreuzesgalgen Hängenden gestanden und hier ein Herz geschaut, das selbst für die Feinde in allem ihrem Grimm nur Vergebung und Erbarmen fühlte. An diesem jammervoll brechenden Herzen ging ihm nun erst der Vollblick in die ganze Argheit des eigenen auf: er fühlte sein Herz klopfen, er hörte eine Stimme in der Tiefe desselben seufzen und jammern als die verklagende Stimme unschuldig vergossenen Bluts, als die Stimme eines erschlagenen Bruders, und er konnte sich nicht länger verhehlen, daß auch seine Sünde an dem Tode dieses Heiligen mitverschuldet sei. Doch — o seliges Licht in der Finsternis! — mit dieser tieferen Einschau in sein eigenes Herz erschloß sich ihm in dem Angesicht des Gekreuzigten auch ein tieferer Blick in Gottes Liebesherz (Joh. 14, 9); und wiederum sagte eine Stimme in seinem Innern: gibt es auf Erden eine Errettung aus Sünden und Verderben, dann muß sie auf Golgatha zu finden sein. So hat er dann in dem wundersamen „Menschensohn“ die bis in die Tiefe seiner Verlorenheit herunterlangende Erretterhand des unsichtbaren Vaters geschaut und hat zugegriffen; und diese starke Hand wird die seinige festhalten und nimmer loslassen, auch wenn er selber aus Verzagtheit einmal loslassen möchte (Jes. 41, 10; Röm. 8, 38. 39).

* * *

Schlußbemerkung.

Meine Darlegung des Forschungsweges klingt vielleicht manchmal so, als ob das gute Gelingen des Fragens und Suchens vornehmlich vom Menschen selbst abhängig sei. Da muß etwas ergänzt werden.

Die Selbsttätigkeit des Menschen ist ja nötig, auch im Fragen und Suchen, aber sie ist keineswegs der Hauptfaktor, auch nicht der erste. Es liegt viel daran, dies recht zu fassen, namentlich in den Tagen der Bedrängnis, des Zweifelns und der Dunkelheit. Es hält auch nicht schwer, dies einzusehen. Wo immer ein selbsttätiges Suchen erwacht, da bedarf es nur eines kurzen Besinnens in Aufrichtigkeit, um zu finden, daß Gott der Herr zuerst auf dem Plan gewesen ist und uns gesucht hat. Seine Liebe kommt uns stets zuvor — durch Wohltaten, Anregungen, Mahnungen und Züchtigungen, sonst würde kein selbsttätiges Fragen entstehen, noch weniger ein selbsttätiges Wollen und Vollbringen.

So vorab durch die Einschaffung der Gewissensanlage, der zufolge mit der Ethik das Bewußtsein der Freiheit erwacht, und das sittliche Streben. Das ist der Geist Gottes im Gemüte, der nicht bloß erleuchtet, sondern auch mahnt und straft und treibt, und der Seele keine Ruhe läßt, bis sie ihre Ruhe in Gott gefunden hat. Sodann weiter in der äußeren Schöpfungsoffenbarung mit allen ihren Wohltaten, die uns umsonst zufallen im Naturlaufe, in der Geschichte und unserm eigenen Lebensgange, damit uns der Blick aufgehe für die darin waltende Hand, die uns durch den infallibelen Pädagogos im Gemüte und durch die Wohltaten und Lebensführungen zu dem vollen Heile leiten will. So endlich in der urerdachten und wiederum zuvorkommenden Erlösungsoffenbarung, die schon da vorbereitend begann, wo zu dem ersten verirrten Menschenkinde eine Stimme sprach: „Adam, armer Staubgeborener, besinne dich, wo bist du hingeraten?“ — bis dann, als die Zeit erfüllet war, dieselbe Stimme in das ganze Menschengeschlecht hineinrief: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; nehmet auf euch mein sanftes Joch, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele und volle Genüge.“

So kommt also Gott allerwege uns zuvor; er ist zuerst auf dem Plan, überall uns nachgehend, immer lockend und bittend: suchet, suchet mein Angesicht! Kommt nur, kommt; laßt euch durch keine Sünde, durch keine Not zurückhalten; kommt nur, wie ihr seid, ja wie ihr seid, so soll euch geholfen sein.

Sieh, wie dein Wort mein ganzes Herz beweget;
Dein Gnadenwort: ſucht, ſucht mein Angeſicht.
Du haſt nach dir die Sehnſucht ſelbſt erreget:
Ich ſuche, Herr, ich ſuch' dein Angeſicht.

Die Heilige Schrift ſagt manchmal: der Weg der Gottſeligkeit ſei ein Geheimnis. Ja, ſo iſt es — für unſere Verkehrtheit; aber in Wahrheit iſt er ein offener, gebahnter Weg, auf dem ſelbſt die Albernen nicht irren können — wenn ſie nur aufrichtig ſind.

Wie liegt nun die Sache? Sehr einfach.

Aufrichtiges Selbſtgericht, ſich über ſich ſelber nichts weis machen, kein Manko und keine Schande verdecken — das iſt die einzige Vorbedingung auf unſerer Seite. Fürwahr, ein ſanftes Joch! Alles übrige hat einer in die Hand genommen, der uns längſt zuvorgekommen iſt, auf ſeiner Seite nichts ſchuldig bleiben will und nie falliert. Seine Wohltaten, die uns von Kind auf umſonſt zu teil geworden ſind, ſeine Langmut und Geduld, die uns in unſerer Schwachheit getragen haben, ſein Erbarmen, das uns auf unſern Irrwegen unermüdet nachgegangen iſt, und vor allem ſeine eine „unausſprechliche Gabe", — alle dieſe Segnungen bezeugen uns: Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte." So vieler **Wohltaten** wir dankbar **eingedenk** ſind — ſo viel haben wir **Glauben**; ſo viel Vergeßlichkeit und Undank — ſo viel Mißglauben, Zweifel und Verzagen; denn „glauben" heißt: Gottes zuvorkommende Wohltaten ſehen können und verdanken, und das iſt der Weg des Heils (Pſ. 50, 23). Haben wir nun ſolchen Glauben, ſei er auch ſo klein oder noch kleiner wie ein Senfkorn, ſo haben wir auch den Mut, ſein Angeſicht zu ſuchen: Ihm zu klagen, was uns quält, und von Ihm zu bitten, was uns fehlt — ſei es im Geiſtlichen, ſei es im Leiblichen, ſei es Großes oder Kleines, ſei es ein verlorener Pfennig oder eine Stecknadel, wo wir ihrer bedürfen.

So beſteht alſo das Geheimnis der Gottſeligkeit in den zwei einfachen Stücken:

Aufrichtiges **Selbſtgericht** und **Gottes Angeſicht** ſuchen,

und wer es ſucht, der ſoll erfahren, daß er nie und nimmer beſchämt, die auf ſeine Gnade und ſeine Treue hoffen.

---

5. Seine politischen und sozialen Anschauungen.

In einem Aufsatze sagt unser Vater einmal,[1]) die Wissenschaft, welche der Ethik, der Lehre von dem Wissen des Guten als die Lehre von seiner Realisierung ergänzend zur Seite stehe, sei die Pädagogik — d. h. die Pädagogik im großen Stil, die Gesamtpädagogik, die nicht bloß die Unmündigen, sondern auch die Erwachsenen umschließt und darum füglich Anthropogogik heißen könnte. Dazu gehört denn, von unten anzufangen, vorab die Jugenderziehung in Haus und Schule, sodann die gesamte Wirksamkeit der Kirche oder der praktischen Theologie und ferner ein Teil der Wirksamkeit des Staates, nämlich soweit derselbe in den Dienst der ethischen Ideen tritt.

Diese „Pädagogik im großen Stil", soweit er sie in Angriff genommen, eingehend zu charakterisieren und gebührend zu würdigen, geht noch mehr über meine Kräfte, als die Darstellung der außeramtlichen Tätigkeit überhaupt, die ich schon möglichst mit seinen und anderer Worten zu geben suchte. Um aber wesentliche Züge in dem Bilde des Heimgegangenen nicht völlig zu übergehen, biete ich hier mit wenigen eigenen Ergänzungen einige Ausführungen aus dem Aufsatz[2]) eines jüngeren Freundes unseres Vaters, des Direktors Trüper in Jena, der auf dem hier in Betracht kommenden Gebiete mit seinen Gedanken und Anschauungen vertraut war und ihn darin verstand wie wenige.

„Daß ein Mann von dem Charakter eines Dörpfeld auch in politischen und sozialen Fragen nicht farblos und wie ein schwankendes Rohr sein kann, sondern auch in diesen Dingen unverzagt sinnt und dann tut, was sein Gewissen spricht, das ist als selbstverständlich zu erachten. Hierzu kommt noch, daß er die Jahre 1848, 1864, 1866 und 1870 in geistiger Rüstigkeit mit durchlebt hat, und daß die politischen und sozialen Wogen gerade in Barmen auch die stille Schularbeit nicht unberührt ließen."

„Dörpfeld war in diesen Fragen aber mehr als ein still oder laut mitjubelnder Patriot, der sich an den Siegesnachrichten der Zeitungen erfreut, der Gaben für Verwundete und für andere vaterländische Zwecke sammelt, vielleicht auch einmal in öffentlicher Versammlung eine patriotische Rede hält. Er war auch in

---

[1]) Die Aufgabe der Ethik. Ges. Schr. XI, S 206 f.

[2]) Jener Aufsatz ist später vom Verf. verarbeitet und erweitert worden zu einer selbständigen Schrift: Dörpfelds soziale Erziehung in Theorie und Praxis. Gütersloh, C. Bertelsmann. 3 M., geb. 3,60 M

diesen Dingen ein selbständig denkender und die ganze politische und sociale Bewegung von unten auf mit glühendem Herzen und klarem, nüchternem Blicke betrachtender und nach Verwirklichung seiner Ideale strebender Mann."

„Er mußte es sein, seiner Gesinnung nach wie als Pädagoge, da bei ihm — er war Jahrzehnte hindurch fast der Einzige in dieser Auffassung — sich die Pädagogik niemals bloß zu einer Schulpädagogik, oder gar bloß zu einer Schuldidaktik verengt hat, sondern ihm der Inbegriff aller planmäßigen Veranstaltungen zur Hebung der Gesittung, Bildung und Wohlfahrt in Haus, Schule, Kirche, Staat und sozialem Leben war."

„Die sittlichen Ideale im sozialen Staatsleben verwirklichen helfen, das war seine Politik, die allerdings der Partei- und Hetzpolitik mit dem Streben nach Massenherrschaft wie der bureaukratischen Kultivierung des „beschränkten Untertanenverstandes" oft schnurstracks zuwiderlief."

„Wie die von ihm fleißig studierten Propheten der altjüdischen Nation erschaute er mit Seherblick die Berge, von welchen unserm nach Einheit und Freiheit schmachtenden, begabten Volke Hülfe kommen konnte. Die von Stein und Scharnhorst begonnene volkserzieherische Politik war auch sein Ideal."

„Er war monarchisch bis in die Knochen und hatte für die Scheinmonarchien in England und Belgien nur Ironie, wo der Monarch keinen Kopf haben dürfe, sondern heute nach der Pfeife der einen und morgen nach der der andern entgegengesetzten Partei tanzen müsse. Ein Oberhaupt ohne Kopf sei ein Widerspruch in sich. Nur eine starke, willenskräftige Regierung könne ein Volk vorwärts bringen und namentlich auch dem wirtschaftlich Schwachen helfen. Die liberale Demokratie, der alte „Fortschritt" war ihm darum nicht sympathisch. Aber ebenso zuwider war ihm auch die Bureaukratie, die alles von oben herab kommandieren und dekretieren will und niemals eine lebendige Strebe- und Zugkraft im Volksleben aufkommen läßt, sondern die Untertanen daran gewöhnt, alle Hülfe vom Staatsoberhaupt und seinen Beamten zu erwarten. Bürger und Bauern müßten lernen, ihre nächstliegenden Angelegenheiten in Kirche, Schule und Kommune selbst zu verwalten. Nur so könne jeder im Volk Einsicht und Tüchtigkeit erwerben und wahre Liebe zum Vaterlande gewinnen. Wenn das Volk noch immer unmündig sei, die allernächsten

Gemeindeangelegenheiten zu verwalten, so dürfe man ebensogut annehmen, daß die bisherigen Vormünder desselben nicht imstande gewesen seien, das Volk zu erziehen, als daß dieses nicht bildungsfähig sei."

„Dörpfeld entstammte dem arbeitenden Volke als Sohn eines Schmiedes, und er stand als Volksschullehrer mitten unter der Volksmasse. Er kannte darum das Volk in seiner Stärke und in seinen Schwächen, in seinen Idealen und seinen niedern Trieben, in seiner Bildungsfähigkeit wie in den Grenzen derselben. Er stand als Philosoph und Nationalökonom aber auch wieder auf einer Höhe, um die Doppelseele der regierenden und führenden Kreise nicht minder zu durchschauen."

„Und so darf es uns nicht wundern, wenn wir in Dörpfelds politischen und sozialen Anschauungen eine seltene Klarheit und Zweckmäßigkeit finden. Es treten uns da schon früher praktische Vorschläge entgegen, die heute als neu auftauchen und die tiefstdenkenden Köpfe und wärmsten Herzen der Nation beschäftigen."

„Einige dieser Anschauungen mögen in Kürze dargelegt werden."

„D. betrachtete das Volk nicht als einen Menschenhaufen, als eine unorganisierte Masse, als eine Herde. Alles Massenhafte war ihm zuwider. Die Masse läßt sich durch Stimmung und nicht durch Einsicht regieren und führen. Organisierung, gesunde Gliederung des Volkes war darum sein Bestreben."

„Als Urorganismus jedes gesunden Volks- und Staatslebens betrachtete er die Familie. Mit ihrer Gesundheit steigt und fällt die des ganzen Volkes. Das Familienprinzip war darum das Grundprinzip in seiner Schulverfassungsfrage. Die Familie hat das größte Leid und die größte Last zu tragen, wenn die Kinder nicht geraten. Sie muß darum der grundlegende Faktor jeder Erziehungsgemeinschaft sein. Das ist das A und O aller seiner Schulverfassungsschriften."

„Doch eine rechtmäßige Vertretung der Familien in der Schulgemeinde ist nur eine Form. Ohne lebensvollen Inhalt bleibt sie leer. Darum erstreckte sich seine praktische Arbeit auch über die Schulwände hinaus. Durch die Schule sollte die Familie geistlich-sittlich befruchtet werden. Hausaufgaben, Lese-

bücher und anderes sollten die in der Schule erörterten Fragen an den Familienherd tragen."

„Aber auch direkt trat er mit der Familie in mehrfachen geistigen Verkehr. Schon im Jahre 1848 rief er in seiner Schulgemeinde die Einrichtung ins Leben, die in neuerer Zeit unter dem Namen Elternabende vielfache Zustimmung gefunden hat. Eine seiner ersten und interessantesten Schriften ist der „Katechismus für Väter und Mütter oder: Dr. Luthers Unterweisung über der Eltern Würde, Pflicht und Arbeit." [1])

In dem Vorwort zu dieser Schrift heißt es:

„Man wolle es dem Herausgeber nicht übelnehmen, daß er es wagt, auch noch etwas von seinem Eigenen beizufügen über das, was er im Sinn und auf dem Herzen hat, indem er die köstlichen Lutherworte in die vorliegende Einfassung gebracht und nun in die Welt hinausschickt.

Fürs erste möchte er den Vätern und Müttern und allen, die irgend ein Amt und eine Pflicht haben, mit darauf zu halten und dabei zu tun, daß unsere christliche Jugend auch christlich erzogen werde, Luthers Wort in die Ohren und in die Seele schreien: „Alle Kraft und Macht der Christenheit stehet in den Nachkommen, und so sie in der Jugend versäumt werden, so gehet es der christlichen Kirche gleich einem Garten, der versäumet wird im Frühling;" und das andere: „Ich achte auch, daß unter den äußerlichen Sünden die Welt vor Gott von keiner so hoch beschweret ist und so greuliche Strafe verdienet, als eben von dieser, die wir an unsern Kindern tun, daß wir sie nicht ziehen."

Zum zweiten möchte er neben der Vermahnung zu christlicher Zucht und Unterweisung, soviel an ihm ist, auch einen schlichten Rat geben, wie solches geschehen mag. Warum er das mit den Worten des Mannes getan, der seit dreihundert Jahren bei allen Kundigen als ein guter Ratgeber gegolten, ist wohl kaum nötig zu sagen. Solange wir solche Worte haben, können wir füglich die eigenen zurückhalten. — Freilich ist über viele, viele Punkte guter Rat noch teuer; darum möchte er

[1]) Die Schrift erschien in Barmen 1851 und ist längst vergriffen. Sie ist im X. Bd. der Ges. Schr. neugedruckt worden und auch einzeln zu haben. In einigen Kirchengemeinden hat man den Entschluß gefaßt, dieses Büchlein jedem Elternpaar bei der Taufe des ersten Kindes zu schenken.

Drittens eine bescheidene und doch laute Mahnung geben an alle, die nach Gabe, Erfahrung, Stand und Stellung den inneren wie den äußeren Beruf und die Pflicht haben, lauter, eindringlicher zu vermahnen, dazu besser, vollständiger und weiter reichend zu raten, als er vermag. Wohl ist es bekannt und anerkannt, ja fast zum Gemeinplatz getreten, daß die Wohn- und Kinderstube die erste und Haupterziehungsstätte sein muß. Wenn aber nun auch heute Luthers Wort leider (!) noch unbestritten gelten muß: „Es treten viele in den Stand der heiligen Ehe (werden von der Kirche eingesegnet!) und können kaum ein Vater Unser beten"; — von denen manche auch sagen möchten: „Wie sollen wir wissen, von dem wir nichts gehört haben? wie sollten wir glauben ohne Predigt?" — ist es da, trotz aller erbaulichen und giebelbauenden großen und kleinen Versammlungen, nicht ein Jammer und eine Schande für die Christenheit, daß über das, was am Fundament not tut, so wenig Zeugnis abgelegt und noch weniger Rat gegeben und Rat geschafft wird, wie das zu bessern? — Ist denn wirklich die Christenheit an solchem Rat so arm und guter Rat so teuer? Wir möchten und können es nicht glauben.

Viertens. Es wird gerühmt, daß in neuerer Zeit der Geist der rettenden und helfenden Liebe wieder in den Christenleuten erwacht sei, der der verwahrlosten Kleinen und Großen sich annehme und sie zu bessern suche. Wir freuen uns des und sind auch nicht gewillt, bloß splitterrichtend zuzusehen. Aber wir haben doch etwas auf dem Herzen. Wenn ein Haus mitten unter andern Häusern brennt und schnelles Löschen nicht möglich ist, so pflegt man vor allem die umgebenden Gebäude vor der Ansteckung möglichst sicher zu stellen, und dann, oder auch zugleich an und aus dem brennenden Hause zu retten, was noch zu retten ist. Das ist gesunde, vernünftige Praxis. Wir freuen uns also, loben und danken über die Rettungsapparate und Rettungsanstalten aller Art, die die christliche Liebe beschafft und gegründet; wollen nur zum vierten bescheidentlich gemahnt haben: Man vergesse die Konservationsanstalten nicht!" — —

„Aus der Familie erbaut sich die Gemeinde, die bürgerliche (soziale), wie die kirchliche und die Schulgemeinde. In die Lokalgemeinde verlegt Dörpfeld darum den zweiten Schwerpunkt. Re-

form der sozialen Zustände durch Neubelebung des Gemeindewesens in Kirchen-, Schul- und Kommunalsachen. Selbstverwaltung, soweit als möglich in der Lokal- und Provinzialgemeinde gegenüber dem Staate! Möglichste Entfaltung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte in jeder Instanz! Nur wo diese Kräfte für die Aufgabe nicht reichen, muß eine größere Gemeinschaft stärkere Kraft aufwenden. Gewisse Dinge, insbesondere die eigentlich politischen, können darum nur in der höchsten Potenz des Staatslebens, in der Staatsregierung, geprüft und entschieden werden. Hier genüge kein Parlamentarismus. Hier sei gerade um der Schwachen willen eine monarchische Regierung mit festem Willen notwendig. Jedem das Seine! Darum die Selbstverwaltung oben wie unten!"

„So sehr er darum jede bureaukratische Bevormundung bekämpft, ebenso scharf oder noch schärfer wendet er sich gegen die Bevormundung der verantwortlichen Regierung durch die Volksmassen."

„Im Jahre 1866, in der schlimmsten Konfliktszeit, schrieb er ein anonymes Flugblatt: „Deutschlands Rückgrat", das damals in vier Auflagen von je 6000 Ex. verbreitet worden ist. Es verrät einen historisch geschulten tiefen politischen Blick, einen tieferen jedenfalls auch, als die Durchschnittskonservativen von damals besaßen. Es wird darin mit einer bei einem so nüchternen Denker seltsam berührenden und darum um so hinreißenderen Glut des Patriotismus das gute Recht des preußischen Krieges gegen Österreich verfochten und dem ohnmächtigen Grimm der Demokratie mit scharfen Hinweisen auf ihr wortreiches und tatenarmes Gebaren seit 1848 schneidend entgegengetreten."

Es heißt dort u. a.:

„Mag sie in ihrem Schmollwinkel bleiben, bis das Werk getan ist; sie kann doch nur aufhalten und verderben, wie sie Anno 1849 in Frankfurt bewiesen. Unser Ziel steht klar und deutlich da; was die Reden nicht schaffen konnten, ist jetzt den Waffen befohlen:

Des Vaterlandes Ehre,
Des Vaterlandes Glück
O schafft es, o bringt es
Dem Volke zurück!

Nur Deutschlands Rückgrat, welches ist **Preußen** und sein **Königtum**, aufrechterhalten, **so wird's kommen.**

Dafür laſſet uns Herzen und Hände aufheben ohne Zorn und Zweifel!"

Und eine andere Stelle lautet:

„Daß Deutſchland ein Haupt haben muß, wenn es ein Leib ſein ſoll, — das ſollte man begreifen können auch ohne Geſchichte; und daß ein ſolches Haupt auf einem feſten Knochenbau und vor allem auf einem feſten Rückgrat, das den ganzen Leib zuſammenhält, ruhen muß, iſt ebenfalls von ſelber klar." — —

Auch ſchon in den vorangehenden böſen Konfliktsjahren, als wohl über keinen Mann mehr geſcholten wurde als über den, der ſich ſelbſt den beſtgehaßten nannte, erkannte unſer Vater ſchon in Bismarcks kraftvoller Perſönlichkeit das einzige Heil für ſein Vaterland, den, „der allein Deutſchlands Macht und Einheit retten könne."

Ich erinnere mich noch, wie er in jener Zeit einmal abends nach Hauſe kam und uns voll Freude ein Bild Bismarcks zeigte. Es war eine blaſſe, ſchlechte Photographie im kleinſten Format, aber er war froh darüber. Hatte er doch, wie er uns erzählte, um den von ihm ſo verehrten Mann einmal von Angeſicht ſehen zu können, in mehreren Läden vergebens Nachfrage gehalten, und dann zuletzt doch noch dies eine Exemplar aufgetrieben. Er hat dies unſcheinbare Bildchen immer in Ehren gehalten.

Seiner ſonſt nicht dichteriſch veranlagten Feder entſtammt aus jener Zeit ein Lied, „Der deutſche Dreiklang", in welchem er einen prophetiſchen Blick in die Zukunft des Vaterlandes bekundet. Wir Schulkinder haben es damals in ſeiner Klaſſe mit Begeiſterung geſungen, es wußte aber keins von uns, daß es ein Lied unſeres Lehrers war. Es wurde ohne Namen mit einer Kompoſition von Eickhoff im Schulblatt abgedruckt. Der Verf. hatte folgende Anmerkung hinzugeſetzt:

„Echte Poeſie politiſiert nicht. Auf dieſem Gebiet iſt ihr Beruf, zunächſt den Wegen und Taten Gottes anbetend nachzuſehen; hat ſie das getan, ſo mag ſie auch der Geſchichte vorangehen und von des menſchlichen Herzens Wünſchen und Hoffen ſingen. In dieſem einfachen Sinn will das obige Gedicht verſtanden ſein, anders nicht, vor allem nicht in dem Tendenzſinne ſolcher Patrioten, die da, wo ſie am wenigſten und nur mit Widerwillen geholfen haben, hinterher am weiteſten den Mund auftun."

Das Gedicht sei hier mitgeteilt, es möge, wie auch jenes Flugblatt, die warme Vaterlandsliebe des Verfassers zeigen:

Der deutsche Dreiklang.

(Aus dem Sommer 1866.)

„Ein Land, Ein Volk, Ein Nam', Ein Haupt."

Erhebe dich, du deutsches Herz,
Wie deine Berge himmelwärts,
Im Geist dich hoch erfreue!
Schau auf zur steilen Alpenwand,
Lug hin ins weite Niederland:
Es naht der Tag, der neue,
Wo Schuld versöhnt im Meer versinkt,
Und heilig Deutschlands Dreiklang klingt.

Dreifaltig ist der Grund gelegt,
Der deutsches Volk und Wesen trägt,
Darob ein Himmel waltet:
Ein Hochbau, den die Wolk' umspielt,
Ein breiter Saum, vom Meer bespült,
Die Mitte vielgestaltet;
Ein dreifach Land, ein starkes Band,
Gewoben von des Höchsten Hand.

Dreifaltig auch des Volkes Art.
Ein Volk der Treu, mit Mut gepaart,
Die Alpenberge hegen.
Mit ruhig festem Schritt und Sinn,
So geht der Eb'ne Sohn dahin
Auf seiner Väter Wegen.
Der Dritte rüstig sinnt und schafft
Erneut zu mehren Kunst und Kraft.

Wir in die Mitte hingestellt,
Ins Herz der schönen deutschen Welt,
Laßt Deutschlands Herz uns werden:
Ein Herz, das ganz das Ganze liebt,
In Liebe dienend hin sich giebt,
Den Frieden baut auf Erden.
Gesegnet sei, wer mit uns geht,
Verbannt, was da im Wege steht.

Mein Preußenadler, ruhe aus
Vom Siegesflug zum Meer hinaus,
Vom Belt zur Zollernhöhe!
Der Zwiespalt Bollwerk niederliegt,

Der Zwietracht Quell, er sei versiegt,
Herz, ringe, bet' und flehe —
Zu schauen, was wir lang geglaubt:
Ein Land, Ein Volk, Ein Nam', Ein Haupt.

O Herr vom Himmel, unser Hort,
Durchläutre Herz und Hand und Wort,
Lehr nach dem Reich uns trachten.
Drauf, Hochland, und du, Niederland,
Gebt eurem Mittelstand die Hand:
Nichts Eignes noch zu achten.
Voll soll der Dreiklang, hell und rein
Vom Alpland bis zum Meerstrand sein!

Schlagt ein, ihr Brüder, schlaget an,
Räumt auf, bringt ein und machet Bahn,
Daß ganz das Werk gelinge!
Der Siegesfürst ist weit vorauf, —
Mein Volk, ihm nach, zu Hauf, zu Hauf,
Herz, jauchze, spring und singe:
Der Kaiser hoch! Er lebe heut,
Mit Deutschland hoch in Ewigkeit!

„Dörpfeld erinnert in seiner Verehrung für das kraftvolle Preußen als Deutschlands Rückgrat an Treitschke, jedoch mit dem Unterschiede, daß Treitschke in der Politik antik-griechisch, Dörpfeld aber christlich dachte. Treitschke war die Volksmasse Mittel zum Zweck. Die Tausende müssen sägen, hobeln und graben, damit die wenigen philosophieren, dichten, malen und Politik treiben können, meinte Treitschke. Dörpfeld dagegen sieht den wahren Patriotismus nur in der Devise: „Das ganze Deutschland soll es sein!" Zu diesem Ganzen aber gehört auch die Masse, die mancher Patriot etwas verächtlich „Volk" nennt."

„Wenn die alten politischen Parteien als Trägerinnen der Machtinteressen der Nation verwelken, weil sie es nicht verstanden haben, den Patriotismus der Masse zu erzeugen, so hat Dörpfeld diese Gefahr seit je erkannt und mit einer ungemeinen Klarheit des Denkens und Wollens diesem Verwelken der Vaterlandsliebe entgegengearbeitet."

„So sehr er eintrat für die Ideen der sich staatserhaltend nennenden Parteien, soweit sie die äußeren Verhältnisse des Vaterlandes und die autoritative Stellung der monarchischen Einrichtung betrafen, so sehr mußte er abweichen von diesen Parteien und von

der Regierungspolitik in Bezug auf das Innere. Und damit kommen wir auf seine Stellung zur Sozialpolitik."

„Er war einer der ersten, der Lassalle und die Socialdemokratie ernst nahm und in seiner Schrift: „Die soziale Frage, ein Mahnwort für alle Stände," bereits im Jahre 1867 sich mit Lassalle wie mit dem liberalen Sozialismus eines Schulze-Delitzsch und dem konservativen, sozialistisch denkenden Viktor Aimé Huber auseinandersetzte."

„Nur betrachtete er die ganze Frage durchaus von seinem fachmännischen Standpunkt aus und ließ sich auf die Erörterung der wirtschaftlichen Probleme gar nicht ein; ihm lag lediglich die Hebung des vierten Standes von unten auf und von innen heraus am Herzen. Doch nahm er allerdings dazu die Hilfe des Staates und der wirtschaftlich Starken in Anspruch."

Diese politischen und sozialen Probleme und ihre Lösung waren ihm keine außerberufliche Liebhaberei, sondern bildeten bei ihm einen Teil jener Pädagogik im großen Stil. Wir erkennen eine praktische Anwendung dieser Studien in seinem „Repetitorium der Gesellschaftskunde" für den Schulgebrauch. Zu der 3. Aufl. desselben schreibt er 1891 einen Aufsatz „Die Gesellschaftskunde, eine notwendige Ergänzung des Geschichtsunterrichts." In einem derzeitigen Freundesbriefe heißt es:

„Ich habe die Arbeit mit einer gewissen Freudigkeit geschrieben, die mir bei meinem Invalidenbewußtsein fast verwunderlich vorkam. Es war mir ungefähr zu Mute wie damals, als ich vor 25 Jahren „Die soziale Frage" konzipierte. Die vorliegende Abhandlung könnte in der Tat ein ergänzendes Seitenstück zu jenem Schriftchen heißen."

Er hatte nicht vor, die Schüler durch einen neuen Unterrichtsgegenstand noch mehr zu belasten, sondern was er im Sinn hatte, sollte dazu dienen, den Geschichtsunterricht erst recht wirksam und fruchtbar zu machen. Derselbe soll vor allem lehren, in der Gegenwart sich richtig zu orientieren. Dazu ist dann notwendig, die Gegenwart mit ihren Einrichtungen und Zuständen zu kennen und zu verstehen. Wie trefflich ihm gerade dieser Unterricht zur rechten Beurteilung der brennendsten Tagesfragen dienen sollte, davon nur ein kleines Beispiel aus jenem Begleitwort:

„Die Alltagssprache, selbst die der Gebildeten in Zeitungen, Büchern, Parlamentsreden u. s. w., nennt die unselbständig hand-

arbeitenden Personen konsequent die Arbeiter, den Arbeiterstand. Daß durch diese Redeweise schlimme Irrtümer begünstigt, ja ausgesäet werden, liegt auf der Hand; denn es lautet so, als ob die wirtschaftlich selbständigen Leute und die, welche vorwiegend mit dem Kopfe tätig sind, allesamt bloße Müßiggänger, Schmarotzergewächse und dergleichen wären. Ein Schüler, der das Kapitel von den sechs Arbeitsklassen gelernt hat, ist gegen jenen Irrtum ein für allemal geschützt. Er begreift, daß der Würdename „Arbeit" nicht etwa davon abhängt, welche Leibesglieder dabei gebraucht werden, sondern lediglich davon, ob einem der sechs Bedürfnisse gedient wird." — —

„Die soziale Frage war ihm wesentlich eine Frage der Ethik und der Volkserziehung. Durch die Anerkennung und Begründung einer selbständigen Ethik gab er zugleich dem Staate Normen für eine innere Politik an die Hand, die ihn von den Forderungen kirchlicher Parteien ganz unabhängig machen konnten. Die Nationalökonomie galt ihm natürlich erst recht als völlig selbständige (nicht aus der Bibel abzuleitende) Wissenschaft."

„Daß er sich aber auf Grund einer autonomen Ethik ein ganz selbständiges politisches Urteil gebildet hatte, zeigen folgende Ausführungen aus der genannten Schrift über die soziale Frage:"

„Um dem vierten Stande zu seinen sozialen Gerechtsamen zu verhelfen, muß derselbe zuerst sich eine bessere Vertretung schaffen. Das einzige, was dem Arbeiterstande helfen, was ihm Gehör verschaffen wird, ist dies, daß er für sich gesondert eigene Abgeordnete wählen darf. Nur eine Wahl nach Ständen ist gerecht und das Rechte: alles andre läuft für den vierten Stand auf schließliche Täuschung hinaus. Eine Wahl nach Ständen, das ist der wahre, ungeheuchelte Fortschritt. Licht und Luft, diese öffentlichen Lebensmittel sind eben sehr ungleich verteilt; und so wird es bleiben, bis der vierte Stand selbst sich Gehör und Recht verschafft, bis er selbst für sich einen Mund, das ist eine eigene Vertretung erhält."[1]) — —

„Jenes Ziel, meinte Dörpfeld, ließe sich um so eher und besser erreichen, da der Handwerker- und Bauernstand einsehen müsse, daß dieser Weg auch für sie der einzig richtige ist, um zu ihrem Rechte zu kommen. Diese drei Stände, wenn ihnen einmal

[1]) Die sociale Frage, S. 9 f.

die Augen geöffnet sind, werden sich die Hände reichen und nun Hand in Hand vorschreiten."

„Doch das war für Dörpfeld nur das formale Ziel. Die materiellen Wünsche, die bei ihm aber einen sehr idealen Kern haben, gehen:

1. auf angemessenere Jugendbildung, als der Hauptbedingung zu weiterem Fortschreiten;

2. auf gesunde Lebensluft und ein menschenwürdiges Daheim, kurz: auf gute Wohnung;

3. auf eine richtige Verteilung der Militärpflicht;

4. auf die Möglichkeit zur Erlangung sozialer Selbständigkeit."

In Bezug auf den letzteren Punkt lassen wir noch eine längere Darlegung aus der erwähnten Schrift folgen.

„Wenn sich aus dem Leibeigen- und Hörigkeitsverhältnis im Laufe der Zeit der sogenannte freie Arbeiterstand gestaltete, so war das ein großer Fortschritt; allein die dermaligen Verhältnisse dieses Standes haben auch ihre großen Schattenseiten. Der Arbeiter heißt selbständig, aber solange er nicht das geringste Kapital besitzt, kann er im Grunde nicht besser aufrecht stehen als ein leerer Sack. Er heißt unabhängig, allein der Macht der sozialen Verhältnisse gegenüber ist er nicht unabhängiger wie der Luftballon, den der Wind treibt, wohin er will. Er ist nicht an seinen Arbeitsherrn gebunden, aber der Herr ist auch nicht ihm verbunden, nicht einmal durch sein Interesse. Der Sklavenbesitzer ist schon um seines eigenen Nutzens willen angewiesen, für gute leibliche Pflege seines Knechts zu sorgen; aber dem „freien" Arbeiter kommt auch das in der Regel nicht zu gut, da der Arbeitsherr andere Arbeiter bekommen kann, wenn ihm die einen nicht mehr ausreichend dienen können. Der jetzige Arbeiter ist frei, aber gleichsam wie ein Schiffbrüchiger, der nackt und bloß an eine einsame Insel geworfen wird und nun zusehen muß, wie er sich weiter hilft. Die Welt ist bereits unter die glücklichen Besitzer verteilt.

Sozial ist allerdings jeder abhängig, es sei denn, daß er von einem Kapital leben kann. Allein außer dem kapitallosen Handarbeiter besitzt auch jeder entweder irgend ein Maß von Kapital, mit dessen Hilfe er weiter kommen kann, oder eine gewisse Bildung, die ihn für mancherlei Dienste, sei es so oder so, befähigt,

oder eine gesuchte und wohlbezahlte Kunstfertigkeit. Dem gewöhnlichen Handarbeiter steht durchweg von alledem nichts zu Gebote, weder Kapital, noch vielseitige Bildung, noch eine solche Kunstfertigkeit, die nicht leicht zu ersetzen und daher gesucht ist. Nur juridisch (rechtlich oder persönlich) ist der Arbeiterstand frei, wie dies auch der Bettler ist, — aber sozial sehr unfrei, sehr abhängig, kurz: unselbständig. Dazu kommt noch, daß er in politischer Hinsicht auch nur dem Schein nach Freiheit und Selbständigkeit hat: denn wie oben bereits bemerkt, ist er auf dem Landtage, wie im Gemeinderate so gut wie gar nicht vertreten. Trotz der vielen Köpfe und Stimmen, die der vierte Stand bei den Urwahlen hat, bekommen seine Interessen dennoch auf dem Landtage keinen Mund, er ist politisch unmündig, weil er sozial unselbständig ist, und er wird in Ewigkeit politisch unmündig bleiben, solange er mit den anderen Ständen zusammen wählt. Wenn man Flüssigkeiten durcheinander mengt, so schwimmt allemal das Fettere oben auf; so auch bei dem Durcheinandermischen der Stände, wie es bei der jetzigen Wahlart geschieht; der Arbeiterstand gehört aber einmal nicht zum sozialen Fett, darum muß er bei jedem Wahlakt stets unterliegen. —

Die soziale Selbständigkeit kann freilich dem vierten Stande nicht sofort verschafft, gleichsam in den Schoß geschüttet werden, weder durch den Staat, noch durch die Gemeinde, weder durch Gesetzesspruch, noch durch eine andere Maßregel. Denn dazu würde man ihm entweder Kapital, oder größere Bildung, oder irgend eine größere Kunstfertigkeit schenken müssen. Wenn das aber doch geschehen könnte und geschähe, etwa bei einzelnen oder bei vielen, so würden diese von dem Augenblicke an eben nicht mehr dem abhängigen Arbeiterstande, sondern einem der anderen Stände angehören. Für die übrigen, — und sie werden allerwege die Mehrzahl bilden — bleibt die Frage immer noch offen; denn es handelt sich eben darum, wie diejenigen besser versorgt werden sollen, welchen man die soziale Selbständigkeit nicht ohne weiteres verschaffen kann.

Vorab muß nun das geschehen, was wirklich geschehen kann: der Staat muß ihnen wenigstens eine politische Selbständigkeit zuerkennen, d. h. ihnen eine gesonderte Vertretung auf dem Landtage und im Gemeinderate gestatten, also eine Wahl nach Ständen einführen. Solange dies nicht erreicht ist, muß der

Arbeiterstand (und ebenso der Handwerker und Bauer) bei den Wahlen sich nicht durch Freiheitsphrasen und Parteistichworte äffen lassen, weder nach „fortschrittlich", noch nach „konservativ" sehen, sondern die sich anbietenden Landtagskandidaten lediglich danach fragen, ob sie mit allen Kräften für seine politische Selbständigkeit, das ist für eine besondere Vertretung der Stände wirken wollen oder nicht. Nur wer dies mit einem freudigen Ja, ohne Wenn und Aber, verspricht, dem darf man die Stimme geben. Wenn der Arbeiterstand in diesem Sinne entschlossen in das Wahlgeschäft eintritt und mit dem Handwerker und dem Bauernstande zu demselben Zwecke sich verbindet, so kann ein endliches Gelingen nicht fehlen: zu der juridischen Freiheit, die er seit langem besitzt, wird er auch vom Staat die politische Freiheit und Selbständigkeit erringen. Das wäre ein wirklicher Fortschritt auf dem langen trostlosen Wege, den der vierte Stand in seiner geschichtlichen Entwickelung hat zurücklegen müssen. Vom „Diensthause" der Sklaverei bis zur Leibeigenschaft war das erste Fortschrittsstadium, von da zur juridischen (persönlichen) Freiheit das zweite; jetzt gilt es, sich aufzuraffen, um auch die dritte Station, die politische Selbständigkeit, zu erreichen. Nur Verstand und treulich zusammen gehalten, dann wird auch das Gelingen nicht fehlen." — —

Weitere Mitteilungen aus dieser auch jetzt noch beachtenswerten Gedankenentwickelung, wie die sociale Selbständigkeit für den vierten Stand zu erlangen sei, müssen wir uns des Raumes wegen versagen. Nur eine spätere briefliche Äußerung an den Sohn in Olympia vom Jahre 1881 über das socialpolitische Problem überhaupt mag hier noch eine Stelle finden. Dort heißt es unter anderm:

„Ich denke jetzt oft an Anno 1866 (Frühjahr) zurück, als alle Welt, die politischen Verstand haben wollte, wider Bismarck schrie. Da schrieb ich inmitten meiner kränksten Zeit das Flugblatt „Deutschlands Rückgrat.""

„Jetzt nehmen Herr Hofprediger Stöcker und die „Katheder-sozialisten" sich der sozialen Frage an — vom konservativen Standpunkt aus; und die Not der Zeit hat auch Bismarck gezwungen, an diesem Punkte Hand anzulegen. Ehedem, in den fünfziger Jahren, war es auf der christlich-konservativen Seite nur der wackere Professor V. A. Huber (dessen Lebensbeschreibung ich

Dir sandte), der sich um die sozialen Nöte bekümmerte. Er wurde deshalb von seinen konservativen Gesinnungsgenossen ignoriert, beiseite geschoben — natürlich mit Komplimenten. So gingen die Dinge ihren Gang, und die „große Fortschrittspartei" hatte zu Anfang der sechziger Jahre die gesamte Handwerker- und Fabrikarbeitermasse in ihrem Gefolge, — bis Lassalle auftrat und besonders auch in der hiesigen Gegend Boden fand. Was taten die Liberalen? Sie gebärdeten sich, wie wenn sie diesen Gegner verachteten und nicht zu fürchten brauchten; von innerer Teilnahme — sei es für die Nöte der Fabrikarbeiter, oder für die Gefahr der demagogischen Verführung — war vollends nichts zu spüren. Die Konservativen waren, wie gewöhnlich, rat- und thatlos und zum guten Teil innerlich ebenso kaltsinnig, wie die Liberalen. Schweigen ringsum — bei Geistlichen und Laien, bei Liberalen und Konservativen, bei Juristen und Verwaltungsbeamten. Da ließ mir mein Gewissen keine Ruhe. Inmitten meiner leiblichen Beschwerden (1865—66) schrieb ich das pseudonyme Schriftchen über die sociale Frage — mit dem Zwecke, den beiden Parteien ihre bezüglichen Schulden vor die Augen zu halten und den vierten Stand vor der Umgarnung der Demagogie zu warnen. Große soziale Prospekte durfte ich mir natürlich nicht erlauben; allein soviel mir besehbar ist, würde das Schriftchen auch heute noch mit allem, was die Christlich- und Gouvernemental-Sozialen in der volkstümlichen Literatur geleistet haben, mit Ehren konkurieren können. Ob mein Buch damals etwas genützt hat, weiß ich nicht; die wachsame Antipathie der Fortschrittler und die Apathie der Konservativen haben in die Wette dahin gesorgt, daß es in den öffentlichen Blättern totgeschwiegen wurde. Das Eine aber darf ich konstatieren: in hiesiger Gegend ist es weder ein Hof- noch ein Dorfprediger, weder ein Liberaler noch ein Konservativer gewesen, der den Kampf wider die Sozialdemokratie zuerst aufgenommen hat, sondern ein einfacher und dazu kranker Schulmann. Das Buch ist verschollen; ich selbst besitze kein Exemplar mehr.[1]) Das letzte Exemplar, das mir zu Gesicht kam, brachte einer aus der Schweiz mit, wo es ihm empfohlen worden war, der aber nicht wußte, woher es stammte. Was damals mein Buch den beiden Parteien ans Herz zu legen suchte

[1]) Das längst vergriffene Schriftchen ist neugedruckt im I. Teil v. Bd. X der Ges. Schr. „Sozialpädagogisches."

aber um des Anstößigen und Befremdlichen willen nur pseudonym zu reden wagte, — das ist nun gouvernementale Lehre geworden: das läßt Bismarck von den Dächern predigen."

„Jetzt, nach 15 Jahren, sind die Parteien abermals verwirrt und anscheinend noch schlimmer als damals. Damals waren es Bismarcks nationale Pläne, worin er sich durch die Parteien aufgehalten sah, weil die Liberalen sich in sein Mittel (Militärverstärkung) nicht zu finden wußten, und den Konservativen das Ziel selbst nicht am Herzen lag, wenigstens nicht so, daß es einen Teil ihres politischen Programmes gebildet hätte."

„Jetzt sind es des Kanzlers innerstaatliche (wirtschaftliche und soziale) Pläne, an denen die Köpfe sich verwirren. Jetzt rächt es sich, daß man vor 15 Jahren die soziale Frage nicht an sich herankommen lassen wollte. Überdies spielen egoistische Interessen und hinterstellige politische Tendenzen bei der Opposition links und rechts eine große Rolle, die man aber nicht an den Tag kommen lassen will, weshalb man andere Gründe vorschiebt. So ist denn die politische Atmosphäre über die Maßen vernebelt. Durch den Disput der Parteien unter sich wird keine Klarheit hineinkommen. Was hier Klarheit schaffen kann, ist meines Erachtens eine Kritik beider Parteien, wie mein Anhangsaufsatz zur „Leidensgeschichte" sie versucht hat."

Über den Kampf der Parteien und seine verhängnisvolle Bedeutung für das Schulgebiet schrieb er einige Jahre früher (1877) einmal an den Sohn:

„Wie Du aus den Zeitungen ersehen wirst, ist hier in Deutschland auf politischem, sozialem, kirchlichem und pädagogischem Gebiete nach wie vor viel Kampf. Da ringt der alte „Konservatismus" mit dem alten „Liberalismus" — und beide sehen wieder zwei neue Gegner auf den Kampfplatz treten: die Ultramontanen und die Sozialdemokraten. Was für ein Durcheinander das endlich geben wird, oder wie sie schließlich durcheinandergerüttelt werden mögen — das wird Gott wissen. Die Konservativen haben fast in allem recht, was sie an den Liberalen tadeln, und die Liberalen haben fast in allem recht, was sie an den Konservativen tadeln; aber weder die einen noch die andern wollen Buße tun und voneinander lernen. Ob ihrer beiderseitigen Unbußfertigkeit sind ihnen die Ultramontanen und die Sozialdemokraten als Zuchtruten auf den Hals geschickt."

„Dieſer Kampf mit ſeinem Wirrwarr ſpiegelt ſich im kleinen klar ab auf dem Schulgebiete, wo ich ihn in nächſter Nähe — das heißt auf einem bekannten, klar vor Augen liegenden Boden — überſehen kann. Die konſervativ-kirchliche Partei hat der Schule zwar direkt nichts zuleide getan, aber ſie hat auch ſo gut wie gar nichts zu ihrer Verbeſſerung und Hebung getan, — ja ſie hat nicht einmal die Intereſſen der Kirche (z. B. den konfeſſionellen Charakter der Schule) ausreichend zu ſchützen verſtanden, was doch ſo leicht geweſen wäre, wenn man die Schule aufs Familienrecht gebaut hätte. Die liberaliſtiſche (und meiſt der Kirche entfremdete) Partei hat zur Beſſerung und Hebung der Schulanſtalten wie des Lehrerſtandes viel guten Willen gezeigt, auch durch das jetzige Miniſterium bereits viel ausgeführt, allein bei allem, zumal bei der inneren Schulangelegenheit, zeigt ſie eine ſolche Oberflächlichkeit und Gedankenloſigkeit, daß einem Kenner angſt und bange wird, — ungerechnet, daß ſie auch den konfeſſionellen Charakter der Schulen und damit das Familienrecht antaſtet. Die beſten, wichtigſten Schulintereſſen geraten bei dem Treiben dieſer beiden Parteien, die einer der andern die Herrſchaft ſtreitig macht, arg ins Gedränge, ja vielfach unter die Füße. Der einſichtige Schulfreund ſteht daneben und ſieht trauernd zu: denn helfen kann er nicht, da jede Partei nur danach trachtet, wie ſie die andere verdrängen möchte — überhaupt ihre anderweitigen Parteiintereſſen verfolgt, mag's der Schule darüber gehen, wie es will."

Den Schluß dieſer die Politik betreffenden Mitteilungen mögen noch zwei hierhergehörende Briefſtellen an den Sohn bilden. Im Jahre 1880 ſchreibt er ihm:

„In der großen Politik intereſſiert mich eigentlich nur, zu beobachten, wie weit der Reichskanzler mit ſeinen Plänen vorrückt. Alles andere iſt von untergeordneter Bedeutung, — Wellengekräuſel und dergleichen. Der Reichskanzler iſt der größte Mann, den Deutſchland ſeit Luthers Zeit gehabt hat. Sein Leid und ſeine Not liegen darin, daß er mit ſeinen Beſtrebungen zwiſchen den großen Parteien (rechts und links) eingeklemmt iſt. (Ich verſtehe das um ſo beſſer, weil es mir mit meinen kleinen Theorien ebenſo geht.) Er beſitzt keine eigene Partei, die ihn verſteht, ganz verſteht. Auch die ſog. Frei-Konſervativen, die doch immer für ihn eintreten und als ſeine Partei gelten wollen, ſind

nicht das, was er braucht — wenigstens sind sie es jetzt noch nicht. Die alten Parteien „konservativ“ und „liberal“ sind falsche Gegensätze. „Fortschreiten“ und „feststehen“ gehört zusammen — wie rechtes Bein und linkes Bein. Wenn das eine Bein fortschreitet, so muß das andere eben feststehen; wer mit beiden Beinen fortschreiten will, fällt auf den Rücken, und wer mit beiden Beinen stehen bleiben will, kommt nicht vorwärts.“

„Der Reichskanzler verfolgt drei Zwecke:

1. Das Deutsche Reich zu befestigen, namentlich auch finanziell, daß es wider den Partikularismus und wider das Parteigewoge und wider Rom gesichert ist. Das gilt ihm als Nr. Eins; mit Recht.

2. Das wirtschaftliche Leben (Wohlstand) der Nation zu heben, gesunder zu machen und unabhängiger (vom Auslande). Daran hat er wieder recht, zehnmal recht, und wenn er auch irgend einmal in einzelnen Mitteln einen Fehler machen sollte. Vorwärts nur, — die kleinen Fehler lassen sich später leicht korrigieren. (Natürlich steckt in seinem Streben für indirekte Steuern auch ein Teil seines Planes Nr. 1, die finanzielle Befestigung des Reiches.)

3. Er will die falschen Parteien zersetzen, auflösen, aufreiben. Wieder recht; denn sonst ist kein Vorankommen, sonst ist keine richtige Partei, auf die er sich stützen kann, möglich.

Darum interessiert mich in der Politik eben nur dies, wie weit der Reichskanzler seinem Ziele näher kommt, bevor er selbst müde und aufgerieben ist. Das deutsche Volk wird sich einmal gründlich schämen müssen, daß es den großen Mann so wenig verstanden und ihn und seinen großen Kaiser so undankbar behandelt hat.“

Und in einem Brief von 1884 heißt es:

„Als ein kleines Angebinde zum Geburtstage schicke ich hierbei eine Photographie meines alten Lieblings, unseres unermüdlichen, tapfern Reichskanzlers. In jüngster Zeit hat er wieder in besonderer Weise die Blicke in aller Welt auf sich gelenkt — durch die hoffnungsvollen Unternehmungen in der Kolonialpolitik, wo namentlich England seine kluge Strategie so empfindlich hat fühlen müssen, und andrerseits durch die jämmerlich armselige Opposition der unverbesserlichen Fraktionen im Reichstage. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch dieser innere deutsche Krieg, wie schmerzhaft er in manchem Betracht für den Kanzler sein

muß, so gewiß mit dem Siege der guten Sache endigen wird, wie weiland der holsteinische, der österreichische und der französische Krieg. Vielleicht erinnerst Du Dich noch des Briefes, den ich Dir im Jahre 1866 nach Fild schrieb, als alle fortschrittlichen Philister wider Bismarck tobten. Wie glänzend sind die Hoffnungen, die damals mein Flugblatt aussprach, in Erfüllung gegangen. Daß die jetzige parlamentarische Opposition sich mit ihrer Nörgelei einmal ebenso lächerlich machen wird, wie sie es damals tat, ist ganz gewiß."

„Ein Krieg der verschiedenen Ansichten, wie er leider seit langer Zeit inmitten des deutschen Volkes wütet, läßt sich allerdings nicht so schnell zum Austrag bringen, wie weiland der österreichische Krieg. Er will rite durchgekämpft sein, und das erfordert Zeit. Das Schlimme in diesem Kampfe liegt nun darin, daß Bismarck kein wehrfähiges Heer hat. Die Konservativen und die Nationalliberalen folgen ihm zwar willig, aber sie folgen ihm auch bloß, würden auch ohne ihn rat- und hülflos sein. Es liegt das daran, daß sie ihre eigenen Fehler noch nicht erkannt haben, oder wo doch, daß sie nicht die Gewissenhaftigkeit haben, es offen zu bekennen. Wehrhaft und sieghaft wird nur die Partei, welche den Mut hat, sich fort und fort selbst zu reformieren, — kurz, welche bußfertig ist. Mit dem Artikel hat 1517 die deutsche Reformation begonnen, und mit dem allein kann sie wachsen und siegen.[1]) (Vgl. auch meinen Anhangsaufsatz in der „Leidensgeschichte der Volksschule". Der kann lehren, in dem Gewirr der Parteien sich zurechtzufinden.)"

„Ein besonderer Grund der Hoffnung liegt mir noch darin, daß das deutsche Volk endlich merken wird und muß, daß durch den jämmerlichen Wirrwarr seiner dermaligen Parteien der Papst sich dazu aufgeschwungen hat, die Rolle eines protector Germaniae zu spielen. Ohne sein Placet (durch das Zentrum) kommt ja in Deutschland kein großes und kein kleines Gesetz mehr zustande. Ich hoffe, daß dem deutschen Volke endlich und endlich diese Schmach auf der Seele brennen wird. Dann wird die Scham es auch wohl antreiben, endlich einmal mit dem jammerhaften Parteigetriebe aufzuräumen. Das möchte ich noch gern erleben!"

[1]) Vgl. die geistvolle Durchführung dieses Gedankens von der allgemeinen Bedeutung der ersten These Luthers in Ges. Schr. XI, „Zur Ethik", S. 36 ff.

VII. Die Zeit des Ruheſtandes.

1. Der Aufenthalt in Gerresheim.

In dem Abſchnitt über die Wupperfelder Schule lernten wir unſeres Vaters Schularbeit in ihrer intenſiven Art kennen; der Bericht über ſeine außerberufliche Tätigkeit zeigte uns dieſe in ihrer verzweigten Ausdehnung. Ziehen wir die Summe dieſer Arbeiten, ſo iſt wohl zu verſtehen, daß ein Mann, und wäre er körperlich noch ſo rüſtig, ein ſo gehäuftes Arbeitsmaß auf die Dauer nicht leiſten kann, daß die Körperkräfte der Willigkeit des Geiſtes nicht nachkommen können. Es iſt dies der Punkt, an dem er ſein in idealem Sinn gefaßtes, mit Selbſtverleugnung durchgeführtes Lebensprogramm Schiffbruch leiden ſah. Doch Gottes Güte erhielt ihn nicht nur in dieſem Schiffbruch, ſondern wendete denſelben ſo, daß das vor Augen liegende Dunkel und Sinken zu lauter Licht und Segen wurde.

Schon ſeit Jahren hatte ihm wie ein Druck der bange Gedanke auf der Seele gelegen, daß irgend einmal, vielleicht bald, der Zeitpunkt eintreten werde, wo die Körperkraft dieſer anhaltenden, angeſtrengten Doppelarbeit nicht mehr würde gewachſen ſein, wo entweder das Schulamt oder jene andere Tätigkeit, die regelmäßigen Vorträge, Konferenzen ꝛc. aufgegeben werden müſſe. Dem erſteren ſchienen pekuniäre Gründe entgegenzuſtehen, das letztere ſchien ihm kaum weniger ſchwer, denn „die mühſam errungene wiſſenſchaftliche Ausrüſtung als nicht vorhanden anzuſehen — gerade zu der Zeit, wo die volle Verwertung begonnen hat, würde dem Gemüt wie ein geiſtiger Selbſtmord vorkommen.

„Wäre ich ein Afrikareiſender oder ein Altertumsgräber in Moab oder Hellas, oder ein Poet u. dergl., ſo würde vielleicht eine ſtaatliche „Kulturadminiſtration“ oder ein Mäcen von meinen

freiwilligen Arbeiten Notiz nehmen, und mir auf irgend einem Wege behülflich sein, sie fortsetzen zu können. Allein nun ist meine Liebhaberei auf die Pädagogik und ihre Hilfswissenschaften gefallen. Warum auch? Das gemeine deutsche Recht sagt: Wer sich in ein Aschenbrödel verliebt, der mag auch zusehen, wie er mit ihm haushält."

Eine biographische Broschüre erzählt über diesen Punkt: „In manchen, namentlich auswärtigen Lehrerkreisen hat es wohl Befremden erregt, daß die Behörde einen Mann wie Dörpfeld nicht an einer Stelle im Schuldienst verwandte, wo einerseits seine Gaben zu einer möglichst vollen Verwertung hätten gelangen können, und andrerseits seine Kräfte nicht vor der Zeit aufgerieben worden wären. Vorab ist daran zu erinnern, daß Dörpfeld niemals sich selbst um eine Stelle beworben hat; ohne dringende Nötigung würde er es auch später nie getan haben. Überdies hatte er zu administrativen Arbeiten, zum Aktenschreiben und dergleichen keine Neigung, obwohl seine Persönlichkeit zum Regieren und Leiten in seltenem Maße ausgerüstet war. Zu der Zeit, als das asthmatische Leiden sich einstellte, wandten sich zwei seiner Freunde ohne Dörpfelds Vorwissen an den Provinzialschulrat Dr. Landfermann in Koblenz, um diesen zu bitten, sich beim Minister dafür zu verwenden, daß Dörpfeld in eine Schulinspektorstelle berufen werde. Landfermann, obwohl es damals noch keine selbständigen Schulinspektorate gab, sagte auch aufs bereitwilligste seine Fürsprache zu. Als Dörpfeld dies erfuhr, wehrte er entschieden ab. So blieb die Sache ruhen."

„Unter dem Ministerium Falk wurde er dann im Jahre 1875 für ein Seminardirektorat in Aussicht genommen. Das wäre unzweifelhaft die rechte Stelle für ihn gewesen. Anfänglich war er auch geneigt, darauf einzugehen; aber bei näherem Überlegen ergab sich doch, daß seine Leibeskräfte für ein solches Amt nicht mehr ausreichten. Es war zu spät."

„Wenn man bedenkt, welche Bedeutung eine Wirksamkeit in seinem Sinn und Geist auf diesem Posten gehabt haben würde, und zwar auf Generationen hinaus, so muß man lebhaft bedauern, daß Dörpfeld nicht in seinen jüngeren Jahren zu einer solchen Stellung berufen wurde. Für ihn persönlich mag es kein Schade gewesen sein; Glück, Ansehen, hohe Stellung und dergl. dienen nicht immer zur Veredlung der Gesinnung. Er ist seinem Ideal,

das ihm in jungen Jahren beim Eintritt in das Amt vorschwebte, bis zu Ende treu geblieben." — —

Im Herbst 1879 entschloß er sich auf den Rat seines ärztlichen Freundes, um seine Emeritierung einzukommen. Wie er zu diesem Entschlusse gekommen, was ihn derselbe gekostet, und was dabei sein Gemüt bewegte, darüber lassen wir ihn sich selbst aussprechen.

„Emeritus heißen zu sollen," schreibt er später einem Freund in der Ferne, „das war für mich fast ein schrecklicher Gedanke. Aber die Not gebot. Schon seit mehreren Jahren sah ich die Alterkative heranrücken, entweder vom Schulamte zu scheiden, oder aber die literarischen und anderen Nebenarbeiten aufzugeben. Doch ist es nicht diese Erwägung gewesen, die entschieden hat, sondern die Tatsache, daß die geschwächte Respirationskraft der Lunge dem 4—5stündigen Unterricht in einer Volksschulklasse nicht mehr gewachsen war. Die Schulbehörde — in der unteren Instanz, wie darüber hinaus — hätte mir leicht helfen können (durch Anstellung einer überzähligen Lehrkraft, was auch der Stadt nicht mehr gekostet hätte als meine Emeritierung), und es würde auch wohl auf die eine oder andere Weise geschehen sein, wenn ich mich dazu hätte verstehen dürfen, „Herrendienste" zu tun oder mich an irgend eine Partei zu verkaufen. Aber was konnten die Nebenarbeiten noch gelten, wenn Freiheit und Selbständigkeit verloren waren? Es war somit klar, wie die Alternative entschieden sein wollte. Das liebe Schulamt mußte aufgegeben werden — trotz alles Sträubens des Herzens und auf alle Gefahr. Auch das Opfer mußte noch gebracht werden."

Etwas später heißt es in einem Briefe an Rektor Horn:

„Herzlichen Dank für Ihren teilnehmenden Brief. Er hat meinem Herzen wohlgetan."

„Die Katastrophe meines Lebensweges ist nicht durch eine plötzliche Verschlimmerung des alten Übels veranlaßt, sondern durch eine ganz allmähliche in den letzten $1\frac{1}{2}$ Jahren — die zum guten Teil wohl von Überanstrengung in der Schule herrührt, da ich wegen Kränklichkeit zweier Lehrkräfte zu wenig Vertretung haben konnte. Die Verschlimmerung in der konstanten Atemverkürzung machte sich zwar oft recht deutlich fühlbar; allein das gute Gemeinbefinden verleitete mich immer, die Verschlimmerung auf irgend eine Erkältung zu verschieben, und daher für vorüber-

gehend anzusehen. Die gewohnte geistige Rüstigkeit half mit dazu. Zuletzt mußte freilich die Täuschung weichen. Durch die Anstrengung, mit welcher ich unter der großen Arbeitslast wider den Druck der Atemsbeschwerde angekämpft hatte, wurden schließlich die Nerven müde und matt und das Gemüt verzagt. Die ärztliche Untersuchung, die ich in den Ferien vornehmen ließ, ergab dann auch den entschiedenen Rat, so bald als möglich in den Ruhestand zu treten. Es wäre besser gewesen, wenn ich mich schon vor 1½ Jahren dazu entschlossen hätte. Die einleitenden Schritte sind nun geschehen."

„Beim Tages- oder Jahresschluß habe ich oft geglaubt, zu wissen, wie einem beim amtlichen Lebensabschluß zu Mute sein mag. Jetzt weiß ich es doch noch besser. Man fühlt sich ganz und gar wie ein armer Bankerotteur. Da ist auch kein Plätzchen und kein Strichlein eigenen Werks im Lebensbilde, das dem kritischen Blicke wohlgefallen will. Wohl haben wir Christen das Vorrecht, darauf vorbereitet zu sein, und haben den Trost des rechten Tröfters, „daß die Sinne nicht gar verzagen, wenn der Feind das Leben will verklagen." Allein es will eben alles durchstanden sein, — auch das Verklagen und Verzagen."

Sein Sohn weilte zu der Zeit von Griechenland aus zum Besuch zu Hause. Nachdem der Vater mit uns überlegt und seinen Entschluß gefaßt hatte, fuhr er mit uns beiden vor des Bruders Abreise an einem Nachmittag in die Gegend, wohin er zu ziehen gedachte, um Umschau nach einer Wohnung zu halten. Er suchte etwas mildere Luft, Stille, Wald, aber möglichst nahe seinem bisherigen Arbeitsfeld, um seine Konferenzen und Vorträge sowie den persönlichen Verkehr mit den Kollegen im Bergischen beibehalten zu können. In der Gegend von Düsseldorf, am Fuße des Bergischen Landes und am Rande der Rheinebene gelegen, sah er jene Wünsche erfüllt. In den beiden in Betracht kommenden Ortschaften, Gerresheim und Erkrath, ließ sich jedoch nicht gleich etwas Passendes finden. Wir besuchten dann den Pfarrer von Gerresheim, der aus Barmen gebürtig und mit unserm Vater bekannt war. Dieser kam uns aufs freundlichste entgegen, freute sich über Vaters Absicht und versprach, sich nach einer Wohnung für uns umzusehen.

Inzwischen war der Antrag auf Pensionierung ohne Schwierigkeit genehmigt worden, und wir rüsteten uns, noch

vor dem nahen Winter von Barmen fortzuziehen, damit für Vater der Abschied sich nicht zu lange hinziehe, und sein Gemüt zur Ruhe käme. Es ist mir aus dieser Zeit ein kleiner Zug in der Erinnerung geblieben, der charakteristisch ist für seine kindliche Art des Gottvertrauens.

Die Zeit des Umzugs rückte heran, der Oktober ging dem Ende zu, und noch immer hatten wir keine Wohnung. Unser Vater blieb ganz ruhig, während mir bei den Vorbereitungen zum Umzug immer mehr die Sorge kam. Ich mahnte ihn dann, wir müßten doch, wenn wir vor dem Winter ziehen wollten, noch einmal hinfahren zum Wohnungsuchen, oder ein Wohnungsgesuch in eine dortige Zeitung einrücken lassen. Er antwortete mir mit getrostem Mut: „Wir haben das unsrige in der Sache getan, nun wollen wir ruhig warten. Ich hoffe, der liebe Gott hat doch irgendwo ein Ruheplätzchen für mich, und er wird auch sorgen, daß ich dahin komme."

Und er hat recht behalten: was Gottes Güte ihm zugedacht, war so angenehm und passend für ihn, so schön und idyllisch, daß wir es uns nie so hätten ausdenken, geschweige denn in unsern bescheidenen Verhältnissen hoffen und erwarten können. Es wurde uns durch den Pastor die obere Etage einer kleinen Villa, inmitten eines großen schattigen Gartens, in stiller ländlicher Umgebung gelegen, zu einem sehr mäßigen Mietpreise angeboten. Der Besitzer des Hauses war nach Düsseldorf gezogen, hatte aber das Unterhaus möbliert gelassen, um dort zuweilen im Sommer sich aufzuhalten. Er ließ deshalb den drei Morgen großen, parkartig angelegten Garten von einem Gärtner in Ordnung halten. Es lag ihm daran, eine stille, zuverlässige Familie im Hause zu haben, damit das Besitztum bewohnt bliebe.

Dem Sohn in der Ferne berichtet er etwas später über den Abschied und das Einleben:

Heute vor drei Wochen nahm ich von der Schule Abschied. Es war eine schwere, angreifende Zeit — von jenem Tag im September an, wo ich meine Amtsniederlegung anzeigte, bis zum 17. November, wo der Abschied von den Schulkindern stattfand. Der Scheidungsriß griff gewaltig tief und weit ein. Wohl trieb das Amt mich fort um seiner Beschwerden willen, aber andrerseits hielt es mich auch mit hundert Banden fest. Was meines Lebenslaufes Zweck und Wert war, hing an diesem Amte; an

ihm hingen die unzähligen beruflichen Erinnerungen von mehr als 30 Jahren, ferner die, welche sich auf die sel. Mama, auf das gesamte Familienleben bezogen, die Erinnerungen an den freundschaftlichen Verkehr, an die literarische Arbeit mit ihren Sorgen, und wieviel anderes noch. Wenn ein alter Baum, der so lange Jahre an einem Platze gestanden hat, ausgewurzelt werden soll, dann müssen hunderte von Wurzeln zerrissen werden, und an allen diesen Enden würde er den Schmerz des Reißens fühlen, wenn er empfinden könnte. Für mein Denken und Fühlen war in der Tat die Auswurzelung aus dem Amte mit allen seinen örtlichen und andern Verbindungen eine förmliche Katastrophe. Manches hatte ich mir wohl im voraus schon vorgestellt, aber vieles wurde erst recht merkbar, als es erfahren werden mußte. Am liebsten hätte ich den letzten Riß, das Scheiden von den Schulkindern, in der Stille abgemacht. Herr Pastor Kirschstein wünschte aber doch eine kleine Abschiedsfeier in der Schule — im Beisein der Schulvorsteher und der Lehrer und Lehrerinnen. Nachher war es mir auch lieb, daß es sich so gefügt hatte. Pastor Kirschstein sprach ein so herzliches und freundlich gesinntes Abschiedswort, wie ich ihn nie habe reden hören, und ich muß wohl sagen, daß er mir dadurch den letzten schweren Tag in einem Maße und in einer Weise erleichtert hat, wie ich es im voraus nicht einmal hätte wünschen können."

„Was in Barmen an Abschiedsweh zu überstehen war, ist jetzt, Gott Dank! seit drei Wochen überstanden. Aber eine Nachwirkung mußte ich noch erfahren, die ich mir nicht vorgestellt hatte. In den ersten Wochen fand ich mich innerlich hier schwer zurecht — ich sage innerlich, nicht äußerlich. Von den amtlichen Sorgen und Arbeiten frei, an einem fremden Orte, in einem fremden Hause — kam ich mir vor, als wäre ich selbst ein Fremder geworden. Wenn ich etwas schreiben wollte, so konnte ich die Gedanken nicht finden. In meiner Gedankenwelt war anscheinend eine förmliche Revolution vorgegangen. In Kopf und Gemüt war es so, wie wenn einer in eine Wohnung verpflanzt wäre, wo alle seine Möbel an verkehrten Stellen und ganz durcheinander stehen. Hinterher kann ich mir das zwar psychologisch zurechtlegen; aber mich wundert doch, daß mir von andern nie dergleichen Erfahrungen erzählt worden sind. Jetzt findet sich allmählich alles zurecht: und ich hoffe, bald mit meinen Arbeiten im alten Gange zu sein."

„Im Rückblick auf die nun zurückgelegte Lebensperiode kann ich nur dem guten Namen Gottes einen neuen Gedenkstein setzen, der meinen Kindern für ihre Lebenszeit bezeugen soll: „Es müssen sich freuen und fröhlich sein alle, die nach ihm fragen, und die sein Heil lieben, müssen allerwege sagen: der Herr sei hochgelobet!“ Im Vertrauen auf diesen zuverlässigen Namen wollen wir nun auch getrost den neuen Lebensabschnitt antreten.“

Von der stillen kleinen Abschiedsfeier in der Schule kann ich nur nach Mitteilungen unserer damaligen Lehrerinnen erzählen, ihn selbst hatte sie zu sehr bewegt, als daß er darüber hätte sprechen können.

Nachdem er zuerst in jeder der fünf unteren Klassen von den Kindern mit einigen ernsten herzlichen Worten Abschied genommen, fand die eigentliche Feier in seiner Klasse statt. Der zeitige Präses des Schulvorstandes und Lokalschulinspektor Superintendent K. war zugegen, ebenso die Schulvorsteher und die Mitarbeiter an der Schule.

Die Ansprache des Superintendenten hatte den Text: Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Welt Heiland. Er erwähnte darin, wie Vater diese verborgenen Führungen Gottes oftmals habe erfahren müssen: so in der wiederholten erzwungenen Untätigkeit, die seinem schaffensfreudigen Geist so besonders schwer geworden, sodann in dem frühen Heimgang seiner Gattin, und dann in dem verhältnismäßig frühen Ausscheiden aus dem Amte, wozu ihn sein Gesundheitszustand gedrängt habe. Aber durch diese Führungen habe Vater stets die Heilandshand erkannt, sich unter sie gebeugt, und im Aufblick nach oben Kraft zum Tragen und Überwinden erhalten.

Auch seines persönlichen Verhältnisses zu Vater gedachte er, und sprach es offen aus, er habe früher, als er noch nicht in amtlichem Verhältnis zu ihm gestanden, ihm in seinem Urteil unrecht getan, er habe ihn nicht nach seinem Wert geschätzt. Erst in den letzten Jahren, seit er als Lokalschulinspektor der Wupperfelder Schule sein Vorgesetzter geworden, habe er ihn amtlich und persönlich näher kennen, hochachten und lieben lernen als einen Mann von großer Geistesklarheit, tiefem Ernst und hingebender Treue.

Dieses schöne Zeugnis ehrt beide Männer, sowohl den, der es ohne Scheu und Rückhalt aussprach, wie auch den, dem es

galt. Geht es doch oft im Leben umgekehrt, daß die Beziehungen zweier Männer (zumal wenn, wie in diesem Falle, beide sehr selbständige, ausgeprägte Charaktere sind) gut und freundlich bleiben, wenn die Gebiete beider nur nebeneinander liegen, aber getrübt werden, wenn sie in ein amtliches Verhältnis zueinander treten.

Dann kam Vaters Abschiedswort an den Schulvorstand, seine Mitarbeiter und an seine „lieben Kinder". Wir geben es dem Inhalte nach wieder, wenn auch die ihm eigene, von Herzen kommende Art der Wärme und Empfindung sich nicht so wiedergeben läßt.

„Zum letztenmal stehe ich heute an der Stelle, wo ich in den 30 Jahren so oft gestanden und meinen Beruf habe erfüllen dürfen. Am liebsten wäre ich stille geschieden aus meiner Arbeit, an der mein Herz hängt, aus dem Hause, worin ich so viel erlebt. So stimmte es zu dem Berufe im Schulamt, das wesentlich in der Stille seine Kraft und Wirkung entfaltet, nicht in dem, was öffentlich hervortritt. So stimmte es auch mit der Lebensrichtung, die mir gewiesen war: „Schlecht und recht, das behüte mich," so lautet die Schlußbitte des täglichen Psalmgebetes, das mir in der Konfirmation mitgegeben war."

„Und dann, bei einem Abschied, bei dem Abschied aus dem Schulamte: wohin sieht sich da das Gemüt und Gewissen angewiesen, als in die Stille? Schon am Ende jedes Tages und beim Jahresschluß, da fühlt sich der Mensch, der Christ, vor Gottes Angesicht wie einer, der falliert. Wieviel mehr beim Abschluß der gesamten Amtswirksamkeit! Man fühlt sich wie zerbrochen, denn Pläne und Vorsätze gelten nicht mehr; es kann nichts mehr gebessert werden. Dazu kommt der Schmerz des Scheidens, das in so viele und alte Verbindungen hineinreißt, und wehmütige Trauergefühle aufweckt. So, schlicht, still und ohne Umstände wäre ich am liebsten aus diesen lieben Räumen und aus dem Amte geschieden."

„Der geehrte Schulvorstand wollte aber gern doch eine kurze Feierstunde ansetzen, um mir auch öffentlich einen Gruß mitzugeben, und mit mir Gott dem Herrn danken zu helfen für alle Barmherzigkeit und Treue, die er an mir und meinem Hause und in meinem Amte getan hat."

„Ja, ein ſolcher Tag hat auch noch eine andere Seite als die menſchliche des Abſchiedsſchmerzes und der Niedergeſchlagenheit; es iſt die, wo Gottes Gnadenlicht ihn beſcheint: und dieſe Seite wird einem Chriſten auch immer zuerſt vor das Gedenken treten."

Nach dieſen einleitenden Worten wendet er Blick und Herz zu Gott dem Herrn hinauf. Zunächſt in Beugung und Demütigung: ob der mancherlei Verſäumnis und anderer Verſchuldung in Amt und Beruf, an Kindern, an Vorgeſetzten, Mitarbeitern und Eltern. „Er gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meines Alters — ſondern gedenke meiner nach ſeiner Barmherzigkeit."

Sodann aber auch weckt dieſer Blick nach oben in ſeinem Herzen Dank und Preis: Er dankt dem Herrn für alle Barmherzigkeit und Gnade, die er ihm zeitlebens, und inſonderheit in der dreißigjährigen Amtszeit erwieſen hat. Er gedenkt der trefflichen Männer, die ihn in der Jugendzeit unterwieſen haben für Leben und Amt; der Vorgeſetzten und Mitarbeiter, unter denen und mit denen er dieſe 30 Jahre hindurch gearbeitet habe.

„Ach, welchen Gottesſegen habe ich da zu preiſen," konnte er in Dankbarkeit ſagen, „daß ich mit denen, an die ich gewieſen war, ſo friedſam und einhellig arbeiten konnte. Wie iſt in dieſer Beziehung mein Weg ſo überaus geebnet geweſen. Das war Gottes Barmherzigkeit!"

Er gedachte dann noch des Segens im häuslichen Leben und der zahlreichen treuen Freunde unter den Amtsbrüdern, die ihm Gottes Güte geſchenkt habe. „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die der Herr an mir getan hat."

Hierauf ſprach er ſeinen Dank aus den Vorgeſetzten für alle Nachſicht und Geduld, mit der ſie ihn getragen, für die Freundlichkeit und Gewogenheit, die er allezeit bei ihnen gefunden habe.

Den Mitarbeitern, Lehrern und Lehrerinnen dankte er für ihre treue, fleißige Arbeit auf ihrem Poſten, für ihre Bereitwilligkeit, ihn in ſeinen Obliegenheiten zu unterſtützen, und für alle Freundlichkeit, die ſie ſeiner Familie erwieſen haben.

Wie bei dem Antritt ſeines Amtes vor 30 Jahren, ſo legte er auch jetzt beim Scheiden noch einmal die Grundſätze dar, die ihm bei ſeiner Schularbeit maßgebend geweſen ſeien. Es ſind ihrer vier, und wir wollen ſie mit kurzem Wort andeuten:

1. Gründlichkeit — kein Luxus.
2. Gewöhnung.
3. Hinweisung zur Quelle alles Heils.
4. Die Kinder mit Achtung behandeln.

Schon mit bewegter Stimme hatte er seine Ansprache begonnen; als er nun aber zum Schluß seinen Abschiedsgruß und Wunsch den Vorgesetzten und Mitarbeitern ausgesprochen, und sich mit seinem letzten Wort an die Kinder wandte, da erstickten die nicht mehr zurückzuhaltenden Tränen seine Stimme.

Es war zu allen Zeiten ein inneres Band eigentümlicher Art, was ihn mit seinen Schulkindern verknüpfte. Man hat sonst wohl viel geklagt über die Roheit der Jugend, besonders der Knaben in den großen Fabrikstädten; auch in Barmen hörte man wohl davon. Von ihm habe ich diese Klage nie aussprechen hören. Daß auch diese Kinder, auch selbst die wildesten Knaben, ein Gemüt, einen weichen Punkt haben, wo sie anzufassen sind für den, der ihre Natur und dies Anfassen versteht, das zeigte diese Abschiedsstunde. Den Schulkindern, Knaben sowohl wie Mädchen, ging der Abschied von ihrem Lehrer zu Herzen, sie weinten alle mit ihm, ohne Ausnahme. Manchem rauhen Knaben, der seine Bewegung nicht zeigen wollte, und gewiß lange nicht geweint, liefen doch wider Willen die Tränen über die Backen. Als Scheidegruß gab ihnen Vater für ihren Lebensweg ein Psalmwort mit, welches ihm besonders in den schwersten Zeiten, die er durchgemacht, lieb und wert geworden sei; wenn auch ihnen im Leben dunkle Stunden und Tage kommen würden, so möchten sie an dies letzte Wort ihres alten Lehrers gedenken, es würde auch ihnen seine tröstende und helfende Kraft beweisen. Das Wort lautet:

Es müssen sich freuen und fröhlich sein alle, die nach dir fragen;
Und die dein Heil lieben, müssen sagen allerwege: der Herr sei hochgelobt.
Denn ich bin einsam und elend, der Herr aber sorget für mich.
Du bist mein Helfer und Erretter; mein Gott, verzeuch nicht!

Psalm 40, 17 u. 18.

Wie Vater damals beim Umzug die schöne Heimstätte in kindlichem Vertrauen als Gottes Gnadengabe hingenommen hatte, so blieb ihm der Aufenthalt dort auch später immer wieder ein Gegenstand des Dankes und Lobes seines Gottes. Wohl blieb eine Sorge, daß wir einmal plötzlich ausziehen müßten; denn der Eigentümer hatte uns gleich zu Anfang gesagt, er wolle gern das Haus verkaufen, und in dem Fall müßten wir in sechs Wochen räumen. Aber zum Glück für uns hat sich kein Käufer gefunden, obwohl die benachbarten Privathäuser, auch Villen, in den acht Jahren unseres dortigen Aufenthaltes mehrmals Besitzer und Bewohner gewechselt haben. Vaters Gottvertrauen ist nicht zu Schanden geworden, wir haben ruhig wohnen bleiben können, bis wir aus eigenem Entschluß die Gegend verließen.

Von der Straße aus konnte man das Haus kaum sehen, so lag es im Grünen versteckt; zwei große prächtige Ulmen, die das Haus weit überragten, standen wie Wächter zu beiden Seiten des Tores. Der ganzen Front des Hauses entlang zog sich eine Veranda mit Balkon, von altem wilden Wein dicht umrankt. Auch in den verschiedensten Teilen des Gartens waren Lauben und Ruheplätze aller Art angelegt, zu jeder Tageszeit ließ sich ein schattiges Plätzchen finden. Alles durften wir nach Belieben benutzen, sogar von dem schönen Obst durften wir mit genießen, es wurde dann von uns notiert und nachher zusammen verrechnet. Ganz besonders waren es die schönen, vor dem Wind geschützten Wege, die unserm Vater bei seinen öfteren Krankheitszeiten zu gute kamen, wenn er weitere Spaziergänge nicht machen konnte. Wie hat er sie aber auch ausgenutzt durch regelmäßige tägliche Wanderungen, so daß ihm bald jeder Baum und Strauch bekannt war. Schon am frühen Morgen, ehe noch der Gärtner da war, machte er seinen ersten Spaziergang, und versicherte uns oft, daß diese frische Morgenluft ihm das Köstlichste des Tages sei.

Wie kindlich konnte er sich des Frühlings freuen, den wir in der Stadt nicht so unmittelbar in seiner ganzen Fülle und Schönheit hatten miterleben können. Besonders im ersten Jahre war der Eindruck ein unvergeßlicher, wie wir aus den Sträuchern und Bäumen, die wir nur im Winterkleide kannten, nun nach und nach Grün und Blüten hervorbrechen sahen. Wie auf die Veilchen und andern Erstlinge des März und April der herrliche Mai des vollen, üppigen Blühens folgte. Noch deutlich steht mir

ein Maimittag vor der Seele, wo wir hinter dem Hause unter einem Kastanienbaum zu Tisch saßen, und Vater uns aufmerksam machte auf die Pracht um uns her, wo Baum und Strauch, ja das kleinste Sträuchlein sich zu Gottes Ehre schmücke; da lerne man das Dichterwort verstehen:

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag:
Das Blühen will nicht enden!"

Große Freude machten ihm auch die im Garten sich aufhaltenden Vögel, besonders ein Nachtigallenpaar, das in einer Tannengruppe des Gartens mehrere Jahre nistete. Sorglich legte er ihnen das ihnen besonders mundende Futter hin; und obwohl er sonst nie einem Tier etwas zuleide tun konnte, fanden in jener Zeit die nachbarlichen Katzen an ihm einen erbitterten Feind, vor dem sie sich nicht blicken lassen durften.

An einer besonders geschützten Stelle, wo zwei bretterne Spalierwände einen rechten Winkel bildeten, hatte er sich durch Anbringen eines Zeltdaches ein ungestörtes Eckchen zum Arbeiten herstellen lassen. Durch Anpflanzen von Winden suchte er es nach der offenen Seite zu verschönern, durch mitgebrachte Wildlinge (Zaunrübe und Clematis) die kahlen Bretterwände grün zu bekleiden. Dies Eckchen war sein Eigentum in noch besondererem Sinne wie sein Studierzimmer, weil er es erfunden und nach seinem Sinn und Bedarf ausgestattet hatte. Klein, bescheiden, freundlich, still, abgeschieden, so versteckt, daß es ohne bestimmte Weisung kaum zu finden war, und doch war es denen, die mit ihm dort geweilt, geweiht und teuer. Von manchem tiefen Gespräch von Herzen zu Herzen könnten die Bäume und schlichten Wände erzählen. Wie manche tiefgreifende wissenschaftliche oder religiöse Frage ist hier in eingehender Weise durchgesprochen worden! Wie mancher vertraute Freundesaustausch über zeitliche und ewige Angelegenheiten hat hier stattgefunden, der manchem Teilnehmer unvergeßlich bleiben wird! Wie mancher auch von denen, die hier mit ihm geweilt, hat ihn in dieser Welt nicht wiedergesehen.

So war es z. B. diese Stelle, wo ihn sein Freund, Direktor Frick (vgl. S. 345), nach langen Jahren des Getrenntseins aufsuchte, wo derselbe auch nachher von ihm Abschied nahm, Vater

nicht ahnend, daß der so rüstig scheinende Freund schon so bald heimgehen werde. — —

Doch damit sind wir von der äußern Schilderung der Wohnung schon zu dem Leben in ihr, und zwar nach der Freundschafts-, der geselligen Seite hin übergegangen. Vater hat zu jeder Zeit, auch schon in der Stadt, gern seine Kollegen und Freunde bei sich gesehen. Wie früher berichtet, wurden bei der Bewirtung keine Umstände gemacht, aber jeder Bekannte war als Gast immer herzlich willkommen. Die Freude an diesem freundschaftlichen Verkehr trat bei ihm noch mehr hervor, als er, von der ihn körperlich beengenden Schularbeit frei, sich den Freunden mehr widmen konnte. Da wir still und einsam wohnten, uns auch in dem fast ganz katholischen Ort in den ersten Jahren wenig anschlossen, waren diese Besuche von auswärts der beste Ersatz für alles, was uns die Heimatstadt an Verkehr und Anregung geboten hatte. Andrerseits durften wir von den Freunden hören, wie ihnen die schöne Umgebung, die ländliche Stille, das Abgeschlossensein von dem Getriebe der Welt draußen, verbunden mit der friedlichen, gesunden, geistig-angeregten Atmosphäre unseres Hauses, die von unserm Vater ausging, ihnen nach der Unruhe der Stadt so wohltuend sei.

Ein Einblick in unser Fremdenbuch, in dem die Namen der von auswärts bei uns eingekehrten Gäste verzeichnet stehen, zeigt, daß jener Freund nicht unrecht hatte, der unser Haus scherzhaft „Villa Kolumba" nannte. In der Tat glich dasselbe zur Ferienzeit, besonders in der schönen Jahreszeit, einem Taubenschlage. Die meisten unserer Gäste, aus dem Wuppertal und der Umgebung, kamen mit dem Mittagszuge an und blieben bis zum Abend. Aber in der Ferienzeit durften wir manche Freunde, zuweilen ihrer eine ganze Reihe zusammen, für einen ganzen Tag aufnehmen, zu Vaters besonderer Freude. Nähere Freunde blieben wohl einige Tage. Auch lud Vater zuweilen den einen oder andern derselben, der Erholung nötig hatte, ein, dieselbe in unserm stillen Heim zu suchen. So heißt es in einem solchen Brief:

„Wenn Du kommst, mußt Du auch eine ziemliche Reihe von Tagen hier bleiben. Wir wollen dann, so Gott will, einmal lediglich der leiblichen und geistigen Erholung leben. Bisher konnte ich Dir so etwas nie anbieten. Jetzt kann ich es, Gott Dank. Nun verordne Dir, sobald die freundlichen Tage kommen,

eine gründliche Badekur in Gerresheim, und mache mir dann die Freude, daß ich Dich eine recht geraume Zeit hindurch mit frischer Lust traktieren kann, und mit dem, was sonst mein Haus zu leisten vermag."

Nach einer solchen Erholungszeit schrieb ein Freund zum Abschied in unser Fremdenbuch den Vers ein:

„O Haus, so lieb und teuer,
Wo Hand in Hand sich schlingt,
Und frisch das heil'ge Feuer
Von Herz zu Herzen dringt:
Wer trat in deinen Frieden
Und fand nicht Lieb und Glück?
Wer ist hinausgeschieden
Und sehnt sich nicht zurück?"

Willig bietet Vater nicht nur sein gastliches Haus, sondern auch seine freie Zeit einem jungen strebsamen Freunde an, der ihn in betreff seiner Weiterbildung in Rat genommen hatte:

„Ihren Plan, auf einige Semester zur Universität zu gehen, will ich nicht widerraten — unter der Bedingung, daß Sie der Volksschule treu beiben. Im andern Fall müßte ich entschieden abraten, aus vielen Gründen — sowohl im Blick auf die Volksschule wie auf Ihre Person. — Den Gewinn an neuem Wissen, den Sie dort erhoffen, dürfen Sie sich nicht gar groß vorstellen. Das Selbststudium muß doch stets das Beste tun. Allein in anderem Betracht werden Sie immerhin mancherlei profitieren. — Noch eine Bedingung möchte ich aber stellen, — nämlich daß Sie vor jener Reise auf etwa vierzehn Tage sich hier niederließen. Ich denke, die Verhandlungen in den vierzehn Tagen würden ein guter propädeutischer Vorkursus für Ihre Reise in das Land der Gelehrten sein."

Auch aus weiter Ferne fanden sich zuweilen Gäste ein. So war Vater durch seine Schriften brieflich mit einigen trefflichen Schleswig-Holsteiner Lehrern bekannt geworden. Dieselben entschlossen sich zu einer Reise in unsere Gegend, um ihn persönlich kennen zu lernen, und in einigen Schulen, worin nach seiner Weise unterrichtet wurde, zu hospitieren. In dem Brief eines dieser Freunde, worin zunächst warmer Dank ausgesprochen wird für die gastliche Aufnahme und das freundliche Entgegenkommen, heißt es dann weiter:

„Das verfloſſene Jahr wird mir ein unvergeßliches bleiben, denn es brachte mir die Erfüllung des längſtgehegten Wunſches, Sie einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. So kurz unſer Aufenthalt dort auch ſein konnte, ſo habe ich doch in vieler Hinſicht wertvolle Anregungen erhalten. Soweit ich in der Kürze der Zeit einen Einblick in die Verhältniſſe jener Schulen in B. und R. habe gewinnen können, ſo iſt es mir klar geworden, daß die praktiſche Durchführung Ihrer didaktiſchen Vorſchläge zwar ernſte Arbeit von ſeiten des Lehrers erfordert, aber auch reichen Lohn abwirft. Mit dem ernſten Vorſatze, auf dem von Ihnen gewieſenen Wege weiter vorzuſchreiten, beſeelt, ſind wir von dort geſchieden. Nach beſten Kräften will ich es verſuchen, immer tiefer in die von Ihnen vertretene Pädagogik einzudringen, und meine Praxis nach ihr immer vollſtändiger einzurichten. Es iſt doch eine große Freude, wenn man ſo nach und nach immer mehr Sicherheit und Geſchick in der Anwendung der von der Theorie vorgeſchriebenen Maßnahmen erlangt. Ja, es iſt wahr, was Sie ſagen, das Unterrichten muß als eine Kunſt gehandhabt werden, wenn es den rechten Erfolg und die rechte Befriedigung gewähren ſoll."

„Mit aufrichtigem Dank gegen Sie gedenke ich auch der ſo ſehr anregenden Beſprechungen über verſchiedene Anliegen, die wir Ihnen unterbreitet hatten. Gar zu gern weile ich noch mit meinen Gedanken bei jenen Geſprächen, und manches Dunkel hat ſich nach und nach infolge derſelben gelichtet."

In demſelben Brief kommt dann noch auf etwas die Rede, was wir als ein Charakteriſtiſches bei ſeiner Einwirkung auf andere vorher zu erwähnen haben, um jene Briefſtelle ganz verſtehen zu können. Das, was ihm bei jedem Einfluß die Hauptſache war, weil es die höchſten Anliegen der Seele betrifft, zog er niemals abſichtlich hervor, ſo daß es dem Betreffenden läſtig oder aufdringlich erſcheinen konnte. Was ihm das Lebensbrot war, wovon ſeine Seele ſich nährte und lebte, das war ihm zu wert, als daß er es ſolchen angeboten hätte, die kein Verlangen irgend welcher Art, keinen Hunger danach ſpürten. Er wußte nur zu wohl, daß dann die notwendige Bedingung fehlen würde, damit der Same Wurzel faſſen könne. Jedoch andrerſeits hatte er ein feines Verſtändnis auch für das

kleinſte und geringſte Fragen und Sehnen des ſeeliſchen Lebens nach dieſer Seite hin. Selbſt der unbedeutende, glimmende Funke ſchien ihm wert, ſorgfältig gehütet und durch vorſichtige Pflege angefacht und zur hellen Flamme, zum erwärmenden Feuer gebracht zu werden. Auch wo das Geſpräch ſcheinbar nur mit andern Dingen zu tun hatte, kamen gelegentlich Bemerkungen vor, die den Zuhörer, wenn er überhaupt Senſorium dafür beſaß und nachdenken konnte, zum Fragen und Denken Veranlaſſung gaben. Solches geſchah aber vielleicht mehr oder weniger unabſichtlich. Weil ſein Denken in hohem Maße einheitlich war, ſo konnte es nicht anders ſein, als daß alle Gebiete der Peripherie mit dem Zentrum ſeines Lebens in Verbindung und Beziehung ſtanden, was dann auch zuweilen zum Ausdruck kam. Von jener Art, die religiöſen Dinge immerfort mit Gewalt heranzuziehen, ſie gleichſam aufzudrängen, war ſeine Weiſe das gerade Gegenteil, ſo im Verkehr mit Freunden und Schülern, ſo auch bei ſeinen Kindern. Er gab nicht dem, der nicht hungrig war, wohl aber ſuchte und verſtand er, den Hunger zu wecken.

Jener Brief nun fährt fort:

„Doch jetzt gelange ich zu einem Punkte, deſſen Erörterung zu meinem und meiner Freunde großem Bedauern von Ihnen nicht vorgenommen wurde. Dieſe Unterlaſſung fällt indeſſen nicht Ihnen, ſondern vielmehr uns zur Laſt. Wir gaben Ihnen eben keine Veranlaſſung dazu. Weshalb dieſes nicht geſchah, weiß kaum einer von uns vieren. Doch kommen wir der Wahrheit nach meiner Auffaſſung am nächſten, wenn wir ſagen, unſere Interpellation über den angedeuteten Punkt unterblieb, weil das Verhältnis zwiſchen Ihnen und uns ſich in der kurzen Zeit unſers Beſuchs nicht ſo vertraulich geſtalten konnte, als es ſich z. B. zwiſchen Ihnen und Ihren dortigen Freunden im jahrelangen Umgang herausgebildet hat. Ich wenigſtens glaubte, in dem Augenblicke, als Sie am Sonntag vormittag bei Ihrer Erörterung der Frage: Konzentriſche Kreiſe oder kulturhiſtoriſche Stufen die Bemerkung hinwarfen, es ſei um das Seligwerden eine ſo einfache Sache; ein jeder Menſch werde noch gerade in derſelben Weiſe ſelig, wie es der ſelige Adam geworden ſei, die mir auf der Zunge brennende Frage nach eingehender Darlegung Ihrer Anſicht über dieſen Gegenſtand unterdrücken zu müſſen, da

Sie ungefähr so sich nebenher ausdrückten: Sie müßten diese Wahrheit so kurzer Hand aussprechen, da ihre eingehende Erörterung doch zur Stunde nicht ausführbar sei. So unterblieb denn die Besprechung über diesen Kardinalpunkt, da Sie ja annehmen mußten, daß uns an derselben nichts gelegen sei. Und dennoch hätten wir alle viere so gern Ihre Ansicht in dieser Angelegenheit gehört. Das gegenseitige Mißverständnis kam uns erst zum Bewußtsein, als wir von Ihnen geschieden waren, nachdem Sie uns eben vorher — ich darf wohl sagen — in fast wehmutsvoller Weise geklagt hatten, daß weder von Ost noch von West, von Nord noch von Süd, weder von orthodoxer noch von freisinniger Seite eine Frage nach Ihren religiösen Anschauungen an Sie gelangt sei. O, diese Stunde zwischen Gerresheim und Düsseldorf vergesse ich zeitlebens nicht!"

„Leider ist dieselbe unbenutzt verronnen, und schwerlich werden wir je wieder Gelegenheit haben, von Mund zu Mund mit Ihnen zu verhandeln. Gestatten Sie mir aber doch ein paar Bemerkungen. Beim Studium Ihrer Schriften ist es mir sehr bald klar geworden, daß ein Kardinalpunkt Ihrer Pädagogik, wie der Herbartischen überhaupt, die Forderung ist, daß das Ziel der Erziehung sittliche Charakterbildung sei und daher der Religionsunterricht im Zentrum des Gesamtunterrichtes stehen müsse. Ferner habe ich gefunden, daß Ihre Forderungen in Beziehung auf den Lehrplan sowohl, als auch im Hinblick auf das Lehrverfahren jenes Ziel unverrückt im Auge haben. Sie streben ja in letzter Linie eine Reform des Religionsunterrichtes an. Es ist mir auch längst klar, daß die Durchführung Ihrer Reformvorschläge einen weitgehenden heilsamen Einfluß auf diesen wichtigsten Unterrichtsgegenstand ausüben werde. Daß ein so reformierter Religionsunterricht einen viel tieferen Einfluß auf das Kind ausüben müßte, als es der herkömmliche zu tun vermag, kann ich auch sehr wohl begreifen, wenngleich meine psychologischen Kenntnisse und psychologische Einsicht nicht ausreichen, um die volle Tragweite hier ganz zu fassen. Neben dieser Erkenntnis ist mir beim Studium Ihrer Schriften aber dann und wann eine Ahnung aufgedämmert, die ich Ihnen an dieser Stelle doch nicht verschweigen will. Es will mir nämlich scheinen, als ob Ihre Reformvorschläge auf dem Gebiete des Unterrichtes,

speziell des Religionsunterrichts bei ihrer vollen Durchführung ihren Einfluß nicht bloß auf das Gebiet der Schule ausüben würden, sondern auch tief in das Gebiet der kirchlichen Lehrweise hinein müßten sie ihre heilsame Wirkung zur Geltung bringen. Daß aber die Reformationskirche dringend einer Gesundung ihrer dermaligen Lehrweise nötig hat, kann mir keinen Augenblick zweifelhaft sein. Ich kann nun natürlich nicht wissen, ob Sie Ihrer Pädagogik eigens ein so weites Ziel gesteckt haben, oder ob dieselbe vermöge ihrer wissenschaftlich-psychologischen Grundlage gleichsam von selbst eine so großartige Reform anstrebt. Sei dem wie ihm wolle; mir ist es dringendstes Bedürfnis, über diese große Frage mehr Klarheit zu bekommen, und ich werde sie daher nicht aus dem Auge verlieren."

In Bezug auf die hier zum Schluß ausgesprochene Vermutung über die Wirkung von Vaters pädagogischen Grundsätzen auch auf den pfarramtlichen Unterricht, sei eine Briefstelle von einem seiner früheren Schüler aus der Wupperfelder Schule, der jetzt Pastor ist, angeführt. Dieser schreibt nach seinem Heimgange:

„Mit Ihrem Vater ist ein Meister der Schule und der Lehrer dahingegangen, aus dessen Pädagogik auch die Lehrer der Kirche lernen können, denn sie ruhte auf der Wahrheit. Ich habe manche tiefe Anregung aus Ihres Vaters Unterhaltungen und Schriften geschöpft, auch für mein Pfarramt. Es freute mich, diese Seite seiner Kraft und Wirksamkeit bei der Gedächtnisfeier im Barmer Vereinshause besonders betont zu sehen, und es freut mich deshalb besonders, weil man ihm des öfteren eine gewisse Animosität gegen die Kirche oder vielmehr das Pfarramt unterschob. Ich für meinen Teil habe mich gern zu seinen Füßen gesetzt und würde mich freuen, wenn ich mich mit noch mehr Recht, als ich es kann, seinen Schüler nennen könnte."

Da uns der Bericht über den freundschaftlichen Verkehr auf diesen ihm besonders wichtigen Gegenstand, die Unterweisung in der Religion, gebracht hat, so sei hier auch noch ein sachlich hierher gehörendes Wort von ihm selbst angeführt. In einem Briefe von 1865 an Diesterweg spricht er sich über Zweck und Ziel seiner Bestrebungen auf diesem Gebiet in folgender Weise aus:

„Sie werden aus den vorstehenden Auslassungen verstehen, daß ich an der Kirche, die ich um des Schatzes willen, den sie birgt, hochschätze, in allen Treuen festhalte; allein dies hindert mich nicht, treibt mich vielmehr an, sorgfältig nachzufragen, wo jener Schatz durch die Gebrechen und Schäden der Kirche verdeckt oder entstellt werden möchte. Das Ev. Schulblatt schickt sich jetzt an, auch dieser Pflicht in einer eingehenden Weise nachzukommen: es wird eine Reihe „Bilder aus dem kirchlichen Leben" aus meiner Feder bringen. Das erste Bild stand in Nr. 12 des vorigen Jahrgangs; in Nr. 1, 1865 wird wohl der zweite Artikel erscheinen können. Wenn Sie diesen letzteren des Durchlesens würdigen wollten, so würden Sie mutmaßlich da und dort den Kopf schütteln und denken, wie das zu der vorigen Bemerkung stimmte, wonach jene Bilder namentlich auch die Gebrechen der Kirche zur Sprache bringen sollen. Geduld, noch ein wenig Geduld, geehrter Herr Direktor; — Sie wissen ja aus der „freien Schulgemeinde", daß ich gern nach genetischer Methode schreibe, nach der Methode, wonach man das spitze Ende einer Theorie, die in die Köpfe gebracht werden soll, voraufkehrt und das dicke Ende samt dem Kopfe darauf nachfolgen läßt. Meine „Bilder aus dem kirchlichen Leben" haben schon zirka drei Jahre in meinem Pulte gelegen; es sind ihrer acht. Damals wollte ich sie in einer besonderen Schrift ausgehen lassen, weil mir die Speise für die Schulblattleser zu stark schien. Allein ein gelehrter theologischer Freund widerriet damals die Veröffentlichung, weil meine Kritik „zu zersetzend" sei. Ich glaubte, seinem Rate folgen zu sollen, und habe dadurch Muße gefunden, das Geschriebene zu überdenken und zu bessern. Mit dem Abdruck darf ich mich aber nicht übereilen; es werden wohl ein paar Jahre darüber hingehen, bis die Artikel der Reihe nach und nach im Schulblatte erschienen sind. Man muß den Leuten Zeit gönnen, sich zu besinnen — und Altes zu vergessen. Die „Bilder" haben für mich vornehmlich den Zweck, mir in meinem Leserkreise eine sichere Basis für meine Ansicht vom christlichen Religionsunterricht zu verschaffen. Es wäre wahrscheinlich nicht nötig gewesen, das Fundament so sehr breit anzulegen; allein ich baue nun einmal gern sicher. Wollte ich jetzt schon

meine ganze Ansicht rund heraus aussprechen, so würden viele gute Leute ohne Nutzen vor den Kopf gestoßen werden; darum muß ich die Pönitenz mir auferlegen, eine lange Zeit nur präparatorisch zu reden, so daß die Leser kaum ahnen, es laufe das Ganze schließlich auf eine andre Anschauung vom Religionsunterricht hinaus."

„Es ist mir nicht ganz klar, ob die Differenz zwischen unsern religiösen Ansichten nicht etwas störend auf Ihre Auffassung und Beurteilung meiner nur halb ausgekrochenen Theorie des Religionsunterrichts einwirken muß. Allein das, denke ich, werden Sie doch bezeugen können, daß von einem positiv biblischen Standpunkte aus noch niemals mit der Anwendung gesunder psychologisch-pädagogischer Grundsätze auf den Religionsunterricht in gleichem Maße Ernst gemacht worden ist; — vielleicht aber auch dieses noch, was mir eine Hauptsache sein muß: daß der Blick, unter welchen mein Aufsatz den biblischen Unterricht stellt, tatsächlich ein neuer, das heißt ein merklich höherer, als der bisherige, ist. Faßt man den Unterricht in der Bibel als ein Studium von Israels Klassikern, so verändert sich offenbar sehr viel: zum mindesten wird die theologische und pädagogische Steifigkeit auf diesem Gebiete beseitigt. Viele Begriffe, die aus ihrer Starrheit und Steifigkeit nicht herauszubringen waren, müssen mit einem Male oder wenigstens nach und nach flüssig werden. Allein der Blick und Griff, der die Bibel als Israels Klassiker faßt, läßt auch noch zwei andere Perspektiven sehen, vorausgesetzt freilich, daß der praktische Gebrauch in der Schule nach und nach diesen Blick und Griff zum Gemeingut macht. Diese perspektivischen Aussichten, welche freilich in meinem Aufsatze aus guten Gründen nicht hervortreten, sind diese: Einmal werden da, wo mein Enchiridion in Gebrauch kommt, wenigstens die dicken Katechismen nach und nach beiseite treten müssen, — unwillkürlich, man braucht gar nicht einmal davon zu reden. Die andere Aussicht ist ähnlich der oben bei der freien Schulgemeinde erwähnten: wie dort die Sachen auf eine Verständigung über die ethischen Grundlagen des Lebens drängen und diese Verständigung erleichtern werden, so wird hier der Gegensatz zwischen denen, die der Kritik der biblischen Klassiker zu viel und den andern, die ihr

ſo gut wie gar nichts einräumen wollen, milder, weniger ſchroff und beißend werden; ich denke aber nicht an eine theoretiſche Ausgleichung — das ſteht in keines Menſchen Vermögen — ſondern an eine praktiſche: durch die Übung wird man eben einſehen, es ſei bei einem reich gedeckten Tiſche beſſer, ſich an dem, was einem ſchmeckt und wohlbekommt, recht ſatt zu eſſen, damit man Lebenskräfte gewinne, und was einem nicht mundet, ruhig ſtehen zu laſſen, — als über den verſchiedenen Geſchmack zu ſtreiten oder darüber, wie die betreffenden Speiſen in der Küche präpariert worden ſein möchten, und infolge dieſes Streites das Eine, was not iſt, das Eſſen, zu vergeſſen. Das iſt die praktiſcheſte und nützlichſte Ausgleichung oder Annäherung zwiſchen den Parteien, die über den Wert der Bibel ſich nicht vollſtändig einigen und doch auch beide die Bibel nicht fahren laſſen wollen. Dem kann, wie mich dünkt, mein bibliſches Fragebüchlein treffliche Dienſte leiſten. Es kommt dabei gar nicht darauf an, ob die geſtellten Fragen ſamt und ſonders muſtergültig ſind; ich weiß vielmehr ſo gut wie einer, daß an vielen Stellen andere Fragen gegeben werden könnten, namentlich tiefer greifende, aber es war zu befürchten, das Büchlein möchte für viele Schulen zu ſchwer, und dadurch das Beſte zum Feind des Guten werden. Überhaupt kann mir der Kern der Sache nicht juſt in dieſen Fragen liegen, ſondern darin, daß die bibliſche Geſchichte wirklich nach ſolchen Fragen behandelt werde, und zwar in dem in dem erwähnten Aufſatz ausgeſprochenen Sinne. Die Philologen ſind geſcheit genug geweſen, durch Lachmanns und anderer Streit über die Entſtehung der Homeriſchen Schriften ſich von dem Genuſſe und bildenden Gebrauche dieſes Klaſſikers in den Schulen nicht abhalten zu laſſen. Zu dieſer Klugheit müſſen wir Pädagogen hinſichtlich der Bibel auch noch fortzuſchreiten ſuchen. Natürlich iſt's zunächſt an den Theologen, Buße zu tun von ihren toten Werken katechetiſcher Gerechtigkeit; darum habe ich ihnen auch dürre heraus geſagt, daß im Gericht ſelbſt Goethe wider ſie auftreten und ſie verurteilen werde." —

Unter denen, die Vater in jenen Jahren beſucht haben, befindet ſich mancher, deſſen Name in ſeiner Berufswelt einen guten Klang hat. Außer dem ſchon erwähnten Direktor Frick wäre z. B. noch zu nennen der inzwiſchen auch heimgegangene

ehrwürdige Prof. Cornelius aus Halle, der älteste Vertreter der Herbartischen Schule. Obwohl sein Beruf, er war Naturforscher, auf ganz anderem Gebiete lag, wie der unseres Vaters, so waren die Herbartischen Grundprinzipien der gemeinsame Boden, der beide Männer verband. Von diesem Besuch blieb mir ein besonderer Eindruck im Gedächtnis. Ich sprach mit dem Herrn Professor über Vaters Arbeiten und beklagte, wie man so wenig Erfolg sehe, wie die pädagogischen Ideen, für deren Verbreitung er nun so manches Jahr durch Wort und Schrift gewirkt, noch so wenig zum Durchbruch, zur Anerkennung und Durchführung im Schulleben gekommen seien. Sein Arbeiten schiene mir oft wie ein Kämpfen gegen eine gewaltige Strömung, die doch nicht zu hemmen und zu wenden sei. Mit klarer, freudiger Zuversicht in Blick und Ton erwiderte der alte Herr: „So dürfen Sie nicht denken. Sie müssen nicht den Blick richten auf das, was der guten Sache entgegensteht, sondern auf die Sache selbst. Was Ihr Vater auf seinem Gebiete vertritt, wofür er kämpft, das sind Wahrheiten. Die Wahrheit aber, sofern sie klar erkannt und aufrichtig bezeugt wird, ringt sich immer durch und behält den Sieg über den Irrtum, auch wenn ihr derselbe noch so stark gegenübersteht. Allerdings geht es mit diesem Durchringen oft sehr langsam. Ich werde es wohl nicht mehr erleben, Sie vielleicht auch nicht, aber zum Siege wird die Wahrheit auch auf diesem Gebiete sicher kommen.“ —

Ein junger Theologe, der ihn in jener Zeit zuweilen aufsuchte, schreibt nach seinem Tode darüber:

„Die Stunden in Gerresheim stehen mir unvergeßlich in der Erinnerung. Ich stand damals in einer Übergangszeit, wo alte und neue Gedanken nicht ohne Leidenschaft und gemütliche Trübungen miteinander rangen. Da ist mir der Umgang mit Ihrem Herrn Vater von Segen gewesen; er wirkte beruhigend und erfrischend auf mich schon durch das freundliche Interesse, das er mir unermüdlich bewies. Man fand sich bei ihm in einer nach außen behaglichen, nach innen harmonischen Sphäre, sah in ein reiches, fruchtbares Menschenleben, in weite Kammern des Wissens, wo alles wohlgeordnet und geschichtet lag, nur wartend auf den Griff des Meisters, der es so gern verwandte und auf die Reise gab. (Die Anregung, die ich jenen Stunden des Verkehrs mit ihm verdanke, war mehr wissenschaftlich als

religiös, mehr vielseitig als zentral.) Denkzucht, Gründlichkeit, Zähigkeit, freie Gestaltungskraft, unbedingte Selbständigkeit in Auffassung und Urteil — kurzum den Apparat zu echter Geistesarbeit habe ich nie so vollständig gesehen. Ging dann dies schwere Rüstzeug auf sein Lieblingsgebiet und nahm die kirchlichen und theologischen Fragen in Arbeit, dann war es wirklich eine Lust. Nur riß mir manchmal die Geduld. Ich pflegte am liebsten gleich aufs Dach zu steigen, aber dann standen jedesmal die Wände noch lange nicht. Es wurde unweigerlich breit untergebaut, fest aufgebaut, bedächtig Stein auf Stein. Ja, das war eine schöne reiche Zeit."

An einen andern Besuch erinnert eine Nummer des Monatsblattes des deutschen Schulvereins, damals von Prof. Dr. Kolbe redigiert. Nr. 4, 1886 dieses Blattes enthält einen Aufsatz: „Ein Nachmittag bei Rektor Dörpfeld." Der Verfasser ist der damalige Studienlehrer, jetzt Professor der Theologie, Haußleiter in Greifswald. Derselbe hatte unsern Vater aus seinen Schriften über den Religionsunterricht kennen gelernt, suchte ihn in Gerresheim auf und berichtete in jenem Aufsatze über eine Unterredung mit ihm.

„Wir saßen im einsamen Stübchen eines ländlichen Hauses. Ein angenehmer Spaziergang hatte uns von Gerresheim aus hierher geführt. Indem der Blick auf den schönen Garten draußen mit seinen prächtigen Bäumen fiel, nahm das Gespräch ungezwungen seinen Anfang."

„Ich erinnerte meinen Führer an eine Äußerung, die er einst in dem Schriftchen „Erstes und zweites Wort über Zweck, Anlage und Gebrauch des Enchiridions der biblischen Geschichte" (Gütersloh 1872) getan hatte. Dörpfeld sagt dort, die Schrift des Erlanger Theologen von Hofmann „Weisſagung und Erfüllung" erinnere ihn, wie paradox es auch klingen möge, an Goethes Versuch über die „Metamorphose der Pflanze"; und er wisse keine passendere Einleitung und Vorbereitung für die Lektüre jener Hofmannschen Schrift als eben das genannte naturwissenschaftliche Schriftchen unseres deutschen Dichters."

„Die allmähliche Lösung dieses Paradoxons bot den Inhalt eines ausgebreiteten Gesprächs. Indem ich dasselbe zusammenhängend wiederhole, wird natürlich die Form desselben eine wesentlich andere. Der Kundige wird indes leicht erkennen, daß

die beherrſchenden Grundgedanken Hofmann-Dörpfeldſchen[1]) Urſprungs ſind.“[2])

Es handelt ſich um den Vergleich zwiſchen der „Metamorphoſe“ der Pflanze und der allmählichen Entwicklung der Heilsgeſchichte. Dieſer Vergleich wäre unſtatthaft, wenn die Parallele Pflanze und Menſch willkürlich erſonnen wäre. Aber ſie iſt ſchöpfungsmäßig gegeben. Es genügt ein kurzer Hinweis auf die Schöpfungsgeſchichte. Man kann die Tagewerke der drei erſten Schöpfungstage Werke der Scheidung nennen: das Licht ſchied ſich von der Finſternis, das Waſſer von der Luft, das feſte Land vom Meere. Nun kamen die Pflanzen hervor. Sie bilden die oberſte Stufe in der erſten Schöpfungshälfte. Es folgen die drei Werke der Belebung: die Erſchaffung der Lichter an der Feſte des Himmels zur Beleuchtung und Belebung der Erde, die Schöpfung der belebten Weſen in Waſſer und Luft und der belebten Weſen auf dem feſten Lande. Letztes Schöpfungswerk iſt der Menſch, die Spitze des Geſchaffenen überhaupt, wie die Pflanze die Spitze des in den erſten drei Tagen Geſchaffenen iſt. Pflanze und Menſch verhalten ſich zueinander wie Weisſagung und Erfüllung.

Das Geheimnis der Pflanze iſt das in ſie gelegte Geſetz der organiſchen Entwickelung, das durch ihr allmähliches Wachstum offenbart wird. Das Leben der Pflanze beſteht in einer zuſammenhängenden, auf ein beſtimmtes Ziel zuſtrebenden Reihe von Metamorphoſen. Indem die verſchiedenen äußeren Pflanzenteile nacheinander und gleichſam auseinander ſich entwickeln; indem die unbeſtimmte Form des Keimblattes ſich durch die mancherlei Formen des Laubblattes bis zu den Blütenblättern

---

[1]) „Beide eigenartige Männer, die viel heilſame Anregung gegeben haben, freilich auch vielen anſtößig erſcheinen, v. Hofmann und Dörpfeld haben manches Verwandte, zumal in ihrer Betrachtung der Bibel. Das iſt die Antwort auf die Frage, die Dörpfeld vor mehr als zwanzig Jahren an mich richtete, da er meine Beurteilung ſeines Enchiridions in der Zeitſchrift für Gymnaſialweſen geleſen; wie ich nur ohne das Begleitwort mit dem Buche hätte fertig werden können? Ich antwortete ſchon damals: durch Hofmanns heilsgeſchichtliche Betrachtung.“ Anm. von Dr. Kolbe.

[2]) Es ſei hier ein Urteil dieſes bekannten Theologen über unſern Vater erwähnt. Bei einem Beſuch ſeines Bruders in Nördlingen las v. Hofmann jene Arbeit über bibliſchen Geſchichtsunterricht und äußerte dann: Dörpfeld habe ihn richtig und beſſer verſtanden als viele Theologen.

Anm. der Verfaſſerin.

und hier von dem Kelch- und Kronen- und Staubblatt bis zu dem Fruchtblatt, das den Keim des neuen Lebens umschließt und birgt, nach und nach emporhebt und ausgestaltet, vollzieht sich der Lebensprozeß der Pflanze. Er vollzieht sich aber mit Naturnotwendigkeit. Das ist die Schranke dieser Entwickelung.

Auch dem Menschen ist eine Entwickelung bestimmt. Darin ist ihm das Leben der Pflanze vorbildlich. Aber der Mensch ist, weil zu einem Leben mit Gott, zu einem Leben in persönlicher Freiheit geschaffen. Und insofern überragt seine Entwickelung das Symbol der Pflanze.

Der Mensch hat den Garten Eden, worin ihn Gott gesetzt hatte, daß er ihn bauete und bewahrete, nicht bewahrt. Die Sünde erscheint in unserm Zusammenhang als ein Bruch mit der von Gott gewollten Entwickelung, auf welche der Mensch freiheitlich hätte eingehen sollen und können. In die Gegenwart des Paradieses war Vergangenheit und Zukunft harmonisch verschlungen; zwischen Zeit und Ewigkeit war noch kein Widerspruch. Aber nun geschah's, als ob die Blume abgesprungen wäre vom Stiele, um fortan für sich zu leben, ohne Zusammenhang mit der Wurzel, ohne stufenmäßige Weiterentwickelung. Der Mensch vergaß der Vergangenheit, aus welcher er herkam, und dachte nicht mehr an die Zukunft, welche ihm bestimmt war. So verfiel er der verführerischen Gewalt der die Gegenwart in Anspruch nehmenden Versuchung. Die Entwickelung riß ab; und dieser Riß wiederholt sich, so oft wir aufhören Gott zu danken für das, was er bisher an uns getan, und ihn zu preisen im Blick auf unsere Zukunft, vielmehr darin aufgehen, den schalen Becher des augenblicklichen, gegenwärtigen Gelüstens zu leeren.

Auch in der gefallenen Welt bleibt indes die Parallele zwischen Pflanze und Mensch bestehen. Der Sünder, auf dem der Zorn Gottes ruht, ist gleich wie ein Gras, das bald welk wird; das da frühe blühet und bald welk wird, und des Abends abgehauen wird und verdorret. Aber der Gerechte ist wie ein Baum gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht. Und das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete auf seinen Acker, welches das kleinste ist unter allen Samen; wenn es aber erwächst, so ist es das größte unter dem Kohl, und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen.

Gott hat in seiner Barmherzigkeit durch eine Neuschöpfung den Acker zubereitet, in den er das Samenkorn seines Reiches legen konnte. Auch bei dieser Schöpfung können drei Tagewerke der Scheidung oder Vorbereitung und drei Tagewerke der Belebung oder Ausführung unterschieden werden. Aufs neue ist Licht erschienen in der Finsternis, als das Wort der Verheißung, Glauben weckend, sich in das Herz der gefallenen Protoplasten (Erstgeschaffenen) senkte, und sie zum Zeichen und Siegel der zukünftigen Versöhnung gekleidet wurden in den von Gott geschenkten Rock der Gerechtigkeit. Durch das Verheißungswort vom zukünftigen Gottessegen für alle Völker der Erde, und durch das vorbildliche Zeichen und Siegel der Einpflanzung in die Gottesgemeinde, ist Abraham und sein Geschlecht ausgesondert worden von den Geschlechtern der Götzendiener, zu bewahren den nun schon deutlicher gezeigten Heilsweg inmitten und zum Heile der götzendienerischen Welt. Wie am dritten Schöpfungstage das feste Land vom Meer sich schied, so wurde aus den brausenden Wogen des Völkermeeres heraus durch Moses' Dienst das Volk Israel ausgesondert, damit es um den Tempel Gottes her auf festem Boden wohne, und durch seine drei Reichsämter (Lehramt, Priesteramt, Königsamt) in den Schranken des Reichsgesetzes bewahrt bleibe, dessen wahrhaftiger Erfüller nunmehr nahte — längst geweissagt durch die mancherlei Vorbilder in Israels Geschichte, Lehre und Kultus, auf welche Goethes Verse in der Metamorphose der Pflanze Anwendung finden:

„Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleichet der andern,
Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz."

Vom Eintritt des Herrn Jesu in die Welt hat Luther gesungen:

Das ewig Licht geht da herein,
Gibt der Welt einen neuen Schein.

Er ist das „Licht der Welt" zur Erleuchtung und Belebung der Menschheit. Die Parallele zum vierten Schöpfungswerk liegt zu Tage. Freilich nur für das Auge des Glaubens. Die natürlichen Augen sehen nichts von Licht und Leben. Die blinde Welt urteilt nach dem vorübergehenden Augenschein; da muß ihr Urteil ein falsches sein. Denn „er schießet auf wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich."

Es ist Sache des Glaubens, die Stufen der Entwickelung zusammenzufassen. So versteht er das Geheimnis der Wege

Gottes. Für den Glauben ist das Leben Jesu die wunderbarste Entwickelung. Bei jeder Entwickelung ist Offenbaren und Verbergen beisammen. Jede Entwickelungsstufe birgt ein Rätsel in sich, sofern die folgende Stufe in der vorausgehenden vorbereitet, aber vorerst noch verborgen ist. Das kann die Pflanze lehren. Die Entwickelung der Person Jesu zeigt nun eine einzigartige Vereinigung von Offenbarung und Verhüllung. Diese Verbindung hat richtenden Zweck. Die Ungläubigen, die am Augenblick haften, sollen mit sehenden Augen nicht sehen. Es kann dieser Zustand zur martervollen Frage der Juden werden: „Wie lange hältst du unsre Seelen auf? Bist du Christus, so sage es uns frei heraus“ (Joh. 10, 24). Das Hemmende ist der Unglaube. „Ihr glaubet nicht,“ antwortete Jesus.

Die Offenbarung Jesu begann mit seinem Lehramt. Er war der Prophet aus Nazareth. Und doch — so gewaltig er auch predigte, der tiefste Grund der Liebe und des Hasses, den er fand, lag nicht in seiner Lehre, sondern in seiner Person. In dieser Person war ein Geheimnis verborgen — ein seliges, das die Mühseligen und Beladenen erquickte; ein Anstoß gebendes, das die Stolzen und Selbstgerechten zu mörderischem Hasse entflammte. Die Person des Herrn paßte so gar nicht in den gemeinen Menschheitsrahmen. Er war frei von allen Anwandlungen zu bloßem Genuß; sein ganzes Leben erschien als ein unermüdliches Dienen. Wenn er hierbei sogar mit dem Aussatz der Menschheit sich befaßte, so konnte dies ästhetisch gerichteten Naturen wenig gefallen. Aber auch die willensstarken Ethiker mußten sich ärgern. Es war unbegreiflich, wenn er den begeisterten Menschenmassen sich entzog, die ihn zum Könige machen wollten; es schien ihm der Mut zum Handeln, der Entschluß zur entscheidenden Tat zu fehlen. Das unverstandene Geheimnis des Herrn war sein Wille zu leiden. Als das Geheimnis offenbar wurde, und Jesus am Kreuze hing, spottete die Welt, und die Jünger entsetzten sich. Der eine Schächer aber glaubte. Sein Blick blieb nicht an der Gegenwart hangen, die zwar ein Geheimnis enthüllte, aber ein anderes verbarg. Er schaute hinaus in die Paradiesesherrlichkeit und betete zuerst Jesum als König an. Dem gläubigen Schächer offenbarte sich das Geheimnis der Person Jesu. Es besteht darin, daß er während seines unsichtbaren Lehramtes a n die Menschen zugleich unerkannt seinen Hohen-

priesterdienst für den Menschen ausgeführt hat, und daß in diesem Opfer des Lammes Gottes zugleich verborgen das königliche Gericht über die Welt begonnen worden ist. Die drei Ämter des Herrn sind organisch miteinander verbundene Entwickelungsstufen. Der Träger dieser Entwickelung, der das Werk seiner Person selbst mit der Geschichte des Weizenkornes verglichen hat, ist der Gottmensch."

„Es war Abend geworden. Wir mußten uns trennen, ohne daß das Gespräch zu völligem Abschluß gekommen wäre. Dörpfeld gab mir zum Ersatz ein Büchlein, das ich als teures Andenken bewahre. Es ist der als Manuskript gedruckte, leider im Buchhandel vergriffene zweite, zusammenfassende Kursus des biblischen Enchiridions, in welchem die Heilslehre genetisch aus der Heilsgeschichte in Fragen entwickelt wird.[1]) Das Büchlein zeugt von eingehendem Schriftstudium und tiefer Auffassung der Heilsgeschichte; die ganze Anlage und die beigegebenen Übersichten verraten den praktischen Schulmann."

Gerade die Verbindung tiefreligiöser Erkenntnis mit naturwissenschaftlichem Forschen machte ihn so vertrauenswert für solche, denen der Glaube durch Zweifel gefährdet war.

Es sei dabei hier eines Freundschaftsverhältnisses aus Gerresheim selbst gedacht, das uns einen tiefen Blick in seine Sorge um die kirchliche Not unserer Zeit und die „Zweifelkrankheit" der Gebildeten tun läßt.

Ein Düsseldorfer Künstler, der eines Augenleidens wegen seinen Beruf als Kupferstecher aufgeben mußte, hatte in Gerresheim ein schönes Besitztum angekauft, um dort still zu leben. In religiöser Beziehung hatte derselbe einen durchaus andern Standpunkt, oder vielmehr, es war ihm da der Boden unter den Füßen geschwunden. Dies hielt aber Vater nicht ab, einen freundschaftlichen Verkehr mit ihm zu pflegen. Offenbar hatte er bald herausgefunden, daß er es nicht mit einem zu tun hatte, der

---

[1]) Das Schriftchen ist 1867 in geringer Anzahl, gleichsam als Versuch, gedruckt worden und längst nicht mehr zu haben. Zu einem Neudruck wollte der Verfasser seine Einwilligung nicht geben. Es haben deshalb manche, die es zu besitzen wünschten, sich ein handschriftliches Exemplar hergestellt. — Inzwischen ist es im zwölften Bande der Gesammelten Schriften: „Die Heilslehre auf Grund der Heilsgeschichte" erschienen. Dasselbe ist zum Preise von 40 Pfg. auch einzeln zu haben.

aus Abneigung gegen die Religion zweifelte, oder der nach dieſer Seite hin ſich für fertig hielt, ſondern mit einem ſuchenden, denkenden Gemüt. Über die Art, wie Vater mit ihm verkehrte, wie er ihm mit Intereſſe auf ſein Gebiet folgte und ſich da belehren ließ, wie er dann aber auch die „frohe Botſchaft“ ſeinem Verſtändnis und Gemüt nahe zu bringen wußte, darüber laſſen wir den Freund in ſeinen aufgeſchriebenen Erinnerungen berichten:

„Eine der beſten Photographien, die ich beſitze, iſt die des nun auch heimgegangenen Rektors Dörpfeld. Es geht eben bei photographiſchen Darſtellungen, wie im Leben: wer ſich ſchlicht und einfach gibt, der ſtellt etwas vor; wer aber etwas vorſtellen will, dem gelingt es gewöhnlich nicht. D. iſt bei allem Wiſſen ſchlicht und einfach geblieben, er dachte ſo gar nicht daran, etwas ſein und vorſtellen zu wollen. Gerade dieſes ſchlichte Weſen war ſo ſchön an ihm. Gelehrte Leute ſind für einfache Sterbliche oft unnahbar, ſie gehen einſam ihren Weg. Bei unſerm D. war es anders. Er hatte nicht allein die Gabe, ſondern auch das Wohlwollen, die gereiften Früchte ſeines Denkens auch Leuten mitzuteilen und zugänglich zu machen, die keine ſo hohe wiſſenſchaftliche Bildung beſaßen wie er.“

„Einſt hatten wir auf einem Spaziergange und dann in einem ländlichen Wirtshauſe bei Kaffee und der nie fehlenden Pfeife ein Geſpräch miteinander über Äſthetik. Was mir von meinem Berufe her von dieſem Gegenſtand bekannt war, diente ihm dazu, um, daran anknüpfend, mir den Zuſammenhang derſelben mit der Ethik und die Verbindung dieſer mit der Religion klarzuſtellen.“

„Aus dieſem Geſpräche führe ich ein Beiſpiel an: Eine gewiſſe Zuſammenſtellung von Formen, Farben und Tönen berührt uns angenehm, eine andere entſchieden unangenehm. Beide Empfindungen, die des Schönen und des Nichtſchönen, werden nach dem Maße der Empfänglichkeit, mehr oder weniger unbewußt aufgenommen. Wenn aber jemand wiederholt auf das Schöne aufmerkſam gemacht, und damit der Sinn und Geſchmack dafür geweckt und angeleitet wird, ſo wird er allmählich das, was ihn einſt nur ſo im Vorübergehen erfreut hat, nun mit vollem Bewußtſein, dankbar und pietätvoll in ſich aufnehmen. Pſ. 104, 4.“

„Einige Tage später gab er selbst, ohne es zu wollen, ein Beispiel zu dem vorhin Gesagten. An einem schönen Herbsttage wandelten wir unter schattigen Buchen einen ansteigenden Waldweg entlang. Als wir die Höhe erstiegen hatten, lag vor uns — keine große Landschaft — sondern eine nur ziemlich schön gruppierte, aber prächtig beleuchtete Baumpartie. Nun sagte ich so leichthin: „Wie schön macht sich das hell beleuchtete, bräunliche Grün der Buchen im Gegensatz zu dem kalten Grün der Schattenpartie.“ Da fragte mein Begleiter: „Was verstehen Sie unter kaltem Grün?“ Ich erwiderte: „Die Schattenpartie, die nur von dem blauen Reflex der Luft beleuchtet wird.“ Darauf sah er mir so recht freundlich in die Augen und sagte: „Das freut mich, daß Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben. Gesehen hatte ich es auch, aber ich wußte nicht, weshalb es heute so besonders schön war, und das kalte Grün habe ich gar nicht gesehen.“

„Eines Gespräches entsinne ich mich, in welchem er das Wort von Kant anführte: Es gibt nichts absolut Gutes oder Böses im Himmel und auf Erden, als allein ein guter oder böser Wille. Da er voraussah, daß ich diese kurze Sentenz nicht sofort begreifen würde, fügte er zum Verständnis die beiden folgenden Anwendungen hinzu.“

„Bei einer guten, treuen Mutter liegt bei der Erziehung ihrer Kinder die Gefahr nahe, daß sie ihnen aus Liebe keinen Wunsch versagen kann. Hier ist der Wille gut, aber das Handeln ist nicht gut.“

„Die Pharisäer legten Geld in den Gotteskasten, um von den Leuten deshalb geehrt zu werden. Hier ist die Tat gut, aber der Wille ist nicht gut.“

„Das Kantische Wort will also sagen: Bei der Beurteilung der Menschen ist nicht sowohl das vor Augen liegende Tun, als vielmehr das verborgene Wollen ins Auge zu fassen.“

Auch das früher erwähnte gemütliche Gartenplätzchen schildert der Freund und fährt dann fort:

„An einem schönen Sonntagnachmittag hat er mich zum ersten Male in dieses Hüttchen eingeführt. Als er dann bemerkte, daß es mir gut gefiel, sprach sich in seinem ganzen Wesen ein so recht innerliches Behagen aus. Er machte mich darauf aufmerksam, daß gesäete Winden nächstens die Sache noch verschönern würden. Ja, die Winden! eine blaue blühte schon:

vom Zeltdach aus waren nämlich Kordel wie Harfenſaiten nach unten geſpannt, an welchen ſich die Winden emporranken ſollten. Das Ganze erinnerte an das Beſtreben der Kinder, ſich ein Sommerhäuschen zu ſchaffen.“

„In dieſem Hüttchen hatte ich einſt ein ernſtes Geſpräch mit ihm über Jeſaias 53. Wie wir darauf kamen, kann ich mit Beſtimmtheit nicht mehr angeben. Ich vermute aber, daß die Veranlaſſung zu dieſem Geſpräch eine Äußerung von mir war, es ſtreite mit meinem Rechtsgefühl, wenn ein anderer leiden müſſe für das, was ich gefehlt habe.“

„Zunächſt ſagte D., ſo ganz im leichten Geſprächston: „Wenn jemand am Ertrinken iſt, ſo iſt es unnütz, ihm zuzurufen: mache mit den Armen dieſe und zugleich mit den Beinen jene Bewegung, ſo kannſt du ſchwimmen und dir heraushelfen. Er kann es eben nicht; das Schwimmen hat er nicht gelernt. Wollen wir ihn retten, ſo müſſen wir zu ihm ins naſſe Element.“

„Dann folgte die Schilderung einer allmählich herunterkommenden Familie und ihrer Rettung mit dramatiſcher Wahrheit, ſo daß man faſt meinte, die ſtete Steigerung des Elendes mitzuerleben. Ich will verſuchen, dieſe Geſchichte zuſammenfaſſend wiederzugeben.“

„Ein in ſeinem Handwerk tüchtiger Schreinermeiſter war nach und nach unter die Herrſchaft des Branntweins geraten. Die beſten Kunden bleiben allmählich fort, weil die Arbeit nicht rechtzeitig und nicht gut ausgeführt wird; jedoch die ſchlechten Zahler, für die kein ordentlicher Meiſter arbeiten will, die bleiben ihm treu. Aber er muß ja leben und trinken können, darum wird trotz des Ärgers über ſchlechte Bezahlung je und dann noch etwas gearbeitet, aber faſt an jedem Abend kommt der Meiſter betrunken heim.“

„Sein braves Weib, das früher die Haushaltung gut imſtande hielt, ſitzt niedergeſchlagen und mutlos da und ſieht mit ſtumpfem Sinnen in eine hoffnungsloſe Zukunft. Und wie ſteht es mit den Kindern? Um ſie bekümmert ſich niemand; ſie laufen verwahrloſt umher, und werden, wenn keine Änderung eintritt, geiſtig und körperlich verkommen.“

„Freundliche Ermahnungen, ernſte Vorſtellungen, materielle Unterſtützung wohlwollender Menſchen: alles war bis jetzt bei dem Meiſter verlorene Mühe.“

„An dieſem Punkt war dem Meiſter D. doch ſeine Pfeife ausgegangen, was ihm oft paſſierte, wenn er lebhaft ſprach. Er nahm nach ſeiner Gewohnheit zwei Zündhölzchen — aus Sparſamkeit, wie er meinte — brachte die Pfeife wieder in Gang und fuhr nun fort: „Wie kann dieſer Familie geholfen werden?“ Dieſe Frage beantwortete er auf folgende Weiſe:[1])

„Nehmen wir an, es gäbe einen Mann, dem die Not der Leute ſo zu Herzen geht, daß er den Entſchluß faßt: ich will verſuchen, ſie zu retten. Er iſt ſich wohl bewußt, was dieſer Entſchluß für ihn mit ſich bringt, daß es jetzt für ihn heißt: ſich in das Elend jener Familie hineinzugeben, ganz einer der Ihren zu werden: von außen her iſt keine Rettung möglich. Er tritt als Geſelle bei dem Meiſter ein und ſucht zunächſt durch treue fleißige Arbeit den äußeren Verhältniſſen wieder aufzuhelfen. Mit friſchem

---

[1]) Ein im Nachlaß gefundenes Blatt, welches in Dispoſitionsform, alſo andeutungsweiſe, einige ſeiner Gedanken über den hier zur Sprache kommenden, überaus wichtigen Gegenſtand enthält, lautet:

Erlöſungswerk.

1. Bedürfniſſe auf ſeiten des Menſchen, welche eine Erlöſung nötig machen:

1. Der Menſch ſieht ſein ganzes arges ſittliches Verderben und ſeine Verlorenheit nicht ein, — darum:
   müſſen ihm darüber die Augen geöffnet werden und zwar ſo, daß es ihm zu Herzen geht (Matth. 5: geiſtliche Armut, Leid tragen, hungern und dürſten nach Gerechtigkeit).
2. Aus ſolcher Selbſterkenntnis und Selbſtverurteilung (Reue u. ſ. w.) würde an und für ſich nur Verzagen und Verzweifeln folgen können.
   Überdies geht der Menſch, ſobald er in Sünde fällt, Gott aus dem Wege und zwar umſomehr, je tiefer er in die Sünde hineingerät (Adam und ſein Weib verſteckten ſich). So entfernt ſich der Menſch immer mehr von ſeinem einzigen Helfer und von der Möglichkeit, ihm helfen zu können.

Aus dieſer Furcht, Scheu und Entfernung von Gott und aus jenem Verzagen und Verzweifeln wegen ſeines Verderbens entſteht nun

das **2. Bedürfnis**:
daß von ſeiten Gottes ein Mittel gefunden werde, um den Menſchen trotz jener beiden Hemmniſſe an ſich heranzuziehen, — alſo:
jenes Verzagen aufzuheben,
und dieſe Scheu zu überwinden.

(Wie außerordentlich ſtark müßte der Zug ſein, der ſolche zwei ſtarke Hinderniſſe überwinden will?!)

Mut und in Gottes Namen beginnt und vollendet er sein Tagewerk. Und nach Feierabend schafft er Ordnung in der Werkstatt, in der bisher alles durcheinander gelegen hat. Er tut dies, weil es Handwerksbrauch ist und auch weil es nicht ohne Einfluß auf die Sauberkeit der Arbeit ist. Hie und da stellen sich auch wieder bessere Kunden ein, weil die Arbeit zuverlässig besorgt wird. Wenn der Familie noch zu helfen ist, so wird das Leben und Tun dieses Gesellen eine günstige Wendung bringen. Zunächst wird die Meisterin den Unterschied wahrnehmen, den die geordnete Werkstätte im Gegensatz zu ihrer höchst unsauberen Wohnung macht. Ihr Gewissen und ihre Tatkraft erwachen wieder, und sie gibt sich Mühe, wieder Regel und Ordnung im Haushalt und bei den Kindern zu schaffen. Mit dem eigenen Fleiß und dem Erfolg desselben in der gemütlicheren Häuslichkeit wächst ihr der Mut und das Vertrauen; aber im Hinblick auf ihren Mann lastet der Sorgenstein noch schwer auf ihrer Seele."

„An dem Meister ist keine Änderung zum Besseren zu merken. Im Gegenteil, er verweilt noch länger im Wirtshause als früher; der Geselle ist ihm ein Dorn im Auge. Freilich, halten muß er ihn, das sieht er ein; es muß doch gearbeitet werden, zuschließen kann er die Werkstatt nicht. Aber dieses lebendige Beispiel seltener Pflichttreue beunruhigt ihn mehr und mehr, er sieht an ihm täglich seine Schuld vor Augen. Der ordentliche Lebenswandel des Gesellen sowohl wie das sorgenvolle Antlitz seiner Frau und die ärmlichen Kleider seiner Kinder sprechen sein Urteil. Lange sträubt er sich gegen seine bessere Überzeugung und sucht im Trotz, sein bisheriges, wüstes Leben fortzuführen. — Endlich gehen ihm vollends die Augen auf, er erkennt den Sumpf, in welchen er hineingeraten ist, er streckt sich nach der rechten Hilfe aus — und ist gerettet."

„Hier machte D. eine Pause, sagte aber noch, so halb zu mir gewandt, indem er sich mit seiner Pfeife zu schaffen machte: „In dem Maße seiner sittlichen Reife war es für den Gesellen ein großes Opfer, in den Schmutz dieser verkommenen Familie einzutreten."

„Diese flüchtigen Aufzeichnungen können nur andeutungsweise jene Erzählung wiedergeben. Des Zusammenhanges wegen, und weil damit zugleich ein Blick in sein eigenes Seelenleben gestattet ist, versuche ich auch, den erläuternden Schluß jener Erzählung

mitzuteilen, wenn er auch ebenfalls nur dürftig seine eigenen warmen Worte wiedergibt."

„Der Schwerpunkt dessen, was D. mir klar machen wollte, lag nicht in dem: Christus **für** dich gestorben, für deine Schuld, sondern in dem: **durch** dich gekreuzigt, durch deine Schuld."

„„Christus mußte in die verkommene Menschenfamilie eintreten, anders war ihr nicht zu helfen. Er kam aus Liebe; lieben und wohltun war sein Lebenslauf, aber Haß und Verfolgung war sein Lohn, und der bittere Kreuzestod der Dank für seine Liebe.""

„„Wer hängt nun am Kreuz? Jesus hängt da, aber zugleich auch unsere schreckliche Undankbarkeit, unsere Sünde. In dieser Tat, in diesem: Kreuzige, kreuzige! erkennen wir uns selbst und die tiefe Verkommenheit, bis zu der wir gesunken sind. — Der Tod Jesu ist der Anfang eines neuen Lebens der Menschheit. Sie sieht am Kreuz zugleich ihre Schuld und seine Liebe.""

„An der Hand jenes prophetischen Abschnittes (Jes. 53) ging er kurz die neutestamentliche Geschichte durch. Er zeigte, wie von dem Zeitpunkte ab, wo die Nazarener nichts von ihm wissen wollten, seine Leiden sich steigern, bis er so verachtet war, daß man das Angesicht vor ihm verbarg; wie er geduldig war wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird und verstummet vor seinem Scherer."

„Der Ton aber, in welchem er von dem Verachteten sprach, war so, als wäre er ihm der Schönste unter den Menschenkindern. Er schilderte das Leiden und Sterben des Heilandes mit einer Innigkeit und Tiefe des Gefühls, als wäre sein bester Freund speziell für ihn gestorben."

„Es war Sonntagabend. Die Sonne neigte sich zum Untergang. Ich gab dem lieben Manne dankbar die Hand und ging nachdenklich nach Hause." —

„Eine besondere Freude war es, an schönen Tagen mit dem Meister durch Feld und Wald zu streifen. Man merkte es dann an seiner ganzen Stimmung, wie sein Herz seinem Gott, dem Schöpfer all des Schönen draußen, so dankbar war. Will man aber den Charakter eines Menschen gründlich kennen lernen, so genügt es nicht, ihn in Zeiten, wo er sich körperlich wohl fühlt,

zu sehen. Vielmehr in solchen Tagen, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht, da sieht man erst recht, was im Menschen ist. Auch in solchen Zeiten habe ich D. kennen gelernt; immer war er derselbe ruhig in Gottes Willen ergebene Mann."

Zum Schluß lassen wir den Freund noch berichten, wie Vater ihm auf einem Gebiete des praktischen Lebens Ratschläge gab.

„Im Laufe des Gesprächs wurden auch Angelegenheiten der Kirchen- und Zivilgemeinde berührt. Ich beklagte mich darüber, daß es so schwer sei, in öffentlichen Angelegenheiten — ich hatte damals solche Ämter — für manches wirklich Gute eine Majorität zu finden. Dörpfeld hatte trotz seiner Gelehrsamkeit viel Lebenserfahrung und Sinn für das Praktische im Leben, er gab mir auch hier einen wichtigen Fingerzeig."

„„In solchen Kollegien gibt es allerlei Leute. Eine gewisse Anzahl sind da, die lassen immer am liebsten alles beim alten. Andere sind etwas langsam im Denken, sie haben einen guten Willen, aber sie brauchen Zeit, um sich in eine neue Sache hineinzudenken. Wieder andere haben persönliche Interessen, die gegen die Sache sprechen. Noch andere würden wohl dafür sein, wenn die Idee auf eigenem Felde gewachsen wäre. Man hat also mit ganz verschiedenen Elementen zu tun, und es wäre grundfalsch, nach einem ersten Mißerfolg die Flinte ins Korn werfen zu wollen. Ist die Sache wirklich gut, so wird sie vielleicht beim zweiten oder dritten Anlauf durchzubringen sein. Denn diejenigen, die es gern beim alten lassen, sind bei dem zweiten Antrag schon halb gewonnen, denn es ist nun nicht mehr neu. Die Zweiten, welche die Sache in Ruhe überdenken mußten, haben jetzt Zeit dazu gehabt und sind dafür. Diejenigen aber, bei denen eigene oder Standesinteressen im Wege stehen, sind überhaupt schwer zu gewinnen; sie bestehen wie Shylock auf ihrem Schein. Die letzten aber besinnen sich möglicherweise auch noch."" — —

Wir sahen eben, wie er einem einzelnen, der in die christlichen Glaubenswahrheiten sich nicht finden konnte, zurecht zu helfen sucht. Doch sei auch hier mit ein paar Worten seine Stellung zu denen gekennzeichnet, die den religiösen Fragen und Angelegenheiten überhaupt zweifelnd, ja fremd gegenüberstehen.[1])

[1]) Einst erzählte ein Freund ihm von einem Arbeiter, der ihm gesagt habe, er zweifle am Dasein Gottes, weil man ihn nicht *sehen* könne.

Das Abgewendetsein des größten Teils der Gebildeten vom kirchlichen und teils auch vom religiösen Leben war ihm eine schmerzliche Tatsache. Doch sah er in den so Denkenden sowohl in der Gesamtheit, wie in den Einzelpersönlichkeiten keine Gegner. Es war ihm vielmehr darum zu thun, jene betrübende Tatsache in ihren Ursachen zu verstehen. Sodann suchte er einen gemeinsamen Boden zu finden, von wo aus sich mit jenen verhandeln ließe.

Wie sehr ihm diese Sache am Herzen liegt, darüber macht er einige Andeutungen in einem Briefe an Lic. D. Rade, den Herausgeber der Zeitschrift: „Christliche Welt", der ihn bei Gründung des Blattes zur Mitarbeit aufforderte, die er aber aus mehreren Gründen vorläufig nicht zusagen konnte:

„Seit einigen Jahren besitzen wir hier am Rhein ein kirchliches Blatt, das eine dem Ihrigen ähnliche Tendenz verfolgt. Es ist das „Ev. Gemeindeblatt". Dem Anscheine nach haben die Herausgeber nur solche Gebildete ins Auge gefaßt, die mit dem Christentum noch so viel Fühlung haben, daß man ihnen ein kirchliches Blatt anbieten darf. Gegen diese Einschränkung des Wirkungskreises ist an und für sich nichts zu sagen; vielmehr wird man sich nur freuen können, wenn es gelingt, diese nicht ganz Entfremdeten festzuhalten und näher heranzuziehen. Auch muß man dem Inhalte des Blattes bezeugen, daß er für diesen beschränkten Zweck durchweg passend ist. Freilich liegt eine Gefahr nahe. Es könnte der irrigen Ansicht Vorschub geleistet werden, als ob es ein zwiefaches Christentum gäbe: eins für den gemeinen Mann und ein anderes für die Gebildeten. Gewiß hatte weiland der Historiker Dahlmann recht, als er seinem Freunde Gervinus, der ihn für die sog. Lichtfreunde interessieren wollte, erklärte: er für sein Teil könne ein Christentum, das apart für die Gebildeten berechnet sei, nicht gebrauchen. Doch sehen wir von dieser Gefahr ab; sie läßt sich vielleicht auch vermeiden. Aber ich muß fragen: was soll denn für den viel zahlreicheren Teil der Gebildeten geschehen, der bereits gänzlich mit dem Christentum gebrochen hat? Mich dünkt, hier wäre die Missionsarbeit gerade am nötigsten und am

„Gewiß," war Vaters Antwort, „es ist wahrscheinlich auch keiner da gewesen, der ihm Gott gezeigt hat, so gezeigt, daß er ihn hätte sehen können."

dringlichsten. Überdies: wenn die starken gegnerischen Positionen erobert sind, so fallen die schwachen von selber."

„Verstehe ich Ihr Programm recht, so haben Sie auch den schwersten Teil der Aufgabe mit ins Auge gefaßt. So muß es sein. Dazu gebe Gott seinen Segen!"

„Noch eins. Die Männer, die die Mission unter den Gebildeten sich zur Aufgabe machen wollen, möchte ich gern einmal in einer Versammlung bei einander sehen und über diese Aufgabe verhandeln hören. Wer Krieg führen will, gleichviel ob mit physischen oder mit geistigen Waffen, muß 1. das feindliche Terrain genau kennen, 2. einen Feldzugsplan haben und 3. genügend gerüstet sein. Über diese Erfordernisse werden jene Männer sich zu besinnen und zu prüfen haben. Dabei dürfte wohl in erster Linie auch die Frage sich melden: wie es geschichtlich zugegangen, daß die christliche Kirche hinsichtlich des geistigen und sozialen Kerns der Nation nach einem vollen Jahrtausend wieder bei der Aufgabe des heiligen Bonifacius angekommen ist, und ob auch die Theologie selber, auch die heutige, daran mit Schuld trägt. Über diese Frage möchte ich insonderheit gern verhandeln hören, sowie über die daran sich anschließende: ob die dermalige Theologie sich für die neue Bonifacius-Aufgabe genügend gerüstet hält. Erginge auf diese letztere ein zuversichtliches Ja, und glaubte man, ohne weiteres Hand ans Werk legen zu können, so würde ich diesen Feldzug in der Hauptsache von vornherein für verloren achten; denn nach meiner Ansicht hat die Theologie erst selbst mancherlei zu lernen resp. umzulernen. Ich denke dabei übrigens nicht an fremde, etwa an naturwissenschaftliche u. dgl. Studien, sondern an solche, die dem eigensten theologischen Gebiete angehören. Ich denke ferner auch nicht an den eigentlichen Inhalt der Theologie, an Dogmatik u. s. w.; ob da etwas zu bessern wäre oder nicht, bleibe einstweilen außer Betracht. Woran ich denke, ist lediglich die Methode, — nämlich 1. die Methode der Forschung und wissenschaftlichen Darstellung (Architektur des theologischen Gedankensystems), 2. die der Apologetik, und 3. die der religiösen Unterweisung im reiferen Alter (nach dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre, besonders in den höheren Schulen). Wie Sie merken werden, habe ich in diesen drei Richtungen etwas auf dem Herzen. Ich würde auch bereit sein, es gelegentlich zur

Prüfung vorzulegen. Zuvor möchte ich aber die Gedanken anderer hören, damit ich mich schneller und besser verständlich machen kann."

„So viel für diesmal." —

Um bei den hier angedeuteten Aufgaben an seinem Teil mit anzufassen, wandte er sich, als sein Kopfleiden zu schwinden begann, einer Arbeit zu, die ihm seit Jahrzehnten im Sinn gelegen hatte. In einem Freundesbrief kommt er auf diese seine ethischen Arbeiten und gibt einen Fingerzeig auf jene leere Stelle hin, der er mit seiner Arbeit zu dienen hofft.

„Was da draußen geschieht, sei es auf dem pädagogischen Gebiet oder dem kirchlichen oder dem politischen, beunruhigt und drückt mich nicht sehr, — selbst dann nicht, wenn es mir arg contre coeur geht oder gar in der Form literarischer Kritik an die eigene Haut kommt. Ich habe wider solchen Druck ein altes, bewährtes Mittel, — den Rat des Philosophen Spinoza, der sonst nicht mein Vertrauensmann ist: Non ridere, non lugere, neque detestari, sed intelligere.[1]) Natürlich benutze ich als Christ zum intelligere auch die Mittel (Heilige Schrift u. s. w.), die Spinoza nicht kannte. In der Tat ist es eigentlich nur eine einzige Erfahrung von draußen her, die mich beunruhigt, ja stark bedrückt und bekümmert, nämlich deshalb, weil sie mir eben ganz und gar unverständlich ist. Das intelligere will mir schlechterdings hier nicht gelingen. Was ich meine, ist etwas in dem Verhalten der christlichen Brüder, namentlich in der Kollegenschaft, jedoch weniger in der heimischen am Niederrhein. Den Jüngern Christi ist doch befohlen, ihrem Herrn neue Jünger zu werben. Wie tun sie das nun in der Regel, wenn sie sich wirklich darum bemühen? Einfach so, daß sie ihre gelernte christliche Lektion hersagen, wie sie dieselbe eingelernt haben — sei es in der Form des Katechismus, oder in der Redeweise der Heiligen Schrift. Wenn das nun nicht verfängt, so tröstet man sich damit, die Welt sei eben dem Unglauben verfallen, namentlich die Schulmeisterwelt. Zu denken, daß man möglicherweise selber an dem mangelhaften Erfolge schuld sein könne, und daß die Kritik zunächst am Hause Gottes beginnen

[1]) Nicht verlachen, nicht beklagen, auch nicht verwünschen, sondern verstehen.

müſſe, wie der Apoſtel ſagt, — das fällt ihnen nicht von weitem ein. Sie haben ja „die Salbung und wiſſen alles“; — wie könnte da bei ihnen etwas fehlen?! — Mittlerweile iſt die römiſche Kirche ſtärker und ſtärker geworden, in Deutſchland ſo ſtark, wie ſie niemals geweſen ſeit den Tagen der Reformation. Ein Miſſionieren von ſeiten der evangeliſchen Kirche in die katholiſche hinein liegt ſchon längſt nicht mehr im Bereiche der Möglichkeit. Das ſteht als Tatſache klar vor Augen; indeſſen man tröſtet ſich: Rom ſei eben dem Unglauben u. ſ. w. verfallen. — Mittlerweile hat ferner innerhalb der evangeliſchen Kirche die weitaus größte Mehrzahl der Gebildeten und Gelehrten dem Chriſtentum den Rücken gekehrt, ſei es in Gleichgültigkeit oder in offener Gegnerſchaft. Dieſe Tatſache ſteht ebenfalls klar vor Augen — ſchon ſeit einem vollen Jahrhundert. Indeſſen, man weiß ſich wieder zu tröſten: das iſt der Unglaube des Bildungshochmuts. So glaubt man ſich denn auch hier abſolviert. Mittlerweile fällt nun auch die Maſſe des „einfältigen Volkes“ ab; die ſozialiſtiſche Demokratie, die Gott und Moral über Bord wirft, wächſt von Tag zu Tage mit Tauſenden. Das ſteht ebenfalls vor Augen. Aber auch da hat man einen Troſt in Bereitſchaft: das iſt der Antichriſt oder ſonſt irgend ein Ungetüm, das ſich als Sündenbock gebrauchen läßt, um ſich ſelber die Abſolution zuſprechen zu können. So bleibt denn die ehrwürdige chriſtliche Brüderſchaft vom Orden der Selbſtgenügſamkeit nach wie vor dabei ſtehen: miſſionieren heiße nicht anderes, als die eingelernte Lektion „einfältig“ herſagen. Daß es einen Apoſtel gegeben hat, den die Liebe Chriſti alſo drang, daß er die Frage von der rechten Methode des Miſſionierens für eine große Frage hielt; der da ſagte: „ach, daß ich meine Stimme wandeln könnte,“ und: „ich bin geworden den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche, auf daß ich ihrer etliche gewinne,“ und noch vieles andere, was zur Methodenfrage gehört; und daß gerade dieſer Apoſtel es geweſen iſt, der mehr gearbeitet hat als die andern alle, — das bekümmert die ſelbſtgenügliche Brüderſchaft nicht, gerade wie auch jener dreifache Abfall ſie nicht bekümmert, der doch ihre eigenen Verſäumniſſe zu Tage bringt.“

„Aber nicht genug, daß ſie die handgreiflich zu Tage liegende eigene Impotenz nicht ſehen, — daß ſie nicht merken, wie

das christliche Salz anfängt „dumm“ zu werden. Wenn andere da sind, welche die Liebe Christi dringt, nach Mitteln und Wegen sich umzusehen, wie jenem dreifachen Abfall gewehrt werden kann, — wenn sie zu dem Ende endlich die Heilige Schrift studieren und die Kirchengeschichte und daneben weiter die Psychologie und die philosophische Ethik und die Pädagogik in allen ihren Verzweigungen und die Schulverfassungsfrage u. s. w., und nun das Gefundene in praktischer Gestalt durch Wort und Schrift zum gemeinen Gebrauche darbieten: wie denken dann jene selbstgenüglichen Brüder über solche Bemühungen? Bestenfalls sehen sie darin allerhand Liebhabereien; bei minder günstiger Beurteilung muß die Beschäftigung mit der Philosophie schon halber Abfall heißen, und das Bemühen um die rechte, fruchtbare Lehrmethode eitel „Methodenreiterei“; werden ihnen aber praktische Vorschläge dargeboten, die stark aus dem gewohnten Gleise gehen, zumal in der Schulverfassungsfrage, dann muß der arme Proponent sich wohl gar als Sozialdemokrat und Vorarbeiter des Antichristentums verschreien lassen — wie ich denn Einen kenne, der alles das erlebt hat. Daß ein Mann solchen Beschäftigungen und Bemühungen sich hingebe zuerst und zuoberst in der Absicht, dem Reiche Gottes Bahn machen zu helfen, — der Gedanke fällt ihnen gar nicht ein. Freilich, wenn er sich herbeiließe, ausdrücklich zu sagen, daß das Missionieren sein oberster Zweck sei, und zugleich klarzustellen, wie jedes seiner verschiedenen Tätigkeitsgebiete mit diesem obersten Zwecke zusammenhänge, so möchten sie es vielleicht einsehen. Allein wie soll er das anfangen? Ein Stratege, der seinen Feldzugsplan vorher publizieren wollte, der täte ja besser, gar keinen zu machen und lieber aufs Geratewohl wider den Feind zu ziehen. So ist also jenen Kurzsichtigen nicht zu helfen.“

„So steht's. Die eigene Impotenz zum Missionieren erkennen die Selbstgenüglichen nicht; und wo jemand auftritt, der gern sich und andern aus dieser Impotenz heraushelfen möchte, da muß er sich verkennen und verdächtigen lassen und seinen einsamen Weg allein fortsetzen.“

„Da sehen Sie, was mich beunruhigt und bekümmert. Ich sagte eben: es drücke mich deshalb, weil es mir nicht verständlich sei. Das will heißen: ich verstehe diese Selbstgenüglichen und Selbstsicheren nicht, weil sie sich Christen nennen,

evangeliſche Chriſten. Das erſte und oberſte Kennzeichen eines evangeliſchen Chriſten iſt doch das, was die erſte Theſe des erſten Lutheraners hervorhebt wider Rom und die Welt: ſtete, unaufhörliche Buße, — d. h. doch ſtetiges, unaufhörliches Reformieren der eigenen Perſönlichkeit rundum, alſo auch ſtetiges, unaufhörliches Neu- und Umlernen in der ganzen Runde. Wie nun jemand ein evangeliſcher Chriſt ſein kann, und dennoch glaubt, der Buße, des Reformierens und Neulernens nicht zu bedürfen, — das iſt mir eben unverſtändlich. Ich verſtehe es nur dann, wenn man annehmen darf, das Salz ſei am „dumm"-werden. Das eine iſt aber ſo bedrückend wie das andere."

„Unlängſt traf ich mit einem mir bereits bekannten rheiniſchen Pfarrer zuſammen. Er brachte das Geſpräch auf das Verhältnis der evangeliſchen zur römiſch-katholiſchen Kirche. Es war ein verſtändiger Mann, und er hatte über dieſe Frage bereits reiflich nachgedacht. Ohne beſondere Beiſteuer meinerſeits entwickelte er klar und erſchöpfend, daß die katholiſche Kirche für uns völlig unzugänglich und unangreifbar ſei und daher ein Miſſionieren von unſerer Seite dort hinein gänzlich unmöglich ſei. Von meinem Standpunkte vermißte ich in der Beweisführung noch manches; das tut aber hier nichts zur Sache, denn der Mann war ohnehin überzeugt. Ich bemerkte: für die neuere Kriegskunſt und ihre Angriffsmittel gelte keine Feſtung, wie ſtark ſie ſei, für abſolut uneinnehmbar. Wenn es nun auf dem geiſtigen Gebiete für die evangeliſche Miſſion eine anſcheinend völlig unangreifbare Stelle gäbe, und zwar inmitten der Chriſtenheit ſelbſt, dann müſſe man doch ſchließen, daß die evangeliſche Kirche die ihr anvertraute Wahrheit nicht völlig ausgenutzt habe, — mit andern Worten: daß auf unſerer Seite eine gewiſſe Impotenz vorhanden ſei und zwar durch eigene Schuld. Der Pfarrer ſtutzte ob dieſer Wendung der Diskuſſion. Wie geläufig ihm der Vorderſatz war, ſo hatte er doch das darin liegende Zeugnis wider die eigene Kirche nie an ſich kommen laſſen. Natürlich, es iſt ja die Kirche der Reformation, — wie kann dieſelbe dann der ſtetigen, unaufhörlichen Reform bedürfen? — Ich wollte dem Mann Zeit laſſen, mit dem neuen Gedanken in Ruhe ſich zu beſchäftigen, und lenkte darum das Geſpräch auf andere Dinge."

Einem andern Freunde ſchreibt er in Bezug auf dieſelbe Arbeit:

„Daß Sie sich für die in Aussicht gestellten Aufsätze aus dem Gebiete der Ethik interessieren, freut mich. Hoffentlich nimmt das Interesse nach dem Erscheinen des Erstlings nicht ab, sondern noch zu. Daß meine Darstellungen sich als christliche legitimieren können müssen, brauche ich wohl nicht erst zu sagen; daß sie aber nicht philosophisch aussehen werden, darf ich nicht versprechen. Im Gegenteil: sie sollen christlich sein und zugleich philosophisch, und sollen philosophisch sein und zugleich christlich. Nach Ihrer Bemerkung mag Ihnen das wie ein Rätsel klingen. Ich bin übrigens der guten Zuversicht, daß meine Aufsätze allmählich das Rätsel lösen werden. Auf dem Gebiete der Ethik liegt vieles im Unklaren und in Verwirrung. Weniger im eigentlichen Inhalt als in den sog. Vorfragen, was dann aber auch vielfach auf den Inhalt dunkle Schatten wirft. An dem Wirrwarr und den Unklarheiten sind übrigens die Philosophen viel weniger schuld als — nicht das Christentum, aber die Theologen, nämlich dadurch, daß sie an den ungelösten Fragen sich vorbeizudrücken pflegen. Schon im Erstlingsaufsatze wird etwas davon zur Sprache kommen. Das Schlimme liegt darin, daß nun dem Christentum zur Last gelegt wird, was die Theologen verschuldet haben. Das „Gesetz" des Alten Testaments war gewiß nicht schuld daran, daß der Heiland im Namen dieses Gesetzes verurteilt und gekreuzigt wurde; und das Christentum war nicht schuld daran, daß Bruder Martin in Wittenberg die Mühe und Gefahr des Reformierens auf sich nehmen mußte. Und wo entbrannte zuerst der reformatorische Kampf? Nicht auf dem Gebiete der Dogmatik, sondern auf dem der Ethik. (Vgl. die erste These des ersten Lutheraners.)"

„Genug davon. Die alte Geschichte wird sich immer von neuem wiederholen, wenn die Christen nicht beizeiten die Augen auftun."

Neben solchen tiefgreifenden Arbeiten und den die schwersten Probleme ins Auge fassenden Korrespondenzen fand doch auch das traute Familienleben in Gerresheim seine reine und reiche Pflege. An der Hand einiger Briefe suchen wir einen Einblick zu gewinnen in unseres Vaters Verhältnis zu seinen selbständig gewordenen Kindern.

Seit unsere Mutter von uns geschieden war, lernten wir

immer mehr, in dem Vater unſern beſten Freund zu ſehen, bei dem wir ſicher waren, in allen Anliegen unſeres Lebens Teilnahme, und wo es nötig war, Rat und Troſt zu finden. Er hatte ein feines Verſtändnis für die ſeeliſchen Empfindungen und Zuſtände anderer, ſo auch der eigenen Kinder. Das merkte man ſofort, wenn man ſich in irgend einer perſönlichen Angelegenheit an ihn wandte. Es brauchte da nicht vieler Worte unſrerſeits; die Sprache der Seele, die ſich nicht immer in Worten ausdrücken läßt, verſtand er ſchon nach wenigen Andeutungen, zumal dann, wenn ein Druck irgend welcher Art das Ausſprechen veranlaßt hatte. Da zeigte es ſich, daß der ſonſt ſo feſte, „eiſerne Mann“ [1]) ein Gemüt beſaß, mild, weich, mitempfindend, das in ſeinem Zartfühlen dem treuſten Mutterherzen gleichkam. Der Worte bedurfte es auch ſeinerſeits nicht viele, aber was er ſagte, das traf den rechten Punkt, es wirkte, wie es nötig war, beruhigend, ſtillend, heilend, oder auch zurechtweiſend, aufklärend, helfend — immer aber wohltuend.

Daß es uns auch Bedürfnis war, bei dem entſcheidendſten ſelbſtändigen Schritt im menſchlichen Leben vor allem ſein Urteil und ſeinen Rat zu hören, verſteht ſich bei ſolcher Stellung zu ihm von ſelbſt. Hören wir, wie er dem älteſten Sohn auf ein Ausſprechen ſeinerſeits in ſolcher Angelegenheit antwortet.

„Wie Du denken kannſt, hat Dein letzter Brief an mich mein Denken und Fühlen in die lebhafteſte Bewegung gebracht. Dieſe Wirkung mußte um ſo ſtärker ſein, da ich auf Deine Mitteilung nicht vorbereitet war. Dieſe letztere Bemerkung darfſt Du aber nicht ſo mißverſtehen, als ob ich meinte, Du hätteſt ſchon früher etwas von Deinem Herzensverhältnis verraten ſollen; ſie will Dir bloß meine lebhafte Bewegung vollaus verſtändlich machen.“

„Zu Deinem Vornehmen wünſche ich Dir von Herzen Gottes Segen, und tue es ohne Rückhalt, obwohl mir ja die Erkorene Deines Herzens perſönlich unbekannt iſt. Vorab beruhigt mich der Gedanke, daß Du ſeit dem Verlaſſen des Elternhauſes im zwölften Jahre Deinen Lebensweg ſo beſonnen und ehrenhaft verfolgt haſt, daß ich nicht zweifeln kann, Du werdeſt auch in dieſem Falle Deiner Vergangenheit nicht untreu geworden

---

[1]) So nannte ihn einſt ein Freund, der ihn nur nach ſeinen Schriften kannte.

ſein. Vor allem beruhigt mich, daß ich Dich in Gottes Hand weiß. Der ſel. Mama Segen und Gebet geleitet Dich; und mein und Deiner Geſchwiſter Gebete werden hinfort mit Dir gehen wie bisher. Der treue Gott, der Dich bisher ſo ſichtbar geſegnet hat, wird es auch ferner mit Dir wohl machen."

„Ich hätte noch manches auf dem Herzen über den wichtigen Schritt, den Du zu tun im Begriffe biſt. Er iſt viel, viel bedeutſamer, viel inhaltſchwerer, als einer in den Jahren wiſſen kann, wo der Entſchluß gefaßt wird. Aber ich will meine Gedanken lieber für die mündliche Unterredung verſparen, und ſtatt deſſen im Blick auf die unüberſehbare Tragweite des ehelichen Verlöbniſſes Dich erinnern an das Schriftwort, das auch über die tiefſten Abgründe hinüberhelfen kann:

Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlaß dich nicht auf deinen Verſtand;
ſondern gedenke an Ihn in allen deinen Wegen, ſo wird er dich recht führen."

„Ob es rätlich iſt, den beabſichtigten Schritt bald zu tun, oder noch eine Weile zu warten, kann ich aus der Ferne nicht ſicher beurteilen. Allerdings ſpricht mein Gefühl dafür, erſt die Prüfung vorübergehen zu laſſen; auch iſt man von alters her der Meinung, daß ein langer Verlobungsſtand nicht gut ſei — aus vielerlei Gründen. Indeſſen muß ich dieſe Frage Deiner eigenen Entſcheidung überlaſſen. Entſcheideſt Du Dich in Gottes Namen, ſo darfſt Du trauen, daß es am Ende gut gehen wird, auch wenn Dein Verſtand Dich irre geführt haben ſollte."

„Zum Schluß laß mich Dir für jetzt und alle Zukunft empfehlen das Gebet aus meinem heutigen Tagespſalm:

Herr, lehre mich tun nach deinem Wohlgefallen, denn du biſt mein Gott;
dein guter Geiſt führe mich auf ebner Bahn (Pſ. 143, 10)."

Im gleichen Jahre erbittet der Sohn ſeinen Rat in betreff ſeiner weiteren Laufbahn. Da die Ausgrabungen in Olympia beendet waren, ſtand er vor der Entſcheidung, ob er ferner bei der archäologiſchen Architektur bleiben, oder wieder in die Heimat und in das praktiſche Baufach zurückkehren ſolle.

„Deine Mitteilung," antwortet ihm der Vater, „daß Dir von Griechenland aus der Vorſchlag gemacht worden ſei, dort zu bleiben und die Docenten-Karriere einzuſchlagen, hat mich, wie

Du denken kannſt, ſehr überraſcht. Dir einen beſtimmten Rat zu geben in dieſer Angelegenheit, dazu reichen meine Erfahrungen nicht aus. Ich muß mich daher darauf beſchränken, Dir meine Gedanken zu ſagen."

„Im erſten Augenblicke konnte der Plan der Docentenlaufbahn mir nur ſympathiſch ſein. Meine Seele hängt am Lehramte, welche Form es auch haben möge. Wenn Du nun auf Deinem Wege doch noch dazu kämſt, die Docentenbahn zu betreten, ſo würde mir das wie eine Fortſetzung meines eigenen Lebenstagewerks erſcheinen — was für einen Vater immer ein anſprechender Gedanke iſt. Daß dabei Dein Weg eine Zeitlang durchs Ausland führen müßte, würde an und für ſich mir an dem Sympathiſchen des Planes nichts rauben, falls das als eine bildende und nützliche Vorſtufe gelten darf. Denn was an Annehmlichkeit für Dich und uns dabei verloren geht, kann durch die andern Vorteile, zumal wenn es Bildungsvorteile ſind, reichlich erſetzt werden."

„Ein anderer Erwägungspunkt würde die ſpezielle Begabung für die Docentenlaufbahn ſein. Wenn Du früher zuweilen ſagteſt, daß Dir die Gabe der freien Rede fehle, ſo habe ich dieſer Selbſtkritik niemals Gewicht beigelegt. Mir ſchien dieſe Anſicht teils auf einer Täuſchung zu beruhen, teils darauf, daß Du keine Neigung zum Lehren habeſt. Eine ſolche Täuſchung habe ich bei meinen Bekannten oft erlebt. Sie rührt daher, daß zum öffentlichen Reden eine gewiſſe Freimütigkeit und Zuverſichtlichkeit nötig iſt. Weil ihnen nun dieſe Gemütseigenſchaften fehlten, ſo machten ſie ſich weis, daß das Manko in der Sprache, alſo auf intellektuellem Gebiete läge. In der Sprache kann aber kein Manko vorhanden ſein, wenn es nicht ſchon in der Konverſation zum Vorſchein kommt. Die Kleinigkeit, welche dann möglicherweiſe zum zuſammenhängenden Reden noch fehlen möchte, wird durch ein wenig Übung ſchnell und wohlfeil erſetzt. Die Hauptfrage iſt lediglich, ob einer den Stoff intellektuell beherrſcht, und das kann er vor aller Redeübung wiſſen. Allerdings gibt es in der Redekunſt ein Talent, ſei es ein angebornes oder ein angebildetes, was einem ſonſt wohlgeſchulten Geiſte abgehen kann, und was er in ſpäteren Jahren vielleicht auch trotz allen Fleißes nicht mehr erwerben kann. Allein im Lehramte, gleichviel ob es mit Erwachſenen oder mit Kleinen zu

tun hat, spielt dasselbe bei näherem Besehen gar keine große Rolle. Nur da fällt es ins Gewicht, wo es sich um einen sofortigen, momentanen Effekt handelt, also bei Advokaten, bei Parlaments- und Klubrednern und bei Predigern. Und selbst bei Predigern wird das Rednertalent vielfach in seinem Werte überschätzt, — ich meine nicht im Vergleich zur Privatseelsorge u. dgl., sondern lediglich als sprachliche Leistung, also im Vergleich mit einer geringeren Redebegabung. Du hast ein schlagendes Beispiel an Pastor N. Es gibt höchst wenige Prediger, welche eine so geläufige und geschulte Zunge besitzen wie er. Auch geht ihm an wissenschaftlicher Ausrüstung nichts ab. Und doch wird z. B. der sprachlich fast schwerfällige und wissenschaftlich nur mäßig gerüstete Pastor X. immer über ihn den Sieg davontragen — und zwar nicht bloß auf die Dauer, sondern auch im sofortigen Effekt. Woran das liegt, will ich hier nicht näher erörtern, sondern nur konstatieren, wenn schon auf diesem Gebiet, auf dem der Gelegenheitsrede, der Vorzug des eigentlichen Redetalentes so wenig bedeutet, so muß derselbe im Lehramte noch viel weniger zu bedeuten haben, da hier der Erfolg überwiegend von der Beherrschung des Stoffes, von der Klarheit der Gedanken und von gewissen Gemüts- und Charaktereigenschaften abhängt. Und das sind alles Qualitäten, die bei der nötigen intellektuellen Begabung durch Treue erworben werden können. Wie gesagt, Deiner Selbstkritik hinsichtlich des freien Redens habe ich nie getraut. Deine Ansicht hat sich ja auch, wie Du jetzt selbst melden kannst, als Täuschung erwiesen. In dieser Beziehung habe ich daher bei der Docentenkarriere keine Sorge. Ein anderes ist es um solche Lehrqualitäten, die mit der Eigentümlichkeit der Architektur zusammenhängen. Da geht mir alles Urteil ab. Was solche Aufgaben betrifft, die rein vom Verstande abhängen — wie Mathematik u. s. w. — da hätte ich ebenfalls keine Sorge. Allein ich weiß nicht, wieweit die besondere Richtung und Seite der Architektur, auf welche Dich Deine Studien in Olympia hinweisen, nicht noch andere Anforderungen als die an den Verstand machen — z. B. an die Phantasie, an den Sinn für plastische Kunst u. s. w. Und überdies weiß ich nicht, wieviel Du in dieser Beziehung Dir zutrauen darfst. In diesem Punkte muß ich also wieder Dir und Professor Adler das Entscheidungsurteil überlassen."

Dann geht er noch auf eine dritte Seite der Docentenkarriere, die Idealität des Lehrberufes ein. Doch ist diese Briefstelle bereits früher S. 59 mitgeteilt. Er schließt dann nachher mit den Worten:

„In allem aber lege ich Dich und Deine Anliegen vertrauensvoll in Gottes Hand, und bin gewiß, daß dieser treue, gnädige und allweise Berater und Lenker, der Dich bisher so freundlich geführt hat, auch Deinen ferneren Lebensweg aufs beste beraten und lenken wird, wenn wir es Ihm im Gebet befehlen und auf Seine Güte hoffen (Ps. 37, 5)."

Die Berufsangelegenheit des Bruders entschied sich auf die Weise, daß ihm von Berlin aus eine Anstellung an dem deutschen archäologischen Institut in Athen angeboten wurde, die er mit Freuden annahm. War ihm dadurch doch Gelegenheit gegeben, derjenigen Arbeit dauernd als Berufsarbeit sich hinzugeben, der sein eigentlichstes Lebensinteresse zugewandt war, die sein Lieblingsstudium ausmachte. Zunächst ging er allein dorthin, um dann im nächsten Jahre (1883) seine Braut, eine Tochter des Geh. Oberbaurat und Professor Adler in Berlin herüberzuholen.

Zur Hochzeit nach Berlin zu reisen, war Vater nicht wohl genug. Hofprediger D. Frommel traute das junge Paar und sprach in der Traurede im Dom auch von dem schlichten Wupperfelder Schulhause und dem darin waltenden Geist und Sinn. Nachher bei Tisch las er folgenden schriftlichen Gruß unseres Vaters an die neuvermählten Kinder vor:

„Gerresheim, den 10. Februar 1883.

Meine lieben Kinder!

„Es ist mir nicht vergönnt, persönlich gegenwärtig zu sein, wenn zu dem hochwichtigen Bunde, zu dem Ihr Euch einst im voraus die Hand gereicht, nun inmitten Eurer Angehörigen und Freunde Gottes Jawort und Segen gesprochen wird. Aber im Geist bin ich mit meinem Herzen doch dabei und möchte Euch gern einen herzlichen Gruß zusprechen — zum Geleit auf dem neuen Lebenswege, den Ihr nun gemeinsam wandern wollt."

„Gemeinsam, Hand in Hand, das ist die Signatur der jetzt beginnenden neuen Lebensperiode: Gott der Herr, der Euch zusammengeführt, drücke mit seinem Amen ein unverletzliches

Siegel darauf — dann wird Sein Segen Euch geleiten, dann muß es gut gehen."

„Es gehe, wie es gehe,
Der Vater in der Höhe,
Der weiß zu allen Sachen Rat."

„So grüße ich Euch, liebe Kinder, aus der Ferne — auch im Sinne Eurer sel. Mutter, die Euch in ihren Gebeten diesen Segensgruß schon vorlängst, von Eurer ersten Lebensstunde an, zugesprochen hat."

„Hand in Hand — bis der zeitliche Tod Euch scheide, das ist, wie die zeitliche Quelle, so auch die erste Bedingung Eures Lebensglückes. Darum, liebe Kinder, haltet die Hände zusammen, fest, fest, haltet sie einander fest: es gelte nur der eine Streit, die einzige Eifersucht, wer am festesten halten kann."

„Solche Treue aber kann nur wurzeln in der Liebe — in jener Liebe, die nicht das Ihre sucht, die sich nicht ereifern läßt, die alles trägt, alles glaubet, alles hoffet, alles duldet und nimmer müde wird. Für die Liebe von dieser Art und Kraft ist aber der Wurzelboden des natürlichen Menschenherzens zu schwach, nicht nahrhaltig genug: sie bedarf der stetigen unaufhörlichen Stärkung aus einer höheren Nährquelle. Darum, geliebte Kinder, seid und bleibet des eingedenk, „wo der Liebe Quell entspringt;" haltet Euch treu, haltet Euch nahe, haltet Euch Hand in Hand an diesen Lebens-, Heils- und Liebesborn. An ihm gepflanzt und von ihm genährt wird Eure eheliche Liebe wohl eine Blütezeit haben, aber keine Flitterwochen; denn sie hat die Verheißung, daß sie nur ein Grünen und Wachsen und Reifen in unvergänglicher Jugendfrische kennen soll — bis zu jenem Tage der Vollendung, wo alles Vergängliche und Unzulängliche, alles Weh und Trauern in den Sieg der ewigen Liebe verschlungen sein wird."

„So geht denn hin, liebe Kinder, unter dem Geleite unserer Segenswünsche und Gebete in den neuen Stand und in die neue Heimat. Gott segne Euren Ausgang und Eingang und schenke Euch auch dies, daß Ihr in dem hellen Sonnenschein des neuen Heimatlandes Euch der schönen Frühlingszeit Eures Ehestandes so recht von Herzen freuen möget."

„Auf fröhliches Wiedersehen!

In treuer Liebe Euer Vater."

In demſelben Jahre war unſerm Geſchwiſterkreis noch ein Zuwachs beſchieden. Meine Schweſter Agnes, dem Alter nach dem Bruder folgend, verlobte ſich mit Paſtor von Rohden, damals in Helſingfors.

Vater hatte nun die Freude, in dem Schwiegerſohn, den er erſt durch ſeine Beziehungen zu meiner Schweſter kennen lernte, einen Geſinnungsverwandten zu finden, der ſich außer ſeinen theologiſchen auch gründlich mit pädagogiſchen Studien befaßt hatte, der, wenn auch auf ganz anderem Wege wie der Vater, ſo doch wie dieſer bei Herbart angelangt war, hier feſten Fuß gefaßt und ſich in die Herbartiſchen Ideen eingearbeitet hatte.

So wurde denn unſer Geſchwiſterkreis weit auseinandergeriſſen; das eine junge Paar hatte im Süden, das andere im Norden ſein Heim gefunden. Aus den Briefen unſeres Vaters an dieſe fernen Kinder laſſen wir einige Auszüge folgen. In einem Briefe nach Athen heißt es u. a.:

„Gott ſei mit Euch in dem neuen Jahre, wie er es bisher nach ſeiner Güte und Barmherzigkeit geweſen iſt. Haltet ſeine Güte im Gedenken. Ihr habt ihm viel zu danken. Und das Danken „iſt ein höchſt nützliches Denken", wie ein alter Barmer Freund zu ſagen pflegte. „Wer Dank opfert" — heißt es im Pſalm — „der preiſet Gott, und das iſt der Weg, daß ich ihm zeige mein Heil." Mit der Undankbarkeit hat, nach des Apoſtels Pauli Wort (Röm. 1), die Finſternis und ſittliche Depravation des Heidentums angefangen. Auf althelleniſchem Boden iſt das ein tiefſinniges Thema, in welchem der Schlüſſel zu vielen Aufſchlüſſen liegt. Aber auch auf chriſtlichem Boden hat das Kapitel von der Dankbarkeit eine größere Tragweite, als man gewöhnlich glaubt. Gott danken heißt: Gottes Wohltaten memorieren, — auch darauf ſich beſinnen, daß ſeine Liebe und Barmherzigkeit uns immer einen Schritt, ja eine ganze Ewigkeit voraus iſt. Nun können Stunden und Tage kommen, wo es einem weniger wohl zu Mute iſt, — auch Euch, lieben Kinder. Es kann geſchehen, daß alle irdiſchen Stützen zerbrochen vor den Füßen liegen, — daß der Glaube dahin iſt, — daß die Hoffnung keinen Lichtſtrahl mehr ſieht, — und was dann? Wenn Gottes Wohltaten gut d. i. dankbar memoriert ſind, wenn ſeine unergründliche Barmherzigkeit noch feſt im Gedenken iſt: dann wird trotz allem und allem das Band der Liebe halten, wie ſchwach es auch ſei, und

an diesem letzten Bande werden auch Hoffnung und Glaube wieder lebendig werden und erstarken, — und die schwere Anfechtung wird überwunden, und das Kind wird wieder beim Vater sein."

„Anbetung, Ehre, Preis und Ruhm
Sei unserm Gott im Heiligtum,
Der Tag für Tag uns segnet!
Dem Gott, der Lasten auf uns legt,
Doch uns mit unsern Lasten trägt,
Und uns mit Huld begegnet!
Sollt' ihm, dem Herrn der Herrlichkeit,
Dem Gott vollkommner Seligkeit,
Nicht Ruhm und Ehr gebühren?
Er kann, er will, er wird in Not,
Vom Tode selbst und durch den Tod
Uns zu dem Leben führen."

(Ps. 68, 20. 21.) Ref. Gesangbuch.

„Gern möchte ich einmal einen Blick in Euer Daheim werfen, — namentlich um die kleine Else zu beobachten, wie sie umherkriecht oder vielleicht schon das Marschieren versucht und Mama und Papa und —opapa stammelt. Hoffentlich haben wir nach einiger Wartezeit auch wieder die Freude, Euch alle drei hier bei uns zu sehen."

Aus einem Brief an den Sohn einige Jahre früher, als er noch allein in der Fremde weilte, sei auch hier noch eine Stelle angeführt:

„Groß und klein rüstet sich hier im Hause, um Dir das Weihnachtsfest nach besten Kräften heimatlich auszustatten, soweit es geht. Durch „Realien" läßt es sich nicht tun, so soll es denn durch „Verbalien" geschehen — durch Briefe, die Dir etwas aus der Heimat erzählen und Dich zum Weihnachts- und Geburtsfest herzlich grüßen, da sie außer der Liebe Dir nichts schenken können. Da kann und will ich denn auch nicht zurückbleiben und Dir einige Zeilen mit beilegen — obwohl das Schreiben mit einem stechenden Wehgefühl geschieht, nämlich mit dem schmerzhaften Gedanken, der mich ohnehin immer verfolgt, daß ich überhaupt so selten habe an Dich schreiben können, und auch nicht einmal versprechen darf, daß es in Zukunft häufiger geschehen werde. Doch — ich darf mich nicht verleiten lassen, von den Dornen zu reden, die meinen Lebensweg neben den vielen Segnungen begleiten: die einen wie die andern kommen ja aus derselben väter-

lichen Hand, — und dazu wollen wir heute des Christfestes uns freuen, das uns den Sieg verkündet, der Sünde, Tod und alles Weh verschlungen hat und alle Disteln und Dornen, auch die selbstverschuldeten, in lauter Gnadenzeichen verwandelt."

„Gott zum Gruß und den Herrn Jesum Christum zum Trost! — das ist mein herzlicher Wunsch zu dem bevorstehenden Doppelfeste, das Du jetzt im fernen Griechenland, getrennt von den Deinigen, feiern wirst. Darüber hinaus weiß ich Dir nichts zu wünschen. Darin — in diesem Christtagsgeschenk an die Menschheit, in dieser „unaussprechlichen Gabe" — liegt alles eingeschlossen, was das Menschenherz in Zeit und Ewigkeit begehren mag."

„Der Gnade Gottes in unserm Herrn Christo Jesu befehlen wir Dich alle Tage, und damit sollten wir Dich geborgen wissen. Aber wie ist unser bängliches Herz doch so oft voll Sorge um Dich, wenn einmal ein Brief von Dir sich verspätet! Daß Gottes Augen in alle Lande schauen, daß nicht bloß Barmen, Berlin und Deutschland zu seinem Reiche gehört — das muß man sich immer erst wieder vorsagen, sonst will der kleine Glaube im kleinen Herzen in Sorgen und Befürchtungen untergehen — zumal bei der lieben sorglichen Anna. Sorge also dafür, soviel es geht, daß jeder fällige Posttag uns ein wenig Nachricht bringt. Wie oft von „unserm lieben Wilhelm" in Olympia unter uns die Rede ist und in den kommenden Feiertagen die Rede sein wird, das wirst Du Dir kaum denken können."

„Eine kleine Sorge will mich auch zuweilen stark beschleichen, die ich aber den andern nicht sage. Du bist so aus aller christlichen Kirchengemeinschaft herausgerissen, — von Kirchenbesuch kann bei Euch wohl nicht die Rede sein, — wie Deine Hausgenossen zu den christlichen Dingen und Anliegen stehen, weiß ich nicht, — Arbeit und wieder Arbeit, Wissenschaft und Kunst und abermals Wissenschaft und Kunst, das sind die Gebiete Eurer Gedanken. Wenn ich mir das vorstelle, dann sorge ich oft, ob nicht in diesem stetigen unaufhörlichen, einförmigen Treiben das Bedürfnis nach etwas Höherem Schaden nehmen könnte. Eine notwendige Folge ist das freilich gar nicht; dieser beständige Werktagslauf könnte sogar gerade das Gegenteil bewirken und die Sehnsucht nach dem ewig Wahren und unverwelklich Schönen und unbefleckten Guten desto lebhafter wachrufen. Möchte es ja ge-

ſchehen! Aber, wie geſagt, eine kleine Sorge beſchleicht mich doch zuweilen, und da habe ich dann wohl gedacht, ich wollte Euch Schleiermachers weiland berühmtes Buch: „Reden über die Religion — an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ ſchicken, worin er den Leuten ſeiner Zeit, welche meinten, für ſie — für die Gelehrten und Künſtler — erſetze die Wiſſenſchaft und Kunſt das, was der gemeine Mann in Religion und Kirche zu finden meine, nachdrücklich und überzeugend bewies, die Religion ſei ein Beſonderes, ein Höheres, und könne durch Wiſſenſchaft und Kunſt nicht erſetzt werden, — häufig werde aber das religiöſe Bedürfnis unter der Sorge für Wiſſenſchaft und Kunſt erſtickt. Allein ich habe mich beſonnen: Schleiermachers Buch paßt für die dermalige Zeit nicht mehr, genügt wenigſtens nicht. Wir haben aber etwas Beſſeres, um den Durſt nach dem Ewigen wach zu erhalten — was man freilich auch damals beſaß: die religiöſen Klaſſiker Israels von Moſes bis St. Johannes, und die klaſſiſchen religiöſen Lieder unſerer deutſchen Chriſten von Luther bis auf Terſteegen. Hoffentlich haſt Du Bibel und Geſangbuch bei der Hand. Damit mache Dir ſelbſt neben den ſechs Werktagen einen heiligen Sabbat. Solange Du einen Zug zu dieſen lebendigen Quellen haſt, ſolange Dir das Leſen dieſer Klaſſiker Bedürfnis und Freude iſt — ſo lange bin ich um Deinetwillen ohne Sorge.“ —

Der Tochter in Helſingfors ſchreibt er:

„Es hat mich, liebe Agnes, ſehr gefreut, daß es mit Deinem Befinden wieder beſſer geht und Du mit neuem Lebensmut in die Zukunft ſchauſt. Der liebe Gott erhalte Deine Geſundheit und ſtärke ſie, dazu auch den frohen Mut. „Guter Mut iſt ein tägliches Wohlleben,“ ſagt der alte Sirach, und er hat recht. Verſäume aber auch Deinerſeits nicht, was Du zum Geſund- und und Munterbleiben tun kannſt.“

„Wie ich wünſche und hoffe, hat Dir die überſtandene Trübſalszeit auch einen innerlichen Segen zurückgelaſſen. Namentlich den Segen, daß Dein Herz noch feſter in Gottes Barmherzigkeit ſich eingewurzelt, noch inniger an ſein Herz ſich anklammern gelernt hat. An Gelegenheiten, wo dieſer Segen ſich erproben kann, wird es ja wohl in Zukunft nicht fehlen; und es iſt auch gut, daß ſie nicht fehlen, da wir Menſchenkinder ſo geartet ſind, daß das rechte Rufen zu Gott aus des Herzens Tiefe

erſt dann herauskommt, wenn uns alle anderen Stützen aus den Händen geſchlagen ſind. Für ſolche Stunden, wo Troſt und Hülfe not tut, will ich im voraus ein paar Stärkungsworte hierherſetzen, an denen auch meine bangende Seele manchmal ſich aufgerichtet hat."

Der Herr hat alles wohl gemacht,
Er wird's nicht böſe machen.
Dies, fromme Seele, wohl betracht
In allen deinen Sachen:
In Freud und Leid, in Gnüg und Not,
In Krankheit, Jammer, Kreuz und Tod,
In Kummer, Angſt und Schmerzen;
Das glaub, o Herz, von Herzen."

(Aus Zahns bibl. Hiſtorienbuch.)

„Du biſt nun, liebe Agnes, bereits ein rundes Jahr lang „Frau Paſtorin" — eine Nachfolgerin der würdigen Großmutter, die es ſchon zwei Menſchenalter lang mit Ehren geweſen iſt. Es iſt mir eine große Freude geweſen, daß eins meiner Kinder in ein Pfarrhaus gerufen und geführt wurde; hätte nur die liebe ſel. Mama es noch erleben dürfen! „Wer ein Biſchofsamt begehret, der begehret ein köſtlich Werk!" köſtlich aber iſt auch der Frauen Dienſt an ſeiner Seite. Ich habe wohl ſagen hören und geleſen, wie man meinte, eine Pfarrfrau müſſe ein halber oder Viertels-Paſtor ſein, wenn ſie ihren Poſten recht ausfüllen wolle. Das iſt ganz und gar nicht mein Sinn. Hat eine Frau Paſtorin Beruf und Trieb, zu „weisſagen", — nun wohl, ſo will ich es ihr nicht wehren, aber zu ihrem regulären Dienſt als Pfarrfrau gehört es nicht. Eine gute Königin iſt nicht darum gut, weil ſie in die Regierungsgeſchäfte hineinpfuſcht; dasſelbe gilt mir auch von einer guten Pfarrfrau. Sagt man, das ſei die beſte Frau, von der wenig geſprochen wird, ſo ſage ich, es gilt zweimal von der Pfarrerin. Ihre Tugenden beſtehen lediglich in dem, worin auch die Tugenden jeder andern Hausfrau beſtehen, daß ſie nämlich ihrem Hausweſen wohl vorſtehe, — daß ſie ihre Kinder ſorgſam erziehe, — daß ſie ihren Mann als eine treue Gehülfin alſo verſorge und pflege, damit er ſeine Arbeit mit gutem Mute tun kann, — und daß ſie für ſeine eigentümlichen Berufspflichten, Berufsſorgen und Berufsfreuden Sinn und Teilnahme habe. Alles Übrige, was lieblich iſt und wohllautet, iſt eine gute Zugabe; aber jenes ſind notwendige

Stücke. Eine Frau Paſtorin, die das zu werden und zu leiſten wünſcht, von Herzen wünſcht, die iſt gewiß eine gute Pfarrfrau. Halte Deine liebe Großmutter vor Augen, meine liebe Agnes, und das Pſalmgebet: „ſchlecht und recht, das behüte mich!“ im Sinne, dann biſt Du unzweifelhaft auf gutem Wege. Ich habe Dir, liebes Kind, dieſe kleine Pfarrhaus-Predigt beifügen wollen, weil ich mich eben ſo ſehr gefreut habe, daß Du „Frau Paſtorin“ geworden biſt. Ich zweifle nicht, daß Du ſorgen wirſt, meine Freude voll zu machen. Gott der Herr ſtärke Dich darin!“

Eine Briefſtelle aus früherer Zeit an dieſelbe Tochter, die damals in Düſſeldorf weilte und zu Hauſe in Barmen zu Beſuch geweſen war, teilen wir hier mit, weil ſie ſachlich hierhergehört.

„Es hat mir ſehr leid getan, daß ich am Sonntag verhindert war, Dir ein mündliches Adieu — ein „Gott mit Dir“ — mit auf den Weg zu geben. Wir hatten im Eifer des Geſpräches nicht genug auf die Zeit geachtet. Im Herzen habe ich Dir aber unterwegs und ſeitdem viele Male ein „Gott mit Dir“ nachgerufen, und da morgen Dein Geburtstag iſt, ſo will ich Dir dieſen Gruß auch ausdrücklich ſchreiben.“

„Du haſt nun ſchon zwei Jahrzehnte auf Deinem Lebenswege zurückgelegt. Das ſind ſchon viele Jahre, viele Monate, Tage und Stunden. Blicke zurück auf dieſe Strecke und gedenke, wie Gott der Herr mit ſeiner Gnade Dich bisher geleitet hat.“

„Denke daran,
Was der Allmächtige kann,
Der dir mit Liebe begegnet.“

„Wohl iſt Dir und den Geſchwiſtern die liebe Mama früh entriſſen worden, und nach menſchlichem Standpunkt kann ja Kindern kaum etwas Härteres begegnen. Allein wir wiſſen ja, daß ſie abgerufen worden iſt von dem, deſſen Barmherzigkeit ſo groß iſt wie er ſelber, der nur Gedanken des Friedens hat und nicht des Leides, der nur züchtigt, um deſto reichlicher zu ſegnen, der nur ſein Antlitz verbirgt, um es deſto freundlicher leuchten zu laſſen. Halten wir das feſt, liebe Agnes, auch wo wir es noch nicht mit Augen ſehen, ja wo die Wirklichkeit ſcheinbar „nein“ ſagte: wir werden es doch einmal ſchauen, und dann wird das Schauen deſto erfreulicher ſein.“

„Tatsächlich hast Du auch die Freundlichkeit Gottes in Deinem Leben überhaupt wie in den letzteren Jahren insbesondere reichlich erfahren. Zwanzig Jahre hinter sich zu haben, ohne auch nur einmal eine ernste Krankheit bestanden zu haben, das will schon viel sagen. Und dazu stehen noch alle Geschwister um Dich herum, und Du bist in ein Haus und einen Kreis aufgenommen, wo Dir die Liebe der Tanten viele Wohltaten hat zu teil werden lassen. Nütze sie wohl, mein Kind; das ist der beste Dank gegen Gott und Menschen. Als Du seiner Zeit zuerst nach Düsseldorf zogst, da hatte ich, wie Du weißt, neben der Freude auch die geheime Sorge, Du möchtest durch die im Pensionat herrschende und gebotene Lebensweise dem einfachen, schlichten Sinne der sel. Mama entfremdet werden, und das würde dann neben allem Gewinn doch ein schwerer Verlust sein. Aber ich habe Dich der Zucht des Geistes Gottes anbefohlen, in dessen Schule allein recht gelernt werden kann, daß der wahre Schmuck, der vor Gott gilt und stand hält, nicht auswendig, sondern inwendig, in der Schöne des verborgenen Menschen des Herzens zu suchen ist. Du bist, liebe Agnes, nach der Großmutter genannt. Es ist mir daher wie ein Fingerzeig Gottes gewesen, daß Du nach Düsseldorf in die Nähe dieser Großmutter gekommen bist. An ihr läßt sich anschaulich sehen, wie schön es zieret, wenn der inwendige Mensch mit Sanftmut und Demut, mit Einfachheit und Einfalt, die nie etwas Arges denken kann, mit Geduld und großer Gütigkeit bekleidet ist. In der Tat, ich erinnere mich nicht, je eine Frau gesehen zu haben, die bis in ihr hohes Alter hinein jene feinsten christlichen Zierden des Herzens besaß — und in ihrer Demut doch nicht einmal ahnte, wie sehr sie ausgezeichnet war. Möchtest Du durch Gottes Gnade vor allem das an und von der lieben Großmutter lernen! Ein Besseres und Höheres weiß ich Dir nicht zu wünschen.“

Die Großeltern wohnten seit der Emeritierung des Großvaters in Düsseldorf, wo wir von Barmen aus oft in den Ferien bei ihnen weilten. In Gerresheim waren wir ihnen dann recht nahe, und ihr Haus war uns wie eine zweite Heimat. Im Jahre 1885 sind sie kurz nacheinander heimgegangen, der Großvater war 91, die Großmutter 84 Jahre alt, beide bis zuletzt geistig klar, heiter, zufrieden und in Gott vergnügt. Ein Wort unseres Vaters, welches auf diese Stimmung in den Tagen des

Alters sich bezieht, sei zum Schluß noch mitgeteilt. In einer Ansprache beim Fest ihrer Diamant-Hochzeit sagte er u. a.:

„Noch eines dritten Charakterzuges in dem Lebensbilde der Großeltern muß ich gedenken. Ich meine die Gottesgabe eines zufriedenen, glaubensfreudigen und heiteren Gemütes — auch jetzt in den Tagen des Alters, wo die Gebrechen und Schwächen des Leibes sich häufen und, weil auch die gewohnte berufliche Beschäftigung aufhören muß, der Mensch so leicht sich selber zur Last wird. Es mag manche Kennzeichen dafür geben, ob ein im öffentlichen oder häuslichen Dienst zurückgelegtes Leben ein christlich-gesundes war; aber dieses — der zufriedene Sinn auch in den alten Tagen, wie wir ihn an den Großeltern sehen — ist jedenfalls ein untrügliches. Möchte dieser echte Diamantschein des begnadigten Alters nimmer von ihnen weichen, und uns und unsern Kindern, wie zum Vorbilde, so auch zum Erbteil werden!“ — —

Nachdem wir von Freundschafts- und Familienbeziehungen erzählt haben, wenden wir uns nun der Lebensarbeit unseres Vaters, der er auch jetzt nicht untreu geworden war, wieder zu.

„Im Staatsdienst heiße ich jetzt allerdings Emeritus,“ schreibt er in der ersten Zeit in Gerresheim, „im Dienst des Reiches Gottes und speziell der deutschen Schule gedenke ich aber, so Gott will, noch nicht zu den Abgedankten zu gehören.“

Ein Blick auf seine literarische Tätigkeit und seine Korrespondenz innerhalb jener Jahre, wovon wir schon etwas kennen gelernt haben, gibt uns den Eindruck, daß der Ruhestand, in den er eingetreten war, doch für ihn keine Ruhe im Sinne der Untätigkeit mit sich brachte. Daraufhin war niemals sein Sinn gerichtet, vielmehr hätte er von Herzen mit Richard Rothe sprechen können: „Nicht nach Ruhe sehne ich mich, sondern nach Stille.“ Und diese letztere Gottesgabe ist ihm auch zu teil geworden, trotz aller Unruhe in Arbeit, Kampf und Leiden, die bei ihm zeitlebens nicht aufgehört hat, obwohl er wie wenige ein Mann des Friedens war.

Zunächst nahm er die Redaktion des Schulblattes, die ihm in den letzten Jahren durch Freundeshülfe erleichtert worden war, wieder selbständig in die Hand.

An Professor Rein schreibt er in derselben Zeit:

„Ihr Brief vom 14. Oktober vor. Jahres liegt noch immer unbeantwortet hier. Was werden Sie von mir denken? Ich habe mich damit getröstet, Sie seien an mein Schuldenmachen im Korrespondieren bereits so gewöhnt, daß ein weiteres Plus nicht mehr ins Gewicht fiele. Mich selbst hat die Schuld allerdings gedrückt, ich mußte aber davon wegzudenken suchen.. Mir tat zunächst etwas Erholung und Ruhe not, nicht bloß leiblich, sondern noch mehr um des Gemütes willen, um mich in den neuen Boden einwurzeln zu können. Doch ist mir in den verflossenen Monaten beides nicht zu teil geworden. Der Ursachen sind mancherlei. Eine davon steht 1. Sam. 22, 2. Es gehört das alles zu meinem Lebensweg; wir wollen also nicht weiter davon reden. Dazu wiederholte sich auch unlängst ein schlimmer asthmatischer Anfall, der das, was die Gesundheit durch die Emeritierung gewonnen hatte, wieder verzehrt hat. Für die nächste Zeit bleibt daher die nötigste Aufgabe, meine Lektion im Stillehalten und Geduldigsein noch etwas gründlicher zu lernen — wozu der liebe Gott seinen Segen geben wolle."

„Sie wünschen, daß der Kampf wider den didaktischen Materialismus auch in Ihr Blatt verpflanzt werde, und daß meine Feder dies übernehmen möchte. Ach, ständen mir noch die Kräfte und der Mut der jungen Jahre zu Gebote, so würde ich wohl freudig auf Ihren Vorschlag eingehen."

„Jetzt kann ich nicht und darf ich nicht. Ich *kann* nicht, weil schon die anderweitigen Verpflichtungen fast über meine Kräfte gehen. Eben darum darf ich auch nichts Neues übernehmen, — auch um der Gemütsruhe willen. Der Streit regt immer auf; darum muß ich ihm um so sorglicher aus dem Wege gehen, da es meine starke und meine schwache Seite ist, bei einer Arbeit mit ganzer Seele dabei zu sein."

„Es ist übrigens auch um der *Sache* willen besser, wenn andere den Kampf weiter führen. In eigener Fehde ist es fast schwer, zu vermeiden, daß Persönliches sich einmischt (Verstimmung u. dgl.), oder daß man durch persönliche Begegnisse auf Nebensächliches gerät. Andere können dem viel leichter aus dem Wege gehen. Dazu kommt ein zweites. Zur Fortführung des Kampfes gehört namentlich auch eine kritische Revision *jedes einzelnen Lehrfaches*, genauer: des *Stoffquantums* in jedem Lehrfache, wie es die üblichen Lehrpläne vorschreiben. Es gilt somit,

ſich eine Anzahl Lehrpläne zu verſchaffen und dann in jedem das Fach oder die Fächer auszuſuchen, wo die Kritik am meiſten herausgefordert wird. Dieſe kritiſchen Reviſionen ſind deshalb nötig, damit die Sünden des didaktiſchen Materialismus anſchaulich vor die Augen geſtellt werden können. Mit theoretiſchen Reden, und ſeien ſie noch ſo ſcharf, kommt man den Leuten nicht an die Haut. Sie müſſen direkt am Kragen gefaßt werden; dann können ſie nicht mehr entſchlüpfen."

„Die Reviſionen können aber nur vorgenommen werden von Fachmännern, oder wenigſtens ſo, daß jedes Fach je von einem Einzelnen, der dort gut zu Hauſe iſt, vorgenommen wird. Weil die Fachwiſſenſchaftler gerade am meiſten geſündigt haben — gewöhnlich unter der ſchönen Firma: „wiſſenſchaftliche Behandlung", ſo muß ihnen auch vor allem zu Leibe gegangen werden. Wer das aber unternimmt, der muß dazu genügend gerüſtet ſein, ſonſt ſtechen ihn die Weſpen zu Tode."

„Sie ſehen ſchon hieraus, daß weder ich, noch irgend ein anderer einzelner die Fortſetzung des Kampfes in die Hand nehmen kann. Das Werk fordert jetzt durchaus viele Hände."

„Mit Bezug auf die Fortführung des Kampfes laſſen Sie mich noch einen Wunſch beifügen. Als auf dem Tage zu Schmalkalden der erkrankte Luther von ſeinen Streitgenoſſen Abſchied nahm, rief er ihnen bekanntlich zur Letzte zu: „„Gott erfülle euch mit Haß wider den Papſt!"" Ich weiß auch denen, die den Streit fortführen wollen, nichts Beſſeres zu ſagen als: „Gott erfülle euch mit Haß wider den didaktiſchen Materialismus." Haß, tiefer, gründlicher Haß — das iſt die Hauptſache, dann kommen die rechten Werke von ſelbſt. Andernfalls bleibt es beim bloßen Geknalle, was nur die Vögel bange macht und in kurzem ebenfalls bald aufhört."

So ſchrieb er Ende Januar 1880. Und am 11. Februar hielt der Miniſter von Puttkamer im Abgeordnetenhauſe jene Rede mit den ſchweren Anſchuldigungen des Lehrerſtandes, die den alten, des Kämpfens müden Krieger wieder zu den Waffen rief. Aus dieſer Arbeit heraus ſchrieb er einem Freunde:

„Was werden Sie denken, daß Sie auf Ihren tapferen Aufſatz in Reins „Studien" und vollends auf Ihren letzten Brief noch keine Zeile Antwort von mir erhalten haben? Im Herzen habe ich Ihnen längſt den wärmſten Dank geſagt für Ihre wackere

Verteidigung des Gutachtens und meiner Person, und es hat mich nicht wenig gedrückt, daß Sie auf den Ausdruck dieses Dankes so lange warten mußten."

„Die Sommermonate hindurch war ich leiblich nicht wohl; das alte Übel drückte mich fortwährend und stellenweise stark. So war der Geist nicht zur Arbeit aufgelegt, und doch sollte und mußte gearbeitet werden. Der Verleger drängte auf eine neue Auflage des „Repetitoriums" und auf Fertigstellung des Handbuches dazu. Schon die Revision des Repetitoriums machte nicht wenig Arbeit, da ich an vielen Punkten bessern wollte, namentlich in der Gesellschaftskunde; überdies sollten jetzt Fragen aus der vaterländischen Geschichte hinzukommen. Diese Arbeit war mir im Grunde sehr willkommen, da sie die Gedanken von der Leibesplage abzog, und dazu bloß den Verstand, nicht das Gemüt, in Anspruch nahm. Nun war mir aber zugleich eine Aufgabe ganz anderer Art über den Hals gekommen — durch die Rede des Ministers von Puttkamer. Wenn doch der liebe Gott diesen Mann am 11. Februar hätte heiser werden lassen, dann hätte ich mein erstes Ruhestandsjahr doch in Ruhe genießen und den nächsten Pflichten mich widmen können!' Wie oft habe ich diesen Seufzer ausgestoßen. Was mich aber noch mehr ärgerte als die Auslassungen des Ministers war dies, daß die preußischen Schulblätter nichts mehr und nichts Besseres zu tun wußten, als zu „knurren" und die Anschuldigungen des Ministers bezüglich der sittlichen Haltung des Lehrerstandes zu bekämpfen, so gut es gehen wollte. Die Fußtritte, die ein Teil der „Lehrerpresse" empfangen hatte — und leider nicht unverdient — und die Grundsätze, die der Minister bezüglich der Schulverfassung proklamierte, wurden ruhig hingenommen oder höchstens mit dem wohlfeilen Gerede von „Reaktion" u. dgl. abgetan. Was jene Rede als Naturprodukt (Naturerscheinung) zu bedeuten habe, — d. h. einmal wie es sich in Wahrheit mit den Tatsachen verhält, die den Minister so aus dem Häuschen bringen konnten, und sodann, was das für eine Anschauung vom Schulamt und von der Schulverfassung ist, die ein solches Absprechen über den Lehrerstand zuließ — darum kümmerte sich kein Mensch. Die Lehrer sind teils zu beschränkt, indem sie in ihrer Erregung gerade wie junge Hunde in den Stein beißen, womit sie geworfen worden sind, teils zu wehrlos (unbewaffnet); und was sind die Hirten

dieſer Schulherde — die Inſpektoren, Seminardirektoren und Schulräte — die ſchweigen? Seit Zahn vor dreißig Jahren verſtummte, hat der Lehrerſtand unter ſeinen Vormündern keinen echten Vertreter mehr gehabt — d. h. einen, der beiden Teilen, den Lehrern wie ihren Mißgönnern, die Wahrheit zu ſagen wagte."

„Ich meinerſeits hatte mich ſeit langem der Hoffnung hingegeben, daß die Schulverfaſſungsfrage mich nicht mehr beläſtigen würde. Ich glaubte, in dieſem Kriege mein Teil Arbeit und mein Teil Leid getragen zu haben. Nun rief mich die Rede des Miniſters wieder unter die Waffen — mich, den kranken, invaliden Unteroffizier, der ſich nach Frieden und Ruhe ſehnt. Denn wer in aller Welt ſoll (wird) dem Miniſter ſagen, wie die Schuldinge wirklich liegen, — ihn überführen, daß er wirklich nicht orientiert iſt? Ach, der arme, verlaſſene Lehrerſtand! (Matth. 9, 36). Und ſo verirrt und verwirrt, daß die meiſten eine ſolche Stimme, die ihnen recht rät und ihren Stand recht vertritt, nicht einmal anhören mögen. Alſo, ich mußte wieder heran. Und dazu mußte das Kapitel aus der Schulverfaſſung behandelt werden, was mit Diſteln und Dornen und Neſſeln umhegt iſt — das Kapitel von der Lokal- und Kreis-Aufſicht — dem ich bisher möglichſt aus dem Wege gegangen war, und das mir doch ſchon übergenug die Hände zerkratzt und gebrannt hatte. Schon der Gedanke allein, mich in dieſes Dornen- und Neſſeln-Geſtrüpp ſtürzen zu ſollen, war mir ſchreckhaft. Und nun die Arbeit ſelbſt. Wo iſt eine Vorarbeit zu finden, die auch nur ein Quentchen Hülfe leiſten könnte? Das plaudert alles ſo dahin, ohne von den eigentlichen Knoten, die gelöſt ſein wollen, auch nur eine Ahnung zu haben."

„Nun wiſſen Sie, in welcher Lage ich den ſchönen Sommer über geweſen bin. Wegen der Leibesbeſchwerde konnte ich ſchon die Pflichtarbeit nicht ſo fördern, wie es hätte geſchehen ſollen; nun ſollten daneben auch die Pönitenzabhandlungen geſchrieben werden. Das war zuviel. Wo der ſchlimmſte Druck und darum die ſtärkſte Hemmung lag, ſtellen Sie ſich vielleicht doch nicht vor. Die Atemsbeſchwerden haben auch das Üble an ſich, daß ſie das Gemüt arg deprimieren. Wenn nun bei einer ſolchen Gemütsſtimmung eine Arbeit geleiſtet werden ſoll, die von Anfang bis zu Ende nur trauererregende Vorſtellungen weckt,

— die überdies unter Gewissensbeklemmung geschieht, nämlich unter der Sorge, niemanden ohne Not zu verletzen, und doch mit dem Bewußtsein, daß viele sich verletzt fühlen werden: wie soll man unter solchen Hemmnissen vorwärts kommen?

„Für Sie sei über den zweiten Artikel noch dies bemerkt. Der Natur der Sache nach trifft mein polemischer Stoß am schärfsten die Geistlichen, — aber nicht mit meinem Willen, sondern weil sie zufällig da stehen, wohin ich stoßen muß. Da lag meine Gewissensbedrängnis. Soviel mir besehbar ist, habe ich den Geistlichen keinen Anlaß gegeben, qua akademisch Gebildete, oder qua Theologen oder qua Pfarrer wider mich zu klagen. Ein befreundeter junger Pfarrer, der das Manuskript gelesen, hat mir dasselbe versichert. Nichtsdestoweniger werden die meisten Geistlichen mich hart verklagen. Es würde mich freuen, wenn ich aus Ihrem Munde hören könnte, daß sie dazu keinen Grund hätten.[1]) Läge ja ein Grund vor, dann ist mir ein Fehler passiert."

„Aber stellen Sie sich ja recht die Situation vor: einerseits solchen Leuten wie X., Y. und jenen pädagogischen Jungen u. s. w. ins Maul zu fallen, und andrerseits von den meisten verdächtigt, von keinem verteidigt zu werden, und endlich dritterseits von dem Gouvernementspersonal grimmig gehaßt zu sein. Und das kann einem begegnen, der seine Worte dreimal besieht, bevor er sie drucken läßt, und allem Hader aus innerstem Herzen abgeneigt ist."

In einer bekannten Broschüre der damaligen Zeit wird von dieser seiner Arbeit, der „Leidensgeschichte der Volksschule" gesagt, sie sei „mit Herzblut geschrieben". Der Verfasser, der übrigens Vater völlig fremd war, hat hierin richtig geurteilt. Dieses Buch, mit dem, was es an Verantwortung und Verteidigung nach sich zog, hat ihm ein gut Stück Lebenskraft gekostet. Zu dem bisherigen Brustleiden stellte sich ein neues Übel ein, ein langsam beginnender, aber immer mehr anhaltender Kopfschmerz. Für seine Natur war dieses Leiden ein besonders drückendes Kreuz. Nicht nur, daß es ihm das eigene geistige Arbeiten unmöglich oder zur Qual machte, sondern auch das Lesen ging immer beschwerlicher, später gar nicht mehr. Seinem rastlos tätigen Geist war das

[1]) Der Adressat, Seminardirektor Israel in Schneeberg, ist auch Theologe.

geiſtige Arbeiten, ſei es produktiver oder rezeptiver Art, gleichbedeutend mit Leben. Ein Leben ohne Arbeit mußte er erſt lernen, und das ging bei ihm ſchwer.

Sonſt hatte er meiſt nachmittags einen weiteren Spaziergang gemacht — mit ſeiner Arbeit in der Taſche. Er hatte ſeine beſtimmten Häuſer in der Umgegend, wo er einkehrte, wo eine Laube im Garten, oder ein ſtilles Stübchen im Hauſe für ihn bereit war, auch ſeine Pfeife fand er dort überall fertig, dann konnte er mit dieſer ſeiner Freundin ſich einige Stunden der eifrigen ungeſtörten Arbeit hingeben. In dieſen Häuſern wurde er nicht als Fremder, ſondern als lieber, bekannter Gaſt behandelt. Gern nahm er uns, oder auch wohl ſeinen auswärtigen Beſuch an ſchönen Nachmittagen zu dieſen ſeinen Ruheplätzchen mit. — Doch nun, da er nicht mehr arbeiten konnte, hatten ihm dieſe Wanderungen ihren eigentlichen Zweck verloren. Wohl blieb ihm auch jetzt noch das Intereſſe an der Natur, vornehmlich der Pflanzenwelt, aber dies füllte doch ſeine Zeit nicht aus. Er begann dann in unſerm Garten kleine Arbeiten zu verrichten, und dieſe leichte körperliche Beſchäftigung in der friſchen Luft war ihm wohltuend.

Vorleſen konnte er vertragen, und viele Stunden des Tages füllten wir damit aus. Schwere Sachen aber, wie er ſie ſonſt las, durften wir nicht nehmen, ſie riefen gleich den Kopfſchmerz hervor. Wir mußten uns auf ärztlichen Rat an leichter Lektüre halten. Da haben wir denn in dieſen Jahren manches ſchöne Buch miteinander geleſen. In den Morgenſtunden konnte er wohl noch Biographien, ſeine liebſte Erholungslektüre, vertragen, aber nachmittags und abends mußten wir ganz leichten Erzählungsſtoff auswählen. Der Volksſchriften, Erzählungen ꝛc. erſten Ranges gibt es aber nicht gar ſo viele, und was wir davon beſaßen oder leihen konnten, ging mit der Zeit zu Ende. Da zeigte ſich eine Eigenart Vaters nach der kritiſchen Seite hin, die uns zuweilen in Verlegenheit brachte. Wenn wir auch glaubten, ein gutes Buch gefunden zu haben, dann unterbrach er uns zuweilen nach den erſten Kapiteln: „Nein, das müſſen wir laſſen, das kann ich nicht anhören.“ Mußte die Lektüre auch leichter, erzählender Art ſein, ſo war ihm doch auch hier alles Oberflächliche, Minderwertige zuwider. Lieber wollte er gute, gediegene Sachen mehrmals geleſen haben, als manche moderne Unterhaltungsbücher, die

viel gekauft und gelesen werden. „Das sind nicht natürliche Menschen von Fleisch und Blut, die man leben, reden und handeln sieht, sondern gedachte Menschen, die wie auf Stelzen gehen und Reden halten," pflegte er zu sagen. Auch durften die Erzählungen nicht zu tragisch sein in ihren Konflikten und Endungen, das war für sein ohnehin bedrücktes Gemüt nicht gut. Denn was er las, dafür hatte er lebhaften Anteil. General Gordons Biographie z. B. ließ er sich mit großem Interesse vorlesen, der Charakter des Mannes war ihm ungemein sympathisch, mit steigender Teilnahme folgte er seinen Schicksalen. Doch als nachher die Erzählung sich dem Ende näherte, wo seine Landsleute diesen Mann, einen der edelsten unserer Zeit, schmählich im Stich lassen, da mußten wir mit dem Lesen abbrechen, in seinem jetzigen Zustand konnte sein Gemüt sich der schmerzlichen Eindrücke solcher Art nicht erwehren.

Aus den wenigen Briefen, die er in dieser Zeit noch selbst geschrieben hat, seien einige Stellen mitgeteilt. Gehören sie auch sachlich dem Kapitel über seine literarischen Arbeiten an, so lassen sie doch auch zugleich einen Einblick tun in sein Denken und Empfinden in jener Zeit.

(1885.) „Mit meinem leiblichen Befinden geht es nur leidlich. Die Kraft zu äußerer Arbeitsleistung hat merklich abgenommen. Ich sehe mich daher dazu gedrängt, die Redaktion des Schulblattes in andere Hände zu legen, wenigstens für eine Zeitlang, um zu sehen, ob es bei mehr Ruhe mit meinem Befinden besser geht. Wie sehr es mir ans Herz geht, daß ein neuer Schritt in den Ruhestand hinein getan werden soll, brauche ich nicht zu sagen. Das „Entkleidetwerden" (im Sinne des Apostels) ist eine schwere Prozedur. Die ganze Schwere macht sich freilich erst fühlbar, wenn's los geht.

Einem jüngeren Freunde, der ihn um Durchsicht einer Arbeit gebeten, schreibt er:

„Meine Kraft ist leider zur Zeit gebunden. Es ist darum nicht daran zu denken, daß das Manuskript bis zum 15. dieses fertiggestellt werden könnte. Wie sehr ich auch mit Dir danach verlange, daß der Aufsatz möglichst bald in die Welt hinausgehe, so bleibt doch nichts anderes übrig, als uns in das Unvermeidliche zu schicken. Sollte es Dir schwerer fallen als mir, Dich zu gedulden, so laß mich an das Wort erinnern: „Hier ist Geduld

geistige Arbeiten, sei es produktiver oder rezep[illegible], warum bedeutend mit Leben. Ein Leben ohne [illegible] auch mit lernen, und das ging bei ihm schwer. [illegible] stärker als der

Sonst hatte er meist nachmittags e[illegible] nicht, und fassen gemacht — mit seiner Arbeit in de[illegible] auf sicherem bestimmten Häuser in der Umgegend

Laube im Garten, oder ein stil[illegible]me heißt es: ihn bereit war, auch seine Pfeif[illegible]tsschrift ein kräftiges dann konnte er mit dieser sein[illegible]sprochen hast, hat mich der eifrigen ungestörten Arbe[illegible]herzlich Dank dafür. wurde er nicht als Fremder[illegible]beruhigen mich zwar die ver- behandelt. Gern nahm e[illegible]mmsten, nicht im geringsten; wärtigen Besuch an schön[illegible]cht oder gefürchtet hätte, so plätzchen mit. — Doch [illegible]e Materie gar nicht schreiben hatten ihm diese Wan[illegible]s geht die Sache an — und Wohl blieb ihm auch [illegible]er Frage, für welche auch jene nehmlich der Pflanz[illegible]en: die Interessen der Kirche aus. Er begann [illegible]sanschauung. Es unterliegt richten, und dies[illegible]eressen durch die furchtbare Blind- Luft war ihm [illegible] Schaden kommen. Später einmal

Vorlesen [illegible]nden, die ihnen ihre Sünden lang füllten wir [illegible] vor dem großen Publikum, das jetzt las, durften [illegible] Kurz, die Kirche wird schwer büßen hervor. W[illegible] bedenken wollen zur rechten Zeit, was zu halten. D[illegible]

Buch mit[illegible] Standeswünsche der Lehrer betrifft, noch Bio[illegible] Not: die werden in Erfüllung gehen, wenn nachmitt[illegible] ist — sei es so, oder so; allem Anscheine auswäh[illegible] der Kirche, durch ihre eigene Schuld."

gibt es[illegible] Nein, der ihn zur Mitarbeit in einem Kampfe leihen [illegible] antwortet er:

Eige[illegible] Sie, bitte, den alten Invaliden in G., der nicht in [illegible] seinen eigenen Händeln fertig werden kann, hin- Bu[illegible] den andern Herbartschen Händel in Ruhe, und gönnen der[illegible] daß er den verfügbaren Rest an Zeit und Kraft vor- ni[illegible] dazu anwende, unsere Herbartische Pädagogik positiv fe[illegible] auszubauen und zu verbreiten."

[illegible] will ich noch beifügen. Bekanntlich entschließe ich [illegible] dazu, ein kleines Artikelchen zu schreiben. Das ist

„ die volle Freudigkeit zur Arbeit da sein,
' Aufgabe vorliegen; je verwickelter sie
spornt sie mich."

neue literarische Arbeit glücklich fertig ge-
der Herbartischen Pädagogik — und bereits
Schon im vorigjährigen Frühjahr hatte ich
Manuskript für den Herbst versprochen. Leider
erbst die Arbeit kaum zur Hälfte fertig. Da kam
. Befehl, die Feder niederzulegen. Ich hatte mich
nnd halb darein ergeben, daß das Schriftchen, woran
gewissen Jugendliebe gearbeitet worden war, nicht mehr
verden würde. Gott hat es freundlicher gefügt. Durch
lassen fast aller Korrespondenz ist im langsamen Tempo doch
ich das opus zustande gekommen. Es war ein Mühsalswerk
mehr als einem Betracht. Ich wünschte, daß die Wundmale
dieser Mühsal nicht allzustark kenntlich sein möchten." [1])

Wir schließen diesen Abschnitt mit einem Verse, den er sich in jenen Jahren anhaltenden körperlichen Druckes mit größerer Schrift auf ein Blatt Papier geschrieben und in seinem Zimmer da aufgestellt hatte, wo sein Blick oft darauf fallen mußte:

„Was Waldesduft in schwüler Hitze,
Was Regen ist dem dürren Land,
Was sichre Deckung vor dem Blitze,
Was Lösung aus der Knechtschaft Band:
Das ist das Lied von Gottes Namen,
Das Wort von seinem Heilandsruhm
Das ist das ewge Ja und Amen:
Sein sel'ges Evangelium!"

2. Die letzte Station: Ronsdorf.

Im Sommer 1887 wurde er durch meine Verheiratung mit dem ihm seit mehreren Jahren befreundeten Kaufmann Carnap in Ronsdorf veranlaßt, mit dorthin zu ziehen. Wenn man so, wie wir beide, miteinander verbunden ist, viele Jahre Arbeit und

[1]) Seine psychologische Monographie über „Denken und Gedächtnis". Ges. Schr. I, 1.

und Glaube der Heiligen.“ Es wird seinen Grund haben, warum hier die Geduld voraufgestellt ist. Es stimmt aber auch mit Salomos Wort: „Wer seines Mutes Herr ist, ist stärker als der Städte gewinnt.“ Summa: Übereilen wir uns nicht, und fassen wir uns in Geduld, dann sind wir jedenfalls auf sicherem Wege.“

In einem Brief an Seminardirektor Heine heißt es:

„Daß Du in der Konservativen Monatsschrift ein kräftiges Wort für mich und meinen Streithandel gesprochen hast, hat mich sehr gefreut; ich sage Dir hiermit herzlich Dank dafür. Was meine Person anbetrifft, so beunruhigen mich zwar die verschiedenartigen Angriffe, auch die schlimmsten, nicht im geringsten; denn wenn ich für mich etwas gesucht oder gefürchtet hätte, so hätte ich ja über eine solche penible Materie gar nicht schreiben dürfen. Was mich beunruhigt, das geht die Sache an — und zwar vornehmlich diejenige Seite der Frage, für welche auch jene Angreifer in ihrer Meinung kämpfen: die Interessen der Kirche und der christlichen Lebensanschauung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Interessen durch die furchtbare Blindheit jener Angreifer arg zu Schaden kommen. Später einmal werden sich Federn genug finden, die ihnen ihre Sünden lang und breit vorrechnen, — auch vor dem großen Publikum, das jetzt meine Schriften nicht liest. Kurz, die Kirche wird schwer büßen müssen, daß sie nicht hat bedenken wollen zur rechten Zeit, was zu ihrem Frieden dient.“

„Was speziell die Standeswünsche der Lehrer betrifft, so hat es damit keine Not: die werden in Erfüllung gehen, wenn ihre Zeit gekommen ist — sei es so, oder so; allem Anscheine nach auf Unkosten der Kirche, durch ihre eigene Schuld.“

An Professor Rein, der ihn zur Mitarbeit in einem Kampfe aufgefordert, antwortet er:

„Lassen Sie, bitte, den alten Invaliden in G., der nicht einmal mit seinen eigenen Händeln fertig werden kann, hinsichtlich der andern Herbartschen Händel in Ruhe, und gönnen Sie ihm, daß er den verfügbaren Rest an Zeit und Kraft vornehmlich dazu anwende, unsere Herbartische Pädagogik positiv weiterzubilden und zu verbreiten.“

„Eins will ich noch beifügen. Bekanntlich entschließe ich mich schwer dazu, ein kleines Artikelchen zu schreiben. Das ist

meine Schwäche. Soll die volle Freudigkeit zur Arbeit da sein, dann muß eine ordentliche Aufgabe vorliegen; je verwickelter sie ist, desto mehr fesselt und spornt sie mich."

„Jüngst ist eine neue literarische Arbeit glücklich fertig geworden — im Dienst der Herbartischen Pädagogik — und bereits unter der Presse. Schon im vorigjährigen Frühjahr hatte ich dem Verleger das Manuskript für den Herbst versprochen. Leider war aber im Herbst die Arbeit kaum zur Hälfte fertig. Da kam von oben der Befehl, die Feder niederzulegen. Ich hatte mich schon halb und halb darein ergeben, daß das Schriftchen, woran mit einer gewissen Jugendliebe gearbeitet worden war, nicht mehr fertig werden würde. Gott hat es freundlicher gefügt. Durch Ruhenlassen fast aller Korrespondenz ist im langsamen Tempo doch endlich das opus zustande gekommen. Es war ein Mühsalswerk in mehr als einem Betracht. Ich wünschte, daß die Wundmale dieser Mühsal nicht allzustark kenntlich sein möchten." [1])

Wir schließen diesen Abschnitt mit einem Verse, den er sich in jenen Jahren anhaltenden körperlichen Druckes mit größerer Schrift auf ein Blatt Papier geschrieben und in seinem Zimmer da aufgestellt hatte, wo sein Blick oft darauf fallen mußte:

„Was Waldesduft in schwüler Hitze,
Was Regen ist dem dürren Land,
Was sichre Deckung vor dem Blitze,
Was Lösung aus der Knechtschaft Band:
Das ist das Lied von Gottes Namen,
Das Wort von seinem Heilandsruhm
Das ist das ewge Ja und Amen:
Sein sel'ges Evangelium!"

2. Die letzte Station: Ronsdorf.

Im Sommer 1887 wurde er durch meine Verheiratung mit dem ihm seit mehreren Jahren befreundeten Kaufmann Carnap in Ronsdorf veranlaßt, mit dorthin zu ziehen. Wenn man so, wie wir beide, miteinander verbunden ist, viele Jahre Arbeit und

[1]) Seine psychologische Monographie über „Denken und Gedächtnis". Ges. Schr. I, 1.

Sorge, Freude und Leid miteinander geteilt hat, so scheint ein freiwilliges Lösen dieses Verhältnisses beiden Teilen nicht wohl möglich. Erst sein Entschluß, mitzuziehen, gestattete mir den meinigen. Er sagte mir gleich, daß er gern in das Bergische Land, unsre Heimat, zurückkehren werde. Auch war ihm Ronsdorf nicht fremd, da ja seine erste selbständige Schultätigkeit vor 40 Jahren in der Ronsdorfer Gemeinde begann.

In einem Punkt waren wir, oder vielmehr ich, im Irrtum. Ich wußte nicht, daß in gewissem Sinne doch eine zeitweilige Lösung unseres Verhältnisses stattfinden mußte. Wenn man sich in einen neuen Lebenskreis, der in Interessen, Gewohnheiten und manchem andern von dem früheren verschieden ist, einleben, darin heimisch werden will, so ist es nötig, daß man sich dem Neuen ganz hingebe, die eigenen alten Interessen, so viel es sein kann, zurückstelle, auch wenn dies nicht leicht geht, um in den neuen Boden einzuwurzeln. Nur so kann das rechte Verhältnis zu dem Neuen zustande kommen. Meine Hoffnung, auch ferner dem Vater das sein zu können, was ich bisher gewesen war, ließ sich nicht verwirklichen. Da war es denn gut, daß die jüngste Schwester imstande und willig war, die Lücke beim Vater auszufüllen. Und als sie nach drei Jahren sich auch verheiratete, war ich mittlerweile so eingelebt, daß ich gern wieder in die alten lieben Pflichten und Rechte der Tochter, soviel es tunlich war, eintrat.

Seine Übersiedelung nach Ronsdorf hat Vater auch nie bereut, sondern einmal meinem Manne ausgesprochen, wenn er vorher gewußt, wie heimatlich und schön es für ihn in Ronsdorf sei, würde er nicht nach Gerresheim, sondern gleich dorthin gezogen sein. Allerdings hat ihm das Einleben in der zwar höheren und stärkenden, aber auch rauheren Bergluft, anfangs sehr zugesetzt, so daß er den ersten Winter recht krank war. Aber nachdem er sich einmal wieder akklimatisiert hatte, zeigte sich die von Jugend auf gewohnte frische Bergluft doch wohltätiger für seinen Organismus, als die milde, weichere Luft der Rheinebene. Die vier Jahre zwischen dieser ersten Krankheit in Ronsdorf und seiner letzten Todeskrankheit war er wohler und frischer als in dem vorhergehenden Jahrzehnt.

Im ersten Jahre in Ronsdorf hatte er die Freude, seine Kinder und Enkel aus Helsingfors eine Zeitlang bei sich zu

haben, und im darauf folgenden Jahre die Kinder und Enkel aus Athen.

Es machte ihm große Freude, dann mit den Seinigen in der Umgegend durch Berg und Tal zu wandern, ihnen seine alten Spaziergänge (besonders durch die Wälder) zu zeigen, die ihm schon aus seinen jungen Jahren bekannt und vertraut waren. Auch die schön und einsam gelegene Heidter Schule, wo er vor 40 Jahren seinen Schuldienst begonnen, zeigte er ihnen.

Gelegentliche Briefe an diese seine Kinder in der Ferne geben uns in etwa ein Bild seines inneren und äußeren Ergehens in dieser Zeit.

„Meine lieben Kinder!

Gottes Barmherzigkeit hat mich wieder so weit gestärkt, daß ich Euch nochmals einen eigenhändigen Weihnachtsgruß senden kann. Im vorigen Winter dachte ich nicht, daß es mir vergönnt sein würde, noch einmal hienieden ein Christfest zu erleben. Aber der treue Schöpfer in guten Werken hat mir und den Meinigen nochmals gezeigt, daß seine Hand niemals zu kurz ist, um eine verdorbene Sache, wie sehr sie auch verloren scheint, wieder zurechtrücken zu können. Was er durch den Propheten Jesaias allen zuruft, die es gebrauchen können und hören wollen: „Weißt du nicht? Hast du nicht gehört? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde, noch matt, und seine Kraft ist unerforschlich; er gibt den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden," — das hat er auch an mir von neuem wieder wahr gemacht."

„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat."

„Seit Mitte des Sommers ging es mit meinem Befinden von Tag zu Tage aufwärts, — zwar sehr, sehr langsam und mit wiederholten Schwankungen, aber doch im ganzen stetig. Und jetzt, am Anfang des Winters, fühle ich mich nach allen Seiten wohler als in den besten Tagen der letzten vier Jahre. Dazu haben auch die Kräfte merklich zugenommen, so daß ich zwei Stunden spazieren gehen kann, ohne zu ermüden. Freilich hat der Zustand wenig Sicherheit, so daß mir immer zu Mute ist wie einem, der auf einer dünnen, schwankenden Eisdecke geht, die jeden Augenblick einbrechen könnte; auch melden sich immer mehr Altersgebrechen aller Art. Allein wenn es Gott gefällt, mich noch eine

Weile in dieſer Weiſe fortpilgern zu laſſen, dann wird es mir nicht ſchwer, zufrieden zu ſein, — vollends dann, wenn ich auch die Freude erlebte, meine fernen Kinder mit den Enkelchen noch einmal hier bei mir zu ſehen."

„Mit dem Leſen geht es freilich noch nicht beſſer. Gott wird wiſſen, warum. Dafür kann ich aber täglich morgens und nachmittags wieder 1—2 Stunden mit aller Geiſtesfriſche ſchreiben, und das iſt mir auch lieber als das Leſen. So habe ich denn auch meine alte ſchriftſtelleriſche Arbeit langſam wieder aufnehmen können, die ſchon vor 22 Jahren halb fertig war und ſeitdem gänzlich geruht hatte, und von der ich glaubte, daß ſie ein Torſo bleiben würde. Es iſt dies das projektierte „Handbuch zum II. Enchiridion der bibliſchen Geſchichte".[1]) Der methodiſche Teil des Handbuches ſtand in Reinſchrift auf dem Papier, und vom ſachlichen Teile (Glaubenslehre) der erſte Abſchnitt; fünf Abſchnite fehlten noch. Seitdem habe ich nun mancherlei hinzugelernt, ſo daß mir das alte Manuſkript nicht mehr ganz genügt. Es gilt daher, zu revidieren und zu ergänzen. Damit bin ich jetzt beſchäftigt, nachdem die Reviſion des Enchiridions ſelbſt bereits fertig iſt. Bringe ich auch die Reviſion des methodiſchen Teils des Handbuches noch zuſtande, dann wird, wie ich hoffe, G. (der Schwiegerſohn) den ſachlichen Teil (Glaubenslehre) vollenden können, falls meine Kraft unterdes verſagte. Beim Enchiridion ſelbſt und bei der Methodik kann niemand für mich eintreten; darum war dieſer Teil der Arbeit zunächſt die Hauptſache, indem alles darauf ankam, daß ich ſelber ihn ausführe."

„Was mich veranlaßt hat, die andern dringlichen literariſchen Aufgaben liegen zu laſſen und dafür das alte Projekt des II. Enchiridions wieder aufzunehmen, iſt nicht das drängende Bitten der näheren Freunde — denn das hatte ich ſchon 22 Jahre lang ruhig ausgehalten — ſondern etwas anderes, das mir in der Krankheit des vorigen Winters ſchwer auf die Seele fiel. Im II. Enchiridion und ſeinem Handbuche muß das, was ich für den Haupterwerb meines Lebens halte — meine religiöſe Anſchauung — ganz und voll in ihrer Eigenart zum Ausdruck kommen. Alle übrigen Schriften geben auch in ihrer Geſamtheit darüber nur höchſt unvollſtändig Auskunft.

---

[1]) Band XII der Geſ. Schr.

Nun wollte ich dieſes mein beſtes Beſitztum doch gern auch ganz und voll meinen Kindern hinterlaſſen und als Erbteil anbieten. Es iſt alſo eigentlich um meiner Kinder willen, daß ich die alte Arbeit wieder aufgenommen habe. Euch ſoll das Buch, falls es fertig wird, gewidmet ſein. Kann es auch andern dienen, ſo darf mir das lieb ſein; aber danach frage ich nicht mehr. Ich ſchreibe nur noch für meine Kinder. Das mag Euch, die Ihr in der Ferne lebt, denn ein nachträglicher Erſatz ſein für die vielen Briefe, die ich Euch hätte ſchreiben ſollen, aber leider habe ſchuldig bleiben müſſen. Gott vergebe mir die Schuld und lenke nach ſeiner Barmherzigkeit alles zum Beſten."

„Zum Schluß empfanget denn als Weihnachtsgruß — einen Gedanken aus dem II. Enchiridion."

„In unſerm vielfach verdorbenen und bedrückten Menſchenleben ſtehen zwei ſoziale Ordnungen, deren Urſprung auf das Paradies zurückweiſt, und die darum unverſehrte Wertſtücke aus Gottes Hand ſind, — jedenfalls wertvoller, als ſie für gewöhnlich geſchätzt werden."

„Das eine iſt der Eheſtand; das andere der ſabbatliche Ruhetag."

„Ich will von dem letzteren ſprechen."

„Er enthält die ganze Glaubenslehre in nuce, wenn man beides — die Glaubenslehre und das Symbol — richtig verſteht. Man kann auch ſagen: der Sabbattag iſt ein kleiner Katechismus, „ein kurzer Begriff der ganzen Heiligen Schrift, daraus ein Chriſt lernen kann, was ihm zu ſeiner Seligkeit nützlich und dienlich iſt;" denn in dieſem Symbol wird kurz und doch deutlich angegeben beides: 1. das Ziel und 2. der Weg des Chriſtenlebens."

„Was ſagt es vom Ziel? Vgl. Hebr. 4, 9. 10.

Was ſagt es vom Wege? Vgl. 2. Moſ. 31, 13; Heſ. 20, 12."

„Warum nun „die Ruhe, die dem Volke Gottes verheißen iſt," das rechte Ziel heißen kann; und warum das Wort: „Ich bin es, der euch heiligt", die rechte Weiſung des Weges iſt, kann ich hier nicht näher ausführen. Das wird das II. Enchiridion tun. Da wird ſich zeigen, daß alle dogmatiſchen Irrtümer, die je und je aufgetaucht ſind (ſei es in Iſrael oder in der Papſtkirche oder in der Reformations-

kirche), samt und sonders von diesen beiden Sätzen ausgefegt werden, und daß alle heilsamen Wahrheiten, welche die alten Propheten, die Apostel und unser deutscher Reformator verkündigt haben, in jenen zwei Sätzen enthalten sind und noch andere dazu."

„Jeder wöchentliche Feiertag fordert demnach den Christen auf — mit der allerältesten Beichtfrage: „Adam, Menschenkind aus Staub, wo bist du?" — Besinne dich auf dein Ziel und auf den Weg, der dahin führt, — und frage dich, wo du jetzt stehst und ob du wirklich auf diesem rechten Wege zum rechten Ziele bist."

„Das Sabbatsymbol mit seinen beiden Gedanken ist das eine große Urthema des gewaltigen Weltoratoriums, das wir Gottesoffenbarung oder Heilige Schrift oder Theosophie oder wie immer heißen; — was aber eigentlich ein Oratorium von Werken, von Taten, nicht von Worten ist."

„Alle übrigen hohen christlichen Feste sind nur Variationen über das Urthema. So sagt das Weihnachtsfest über das Ziel:

> Gott wurde Mensch; nun „sollt ihr wieder werden wie Gott" (was der Verführer log) — nach Gottes Bild, göttlichen Geschlechts;

über den Weg:

> Sieh, er liegt in seiner Krippen,
> Ruft zu sich
> Mich und dich,
> Spricht mit süßen Lippen:
> Lasset fahren, lieben Brüder,
> Was euch quält,
> Was euch fehlt;
> Ich bring alles wieder."

„So seid denn herzlich gegrüßt, lieben Kinder, samt Euern Kinderchen, im Namen Gottes und seines Heilandes, der die Ausführung auf sich genommen hat,

von Euerm alten Vater."

In einem gleichzeitigen Brief an seine Kinder im fernen Norden heißt es u. a.:

„Meine Tage verlaufen recht eintönig, — ganz wie ich es wünsche. Verkehr habe und suche ich wenig. Die beiden Pastoren hier kommen wöchentlich einmal zusammen zu mir, nachmittags

von 5—8 Uhr, wo wir dann die Ethik durchsprechen, um später zu dem revidierten Manuskript des II. Enchiridions überzugehen. Mir ist diese Besprechung sehr erwünscht, und sie scheinen ebenfalls Freude daran zu haben. Es ist sonderbar, daß es mir erst im hohen Alter vergönnt ist — wonach ich mich immer gesehnt hatte — meine pädagogischen, philosophischen und theologischen Gedanken mit etlichen vollgeschulten Leuten ruhig und eingehend durchsprechen zu können."

„Zum Schluß sei ein Gedanke aus meiner Lebenserfahrung berührt — als Weihnachtsgruß."

„Lange, lange Zeit hat mein inneres Leben an einer irrigen Vorstellung sich abgequält. Ich merkte wohl, es war irgendwo ein Haken da, der die innere Entwicklung aufhielt und mich nicht zum Frieden kommen lassen wollte; aber mein Grübeln und Spekulieren konnte ihn nicht finden. Der Irrtum war dieser: ich meinte, die Gottesfurcht oder der Glaube oder die Gottseligkeit oder wie man es nennen will, sei eine Leistung oder wenigstens mit irgend einer Leistung unsrerseits verbunden, also mit irgend einer Pflicht, die erfüllt sein wollte. Wohl wurde ich von verschiedenen Seiten her darauf aufmerksam, daß die Sache sich nicht so, sondern gerade umgekehrt verhalte. So z. B. durch das bekannte Wort Hamanns in seinen Scheblimini: „Nicht in Diensten, Opfern und Gelübden, die Gott von den Menschen fordert, besteht das Geheimnis der christlichen Gottseligkeit, sondern vielmehr in Verheißungen, Erfüllungen und Aufopferungen, die Gott zum Besten der Menschen getan und geleistet, nicht im vornehmsten und größten Gebot, das er aufgelegt, sondern im höchsten Gute, das er geschenkt hat: nicht in Gesetzgebung und Sittenlehre, die bloß menschliche Gesinnungen und menschliche Handlungen betreffen, sondern in Ausführung göttlicher Taten, Werke und Anstalten zum Heil der ganzen Welt;" so durch Luthers Vorrede zum Römerbriefe und durch manches andere. Allein trotzdem machte sich in der Praxis der alte Haken doch immer wieder bemerklich, und das hatte auch seinen guten Grund, weil derselbe auch erst durch die Praxis völlig überwunden werden kann. Gleichwohl vermag doch auch die rechte Theorie ihrerseits immer etwas mitzuhelfen. Es kommt viel darauf an, ob man für einen richtigen Gedanken den richtigen

und für unſer Bedürfnis treffenden Ausdruck findet. Einen ſolchen richtigen Ausdruck für jene Wahrheit fand ich einmal — und gerade zur rechten Zeit — bei Kohlbrügge. Er ließ dort (in einer Predigt über Joſuas Abſchiedsrede) dieſen „Seligmacher“ zum Volke ſprechen: ſie ſollten ſich ganz und gar, ſowie ſie waren und wie ſie ſich auch befinden möchten, an den Herrn halten, ſollten ſich durch keine Not und keine Sünde davon abhalten laſſen, ſondern ſich gänzlich zu ihm bekennen, wie ſie auch die Erfahrung gemacht, daß ſie alles umſonſt von ihm bekommen hätten.“ Das war das rechte Wort, das ich brauchte, und von da an war mir geholfen.“

„Das iſt ein einfacher Gedanke. Und doch iſt dies der praktiſch bedeutſamſte, den es in der ganzen Theologie gibt; es iſt der Angelpunkt, um den ſich die geſamte Entwicklung der Theologie dreht, — der Punkt, wo je und je alle Verirrungen und Ketzereien und wiederum alle Reformationen und Erhebungen ihren Anfang gehabt haben (die Phariſäer und Paulus, Rom und Luther u. ſ. w.).“

„So ſei denn dieſe einfache und doch ſo große Wahrheit mein Weihnachtsgruß für Euch und Eure Kleinen, pro 1888 und weiter.“

In einem ſpäteren Weihnachtsbrief heißt es:

„Möge Euch Gott der Herr eine reiche Chriſtbeſcherung zu teil werden laſſen aus der Fülle ſeiner „unausſprechlichen Gabe“ an die Welt (2. Kor. 9, 15), die da zielet auf Gerechtigkeit, Friede und Freude, — geduldig zu ſein in Widerwärtigkeit, im Glücke dankbar, und aufs Zukünftige in guter Zuverſicht zu unſerm getreuen Gott und Vater, dieweil uns keine Kreatur von ſeiner Liebe ſcheiden kann, da alle Kreaturen alſo in ſeiner Hand ſind, daß ſie ſich ohne ſeinen Willen auch nicht regen und bewegen können.“

„Mit Bedauern haben wir aus Euren Mitteilungen gehört, daß im letzten halben Jahr die Krankheiten nicht aus Eurem Hauſe herausgekommen ſind. — Mich dünkt, alle Wüſtenwanderungen ſtehen unter den beiden pädagogiſchen Liebesgedanken, welche 5. Moſ. 8, 2. 3 dem Volke Iſrael vorgehalten werden. Der eine iſt der zur Demütigung: auf daß kund werde, was in unſern Herzen iſt; der andere: auf daß wir erfahren, daß der Menſch nicht lebet vom Brote allein, ſondern von einem

jeglichen Worte, das aus dem Munde des Herrn gehet."

„Möchtet Ihr die trüben Tage und die Durchhülfen also angenommen haben, daß Ihr auch bald die weitere Verheißung erlebet: „Ich habe dich darum in die Wüste geführt, auf daß ich freundlich mit dir rede.""

Wie wir oben aus einem Briefe an den Sohn sahen, wandte er sich in jenen Jahren, wo er verhältnismäßig frisch war, dem Arbeitsgebiet wieder zu, das ihm vor allen andern am Herzen lag, dem Religionsunterricht. Über die Art und den Charakter dieser Arbeit spricht er sich aus in einem Briefe an seinen alten Freund Lettau in Königsberg, der ihm apologetische Beiträge für das Schulblatt gesandt hatte:

„Die christliche Apologie tut allerdings not. Deinen Gedanken, die apologetischen Artikel vornehmlich auf den Erfahrungsboden zu stellen, finde ich für das Bedürfnis des größeren Publikums durchaus zutreffend. Es ist dies von jeher meine Ansicht gewesen. Anschauung! Anschauung!"

„Was Herr H. an Deinen früheren Artikeln vermißt hat, weiß ich nicht. Eins aber glaube ich erraten zu können. Es ist das nicht etwas, was Dir individuell angehörte, sondern ein Partei-Charakterzug, — ein Zug, den die alte Orthodoxie seit Speners Zeit (d. h. seit dessen Verwerfung) an sich trägt, und den alle Hochkirchlichen, kirchlichen und politischen Konservativen, zumal im Osten, bis auf den heutigen Tag mit sich schleppen, — der in der Regel auch mit der scholastischen Anschauung verschwistert ist. Rund gesagt ist es ein **unchristlicher** Zug, der sich darin zeigt, daß man an den zu Belehrenden herantritt als an einen Gegner, und mit dem Anspruch, daß man sich für berufen halte, an ihm Gericht zu üben, während die christliche Mission sich doch lediglich legitimieren kann durch **Mitleid** und **Barmherzigkeit**, und wiederum nicht ostentativ, sondern in wirklicher **Demut**. Zum Beleg verweise ich nur auf das Beispiel und die Worte des Herrn Jesu. Wenn Du diese hingeworfene Bemerkung überlegst, so wirst Du, wie ich vertraue, finden, daß ich recht habe; — ich meine in dem Grundsatze. Ob Du im vorliegenden Falle oder in andern Fällen dawider gefehlt hast, wirst Du selbst prüfen müssen."

„Auch ich bin seit länger als 30 Jahren mit einer größeren apologetischen Schrift beschäftigt. Dieselbe hat jedoch nicht einen unmittelbar praktischen Zweck, wie Deine Versuche, sondern trägt mehr einen wissenschaftlichen Charakter. Leider rückt die Arbeit nur langsam fort, weil mir immer Notarbeiten anderer Art über den Hals kommen. Was mich zu dieser Arbeit getrieben hat, das ist auch der Grund, warum ich im Schulblatte seit langem nichts mehr über religiöse Dinge geschrieben habe. Ich hatte gemerkt, es müßte erst etwas aus dem Wege geräumt werden, wenn meine Stimme bei den Gegnern wie auf befreundeter Seite richtig verstanden werden solle. Die Glaubenshinderniſſe liegen an ganz anderer Stelle, als die landläufige Theologie (die orthodoxe und die liberalistische) meint. Hier muß erst eine Aufräumungs- und Aufklärungsarbeit geschehen. Zu diesem Aufräumen bezüglich der positiven Theologie gehört auch der Nachweis, daß dieselbe von Spener gerade das wesentlichste nicht gelernt hat, und eben dadurch zum Abfall der Gebildeten von der Kirche, der gleich nachher begann, wesentlich beigetragen hat. Weiter gehört dazu der Nachweis, daß die positive und die sog. moderne (liberale) Theologie **beide** an **demselben** Grundübel leiden, nämlich in der Spinoza-Schelling-Hegelschen Metaphysik stecken — wenn auch zum Teil unwissentlich. Wie soll da einer dem andern den Star stechen können, wenn beide daran leiden? Um diese tragische Komik voll zu machen, kommt da Ritschl her und rät den Theologen, sich gar nicht um Metaphysik zu bekümmern. Gewiß, der einfache Christ braucht sich nicht darum zu bekümmern; aber wenn die wissenschaftliche Theologie diese Losung ausgibt, so dankt sie als Wissenschaft ab und begeht obendrein eine Albernheit — wenn auch unwissentlich. Denn irgend eine Metaphysik hat jeder, der über religiöse oder naturkundliche Dinge wissenschaftlich denkt, selbst wenn er das Wort „Metaphysik“ nie gehört hätte, — und diese naturwüchsige Metaphysik ist dann entweder wahr oder falsch, — ein Drittes gibt es nicht. (Vgl. die Schrift: „Die spekulative Theologie Schleiermachers, Rich. Rothes und Jul. Müllers“ von Konsistorialrat Thilo, und die ähnliche Schrift über mehrere neuere Theologen beider Richtungen von O. Flügel.) Meine projektierte Schrift läßt sich übrigens auf die Metaphysik nicht ein, sie operiert lediglich mit Wahrheiten, die auch in der Heiligen Schrift

bereits ausgemacht sind, und von denen Thilo und Flügel gar nicht sprechen, die aber beide nicht leugnen werden, wenn ich den Finger darauf lege."

„Noch auf eins muß ich aufmerksam machen. Nach den vorstehenden Bemerkungen magst Du denken, meine Anschauung sei auf dem Studierwege erworben. Allerdings habe ich studiert; allein ich möchte wissen, aus welchen Büchern ich sie hätte lernen können; ich kenne dergleichen Bücher nicht. Anregungen und Belehrungen habe ich da und dort empfangen; aber das Spezifische meiner Auffassung ist in schwerer **Lebensnot** und **Gewissensnot** geboren — durch den, der allein Licht aus der Finsternis hervorrufen kann. Wenn mich etwas anders zur Apologie triebe als Barmherzigkeit und Mitleid mit den irrenden Brüdern, so wäre ich noch weniger als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle — nämlich ein hochmütiger Pharisäer, dessen Urteil Matthäus am 23. steht."

„Mich hat sehnlichst verlangt, im Schulblatte wieder von meinem liebsten Wissen, von „der Seele Trost", reden zu können. Sobald meine Schrift zur Hälfte fertig wäre, wollte ich passende Stücke daraus im Schulblatt mitteilen. Soweit habe ich es leider bisher nicht bringen können. Wann und ob mein Wunsch und Verlangen in Erfüllung gehen wird, steht in Gottes Hand. Ich muß stille halten."

„Wenn einmal mein Buch fertig wird (in seiner ersten Hälfte), dann wird Dir auch verständlich werden, warum ich zu Herbart halte — was Dir und Freund Heine so unsympathisch ist — obwohl die meisten Herbartianer meine biblisch-christliche Glaubensüberzeugung nicht teilen, woran Herbart aber sehr unschuldig ist. Über diese Differenz jetzt mit Dir oder mit Heine schriftlich zu verhandeln, ist völlig nutzlos, — ungerechnet, daß ich dazu keine Zeit habe. Könnten wir mündlich darüber reden, so würden wir mutmaßlich schnell zurechtkommen. An einem Gymnasiallehrer und Theologen Eurer Ansicht, der mich einst um derselben Differenz willen besuchte, habe ich die Probe gehabt. Mehrere Stunden lang hielt ich ihn absichtlich an andern theologischen Fragen fest, die ihn zwar lebhaft interessierten, wobei mir aber nur zu deutlich merkbar war, daß es ihm unter den Füßen brannte, seine mir brieflich angesagte Herzensfrage zur Sprache zu bringen. Ich tat so, um ihn zuvor mit meiner biblischen Anschauungsweise ver-

trauter zu machen und an meine Dialektik und Sprachweise zu gewöhnen. Als wir dann zu seinem Anliegen übergingen, waren wir in einer Stunde fertig, und er wunderte sich höchlich, wie das so leicht hatte geschehen können, und warum ihm meine erlösenden Zurechtstellungen nicht selbst eingefallen wären."

Dem ebenerwähnten Freund, Seminardirektor Heine, gibt er in ähnlicher Sache einmal folgende Andeutung:

„Ich würde an das gute Wort anknüpfen, das der sel. Hengstenberg auf seinem Sterbebette mir aus der Seele gesprochen hat, als er einem Freunde sagte: Bei der Apologie (und so auch beim Lehren) des Christentums kommt es weniger darauf an, zu beweisen, daß Christus wirklich gelebt habe u. s. w., sondern daß er jetzt lebt, wirklich lebt. Du wirst wohl nicht sofort verstehen, was dieses Wort mit unserm Didakt-Streite zu tun habe. Ich kann und will es aber hier auch nicht auseinandersetzen. Wirst Du es von selber finden, so wirst du zu meiner didaktischen Anschauung vom Religionsunterricht bekehrt sein. Es handelt sich mir um etwas ganz anderes als um Schulmeisterfragen. Darüber viel zu disputieren, geht ganz gegen meine Natur. Dr. Luther, Tauler, Ötinger, Hamann und ähnliche Leute würden mich verstanden haben; Spener und Bengel vielleicht nicht. Der Kampf wird wohl noch lange fortgehen, auch wenn ich verstummt bin. Der Geist wird zeugen, daß Geist Wahrheit ist. Ein anderes Zeugnis der Entscheidung gibt es nicht."

In einem Brief an einen jüngeren Freund heißt es über einen Abschnitt jener Arbeit:

„Der größte Teil gilt einer besonderen Abhandlung: „„Beleuchtung zweier theologischer Irrtümer, welche der genetischen Methode im Wege stehen."" Der eine Irrtum bezieht sich auf die Dogmatik, der andere auf die Ethik. Diese Abhandlung ist die „revolutionärste", die ich in meinem langen Leben geschrieben habe. Es gibt wohl kein Stück der Theologie, das nicht dadurch beunruhigt wird. Und doch bin ich ein konservativer Mann; aber eben, weil ich es bin, darum kann ich jenem falschen und trägen Konservatismus energisch zu Leibe gehen."

Seine früher ausgesprochene Ahnung hat sich bestätigt: er hat diese Arbeit nicht mehr vollenden können.[1]) — —

[1]) Vgl. S. 401 ff.

In demſelben Jahre (1889) ſchreibt er einmal an einen älteren Freund:

„Über Ihre Produktivität habe ich mich in die Wette gefreut und gewundert. Das heiße ich fruchtbar und friſch ſein im Alter — wie das Pſalmwort lautet. Vollends Ihr jüngſtes Werkchen; da atmet noch alles die Jugendfriſche. Sie klagen über den geringen Abſatz des Schriftchens. Ach, mein Lieber! Sie kennen doch das Sprichwort: das Neue „klingt", das Alte „rappelt". Wir Alten müſſen uns daran gewöhnen, daß die Welt uns miſſen kann. Aber ſolange wir friſch genug ſind, mitzuſprechen, wollen wir uns die Freude an dieſer Friſche nicht vergällen laſſen. Ich glaube, die beſten Bücher haben meiſtens erſt ſpät die rechten Leſer gefunden und zu wirken angefangen. Da ſchrieb vor ca. 200 Jahren ein braver deutſcher Mann ſeine „Pia desideria"; — er wünſchte eine Fortführung der Kirchenreformation. Der Verfaſſer war ein ſchlechter Stiliſt, aber er hatte gute Gedanken. Meines Erachtens war dieſes kleine opus das nützlichſte Buch, das ſeit der Reformationszeit bis heute auf theologiſchem Gebiete geſchrieben worden iſt. Gleichwohl iſt es ſo gut wie gänzlich wirkungslos geblieben und wird mutmaßlich auch noch lange wirkungslos bleiben. Vielleicht kommt aber einmal einer, der jene Gedanken in modernem Deutſch zu ſagen weiß, — und dann wird Phil. Jak. Spener nicht mehr ein vergeſſener Mann ſein. Wer weiß, was auch einmal mit denjenigen Ihrer Schriften, die ſich nicht gut verkaufen wollten, geſchehen wird? Wir können nur ſäen — auf Hoffnung. Das Gedeihen ſteht in beſſerer Hand als in der unſrigen. Darum laßt uns ſäen und nicht müde werden!"

„Gern möchte ich auch über den Inhalt Ihres jüngſten Schriftchens noch etwas bemerken, da ſo vieles darin iſt, was mich hoch intereſſierte und mir aus dem Herzen geſchrieben war. Aber ich muß es mir diesmal noch verſagen, um dafür etwas zu berühren, was mir bei unſern beiderſeitigen hohen Jahren noch dringlicher ſcheint. Es iſt die herzliche und andringende Bitte, die ich auch früher ſchon vorgebracht habe: ſchreiben Sie Ihre Biographie!"

„Ihr Leben iſt ſo reich und inſtruktiv für jung und alt, wie es nicht viele gibt. Reich in jedem Betracht und darum

auch lehrreich in jedem Betracht. Es wäre ein großer Schade, wenn es unbeschrieben bliebe."

„Gute Lebensbeschreibungen sind überhaupt die nützlichsten, wirksamsten Bücher, die es gibt."

„Sie sind ein Mann „aus dem Volke", aus dem sog. Arbeiter-Volke, und sind auch unter dem Arbeitervolke geblieben, obwohl Sie auch ein stattlicher Gelehrter hätten heißen können, und sind mit Ehren ein Geschäftsmann gewesen. Eine solche Persönlichkeit ist für unsere Volksschulstände, die ja 90 Prozent der Nation ausmachen, noch in besonderem Maße eine Respektsperson und ein Musterbeispiel. Sie erinnern sich vielleicht noch, daß ich in der „Theorie des Lehrplans" gesagt habe: im Geschichtsunterricht der Volksschule seien die wichtigsten und besten Stoffe nicht die Lebensbilder der Staatsmänner, Kriegsmänner, Gelehrten u. s. w., sondern die Biographien solcher Personen, welche zeigen, wie man im Arbeiterstande etwas Rechtes sein und werden kann. Das faßt und zieht! An solchen Lebensbildern ist unsere Literatur nicht reich. Aber es sind doch etliche da. Ich erinnere an Jung-Stilling, Franklin, Joachim Nettelbeck und Stephenson (den Eisenbahnmann). Werden Sie der fünfte in diesem schönen Bunde!"

„Biographien, wenn sie gut und mit Takt geschrieben sind, kann man jedem Alter, jedem Geschlecht, jedem Stande anbieten, und sie werden dann auch von allen mit Nutzen und Interesse gelesen. Das ist eine neue, wichtige Seite dieses Literaturzweiges. — Als bei unserm Abiturienten-Examen in der Literatur geprüft wurde, stellte der Schulrat Dr. Landfermann an meinen Freund Hollenberg die Frage, ob er ein deutsches Buch zu nennen wisse, das von jedem Alter, jedem Geschlecht und jedem Stande mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden könne. Hollenberg riet nach einigem Besinnen auf Jung-Stillings Biographie. (Ich hatte in Gedanken dasselbe geraten.) Landfermann stimmte zu, und empfahl dann noch für uns in einem anderen Sinne Hippels „Lebensläufe"."

In ähnlicher Weise, wie er sich hier über den hohen Wert und die Nützlichkeit von Biographien ausspricht, hat er sich auch oftmals mündlich geäußert. In manchen Gesprächen, auch in Ansprachen und Vorträgen ist er auf diesen ihm wichtigen Gegen-

ſtand gekommen, ſo noch in der letzten Konferenz, der ich mit ihm beiwohnte. Es war auf dem Jahresfeſt der von ihm vor 40 Jahren begründeten Barmer Lehrerkonferenz, wo er in einer Anſprache den zumeiſt jüngeren Mitgliedern den Rat ans Herz legte, ſolchen Verkehr und Umgang zu ſuchen, der nach irgend einer Seite hin fördernd wirkt, in die Höhe zieht. Als Erſatz oder auch Ergänzung ſolches perſönlichen Verkehrs empfahl er warm das Leſen guter Biographien, da man dadurch gleichſam in einen Verkehr mit dem betreffenden Manne trete und in deſſen äußeres und inneres Leben Einblick gewinne. Was er dort und anderswo über dieſen Gegenſtand äußerte, iſt mir leider nicht mehr ſo wörtlich im Sinn, daß ich es citieren könnte. Aber ſeine Anſchauungsweiſe fand ich deutlich wieder in dem Carlyleſchen Wort: „Wir können keinen großen Menſchen, und ſei es auch noch ſo unvollkommenerweiſe betrachten, ohne Gewinn von ihm zu ziehen; denn ein großer Mann iſt eine lebendige Lichtquelle, welcher nahe zu ſein gut und erquicklich iſt.“ Auch dem bekannten Urteil Carlyles: „Biographie iſt die einzig wahre Form der Geſchichtſchreibung,“ ſtimmte er voll und ganz zu.

Bei dieſem großen Vertrauen auf den Einfluß guter Lebensbilder auch an die Aufzeichnung ſeines Lebensganges zu denken, lag ſeinem demütigen Sinn fern. Vielmehr wo eine ähnliche Aufforderung an ihn herantrat, wie er ſie dem alten Freunde ans Herz legte, hat er immer ablehnend geantwortet. Einem fernen Freunde, der ihm eine dringende Bitte ſolcher Art ausgeſprochen hatte, antwortet er:

„Sie wünſchen einige Mitteilungen über meinen Lebensgang. So natürlich ich dieſen Wunſch ihrerſeits finde, ſo wünſchte ich meinerſeits doch, daß Sie mir das Ja wie das Nein erſpart hätten. Wären Sie mein Nachbar, ſo würde ich im Plauderſtündchen Ihnen gern alles erzählen, was erzählbar iſt. Aber dergleichen eigenhändig in die weite Welt hinaus ſchreiben ſollen, das kommt einem vor, wie wenn man ſich für einen berühmten Mann halten ſollte. Die Laſt einer ſolchen Meinung von ſich ſelbſt darf man einem engbrüſtigen alten Schulmeiſter nicht auflegen. Wenn es nach dem deutſchen Sprichwort nicht ratſam iſt, den Teufel an die Wand zu malen, ſo iſt es, glaub' ich, noch weniger ratſam, ſein eigenes Porträt für das Schaufenſter zu malen.“

„Dazu bietet mein Lebensgang so wenig Außerordentliches, — er ist so ordinär menschlich und gemein schulmeisterlich verlaufen, daß seine äußere Figur nicht das geringste Interesse erwecken kann, geschweige, daß sie etwas Nützliches sollte lehren können. Wohl würde sich aus meinen Erfahrungen manches zu Nutz und Frommen jüngerer Kollegen berichten lassen, — namentlich, wenn ich auch die begangenen zahlreichen Torheiten treulich mit auskramen wollte. Da Sie mir das aber wahrscheinlich nicht zumuten wollen, so läge die Sache ungefähr so, wie einstmals beim alten Dinter. Bekanntlich besaß derselbe kein sonderlich ästhetisches Gesicht, dazu unschuldigerweise noch tüchtige Altersrunzeln und rotes Haar. Als daher einst seine Freunde in ihn drangen, sich malen zu lassen, da erwiderte er: „Der Maler, der das tun will, müßte sich entweder an der Wahrheit oder an der Ästhetik versündigen; beides soll mit meinem Willen nicht geschehen.“ Das Bildchen, das von ihm existiert, hat einer gelegentlich beim Vorübergehen auf der Straße ohne sein Wissen genommen.“

Auch als der Verleger eines Lehrerkalenders ihn um einen Lebensabriß ersuchte, den er mit einem Bildnis dem Kalender beizufügen wünschte, konnte er sich nicht dazu verstehen und antwortete in ablehnendem Sinne. Erst als derselbe im folgenden Jahre um seine Photographie ersuchte und dabei mitteilte, er habe jemand gefunden, der den nötigen biographischen Aufsatz dazu schreiben würde, da sagten sich seine näheren Freunde, daß sie dies doch nicht einem Fremden überlassen dürften, sondern einer aus ihrem Kreise diese Arbeit übernehmen wolle. Vaters Einwilligung erlangten sie nur durch das Argument, daß solche Mitteilungen um der Verbreitung seiner Schriften willen nützlich und gut sein würden. Dies war die Veranlassung zur Abfassung der mehrfach zitierten biographischen Broschüre von Rektor Höfler.

Da dieselbe für den Kalender etwas zu umfangreich geworden war, übernahm es ein anderer Freund, Rektor Vollmer, aus jener Arbeit ein kürzer gefaßtes Lebensbild für den Kalender zu zeichnen.

Auch in Ronsdorf hat Vater die Freude gehabt, manche seiner Freunde aus der Nähe wie aus der Ferne zum Besuch bei sich zu sehen. Über einen dieser Besuche schreibt er an einen Freund, den bekannten Philosophen Pastor Flügel:

„Mit Dr. Barth habe ich einige schöne Tage verlebt.

Schade, daß er nicht noch etwas länger bleiben konnte. Seine sozial-reformatorischen Ideen haben wir gründlich durchgesprochen — soweit es in drei Tagen geschehen konnte. Ich stand seinen, auf die Volkswohlfahrt sich beziehenden Zielen so sympathisch gegenüber, wie er es wohl selten finden wird. Allein die projektierten Wege und Mittel konnte ich nicht gut heißen. Es hat mir große Achtung abgenötigt, wie tragsam, geduldig und aufmerksam der sonst so lebhafte Mann meine kritischen Bemerkungen anhörte, die, wenn sie auch in möglichste Mildigkeit sich kleideten, doch seinen liebgewordenen Gedanken vielfach tief ins Fleisch schnitten."

„Das Resultat müssen Sie sich gelegentlich von ihm selber erzählen lassen. So wird es auch am schicklichsten sein. Nur eins will ich bemerken. Nach den orientierenden Präliminarien am ersten Tage konnte dann die Besprechung im wesentlichen folgenden Gang nehmen. Ich konnte ihm zeigen, daß ich schon seit 40 Jahren in dem Sinne seiner Ideen praktisch tätig gewesen bin und zwar in einem Umfange und mit einem Zeitaufwande, wie es wohl wenige versuchen werden. Dabei wurde von Schritt zu Schritt dargelegt, warum so und nicht anders verfahren wurde, und dies Verfahren mit den von ihm projektierten Wegen und Mitteln in Vergleich gestellt. Jetzt galt es also, zu entscheiden, ob seine oder meine methodischen Grundsätze die richtigen seien. Irre ich nicht, so hat er mir in allem Wesentlichen zugestimmt."

„Wann werde ich die Freude haben, auch mit Ihnen einmal ein paar Tage verhandeln zu können. Wir hätten ja ebenfalls soviel zu besprechen, daß uns die Zeit gewiß nicht lang werden würde."

Von dem vorhin erwähnten Besuch erzählt der betreffende Freund später:

„Die in Ronsdorf verlebten Tage gehören zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens. Der Verkehr mit Ihrem Herrn Vater war ein ganz eigenartiger. Die feste Geschlossenheit seines Wissens und die enge Verknüpfung seiner Erfahrung, namentlich auf dem mich interessierenden Gebiete, machte mir alles wertvoll, was er sprach. Ich kann sagen, daß ich reichbeladen meine Rückreise angetreten habe." —

In seinem letzten Lebensjahre ward ihm noch die Freude zu teil, eine Anzahl fernwohnender Freunde, mit denen er durch Briefwechsel und gemeinsame Arbeit bekannt war, persönlich begrüßen zu können.

Der Verein für wissenschaftliche Pädagogik, zu dessen Vorstand er seit lange gehörte, hielt zum ersten Male seine Jahresversammlung in unserm Westen, in Elberfeld, ab. Ein ebenfalls langjähriges Vorstandsmitglied, Seminardirektor Leutz aus Karlsruhe, erzählt in einem Bericht über jene Tage u. a.:

„Es war mir ein Herzensbedürfnis, den wackern Altmeister Dörpfeld, von dem ich so vieles gelernt, dem ich so vieles zu verdanken habe, persönlich kennen zu lernen. Er war jedoch durch Krankheit verhindert zu kommen. Ich vernahm daher mit Freuden, daß sich eine Anzahl von Teilnehmern zusammenfand, um einen Spaziergang nach dem nahen Ronsdorf zu machen. Eine stattliche Schar von etwa 25 Mitgliedern wanderte auf die Höhe und fand sich dann im Gartensaal bei der Wohnung der Tochter Dörpfelds zusammen. Wir alle waren begierig, den verehrten Mann zu sehen. Da trat er denn, sorgfältig eingehüllt, in die Mitte der Gäste mit den uns alle wehmütig ergreifenden Worten: „Meine lieben Herren, Sie sehen in mir nur noch eine Ruine.“ Bald war aber dieser Eindruck vergessen. Nachdem er sich jeden hatte vorstellen lassen, wobei er bei allen Anknüpfungspunkte fand, setzte er sich zu uns und es begann ein lebhaftes Gespräch. Wir alle lauschten andächtig den klaren Worten des Meisters und schauten in das lebhafte, immer noch glänzende Auge des ehrwürdigen Greises. Da ich neben ihm saß, richtete er mehrfach Anfragen an mich über das Land Baden, das er durch mehrere Besuche genau kannte. Besonders lebhaft wurden die Worte und der Blick, als er einen Überblick über die Entstehung, den Inhalt und das Schicksal seiner Schriften über Schulverfassung gab.“

„Es waren wirklich feierliche Stunden, die wir hier in dem gastlichen Hause verleben durften, und wehmütig schieden wir, denn mancher nahm die stille Befürchtung mit, „diesen Mann sehe ich nicht wieder.““

Aus dem nahen Wuppertal kamen die Freunde oft und gern den Ronsdorfer Berg heraufgepilgert zu dem kleinen, stillen Haus am Walde. Mancher von ihnen hat es ausgesprochen, wie wohltuend ihm die frische Höhenluft sei. Und auch in geistiger Beziehung gab es hier eine kräftige Höhenluft für solche, die vom Talnebel und andern Lasten bedrückt, hier Aussprache und Erquickung suchten.

In seinem häuslichen Leben war es inzwischen noch stiller und einsamer geworden. Die jüngste Tochter hatte sich mit einem jüngeren Bruder des Schwagers von Rohden, der damals als Steuerbeamter in der Provinz Brandenburg angestellt war, verlobt.

Wie der Vater sich in die größere Vereinsamung zu finden wußte, zeigt folgende Briefstelle über die Verlobung an den älteren Sohn:

„Ihr bräutliches Glück gönne ich ihr von ganzem Herzen. Für mein häusliches Behagen wird allerdings ihr Scheiden ein schwerer Verlust sein. Das ist aber der geordnete Lauf der Dinge: die Kinder sind nicht um der Eltern willen da, sondern umgekehrt. Wie mein Hausstand später geregelt werden soll, wird Dir wohl C. oder A. schon gemeldet haben. Der liebe Gott hat es bisher allerwegen so freundlich mit mir gemacht, daß ich mit gutem Vertrauen in die Zukunft sehen kann."

Vater bewohnte bis dahin ein freundliches kleines Haus inmitten eines Gartens, etwa fünf Minuten von unserm Hause entfernt. Als er nun aber ganz vereinsamt war, hatten mein Mann und ich den Wunsch, ihn ganz in unserer Nähe zu haben, um auch in Krankheitsfällen ihm besser beistehen zu können. In der Nähe unseres Wohnhauses, das außerhalb des Ortes, etwas auf dem Berge am Walde liegt, ließ dann mein Mann ein kleines Haus bauen, worin unser Vater ein stilles Heim, die letzte Station für sein Erdenleben fand. Wir brauchten nur wenige Schritte durch unser Tannenwäldchen zu gehen, um zu ihm zu kommen. Was ihm selbst dies Heim so besonders lieb machte, war die geschützte Lage und unmittelbare Nähe des Waldes. Wie dankbar hat er oft der Güte Gottes gedacht, die es ihm beschieden. In einem Brief an die jüngste Tochter heißt es darüber:

„Hier in meinem Waldesheim finde ich mich so behaglich wie möglich. Ein schöneres Ruheplätzchen für das Alter hätte ich mir nicht erdenken können. Hoffentlich kann ich Euch drei auch bald hier einmal beherbergen. Die Waldesstille wird auch Euch gefallen. Klein-Agnes (die dreijährige Enkelin aus unserm Hause) pflegt täglich morgens hierher zu kommen, um zu sagen: Großvater, wie geht es Dir? — und einige Blumen zu bringen, die sie unterwegs gepflückt hat."

In den Tagen seiner Jugend, vom Elternhause in Selscheid aus, hatte er ein echt bergisches Landschaftsbild vor Augen gehabt,

mannigfach, freundlich, weit, und doch begrenzt. Im Hintergrunde nach Norden lang hingestreckt auf dem Berge lag die Stadt Remscheid, die sich mit ihrem Höhenprofil, besonders mit ihrem alten Kirchturm in scharfer Zeichnung gegen den Himmel abhob. Solchen, die im gelobten Lande gewesen, hat wohl dieser Anblick die Erinnerung wachgerufen an „Jerusalem, die hochgebaute Stadt." — Und nun, am Abend seines Lebens, lag sein letztes irdisches Heim auf ähnlicher Höhe. Er konnte wieder, wie in der Jugend, täglich sich freuen an dem weiten Blick von oben herab in ein schönes Stück seines Heimatlandes. Und merkwürdigerweise bildete jetzt wieder den Hintergrund, aber nach Süden hin, dieselbe „Stadt auf dem Berge"; derselbe alte Kirchturm hob sich auch jetzt am Himmel ab, als ein Wahrzeichen der irdischen, zugleich aber ein Hinweis auf die ewige Heimat.

„Mit meiner Gesundheit geht es," schreibt er einmal, „Gott sei Dank, über Erwarten und Hoffen gut. Doch machen sich die Altersgebrechen und -Schwächen immer mehr fühlbar." Zu diesen körperlichen Anzeichen des nahenden Alters kam die allmähliche Vereinsamung hinzu. Einmal die täglich fühlbare, die häusliche. Aus dem früher so großen, aus vielen Elementen bestehenden Familienkreis war er allein übrig geblieben, nachdem zuletzt wir Kinder ihn, eins nach dem andern, verlassen hatten. Sodann aber hat er auch aufs schmerzlichste das Hinscheiden alter Freunde empfunden. Wenn bei diesen äußeren und inneren Erfahrungen, die das Alter für jeden mehr oder weniger mit sich bringt, der zufriedene, dankbare, gottergebene Sinn die herrschende Stimmung bleibt, so ist dies der beste Beweis, daß das Leben in der rechten Weise gelebt worden ist. Nur wenn es ein Leben hingebender Arbeit und Mühe gewesen ist, nennt der Psalmist es ein köstliches Leben. Für ein solches sind auch die Anzeichen des sich neigenden Lebenstages keine unwillkommenen Boten, sondern sie sind ihm wie das Abendglöcklein, das den nahen Feierabend verkündet und Blick und Gedanken nach oben zieht, zu der Ruhe, die dem Volke Gottes verheißen ist.

Zu den charakteristischen Eigenschaften des ruhig zufriedenen Alters gehört wohl auch das Aufwachen der Erinnerungen an die Jugendzeit und ein gelegentliches Anknüpfen der damaligen Fäden. In dieser Beziehung war ihm in den letzten Jahren noch eine Freude beschieden. Sein früher mehrfach erwähnter Jugendfreund,

Gymnasialdirektor Dr. Hollenberg, der von Saarbrücken aus nach Kreuznach versetzt worden war, nahm seinen Abschied und siedelte nach Bonn über. Er erzählt in seinen Erinnerungen:

„Unser Briefwechsel war seltener geworden, aber wenn D. bei besserer Gesundheit einmal schrieb, waren seine Schriftzüge so fest und aufrecht wie jemals, und seine Worte gehaltvoll, stets aus seiner nächsten Arbeit hergenommen. In Bonn war ich ihm etwas näher als seit 40 Jahren. So kam er denn auch im September 1891 einige Tage zu mir. Es waren schöne Tage. Die Gesundheit war ganz erträglich, das Gespräch war ziemlich ungehemmt. Seine Urteile waren milder als vor Jahren; ich hatte den Eindruck, daß er an seinem inneren Menschen viel gearbeitet hatte und zur Ruhe gekommen war. Er war gern in der schönen Natur und ging sogar mit mir nach Plittersdorf am Rhein und zurück (gegen $2^1/_2$ Stunden)."

„An die in Bonn verlebten Tage," schreibt Vater kurz darauf an den Freund, „denke ich noch immer mit gehobenem Gemüt. Bei meinem damaligen Befinden war ich nicht ganz ohne Sorge hingereist. Unser Verkehr hat aber wie Medizin und Höhenluft gewirkt. Ich kam beträchtlich wohler und kräftiger heim, als ich abgereist war. Es ist doch etwas Sonderliches um alte Jugendfreundschaft, wenn sie echter Art war und sich gut eingelebt hat, so daß sie auch lange Trennung überdauern konnte. Vollends fühlt man das, wenn man es mit einem zu tun hat, der gegen den kränkelnden Freund so nachsichtig und rücksichtsvoll ist, wie Du es zu sein verstehst. Ich würde in solchem Falle mich auch wohl gern so verhalten, aber ich würde es schwerlich leisten."

Im Februar 1892 hatte er die Freude, den ersten Stammhalter seines Namens begrüßen zu können. Er schreibt an seine Kinder in Athen:

„Dein Telegramm, l. Wilhelm, hat eine große, helle Freude in dem alten Großvaterherzen erweckt. Nun ist doch ein Stammhalter da. Gern hätte ich Euch sofort meinen telegraphischen Glück- und Segenswunsch geschickt, wenn es nicht so kostspielig gewesen wäre. Statt dessen habe ich aber sogleich dem „treuen Schöpfer in guten Werken" meinen herzlichen Dank gestammelt und Mutter und Kind seiner Gnade und Obhut befohlen."

„An Freude wird es bei Euch auch nicht fehlen. Laßt es auch an dem schuldigen Danke nicht fehlen (Ps. 50, 23); er,

der den kleinen Stammhalter geschaffen hat, er ist es auch allein, der etwas aus ihm machen kann. Friedrich — möge er frühzeitig jenen Frieden finden, der höher ist, als alle Vernunft begreifen und sich vorstellen kann; dann ist er geborgen." —

Über die Arbeit dieser Jahre, die seine letzte werden sollte, berichtet er im gleichen Briefe:

„Hier in Preußen herrscht jetzt lauter Kriegslärm wegen des neuen Volksschulgesetzes. Dies könnte möglicherweise günstig sein oder werden für meine Arbeiten in dieser Frage, da nunmehr die Leute doch anfangen, sich um dieselbe zu bekümmern. Freilich liegt die Sache auch wieder ungünstig, weil die beiden herrschenden Parteiansichten sich eigentlich bloß um das Verhältnis zwischen Staat und Kirche auf dem Schulgebiet streiten und die Hauptsache darüber aus dem Auge verlieren. Wollten sie diese Hauptsache vorkehren und am rechten Ende anfassen, so würde ihre Haderfrage fast von selbst sich lösen. Jetzt schreit der eine: hie Staat! der andere: hie Kirche! — und zwischen diesen Gegensätzen wird meine Ansicht tot gedrückt, und der armen Schule mit ihren Lehrern ergeht es darob, wie weiland den armen Bauern, wenn die Junker ihre Fehden ausfochten."

„Die neue Schrift über die Schulverfassungsfrage hat mich (wegen der beschränkten Arbeitszeit und der vielen andern Störungen) jetzt bereits ein ganzes Jahr in Atem gehalten. Ich fühle mich wie abgehetzt, und das Hetzen hat noch immer kein Ende. Es ist zum Verzweifeln, wider zwei Feinde gleichzeitig kämpfen zu müssen und dabei keine Rückendeckung zu haben. Alle politischen Blätter stehen entweder im Dienste des einen, oder des andern Gegners; auf meiner Seite steht kein einziges politisches oder kirchliches Blatt, — nur eine kleine Zahl von Schulblättern."

Zur selben Zeit wendet er sich an den Jugendfreund mit folgendem Anliegen:

„Nun habe ich noch eine angelegentliche Bitte. Bei den folgenden Kapiteln meines Buches (den eigentlichen Untersuchungen) bedarf ich notwendig Deines bewährten Beirates, — einmal um sicher die sachliche Wahrheit zu treffen, und zum andern um meines Gemütes willen, das jetzt im Alter dem Gedränge von rechts und links nicht mehr gewachsen ist. Willst Du dem alten Freund brüderlich helfen, so müssen wir zur Besprechung der 2. Lieferung meiner Schrift (II. Familienrecht, III. Zweckmäßigkeit, IV. Ge-

wissensfreiheit) bald unsere verabredete Zusammenkunft in Köln oder Mülheim halten. Ich will das Manuskript vorher noch einmal selbst durchsehen, und werde Dir dann einen Tag zum Rendez-vous vorschlagen."

Es war eine eigentümliche Fügung: die erste Arbeit des 23jährigen war damals aus gemeinsamem Interesse und aus Besprechungen mit dem Freunde hervorgegangen und betraf Schulverfassungsfragen. Und jetzt, beinahe 50 Jahre später, bei seiner letzten, überaus schwierigen Arbeit über ähnliche Fragen war es derselbe Freund, bei dem er zunächst Verständnis und Rat und später, als die eigene Kraft versagte, Beistand und tätige Hülfe fand. Hören wir, was der Freund in seinen Aufzeichnungen über jene Arbeit erzählt:

„Er hatte bei seinem Besuch in Bonn einen großen Teil des Manuskripts zum „Fundamentstück" mitgebracht. Ich las ihm nach seinem Wunsch vieles daraus vor und machte hier und da meine Bemerkungen. In dem Vorgelesenen erkannte ich mit einigem Staunen, in welche Einzelheiten der Parteipolitik Dörpfeld sich hatte hinein denken müssen, um seine Ideen nach allen Seiten hin klar zu stellen. Es geht durch den ganzen betreffenden Abschnitt ein elegischer Ton, im Schmerz darüber, daß das Lebensinteresse der Schule von einer Menge von wichtigen Einzelheiten abhänge, daß dieselben aber im Staatszentrum nicht recht gewürdigt würden. Das mag im einzelnen dem außenstehenden Leser übertrieben erscheinen; wer aber ein langes, tätiges Leben in diesem Spezialkampf durchlebt hat, darf darüber anders urteilen."

„Nur diesem heiligen Ernst, der Dörpfeld erfüllte, haben wir die ausführliche Darstellung der Volksschulorganisation zu verdanken, die nun der Fachliteratur für immer bleibt. Und wer in Zukunft wieder diese ganze Reihe der Schulverwaltungsfragen angreifen will, darf als gewissenhafter Mann nicht ohne Durcharbeitung von Dörpfelds Schriften an seine Arbeit gehen. — Mit alter Frische entließ er mich zur Bahn, aber wir beide ahnten wohl, daß es der letzte Abschied sei."

„Das ganze Werk ist für den Näherstehenden ein rührendes Denkmal treuer Freundeshülfe, wetteifernd dargeboten im Angesicht des Todes." —

Doch mit dieser Arbeit sind wir in die Geschichte seiner letzten Lebenszeit, seiner letzten, schweren Krankheit eingetreten, von der in einem besonderen Abschnitt erzählt werden soll.

Werfen wir jedoch zuvor noch einen Blick auf die Arbeit selbst. Es ist mir lieb, hier nicht mit eigenen Worte reden zu brauchen. Aus dem Vielen und Verschiedenen, was über das Buch geschrieben worden ist, sei ein Zeugnis mitgeteilt von ganz besonderer Bedeutung. Einmal ist dasselbe wichtig um der Stelle willen, wo es abgelegt wurde, (die Comenius-Blätter brachten es), sodann ist es wichtig um des Mannes willen, der es ausspricht. Um jene Bedeutung zu würdigen, muß hier einer Tatsache Erwähnung geschehen, die zu den betrübendsten Lebenserfahrungen unseres Vaters gehört.

Allen denjenigen, die ihm persönlich näher standen, sowie allen denen, die sich in den Geist seiner Schriften eingearbeitet und ihn verstanden haben, ist es keine Frage mehr, wo das eigentliche Endziel alles seines Wirkens und Arbeitens lag. Umsoweniger verständlich ist darum jene Tatsache, daß ihm von demjenigen Stande, dem von Berufs wegen jenes Ziel das Gegebene ist, von dem Stande der Geistlichen, so wenig Hülfe und Mitarbeit, sondern vielmehr Mißtrauen, Verkennung, ja eine mehr oder minder deutlich erkennbare Animosität entgegengetreten ist.

Doch demgegenüber steht bei einem Rückblick in seine Lebensgeschichte, die aufgezeichnete sowohl wie die verborgene, die andere Tatsache fest, daß überall, von dem eigenen Konfirmanden-Unterricht an bis zur letzten Lebensstation, wo auch immer er zu einem Glied jenes Standes in eine persönliche oder berufliche Beziehung tritt, da wird dies Verhältnis zu einem guten, vertrauensvollen, ja nicht selten zu einem innigen, dauernden. Trotz mancher Verschiedenheit in Richtung und Denkweise war bald der gemeinsame gesicherte Untergrund gefunden, auf dem die amtlichen oder freundschaftlichen Beziehungen für beide Teile zum Segen sich gestalteten. Es würde zu weit führen, die zahlreichen Verbindungen dieser Art einzeln aufzuzählen, geschweige denn, sie zu schildern. Einzelne Zeugnisse davon finden sich hie und da in dieser Biographie zerstreut; wir erinnern nur an die von ihm so oft mit Liebe erwähnte kernige Gestalt seines Schwiegervaters, dessen Konfirmanden-Schüler er war, an seinen (theol.) Seminardirektor, an die beiden Wuppertaler Pfarrer, die nacheinander seine Vorgesetzten waren, an den längst heimgegangenen Generalsuperintendenten Jaspis, mit dem gemeinsam er als 25jähriger im Wuppertal eine Bibelkonferenz gründete; an die ihm in ihrer Barmer Amtszeit befreundeten

D. Emil Frommel und D. Ernſt, an die als bedeutende Theologen ihrer Zeit bekannten D. Fabri und Dr. Kohlbrügge;[1]) an zwei Söhne ſeines ehemaligen Direktors, die in ihren jüngeren Jahren ſich ihm freundſchaftlich anſchloſſen, an eine ganze Reihe von jüngeren Theologen, die in ihrer Studien- oder Kandidatenzeit mit ihm bekannt wurden, ſeinen Verkehr ſuchten und auch ſpäter ihm dankbar verbunden blieben.

Auch nachdem alle amtlichen Beziehungen gelöſt und er in den Ruheſtand getreten war, war es an dem neuen Aufenthaltsort der dortige Pfarrer, an den er ſich trotz deſſen ganz anderer Richtung in Freundſchaft anſchloß, und der bei ſeinen Schwierigkeiten in Amt und Beruf, bei Studien und perſönlichen Angelegenheiten bei ihm eine Stelle zu vertrautem Ausſprechen fand. Auch an ſeinem letzten Wohnort verkehrte ſowohl der lutheriſche Pfarrer, ſein früherer Pflegeſohn, wie auch der reformierte, gern und vertraulich mit ihm; ſie kamen, wenn ſein Gelundheitszuſtand es erlaubte, an einem beſtimmten Nachmittage zuſammen zu ihm, wo dann gemeinſam etwas geleſen und beſprochen wurde.

Selbſt bei dem Teil ſeiner Arbeit, der am meiſten Anlaß zu Mißdeutungen von jener Seite gegeben hat, dem Gebiet der Schulverfaſſungsfragen, hat es zu jeder Zeit auch unter den Geiſtlichen, einzelne gegeben, die, ob ihm ſelbſt auch perſönlich zum Teil fremd, doch die in jenen Schriften vertretenen Wahrheiten voll und ganz anerkannten, ja offen und warm auch ihren Standesgenoſſen gegenüber dafür eingetreten ſind.

Mit einem ſo geſinnten Pfarrer und zwar mit einem, der nach dem Urteil ſeiner Standesgenoſſen zu den hervorragendſten Gliedern der Rheiniſchen Kirche gehört, Paſtor D. Hackenberg

---

[1]) Mit den beiden letzteren, Männern von ganz verſchiedener Richtung, hat er ſeine ihm wichtigen theologiſchen Arbeiten, z. B. das II. Enchiridion, vor der Drucklegung beſprochen und ſie um ihr Urteil gebeten. Ein vor 30 Jahren fertiges Manuſkript, bei deſſen Herausgabe einem von ihnen Bedenken gekommen waren, iſt nach Vaters Willen nie zum Druck gekommen. Beide Männer haben ihm wiederholt ihr Vertrauen bezeugt. So veranlaßte D. Fabri manchmal Fremde, die das Wuppertal kennen lernen wollten, zum Hoſpitieren in Vaters Schule. Kohlbrügge beſuchte unſern Vater noch in hohem Alter, als ſein Augenlicht ſchon ſehr abgenommen hatte. Ich entſinne mich noch deutlich, wie ehrerbietig und ſorgfältig Vater die ehrwürdige Greiſengeſtalt an ſeinem Arm auf den Heimweg geleitete.

in Hottenbach, Synode Trier, jetzigem Abgeordneten im Landtag, wurde er in der letzten Lebenszeit brieflich bekannt. Eine große Freude war es ihm, als dieser ihn noch im letzten Jahre besuchte. Nach seinem Heimgange schreibt D. Hackenberg:

„Ein Gewinn fürs Leben wird es mir bleiben, ihm wenigstens einmal ins Auge geschaut und die Hand gedrückt zu haben; und an meinem geringen Teile mitzuhelfen, seinen großen Ideen zur Verwirklichung zu verhelfen, das wird hinfort zu meinen Lebensaufgaben gehören."

Unter der Aufschrift: „Eines Schulmeisters Testament" brachten dann die Comenius-Blätter aus seiner Feder eine kurzgefaßte, aber eingehende, gründliche Darlegung dessen, was der Verfasser mit jener Schrift gewollt und erstrebt hat.

Das ist gewiß, dem Heimgegangenen würde solch mutvolles, Verständnis und Übereinstimmung bekundendes Zeugnis von dieser Seite eine besondere Herzstärkung gewesen sein, die ihm manche bittere Erfahrung reichlich aufgewogen haben würde. Wir lassen deshalb jene Arbeit mit ihrem warmen, persönlich-ausklingenden Schluß hier unverkürzt folgen.

„Das Bedürfnis einer gesetzlichen Regelung des Schulwesens wird seit einem halben Jahrhundert und länger in Preußen lebhaft empfunden; alle bisher unternommenen Versuche, eine solche Regelung herbeizuführen, sind kläglich gescheitert. Die jüngste Vergangenheit sah in schneller Aufeinanderfolge die Vorlage zweier Schulgesetzentwürfe: unter heftigem Widerstreit sind beide bald wieder von der Bildfläche verschwunden; aber der Sturm, der sie hinwegfegte, hat den Nebel nicht zu zerstreuen vermocht, der über den Grundsätzen für eine gesunde Schulverfassung lagert."

„Der Streit um die Schule, der in jenen Tagen wieder einmal vorübergehend durchs Land tobte, und in dem das besonnene Urteil vielfach durch den wüsten Lärm der Parteischlagworte und der gedankenlos nachgesprochenen Phrasen übertönt wurde, rief auch einen erlauchten Veteranen der Schule zum letztenmal unter die Waffen. Aus dem stillen, tannenumrauschten Heime, das kindliche Liebe ihm auf ragender Höhe seiner Bergischen Heimat gegründet, schaute Friedrich Wilhelm Dörpfeld kopfschüttelnd und sorgenvoll auf den wogenden Kampf zu seinen Füßen, aus dem immer nur der alte Schlachtruf der Parteien ihm entgegenklang: „Die Welf!" „Die Waiblingen!" Hatte er denn nicht

bereits vor Jahrzehnten den neutralen Boden aufgedeckt und nachgewiesen, auf dem allein in Frieden eine gerechte Schulverfassung sich aufbauen konnte? Freilich, seine Stimme, „die Stimme eines Predigers in der Wüste", hatte den Parteibann nicht zu brechen vermocht, war fast ungehört verhallt: selbst bei den Lehrern — abgesehen von denen seiner engeren Heimat und der Herbartschen Schule — hatten seine Ausführungen nur geringe Teilnahme gefunden. Wenn er jetzt noch einmal für seine im Lauf der Jahre nur gefestigten Anschauungen eintrat, durfte er über dem leidenschaftlich entbrannten Parteistreit auf ein freundlicher Gehör rechnen denn ehedem? Aber er hatte nie nach dem Erfolge gefragt, wenn er die Feder zur Hand nahm; er hatte immer nur geschrieben, wenn das Bedürfnis des amtlichen Berufes ihm den Anlaß gegeben, wenn eine Nötigung vorlag. Eine solche kam auch jetzt: besorgt um den Fortbestand einer durch die geplante Gesetzgebung wie durch das herrschende Parteiwesen gleich sehr bedrohten, althergebrachten Schuleinrichtung erbaten Schulvorsteher und Schulfreunde seiner Heimat von ihm die Abfassung einer Denkschrift. Und der „gebrechliche Schulinvalide", wie er sich selbst nennt, gab dem Wunsche und den drängenden Bitten nach, „der Volksschule und seiner engeren Heimat zu lieb". Auf dem Untergrund einer geschichtlichen Betrachtung wies er in eingehender Darstellung „das Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung"[1]) nach und stellte dessen Bedeutung und Notwendigkeit von allen Seiten ins hellste Licht. Das Werk, unter den Schmerzen und Leiden einer langsam zum Tode führenden Krankheit entstanden, ist Dörpfelds Vermächtnis, ist sein Testament geworden für alle, die die Schule lieb haben. Zwei Tage vor seinem Tode hielt er in dankbarer Bewegung das erste vollendete Exemplar in zitternden Händen; in der Frühe des 27. Oktober 1893 ist er heimgegangen."

„Dem entschlafenen Meister und seinem letzten Werke gebührt an dieser Stelle ein ehrend Gedenkblatt: Der Mann war unser, und sein Werk ist aus dem Geiste geboren, der in diesen Blättern lebt."

„In der alten Kirche hat man hervorragenden Lehrern und Vorstehern, insbesondere solchen, die auf die Lehre oder das

---

[1]) Ges. Schr Band VII.

Leben der Kirche bestimmend eingewirkt, den ehrenden Beinamen „Kirchenväter“ zugelegt; bestände auf dem Gebiete der Schule ein ähnlicher Brauch, wenn einer, dann müßte Dörpfeld ein „Schulvater“ genannt werden. Der reich begabte, pflichttreue, charaktervolle Mann, der stolz und bescheiden zugleich nichts anderes sein wollte, als ein Volksschullehrer, als ein christlicher, als ein zufriedener Volksschullehrer, der verdient nach einstimmigem Urteil die Anerkennung der „Meisterschaft“. Was er in Tat und Leben, in Wort und Vorbild, in Rede und Schrift in der Schule und für die Schule und ihre Lehrer gewirkt und geleistet, das kann an dieser Stelle nicht einmal in kürzestem Wort umschrieben werden; aber es wird nachleben und nachwirken auf kommende Geschlechter. Schon sein Begräbnistag gab Zeugnis von der ungeahnten Fülle von Liebe und Dankbarkeit, von Hochachtung und Verehrung, die dem Heimgegangenen zu teil ward und treu bleiben wird; und unter den Blumenspenden, die an seinem Grabe „dem Meister der Lehrkunst“, „dem Vorbild der deutschen Lehrerschaft“, „dem eifrigen Förderer der Volksschule“, „dem Förderer der Wissenschaft der Pädagogik“ dargebracht wurden, fehlte auch der Kranz nicht, mit dem die Comenius-Gesellschaft ihren „Mitbegründer“, ihr „Vorstandsmitglied“, ihren „unvergeßlichen Berater“ ehrte.“

„Die Arbeit und Krankheit der letzten Lebensjahre hat es verhindert, daß Dörpfeld, der mit lebhafter Teilnahme und tätiger Hilfe gleich die ersten Schritte zur Begründung unserer Gesellschaft begleitete, in diesen Blättern, wie es seine Absicht war, zu Worte kam; wäre es geschehen, er würde ohne Frage auch an dieser Stelle die Gedanken vertreten haben, die seine Seele erfüllten bis zum letzten Hauch und die in seinem „Testamente“ beredten Ausdruck gefunden haben.“

„Dörpfeld steht über dem Streit der Parteien; politische oder kirchliche Tagesmeinungen verlocken und verleiten ihn nicht; aus Grundsätzen, „die über der Sphäre liegen, wo das Gewitter tobt“, aus Grundsätzen der Ethik und Pädagogik leitet er die Forderungen her, die er an eine gerechte Schulverfassung stellt. Ist den streitenden Parteien die Schulfrage wesentlich Machtfrage, so handelt es sich für Dörpfeld nicht darum, ob der Staat oder die Kirche über die Schule eine mehr oder minder beschränkte Herrschaft ausüben sollen; sondern er will die Schule, die allzulange schon der Zankapfel der Parteien war, auf eigene Füße stellen, er

fordert auch für das Schulgebiet die Selbstverwaltung nach dem Prinzip der Interessenvertretung."

„Hat denn aber nur der Staat, nur die Kirche, nur die Kommune ein Interesse an der Schule und infolgedessen ein Bestimmungsrecht über die Schule? Gehören nicht die Kinder zunächst den Eltern? „Solange aber die Eltern es sind, die die Sorgen und Kosten der leiblichen wie der geistigen Pflege, samt den schlimmen Folgen einer vielleicht mißlungenen Erziehung zu tragen haben, solange wird der Familie bei der Erziehung die erste und Hauptstimme gebühren." Die Anerkennung dieses Familienrechts in der Erziehung ist die Grundvoraussetzung einer gerechten Schulverfassung."

„Sollen nun aber die Interessen der Familie bei der Schulerziehung und die daraus fließenden Pflichten und Rechte in vollstem Maße zur Betätigung kommen, so muß jede Schulanstalt ihre besondere Schulgemeinde besitzen, d. h. sie muß getragen sein von einem Verbande von Familien, die sich zur gemeinsamen Schulerziehung ihrer Kinder vereinigt haben. Die Gemeinsamkeit der Erziehung erfordert, daß die verbundenen Familien in den wichtigsten Erziehungsgrundsätzen, namentlich in religiöser Hinsicht, einig, daß sie (wie Dörpfeld sagt) „gewissenseinig" seien. Die selbständige lokale Schulgemeinde gründet sich also gleicherweise auf das Elternrecht wie auf die Gewissensfreiheit in der Erziehung; sie entrückt die Schule auf einen neutralen, eigenrechtlichen Rechtsboden und bietet ihr Schutz gegen den Wellenschlag des politischen, religiösen und sozialen Parteiwesens; sie ist das Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung. Man hat diese Schulgemeinde, die also als selbständige Genossenschaft neben der Kommunal- und Kirchengemeinde bestehen soll, leichtweg ein „Phantom", eine „Erfindung Dörpfelds" genannt; aber der Genannte darf darauf hinweisen, daß die „Schulgemeinde" nicht durch Spekulation auf der Studierstube erdacht, sondern naturwüchsig aus dem Gedränge der Umstände entstanden ist, daß seit den Tagen der Reformation am Niederrhein und in Ostfriesland Schulgemeinden wirklich bestehen, und daß sie trotz ihrer immerhin nur unvollkommenen und durch die neuere Gesetzgebung immer mehr verschränkten Einrichtung ihren einzigartigen Wert und ihre zukunftsreiche Bedeutung erwiesen haben."

„Die Schulgemeinde ist aus der Anerkennung des Familienrechts in der Erziehung erwachsen; daß aber die Betätigung dieses Rechtes die Rechte der übrigen Schulinteressenten, des Staates, der Kirche, der bürgerlichen Gemeinde und — last not least — des Schulamtes und der pädagogischen Wissenschaft nicht ausschließt, lehrt ein Blick auf die gedachte Organisation der Schulgemeinde, die wiederum durch die ihr gestellten Aufgaben bedingt ist. Diese Aufgaben, die selbstverständlich nicht auf dem schultechnischen Gebiete liegen, sind sehr zahlreich und unter sich außerordentlich verschieden: sie umfassen neben der Lehrerwahl und der rechtlichen Vertretung der Schule und der Schulgemeinde Obliegenheiten der Aufsicht wie der Pflege, z. B. Aufsicht über Amtsführung und Lebenswandel der Lehrer, Beiwohnung bei der technischen Schulprüfung, Anhörung bei Einführung neuer Lehrbücher und bei Veränderungen in der Schuleinrichtung, öffentliche Sittenaufsicht über die Jugend außerhalb der Schule in Verbindung mit den Lehrern, Sorge für die äußere Ausstattung der Schule und für regelmäßigen Schulbesuch, Vermittlung bei Mißhelligkeiten zwischen Eltern und Lehrern und Schutz der letzteren wider ungerechte Angriffe und Ungebührlichkeiten. Man sieht leicht, daß die Fülle dieser Aufgaben sich in laufende, regelmäßig wiederkehrende Geschäfte und in solche Angelegenheiten gliedert, die nur in größeren Zwischenräumen vorkommen, aber von besonderer Wichtigkeit sind. Demgemäß ist es der gewiesene Weg, nach dem Vorgang der bürgerlichen wie der kirchlichen Gemeinde auch der Schulgemeinde ein zweifaches Verwaltungsorgan zu geben: ein kleineres Kollegium für die laufenden Geschäfte, die schnell und pünktlich erledigt werden wollen (Schulvorstand), und ein größeres Kollegium, das, in Gemeinschaft mit dem Schulvorstand, über die wichtigeren und seltener vorkommenden Angelegenheiten berät und beschließt (Schulrepräsentation). Der Schulvorstand soll sich zusammensetzen aus zwei bis drei Familienvätern, die von der Schulrepräsentation zu wählen sind, einem Vertreter der bürgerlichen Gemeinde, einem Geistlichen als Vertreter der kirchlichen Gemeinde und dem Lehrer bez. Hauptlehrer als Vertreter des Schulamts; letzterem gebührt, wie dem Pfarrer im Gemeindekirchenrat (Presbyterium), der Vorsitz. Der Schulvorstand erweitert sich zur Schulrepräsentation, der unter anderm die Lehrerwahl obliegt, durch den Hinzutritt von sechs oder mehr Familien-

vätern, von denen je ein Drittel die Schulgemeinde, die bürgerliche Gemeinde und die kirchliche Gemeinde entsenden können."

„Daß über diesen Rahmen der Lokalinstanz hinaus in einem Großstaate die Schulverfassung noch einen weiteren Ausbau erfordert, ist selbstverständlich. Wie aber in der Lokalschulgemeinde neben dem Schulamte ein mitberatendes Kollegium (Schulvorstand und Schulrepräsentation) steht, so müßte auf allen höheren Stufen eine ähnliche Einrichtung getroffen, also in der bürgerlichen Gemeinde neben der kommunalen Behörde eine Schuldeputation ins Leben gerufen werden, im Kreise neben Landrat und Kreisschulinspektor eine Kreisschulkommission, im Regierungsbezirk neben der Bezirksregierung eine Bezirksschulsynode, und für den ganzen Staat neben dem Unterrichtsminister eine Landesschulsynode. Über die Art und Weise, wie die Zusammensetzung und das Arbeitsgebiet dieser höheren Instanzen gedacht wird, bedarf es an dieser Stelle keiner näheren Erörterung; nur das allerdings Selbstverständliche soll hier ausdrücklich betont werden, daß auf allen Stufen die verschiedenen Schulinteressenten eine gebührende Vertretung finden müssen. Im übrigen kommt alles zunächst auf die Bildung der lokalen Schulgemeinde an: ist sie „die Pfahlwurzel des nationalen Schulwesens", so wird sich aus ihr heraus schon das letztere naturgemäß weiterentwickeln."

„In überzeugender Weise und von den verschiedensten Gesichtspunkten weiß Dörpfeld die Vorzüge und Vorteile der also umschriebenen Schulverfassung darzulegen und sie gegen die Einwürfe der Gegner von rechts und links zu verteidigen."

„Auf dem Boden der Schulgemeinde allein kommt die Familie zur vollen Ausübung ihrer Schulrechte und gewinnt über der Betätigung derselben jenes Interesse für das gesamte Erziehungswesen, ohne welches dasselbe nur ein sieches Dasein führen kann. Und was alles hat nicht bis auf diesen Tag die Schule unter der Gleichgiltigkeit und dem Unverstand des Elternhauses zu leiden! Steht die Schule zu keiner anderen Gemeinschaft in so inniger Beziehung, wie zur Familie, wer kann den Segen vorausahnen, der aus einer rechtschaffenen Ehe zwischen Haus und Schule für beide erwachsen müßte? Die hergebrachte Schulverwaltung aber hat alles getan, um das Haus der Schule zu entfremden, um der Schule und den an ihr Arbeitenden das so unerläßliche Vertrauen des Hauses zu entziehen; dagegen ist in jenen Gebieten, in denen

aus der Selbstbetätigung der Eltern in Erfüllung ihrer Erziehungspflicht vor Alters schon Schulgemeinden echter Art entstanden, das tatkräftige Interesse für die Schule bis auf den heutigen Tag lebendig."

„Aber nicht die Familie allein, auch alle die übrigen an der Schule interessierten Kreise, die bürgerliche, die kirchliche, die staatliche Gemeinde und nicht zum geringsten das Schulamt selber, müssen zur Mitarbeit herangezogen werden, wenn das Interesse nicht erlahmen und absterben soll. Eine gesunde Reform der Schulverfassung kann also nur im Sinne einer recht verstandenen Selbstverwaltung zu stande kommen; und wieder ist es die Schulgemeinde, die deren Durchführung auf allen Gebieten des Schulwesens gewährleistet. Sie zieht alle verwendbaren Kräfte zum Dienst für das Gemeinwohl heran, verhilft allen an der Schule beteiligten Faktoren zu ihrem Recht, bewahrt die Schulen vor der Gefahr, einseitigen Zwecken, seien es nun politische oder kirchliche, dienen zu müssen, und verhilft mit einem Worte auch dem Schulwesen zu jener selbsttätigen Entfaltung, deren sich das staatlich-bürgerliche Leben und die evangelische Kirche bereits erfreuen. Oder ist das Selbstverwaltungssystem, das auf politischem und kirchlichem Gebiete zeitgemäß erschien, im Schulwesen wegen der hier konkurrierenden vielseitigen Interessen nicht geradezu eine Notwendigkeit? Was der Nationalökonom Roscher als Grundsatz für das staatliche Leben aufstellt, das gilt ganz gewiß auch für das Lebensgebiet der Schule: „Wo der Wetteifer der einzelnen Glieder nützt, da würden Zentralisationsversuche nur schaden können."

„Die auf der Schulgemeinde sich auferbauende Schulverfassung entspricht aber auch der allgemeinen Zweckmäßigkeit. Erfordert das Wohl der Schule die sorgsame und genaue Erfüllung jener oben genannten allgemeinen Verwaltungsaufgaben, die hauptsächlich die Lehrerwahl, die Aufsicht und Pflege der Schule betreffen, so ist leicht einzusehen, daß alle jene Obliegenheiten nirgend sorgfältiger, schneller und leichter erledigt werden können, als bei der Schulgemeindeverwaltung. Ihr gegenüber ist der kommunale Gesamtschulvorstand, den der v. Goßlersche Gesetzentwurf vorschlug, unendlich unbeholfener, unzulänglicher und weniger leistungsfähig; er gibt weder eine Gewähr für eine sorgfältige Lehrerwahl, noch für eine würdige und zweckmäßige Pflege und Aufsicht der Schule."

„Am schwersten aber fällt für das Schulgemeindeprinzip der Umstand ins Gewicht, daß es allein die erziehliche Gewissensfreiheit verwirklicht und ihr den sichersten Schutz verbürgt. Die Bildung von konfessionellen wie von Simultanschulen wird hier in das Belieben und die Bestimmung der Schulgemeindeglieder, der Familienverbände gestellt; und nur auf diesem Wege läßt sich der wirre Kampf der politischen Parteien, der sonst endlose Streit zwischen Staat und Kirche um die Schule schlichten. Die Verwaltungskollegien der Kommunalgemeinde, der simultane Gemeinderat und der simultane Gesamtschulvorstand gewähren als solche der Gewissensfreiheit nicht nur keinen Schutz, geschweige eine Bürgschaft solchen Schutzes, sondern sind vielmehr für dieselbe eine stete Gefahr und Bedrohung."

„Zuletzt muß noch darauf hingewiesen werden, daß die Schulgemeindeverfassung auch alle berechtigten Forderungen der Pädagogik, des Schulamts und des Lehrerstandes erfüllt. Man vergegenwärtige sich nur, daß unter jener Verfassung der Lehrerstand die Berechtigung besitzt, bei der Beratung über Schulangelegenheiten aller Art durch seine Vertreter mitzusprechen, und daß dies Mitsprechen inmitten der Vertreter aller beim Schulwesen interessierten Gemeinschaften geschieht. Werden diese letzteren Vertreter darüber nicht einen wesentlich tieferen Einblick in die Innen- und Außenseite des Schulbetriebs, eine höhere Auffassung von dem Schulamte, eine richtigere und genauere Kenntnis von den bisherigen Übelständen auf dem Schulgebiete und mehr mitfühlende Teilnahme für die beengte Lage des Lehrerstandes gewinnen, als sie bisher gehabt und unter den obwaltenden Umständen haben konnten? Und wird diese bessere Einsicht und wärmere Teilnahme nicht allmählich dahin führen, daß der pädagogischen Wissenschaft die ihr gebührende Pflege zu teil, daß die Vorbildung der Lehrer zeitgemäß umgestaltet, daß die Lehrerlaufbahn nach allen Seiten geregelt wird?"

„An diesen oberflächlichen Andeutungen muß ich mir genügen lassen; wer die Schulgemeindeverfassung kennen lernen will, der muß zu Dörpfelds Buch selbst greifen, das sie von allen Seiten beleuchtet. Es gilt von allen Schriften Dörpfelds, es gilt auch von seinem letzten Werke: mit kurzen Auszügen wird man ihnen nicht gerecht; sie wollen gelesen, studiert, durchgearbeitet sein, wie sie selbst die in Form und Inhalt gleich reife Frucht ernstester

Gedankenarbeit ſind. Mit welch gewiſſenhafter und allſeitig erſchöpfender Kleinarbeit hat der Meiſter in ſeinem letzten Werk die Schulgemeinde als das Fundamentſtück, das unentbehrliche, für eine gerechte, geſunde, freie und friedliche Schulverfaſſung dargeſtellt! Gerecht iſt dieſe von ihm vertretene Verfaſſung, weil ſie nicht nur das Recht des Staates, der Kirche und der Kommune an der Schule anerkennt, ſondern auch der Familie, dem Schulamt und dem Lehrerſtande zu ihrem, bisher von den Vormündern der Schule ihnen vorenthaltenen Rechte verhilft. Sie iſt geſund, dieweil ſie ein gedeihliches Zuſammenwirken zwiſchen Schule und Haus ermöglicht und in allen Kreiſen das Intereſſe an der Erziehung weckt. Sie muß eine freie genannt werden, weil ſie aller Bevormundung ein Ende macht und die Schulangelegenheiten der Selbſtverwaltung der beteiligten Intereſſentenkreiſe übergibt. Und ihren friedlichen Charakter endlich erweiſt ſie dadurch, daß ſie die völlige Gewiſſensfreiheit in der Erziehung verwirklicht und damit allem Streit die Wurzeln abgräbt."

„Wer aber Dörpfelds „Fundamentſtück" zur Hand nimmt, — möchten es ihrer viele ſein! — der wird finden, daß es weit mehr enthält, als ſein Titel verheißt. In zahlreichen Exkurſen hat der Verfaſſer die verſchiedenſten Gebiete des Schulweſens und der Erziehung durchſchritten und noch einmal aus dem reichen Schatz ſeines Wiſſens und ſeiner Erfahrung Altes und Neues dargeboten. Wie gedankenreich iſt die Abhandlung „über Theologie, Pädagogik und Humanität"! Wie ergreifend wirkt die Schilderung über „Pädagogik, Schulamt und Lehrerſtand"! Ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß alle Töne, die er früher angeſchlagen, in dieſem ſeinem Schwanengeſang noch einmal wiederklingen, daß kaum ein Gebiet im Leben und Leiden der Schule nachgewieſen werden kann, auf das nicht hier der getreue Eckart noch einmal mahnend, warnend, beratend hinweiſt. Auch in dieſem Sinne haben wir es mit dem „Teſtament eines Schulmeiſters" zu thun. —"

„Ein Teſtament, — wer aber wird dieſes Teſtamentes Vollſtrecker ſein? Dörpfeld iſt von je ein zu ſelbſtändiger Denker geweſen, er iſt zu bewußt ſeine eigenen Wege gegangen, als daß er ſchnell auf eine große Gefolgſchaft hätte rechnen können; und das Bild der von ihm entworfenen und verteidigten Schulverfaſſung paßt in keinen Partei- und Vereinsrahmen. Was aber nicht ſo-

gleich sich in ein bestimmtes Schubladenfach einordnen läßt, das wird von einer am Schellengeklingel hohler Schlagworte sich erfreuenden Menge, auch unter den sogenannten Gebildeten, als unnützer Kram verächtlich beiseite geschoben. Neue Gedanken und Ideen müssen heutiges Tages unter dem Farbenschild einer bestimmten Parteirichtung auf den Plan treten, wenn sie auf einigen Beifall rechnen wollen; freilich wirkt die Parteiaufschrift auf die Kreise der Wettbewerber und Gegner wie ein Markenschutzzeichen und hindert von vornherein die allgemeine Verbreitung auch der besten Gedanken."

„Unter diesen Umständen ist nicht zu erwarten, daß Dörpfeld bei den herrschenden Parteien heute ein offener Ohr finden wird als ehedem. Sie werden kaum in den Spiegel schauen, den er ihnen zur Aufdeckung ihrer Irrtümer vorhält; sie werden sich auch durch jenes Kabinettstück eines ministeriellen Selbstgesprächs nicht überzeugen lassen, in dem ein erdichteter Staatsmann, der die Absicht hegt, das herrschende bureaukratisch-hierarchische Vormundschaftssystem durch ein Schutzgesetz zu befestigen, mit sich zu Rate geht, wie er die Fehler der politischen Parteien, wie er den ganzen über Schulverfassungsfragen lagernden Nebel seinen Zwecken dienstbar machen kann. Denn jede Partei befindet sich hinsichtlich der Schulverfassung in schwerem Irrtum, die liberale eben so sehr, ja fast noch mehr, als die konservative. „Jene hat mit dieser nicht bloß das gemein, daß sie die Pädagogik durch fremde Tendenzen verunreinigt und verfälscht, sondern auch dies, daß sie alle wissenschaftlichen und Gewissensfragen, die mit der Simultanschulidee zusammenhängen, sans façon als Machtfragen behandelt." „Auf dem Schulgebiete sind beide Parteien um die Wette illiberal, intolerant und unzugänglich; der Unterschied liegt nur darin, daß die eine es ist aus Prinzip, die andere aus verblendetem Fanatismus für ihren unpädagogischen Simultangötzen." Überschreit aber „bei den Konservativen der Kirchenmann den Schulmann, bei den Liberalen der Politiker den Pädagogen," so ist es erklärlich, daß es der einen Partei so wenig wie der anderen gelingen kann, eine solche Schulverfassung zu finden, die der Schule auf den Leib geschnitten, daß es ihr ebensowenig gelingen kann, die andere zu überwinden, geschweige zu überzeugen. „Will nun jemand versuchen, der einen oder anderen Partei irgend einen Irrtum aufzudecken, so hat er eine absonderlich schwierige Aufgabe. Denn

da auf keiner Seite geglaubt wird, daß ein dritter Standpunkt möglich sei, so denkt man, die abweichende Ansicht könne nur aus dem gegnerischen Lager kommen, und hat daher gewöhnlich nicht einmal Lust, genau zuzuhören, weil man meint, damit längst fertig zu sein. Und schenkt man der abweichenden Ansicht doch jeweilig in Geduld Gehör, so werden die Gründe gewöhnlich nur dahin gedeutet und verstanden, als ob die Meinung des altbekannten Gegners dahinter stäke; kurz, sie wird mißverstanden, weil die unbefangene Apperzeption fehlt."

„Soll allmählich in den politischen Kreisen die Erkenntnis von dem zum Durchbruch kommen, was der Volksschule frommt, was ihr von Rechts wegen gebührt, so müssen die Nächstbeteiligten in erster Linie in die Fußstapfen des Meisters treten und die Fahne ergreifen, die seiner im Tode erkalteten Hand entfallen ist: die Lehrer in erster Linie sind zu seines Testamentes Vollstreckern berufen. Begreiflicherweise hat sich um die charaktervolle Persönlichkeit Dörpfelds ein Kreis von Freunden und Jüngern geschart, der die Liebe und Verehrung, die er dem lebenden Meister entgegenbrachte, übers Grab hinaus in der mannhaften Vertretung und Fortbildung seiner Anschauungen betätigen wird; diese „Gemeinde" ist ihres Meisters würdig und verbürgt seines Werkes Dauer. Von ihr abgesehen ist allerdings die Klage berechtigt, daß der Entschlafene unter seinen Berufsgenossen nicht die Teilnahme und Waffenbrüderschaft gefunden, die er verdient hatte: „der Lehrerstand," so hat er selbst einmal gesagt, „ist für die Kampfarbeit, die er in der Schulverfassungsfrage aufnehmen müßte, bei weitem nicht ausreichend gerüstet." Eine Klage ist das, es soll kein Vorwurf sein. Denn es ist nur zu verständlich, daß unter den widrigen Verhältnissen, die in Preußen seit Jahrzehnten eine gesunde Schulreform hintangehalten haben, weite Kreise der Lehrerschaft in Verstimmung und Verbitterung sich den Blick haben trüben lassen, und in den Nebel des unglückseligen Parteiwesens geraten sind. Aber werden ihnen nicht die Augen darüber aufgehen, daß keine der politischen Parteien, wie sehr sie auch deren Geschäfte besorgen mögen, ihnen zur Erfüllung ihrer Standeswünsche und zu einer gedeihlichen Entfaltung des Schulwesens verhelfen kann und wird? Wird nicht mehr und mehr in immer weitere Kreise die Erkenntnis dringen, daß die Auslieferung der Schule aus dem Knechtsgewand der Hierarchie in die Zwangs-

jacke der Bureaukratie nur ein trauriger Rehabeamswechsel sein würde? Ich hoffe, daß gerade unter den Lehrern Dörpfelds „Fundamentstück“ fleißige Leser finden wird; die Stimmen werden sich dann ganz von selbst mehren, die einer Schulverfassung in seinem Sinne das Wort reden. Und ich hege zu der deutschen Lehrerschaft die Zuversicht, daß sie es sich einmal zu ihrer Ehre rechnen wird, Jünger des Mannes zu sein und zu heißen, der beides war: ein tapferer Vorkämpfer für Lehrerrecht, ein treuer Mahner an Lehrerpflicht.“

„Mein letztes Wort gilt der Kirche, der ich diene: auch sie kann und darf Dörpfelds „Testament“ nicht unberücksichtigt bei Seite schieben. In immer weiteren kirchlichen Kreisen kommt doch die Erkenntnis zum Durchbruch, daß die Kirche manche Versäumnis der Schule gegenüber sich hat zu schulden kommen lassen. In der allgemeinen Wirrnis, in der sich nun einmal die gesamten Schulangelegenheiten befinden, ist man kirchlicherseits einem Phantom nachgejagt, hat die Schulaufsicht als ein vermeintliches Recht für sich in Anspruch genommen, und dem Staate gegenüber eine Mitherrschaft über die Schule beansprucht, als ob letztere nur den Beruf einer Dienstmagd habe. Daß darüber in beklagenswerter Weise das Vertrauensverhältnis zwischen Kirche und Schule zum Schaden beider sich gelockert, und ein reichliches Maß von Verstimmung sich in den Kreisen der Lehrerschaft angesammelt hat, liegt heute offen zu Tage; und nicht alles Verfehlte und Versäumte ist wieder gut zu machen. Aber eins kann und eins sollte geschehen: die Kirche, die einen hohen Grad von Selbständigkeit bereits erlangt, und für sich weitere Rechte beansprucht, sollte bedenken, daß, was dem einen recht, dem andern billig ist, und sollte ihre Stimme und ihren Einfluß für eine selbständige, gerechte und freie Verfassung der Schule geltend machen, in der das der Kirche zustehende Recht vollauf gewahrt wird. Diese neue Waffenbrüderschaft zwischen Kirche und Schule, — kann und soll sie nicht zunächst auf jenem Fleck deutscher Erde ins Leben treten, auf dem wie die freie Kirchenverfassung so auch die freie Schulgemeinde vor Jahrhunderten schon entstanden ist? Die Kirchenordnung des Niederrheins hat zunächst in Rheinland und Westfalen ihren Einzug gehalten, sie ist seit fast zwei Jahrzehnten mit gewissen Modifikationen das Gemeingut der übrigen sechs altpreußischen Provinzen geworden; die gleichzeitig entstandene und

nicht minder freiheitliche Schulgemeinde-Institution ist inzwischen wesentlich durch die Versäumnis und die Teilnahmlosigkeit der Geistlichen als der Schulvormünder bis auf einen letzten Rest verkümmert. Ist es nicht Pflicht der Kirche, ihr da zunächst wieder zu neuem Leben zu verhelfen, wo sie ihren Mutterboden hat, an der Heimstätte der freien Kirchen- und Schulverfassung? Eine Kirche, die nur das Ihre sucht, aber vergißt, für die ihr verschwisterte Schule zu sorgen, hat ihren Ruhm dahin. —"

„Es war im Februar des vorigen Jahres, als ich in das weihevolle Heim eintreten durfte, in dem „eines Schulmeisters Testament" entstand; es waren unvergeßliche Stunden, die ich damals im Gespräch mit dem Manne verbrachte, der vielen ein geistlicher Vater geworden. Noch sehe ich sie lebendig vor mir, die ehrwürdige Greisengestalt: Gang und Haltung, des Angesichtes Züge und der Stimme Klang verrieten die schleichende Krankheit, die ihm am Leben zehrte; aber das Auge blitzte in jugendlichem Feuer, und über der Rede vergaß der willensstarke Mann augenscheinlich des Leibes Schwachheit und Gebresten. Von erfahrenen Enttäuschungen, von bleibenden Erwartungen war die Rede. Da konnte ich mich nicht enthalten, bewundernd zu fragen, was ihm den Mut so frisch erhalten, trotz trüber Erfahrung, trotz Schmerzen und Krankheit zu wirken solange es Tag war. Und unter Lächeln ward mir die Antwort: „Die Kraft des Glaubens und das Bewußtsein der Pflicht. Recht muß doch Recht bleiben, und dem werden alle frommen Herzen zufallen. Was in meinen Anschauungen Wahrheit ist, das kann nicht untergehen. Ich bin zufrieden, wenn die, die nach mir kommen, schon Bausteine geschichtet finden; der Bau steht in Gottes Hand.""

---

3. Die letzte Krankheit und der Heimgang.

Wie wir gesehen haben, wurde unser Vater seit vielen Jahren zeitweise von verschiedenen Krankheiten, körperlichen Gebrechen und Leiden heimgesucht. Die Jahre vor der letzten Krankheit waren nach dieser Seite hin jedoch eine verhältnismäßig gute Zeit. Die heimische Bergluft, nachdem er einmal wieder an sie gewöhnt war, kräftigte und stärkte ihn. Dazu kam dann noch die Abhärtung und Kräftigung des Körpers durch Anwendungen der Kneipp'schen

Kur, die er in dieſer Zeit kennen lernte und mit gewohnter, nach unſerer beſorgten Meinung zu großer Energie und Beharrlichkeit durchführte. Sie hat ihm aber keinen Schaden gebracht, im Gegenteil, er iſt in langer Zeit nicht ſo rüſtig geweſen, wie in den Jahren, wo er dieſe Abhärtungskur gebrauchte. Einen Beweis dieſer Rüſtigkeit ſahen wir in einem der letzten Winter. Wir gingen an einem kalten Tage zuſammen über den gefrorenen Schnee. Als wir zu einer Stelle kamen, wo der Weg längere Zeit bergauf geht, gingen mein Mann und ich unwillkürlich langſamer. Aber er ſchritt rüſtig und ohne Beſchwerden vor uns her, und war eher oben als wir. Und wie war ihm früher oft das geringſte Bergſteigen ſo ſchwer!

Auch konnte er in den letzten Jahren wieder Fußtouren machen, die von jeher eine beſondere Freude für ihn waren. So ging er noch im vorletzten Sommer zu Fuß mit meinem Manne und mir nach Müngſten, einem ſchönen, weltabgeſchiedenen Tal, drei Stunden von hier. Wie fröhlich ſind wir da noch miteinander gewandert zwiſchen den heimatlichen Bergen, die ihm ſo viele Jugenderinnerungen weckten, und nun weilen beide ſchon lange in der oberen Heimat. Es iſt dies wohl der letzte größere Weg geweſen, den wir drei miteinander gemacht haben.

Im Herbſt dieſes Jahres begann Vaters letzte verhängnisvolle Krankheit, an der er dann noch über ein Jahr gelitten, und die ſeine Lebenskraft nach und nach völlig aufgezehrt hat. Sie iſt erſt in ihrem ſpäteren Stadium erkannt worden als ein unheilbares, ſchweres Leberleiden. Die Krankheit äußerte ſich darin, daß er die Speiſen nicht mehr vertragen konnte, daß der Appetit ſich immer mehr verlor, und ſtatt deſſen ein Widerwille gegen das Eſſen ſich einſtellte, daß ſeine Kräfte allmählich abnahmen, und ſeine früheren Übel nach und nach wieder auftraten. So ſchrieb er im Januar 1893:

„Seit Mitte Auguſt bin ich Gefangener, — in der Krankenſtube. Alte und neue Leibesübel — Aſthma, Nervenſchwäche, Magenleiden, Herzklopfen, überfielen mich mit einem Male alle vereint, und zum Teil ſchlimmer als je. Was der liebe Gott mit mir vor hat, weiß ich nicht; nur das weiß ich, was Jer. 29, 11 geſchrieben ſteht, — und daran ſucht ſich mein Herz im Glauben zu tröſten. Freilich mit unſerm menſchlichen Feſt-

halten ist es ein schwächlich Ding; der Herr selbst muß uns halten, sonst lassen wir los. (S. Petrus auf dem Meere.)"

Was ihn zum Schreiben dieses Briefes zu jener Zeit trieb, als ihm schon alles Schreiben schwer wurde, war ein von schweren Schicksalsschlägen erzählender Brief eines jungen Lehrers, dessen verstorbener Vater ihm befreundet, und dessen väterlicher Freund und Berater er geworden war. Nachdem er, wie vorhin berichtet, seine eigene Lage geschildert, geht er auf das Leid des jungen Freundes ein:

„Über Ihr Befinden und die harten Schläge, die Ihre Familie getroffen haben, war ich bereits im allgemeinen unterrichtet. Wo mir gemeinsame Bekannte begegneten, hatte ich mich immer nach Ihnen erkundigt. Für Ihre genaueren Mitteilungen danke ich Ihnen; wo man herzliche Teilnahme hat, da ist's einem doch immer lieb, das Genauere zu hören."

„Gern möchte ich Ihnen einiges zum Trost sagen, — aus dem Trost, womit ich selbst getröstet bin; aber mein schwacher Kopf kann nicht viel leisten. Nur an Hebr. 12, 5—7 will ich erinnern. Merken Sie: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er, — und: Der Herr ist es, der zu Ihnen spricht: mein Sohn, mein Kind! — Mein! Sich als Gottes Kind zu wissen, als sein liebes Kind, — was bedürfen wir eigentlich noch mehr? Aber unser Herz ist bange und verzagt, wenn man anscheinend das Widerspiel sieht. Doch darum eben ruft er es uns zu: „Mut, mein Kind! Mut!""

Dies erinnert mich an ein Mahnwort, das er meinem Mann und mir in der Krankheit einmal sagte: „Mein Weg geht bald zu Ende, ihr aber müßt guten Mut behalten und dankbar sein!"

Außer dem Druck des körperlichen Leids lag ihm noch eine Bedrängnis anderer Art auf der Seele: die Fertigstellung seiner begonnenen Arbeit. Das Buch sollte in vier Lieferungen erscheinen, von denen die beiden ersten bereits herausgegeben waren. Vom Beginn der Krankheit an hatte er wohl eine Ahnung, daß dies der Anfang vom Ende sei. Es war ihm nun ein drückendes Gefühl, daß die Arbeit unvollendet bleiben sollte.

So gab er sich denn noch mit gebrochener Kraft ans Werk. Wie ihm wackere treue Freunde beistanden in dieser Arbeit, haben wir früher gehört. Auch an dieser Stelle sei ihnen für ihre

bereitwillige Hilfe von Herzen gedankt. Der Segen, der solchem Freundesdienst folgt, wird ihnen nicht ausbleiben. — Was diese Besprechungen mit den Freunden unserm armen, kranken Vater gekostet haben, darüber sagte er mir einmal in den letzten Wochen der Krankheit: „Es weiß niemand, was ich dabei gelitten habe; die Anstrengung war oft wie eine Hölle für meinen armen, von Schmerzen gequälten Kopf."

Wie sehr ihm die Arbeit aufgelegen hat, davon zeugen folgende Briefstellen an Direktor Hollenberg. Im Juli schreibt er: „Tausend Dank für dein Anerbieten, mich aus meiner Arbeitsnot herauszureißen. Gott lohne es Dir."

Am 19. August sendet er die beiden noch rückständigen Stücke: „Gott Lob und Dank, daß auch diese beiden Lasten mir von der Seele genommen sind. Ich fange jetzt allmählich an, mich wieder wie ein Mensch zu fühlen, während ich mir seit einem halben Jahre wie ein Wurm vorkam, der nächstens vollends erdrückt sein wird. Es fehlt noch der zweite Artikel zum Schlußworte. Die Anstrengungen der letzten Wochen haben aber meinen kranken Kopf dergestalt mitgenommen, daß ich notwendig eine kleine Weile pausieren muß. „Will's Gott, kann ich nun einstweilen ausruhen!"

Seine Kopfnerven hatten früher, bei der Arbeit an der „Leidensgeschichte der Volksschule" und deren Verteidigung nachher einen Stoß erlitten, von dem sie sich nie wieder ganz erholt haben. Die letzte Arbeit war nun wieder ähnlicher Art, nicht dem Inhalt nach, aber in der Art und Weise. Sie hatte auch wieder die gleiche Wirkung auf seinen Körper. Solche Arbeit ist in etwa zu vergleichen mit der Arbeit der heimgekehrten Israeliten in Jerusalem: mit der einen Hand bauten sie, mit der andern führten sie das Schwert. So galt es auch bei diesen Arbeiten nicht einfach und ruhig zu bauen, und seine Gedanken dieser Arbeit ganz zuzuwenden, sondern er mußte das, was er baute, nach rechts und links zu verteidigen suchen. Einige Jahre früher sprach ich ihm einmal den Wunsch aus, er möge doch eine derartige Arbeit nicht wieder unternehmen, sondern seine noch übrige Kraft den Arbeiten zuwenden, bei denen er nur zu bauen habe, z. B. den ethischen, religionsunterrichtlichen, den psychologischen und biographischen Arbeiten. Er gab mir auch recht in seiner Antwort und sagte dann nur einfach: „Ja, Kind, wenn ich arbeiten könnte,

was ich wollte, und was ich zu tun wünschte, so würde ich bei jenen Arbeiten bleiben, aber danach darf ich nicht fragen."

Auf jedem jener vier Gebiete hatte er noch viel zu tun vor. Der Stoff war durchdacht und fertig, er harrte nur der Ausgestaltung und schriftlichen Fixierung. Wer ihn genauer kannte und beobachtete, der konnte gut wahrnehmen, daß diese letztere Art von Arbeit niemals einen ermüdenden, abspannenden Eindruck bei ihm hervorrief, auch wenn er lange und eifrig damit beschäftigt war. Im Gegenteil übte sie obwohl sie angestrengte Tätigkeit war, doch rückwirkend einen erfrischenden, befreienden, stärkenden Einfluß auf seinen Geist aus, der dann auch auf den Körper wohltuend und belebend einwirkte. Es war gleichsam eine Erntearbeit, die ein Gefühl der Freude, der Genugtuung und Befriedigung mit sich bringt. Die mühsame vorhergehende Ackerarbeit war vollbracht in jahrelangen eingehenden Studien. Sein Arbeiten war nunmehr ein Sammeln, Einheimsen und Bergen der erworbenen Früchte des Fleißes.

Wie ganz anders war bei ihm dagegen die Wirkung der nicht nur aufbauenden, sondern zugleich kämpfenden und verteidigenden Schriften, zu denen auch die letzte Arbeit gehört.[1]) Sie lesen sich so klar und leicht, daß man verstehen kann, wenn manche Leser der Meinung sind, der Verfasser sei ein geborner Kämpfer, seine schlagfertigen wuchtigen Hiebe, und andrerseits seine bis ins Feinste durchgeführte Taktik sei ihm von Natur eigen. Wie ganz anders lag die Sache für den, der ihm näher stand, der zuweilen einen Blick tun durfte in sein inneres Leben während solcher Kampfeszeit. Nur wer es mit durchlebt hat, welcher schwere Druck diese Zeiten hindurch auf seinem Gemüt lastete, von wieviel Stunden anhaltenden Gebets, Seufzen und Tränen sein einsames Schlafzimmer erzählen könnte, wie seine fein und zart angelegte Natur sich durchringen mußte, um dann nach außen hin mutvoll, klar und fest seine Feder als Schwert zu gebrauchen, — nur der kann es verstehen, wie diese Arbeiten es gewesen sind,

[1]) Wohl galt es auch bei anderen, z. B. den didaktischen Arbeiten, gegen alte Fehler und Übelstände anzukämpfen, aber dies waren doch mehr sachliche Auseinandersetzungen. Dagegen bei den hier in Betracht kommenden Schulverfassungsschriften nahm der Kampf um die Interessen der Schule und des Lehrerstandes notwendig mehr einen persönlichen Charakter an, wenn er auch nicht gegen Einzelpersonen gerichtet war.

deren jede ihm ein Stück Lebenskraft gekostet haben. Und auch die letzte böse Krankheit, sie ist vielleicht aus dieser Arbeit herausgewachsen. Man sagt von ihr, daß sie zuweilen durch anhaltenden deprimierten Gemütszustand hervorgerufen werde.

Wie dem auch sei, der Heimgegangene hat allezeit sein Leben in Gottes Hand gestellt; er war immer bereit, nach Gottes Willen zu sterben oder zu leben. So wollen auch wir nicht klagen, und seiner Krankheit und ihren Ursachen weiter nachforschen, sondern uns damit trösten, daß es ihm vergönnt war, im Dienst der Sache, die ihm zur Lebensaufgabe geworden war, seine Kräfte zu verzehren und so seinem Berufe bis zum Tode treu zu sein.

Als wir Mitte September von unserm Aufenthalt an der See zurückkehrten, erhielten wir unterwegs ein Telegramm mit der Nachricht seiner schlimmeren Erkrankung. Bei unserer Abreise saß er noch in seinem Zelt, das für ihn mit Teppichen und Decken im Tannenwäldchen zwischen seinem und unserm Hause aufgeschlagen war; auch ging er damals noch in Garten und Wald spazieren, wie er es den ganzen Sommer hindurch getan hatte. Die letzte Woche vor unserer Heimkehr hatten auf einmal die Kräfte sehr abgenommen. Man hatte uns benachrichtigen wollen, aber er selbst wünschte, man möge uns ruhig dort lassen. Erst am Tage vor unserer Rückkehr hat er selbst das Telegramm bestimmt, das uns auf der Reise vorbereiten sollte auf die traurige Veränderung, in der wir ihn fanden.

Die nun folgenden sechs letzten Wochen voll Jammer und Elend, voll göttlichen Erbarmens und Trostes, und voll Heimwehs und kindlichen Friedens trotz aller Not, haben sich meiner Seele in unauslöschlichen Zügen eingeprägt. Was wir in dieser Zeit miteinander durchlebten, was da gesprochen wurde von Seele zu Seele, wenn auch mit schwachen, menschlichen Worten, das läßt sich nicht alles wiedererzählen und aufschreiben: manches ist nur für die Erinnerung des Herzens bestimmt. Doch sei für diejenigen, die dem bisherigen Lebensgang mit Teilnahme gefolgt sind, doch einiges erzählt aus jenen Abendstunden des sich neigenden Lebenstages, die zwar dunkel und schwer nach ihrer äußeren Seite hin sich gestalteten, und doch auch andrerseits schon einen lichten Schein der Ewigkeit in sich trugen: Etwas von jener sieghaften Macht, der alles körperliche Elend, jeder seelische Druck, ja der Tod selbst mit seinen Schrecken, unter den Füßen liegt.

Abgezehrt, bleich und schwach fanden wir ihn von Kissen gestützt, im Sessel sitzen auf seinem alten Plätzchen im Studierzimmer. Dort hat er bis zuletzt noch jeden Tag eine Zeit zugebracht, die sich aber immer mehr verkürzte.

Sein beständiger Gebetsseufzer, den man bei Tag und bei Nacht durch die ganze Krankheitszeit am meisten von ihm hörte, war: „Herr, erbarme dich meiner!“ Und er ist nicht unerhört geblieben; der Herr hat sich seines Knechts erbarmt, und ihm hier auf Erden noch nach der Finsternis sein helles, tröstendes Licht wieder ins Herz scheinen lassen. Aber vorerst ging sein Weg noch durch tiefe Wasser der Trübsal.

In den ersten Wochen war außer den bestimmten Krankheitsbeschwerden und dem großen Schwächegefühl die Angegriffenheit und Empfindlichkeit des Kopfes eine schwere Plage für ihn.

„Jeder Lichtstrahl tut meinen Augen weh, jeder Ton tut meinen Ohren weh, und jeder Gedanke meinem armen Kopf,“ klagte er betrübt. Und ein andermal:

„Mein Verstand hört auf, meine Gedanken hören auf, ich kann nichts mehr fassen. Wenn Du mich trösten willst, so sage mir nur einen Gedanken, zwei sind schon zu viel für meinen armen müden Kopf. O Gott, Du bist ein unerforschlicher Gott!“

Vor dem Tode mit seinen Schrecken hatte er, wie in früheren Krankheiten, so auch jetzt, keine Furcht und Angst. Das Abscheiden war ihm ein Heimgehen, ein Nachhausekommen im vollsten Sinne. Keine körperliche und keine Seelennot hat in diesem Punkt seinen festen kindlichen Glauben zum Wanken gebracht. „Ich möchte lieber morgen als übermorgen heimgehen,“ sagte er einmal.

„Mach End', o Herr, mach Ende
An aller unsrer Not,“

betete wohl seine müde Seele. Und ein andermal seufzte er voll Verlangen:

„Wenn ich doch einmal so weit wäre, daß ich sagen könnte:

Freu dich sehr, o meine Seele,
Und vergiß all' Not und Qual,
Weil dich Christus, unser Herre,
Heimführt aus dem Jammertal!“

Ich erzählte früher einmal, wie er, noch in voller Manneskraft stehend, bei einer freudigen Gelegenheit zu uns Kindern sprach von jenem rechten Freudentag, auf den er sich vor allem

freue. Auch jetzt in der Krankheitszeit sprach er voll Freude von dem Wiedersehen mit unserer Mutter und unserm gestorbenen Schwesterchen. Einmal klang es so sehnend aus dem tiefsten Herzen heraus:

„O Tag der Erlösung, meines Gottes Tag, wann, wann wirst du kommen?“

Hatte er auch vor dem Scheiden keine Angst, so konnte ihn doch der Gedanke an längeres und noch schwereres Leiden bange machen. Er war schon jetzt so elend, daß er Tasse oder Glas nicht mehr halten, sich auch nicht mehr selbst aufrichten oder herumlegen konnte. Hilflos wie ein Kind mußte der sonst so kräftige Mann sich halten, heben und tragen lassen. „Die Tage sind voll Jammer, und die Nächte noch mehr,“ konnte er betrübt sagen, denn er fand damals wenig Schlaf und Ruhe bei Tag und Nacht.

„Ich habe so oft im Leben gebetet: „„So nimm denn meine Hände und führe mich!““ und nun, wo er mich einen dunkeln Weg führt, will mir bange werden.“

„Man tröstet sich und hält sich daran: Das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt; doch man ist nicht willig, dem Lamm in allem, auch dem Leiden nachzufolgen.“ So klagte er zuweilen seine Verzagtheit an. Solche bangen Gefühle, das waren jetzt für ihn die „Feinde“, mit denen er zu kämpfen hatte, von denen oft in den Psalmen die Rede ist. So faßte er aus seinem besonderen Psalm (25, 1) die Stelle in dem Sinn: Laß mich nicht zu schanden werden, daß meine Feinde (die Verzagtheit, die Furcht) nicht triumphieren über mich, nicht die Übermacht gewinnen bei mir.

Wohl waren jene Feinde vorhanden, und versuchten ihre Macht an ihm, aber den Grund seines Wesens, sein Hängen an Gott, haben sie nicht zu erschüttern vermocht. „Es muß wohl nötig sein, daß ich noch mehr gedemütigt werde,“ sagte er einmal bei einer Verschlimmerung der Krankheit. Und ein andermal: „Betet Ihr Kinder für mich; der liebe Gott muß mich halten, wenn ich zu schwach bin, ihn zu halten.“

„Alle die herrlichen Verheißungsworte,“ klagte er einmal, „sind mir so dunkel; ich kann nur noch seufzen: Herr, erbarme dich meiner Leibes- und Seelennot!“

Und ein andermal: „O Finsternis, Finsternis! Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ Dies letztere Psalm-

und Heilandswort hörte man ihn in jenen Tagen oft so fragend und bittend klagen.

In einem Brief aus dem vorhergehenden Winter an einen alten Freund gibt er einige Andeutungen über solche Erfahrungen:

„Seit fünf Monaten sitze ich in harter Gefangenschaft, — in der Krankenstube. Alte und neue Übel brechen mit einem Male vereint über mich herein. Die körperlichen Leiden, wie schlimm sie sein mochten, waren noch nicht das schlimmste; je und dann wurde das Gemüt zeitweilig mit arger Dunkelheit und Finsternis überfallen. Da geht's hart her, wenn alte und neue Sünden über einen herfallen, und die „enge Pforte" sich bis zum Nadelöhr verengt. Glücklicherweise kannte ich zwei erfahrene und bewährte Trostspender: Dr. Luther (besonders in seinen Tischreden über die Anfechtungen) und Dr. Kohlbrügge (in verschiedenen Predigten). Ich weiß nicht, was ohne ihre tröstlichen Fingerzeige und Zusprüche aus mir Armen geworden wäre. Wie mag es sein, daß solche Trostspender in der Predigt- und Erbauungslitteratur so selten sind? Hiobströster gibt es im Überfluß."

„Seit vierzehn Tagen geht es im ganzen etwas besser. Ich sehne mich nach milderer Witterung, die mir das Ausgehen wieder gestattet. Der Herr wird's versehen, — suche ich Jung-Stilling nachzusagen. Er hat ja noch nie zu schanden werden lassen, die auf seinen Namen gehofft haben. Er mache mich still in seinem Willen."

Auch mündlich hat er sich in ähnlicher Weise seinen Vertrautesten gegenüber geäußert. Wohl ahnte man, welcher Art seine Bedrängnis sei, aber verstanden habe ich sie zu seinen Lebzeiten nicht. Auch sagte er selbst wohl, der Punkt, um den es sich hier handle, lasse sich nicht mit Worten klar machen: nur wer innerlich Ähnliches durchlebt und erfahren habe, könne es ganz verstehen. Ein Zweifeln am Dasein Gottes, an seiner Macht, Güte und Liebe war es nicht, die sind ihm nie ins Wanken gekommen; ja ohne diese feste Überzeugung wäre jene Anfechtung nicht möglich gewesen. Das Verzagen bezog sich vielmehr auf das eigene Selbst, es hing mit einer tiefgehenden Selbsterkenntnis und daraus folgenden Gewissensnot zusammen.

In jenen Tagen bat mich Vater einmal, ich möge doch seinem Pfleger (einem Duisburger Diakon) die ältere Predigtsammlung von Kohlbrügge (1846) geben, und ihm darin die Predigt zeigen:

„Er hilft den Elenden herrlich.“ Der Bruder habe neulich still für ihn gebetet, wie er sehr in Not gewesen sei. Darum läge es ihm an, daß der Pfleger seinen Gemütszustand und seine Not verstände, und das würde er wohl tun, wenn er diese Predigt läse. Sie muß wohl für Vaters Seelenzustand besonders tröstlich gewesen sein. Schon vor 20 Jahren hat er mich auf sie und auf eine über Jes. 40, 28—31 aufmerksam gemacht, zu den verschiedensten Zeiten sie immer wieder selbst gelesen, und auch wohl für Freunde abgeschrieben.

Wir führen hier eine kurze von ihm angestrichene Stelle an. Sie ist charakteristisch und läßt in etwa ahnen, was es war, was ihm diese Predigten so wert machte.

„So spricht der Herr hier: Weißt du nicht? Hast du nicht gehört? — Wer ist dieser du? Sein Volk. Was ist sein Volk? Ich, du, wir, ein jeder von uns, so viel unsrer aus Gott geboren sind. Wer ist aus Gott geboren? Der glaubt. Wer glaubt? Der sich an Christi Wohltat festklammert. Wer klammert sich an Christi Wohltaten fest? Er, den der Vater auffängt in Armen ewiger Liebe. Wen fängt der Vater darin auf? Er, den der Geist durch das Wort treibt zu dem lebendigen Gott. Wen treibt der Geist durch das Wort dazu? Den, der vor dem Worte Gottes bebt und versinkt in seinem Jammer und seufzt um Gnade, um Heil, um Errettung, um Gerechtigkeit. So wir solche sind, so sind wir sein Volk, seine Heiligen und Erwählten, so heißt es denn zu uns: Weißt du nicht, hast du nicht gehört? Was? Was wir an unserm Gott haben.“

In den letzten Wochen war der Kopf nicht mehr in dem Maße angegriffen und schmerzhaft wie vorher. Er hatte jetzt mehr Ruhe und Schlaf, dadurch wurde der Zustand trotz alles Elends und der vielen Beschwerden erträglicher als vorher. Wie klar er noch dachte, zeigte sich manchmal in seinen Gesprächen mit dem Pfleger.

Über mancherlei Dinge suchte er ihn zu belehren und ihm zurecht zu helfen, besonders in Bezug auf seinen Beruf. Ohne Zweifel hat er in dieser Zeit manches gelernt.

So hörte ich Vater einmal sagen bei Gelegenheit einer Meinungsverschiedenheit:

„Die meisten Uneinigkeiten in der Welt kommen daher, daß sich die Leute die betreffende Sache nicht klar machen, daß sie nicht

genau die verschiedenen Fragen, um die es sich handelt, klar auseinanderstellen. Von 100 Fällen würde in 99 der Streit vermieden, wenn dies immer geschähe.“ Auch gab er sich zuweilen Mühe, dem Pfleger die einfachsten Begriffe der Physik beizubringen, die beim Lüften und manchen andern Vorrichtungen im Krankenzimmer nötig zu wissen sind. Ich mußte das Buch von Hollenberg, „Stücke aus der Physik“ suchen, davon schenkte er dem Pfleger ein Exemplar und empfahl ihm, es später zu studieren.

Er war auch jetzt imstande, sich mit vollem Bewußtsein auf sein Abscheiden zu rüsten. Mit Ruhe, Klarheit und Besonnenheit ordnete er an, was ihm noch am Herzen lag. So sagte er meinem Mann und mir noch in betreff seines Begräbnisses, er habe wohl immer gewünscht, neben unserer Mutter ruhen zu können. Er sei aber jetzt willenlos darin. Falls es der Entfernung wegen nicht gut tunlich sei, wolle er auch gern hier in Ronsdorf ruhen. Als wir ihm sagten, daß wir ihn gut nach Barmen bringen lassen könnten, sprach er uns noch den Wunsch aus, daß er auch gern den gleichen einfachen Stein haben möchte, wie er auf der Mutter Grab liege.

Für denselben wünschte er sich die folgenden beiden Sprüche:

1. Gott war in Christo, und versöhnte die Welt mit ihm selber, und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu.

2. Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin.

Auch seines literarischen Nachlasses gedachte er. An mehreren Abenden ließ er einige der Freunde zu sich bitten, um einiges, was ihm noch am Herzen lag, mit ihnen zu besprechen. Einer von ihnen erzählt darüber:

„Die Stunden, die wir an dem Krankenbette zugebracht haben, werden wir zeitlebens nicht vergessen. Wie bleich und abgezehrt ruhte er auf seinem Lager, die Hände gefaltet, die Augen meist geschlossen. Nach freundlicher Begrüßung mußten wir uns dicht an sein Bett setzen. Mit deutlicher, wenn auch schwacher Stimme sprach er mit uns über die Herausgabe seiner älteren zerstreuten Arbeiten.[1]) Das Sprechen wurde ihm offenbar recht schwer. Oft

[1]) Manche seiner älteren Schriften waren längst vergriffen, wurden aber immer wieder verlangt, so daß der Verleger seit Jahren drängte, er möge eine neue Auflage davon oder einen einfachen Abdruck erscheinen lassen. Zu letzterem jedoch konnte sich Vater von Gewissens wegen nicht entschließen. Die alten Arbeiten genügten ihm jetzt nicht mehr. Wie er selbst immer am

mußte seine Tochter ihm einen Schluck Milch reichen, da Zunge und Lippen ihm so trocken waren, aber er ließ nicht nach. Und als seine besorgte Tochter ihm sagte: „Papa, es wird Dir zu viel," antwortete er: „Nein, Kind, ich darf noch nicht aufhören. Gneisenau sagte bei Waterloo: „Der letzte Hauch von Mann und Pferd muß heran!" So muß ich jetzt sagen: „Die letzte Kraft muß heran." Welche Pflichttreue bis zum letzten Augenblick! Tief bewegt nahmen wir um ½10 Uhr Abschied von ihm, es war der letzte Abschied für dieses Leben."

Noch mehrmals hat er einige Freunde zu sich kommen lassen und mit ihnen gearbeitet. Es war ihm nur möglich in den späten Abendstunden, zum letztenmal am 19. Oktober, acht Tage vor seinem Heimgang. Von diesem Abend erzählt ein Freund,[1]) nachdem er vorher von seinem Leben und Wirken berichtet: „Und nun sollte ich sein Sterbehaus betreten. Es war dunkel geworden, als mein Freund und ich an der Wohnung der Tochter Dörpfelds anlangten. Von hier aus trennte uns nur noch ein Tannenwäldchen von dem sturmgeschützten einstöckigen Häuslein. Der Kranke schlief gerade. Endlich, zwischen neun und zehn Uhr kam Bescheid, der uns herüberrief. Wir durchwanderten den Park, vorbei an dem Zelt, worin der Kranke an den letzten schönen Sommer- und Herbsttagen geweilt hatte. Leise treten wir ein. Da liegt er auf dem Sterbelager, liebende Kindeshand hat ihn mit Kissen und Polstern schmerzlindernd gestützt. Wir reichen ihm die Hand. „Wie viel Zeit haben die Herren?" — „O, Zeit genug, die ganze Nacht." — „Gut, dann zur Arbeit." Und nun folgt langsam der Vortrag über das noch fehlende zweite Stück des Schlußworts zu seinem letzten Buche, so langsam, daß wir jeden Satz, jede Verbesserung, jede Wortveränderung getreulich

lernen, am wachsen und werden blieb, so hatte er auch mit seinen literarischen Arbeiten niemals abgeschlossen. Er bekannte offen, daß er manches in seinen älteren Arbeiten später klarer und besser erkannt habe, daß er manches jetzt auch in ganz anderer Weise sagen würde. Deshalb konnte er zu einem Abdruck seine Zustimmung nicht geben, er wollte selbst die Sachen umarbeiten, hatte auch einiges, z. B. die Umarbeitung eines Teiles der Grundlinien, fertig, aber es kamen immer drängendere Arbeiten in den Weg. Nun, wo ihm nach höherem Willen die Feder aus der Hand genommen war, gab er unter der Bedingung zum Neudruck Erlaubnis, daß die Freunde die Arbeiten nach seinen Angaben und Aufzeichnungen verbessert zum Drucke brächten.

[1]) Daheim 1894, Nr. 20.

ſchreiben können. Noch immer dieſe Klarheit! Noch immer dieſe peinliche Sorge, für jede Sache auch das richtige bezeichnende Wort zu finden. Die Müdigkeit zwingt ihn endlich, aufzuhören. Wir nehmen ſchnell, doch bewegten Herzens Abſchied. Zurückgehend durch die finſtere Nacht — es war faſt die Mitternachtsſtunde — gedachte ich mit Wehmut der Sehnſuchtsworte aus „Wanderers Nachtlied“: „Warte nur, balde ruheſt du auch!“

Die Anſtrengung war aber zu groß für ihn geweſen; nachher die Nacht und beſonders auch am folgenden Tage war er abgeſpannt und ſehr ſtill. Er hatte die Freunde gebeten, am zweitfolgenden Tage wiederzukommen, bis dahin hoffte er ſich von dem anſtrengenden Abend wieder erholt zu haben. Doch Gott der Herr hatte es anders beſtimmt. Seinem armen, müden Knecht, der noch immer willig war, mit ſeinem geringen Kraftreſt ſein irdiſches Tagewerk zu vollenden, wollte er Feierabend geben. — Die Schwäche nahm ſo zu, daß ich die Freunde ſtill, ohne ihn zu fragen, telegraphiſch bitten ließ, nicht zu kommen. Aber noch an manchem Abend der nun kommenden letzten Lebenswoche fragte er: „Kommen heute die Freunde?“ Wenn ich dann ſagte: „Nein, Papa, es kommt niemand, Du kannſt nicht, Du biſt zu elend,“ dann ſagte er wie erleichtert: „Ja, es iſt gut, dann kann ich ruhen.“

Obwohl die Kräfte ſichtlich abnahmen, war doch das Gemüt immer mehr ruhig und getroſt geworden. Die dunkle Wolke war hinweggenommen. Wodurch ſie veranlaßt war, das konnte man aus gelegentlichen Worten heraushören. Wenn ich ihm ein kurzes Troſtwort aus der Bibel ſagte, ſo mußte ich ein ſolches nehmen, worin gar nichts vom eigenen Selbſt vorkam. „Nur allein von Gott, von ſeiner Hülfe, ſeiner Güte und ſeinem Erbarmen ſage mir, das allein iſt mein Troſt; wenn ich auf mich ſehe, dann müßte ich verzagen in meinem Elend.“

Einmal erzählte ich ihm, Herr Lettau (der Königsberger Freund) habe geſchrieben, er bete täglich für ihn, daß der liebe Gott jetzt in ſeinem Krankſein ſein Schild und Lohn ſein möge für alles, was er dem Lehrerſtande geweſen ſei. Darauf erwiderte er: „Nein, Kind, wenn du mich tröſten willſt, ſo erinnere mich nie an das, was ich getan habe. Ich habe nur einen

Schild nötig, das ist die Gnade, die unverdiente Gnade Gottes. Wenn man auf dem Sterbebette liegt, so mag man nicht an seine Werke zurückdenken, sie alle, alle sind voll Flecken; es ist nichts da, auf das man sich verlassen könnte, als nur auf das Erbarmen Gottes. Davon kannst Du mir zum Trost sagen, aber nicht von dem, was ich getan habe. Wenn die Freunde für mich beten wollen, dann laß sie beten um ein ruhiges, seliges Sterben."

Einmal erzählte ich ihm, daß Freund Neuburg ihm Trauben vom Rhein geschickt habe (die jetzt außer Milch seine einzige Erquickung waren), und ihm dabei den Spruch geschrieben: „Wir wissen, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden." Dieser Spruch schlug eine Saite an, die ihn in seinem jetzigen Elend mächtig ergriff. Er betete mit Tränen: „O Herr, Herr, bereite du mich armen, armen Sünder zu deiner großen Herrlichkeit."

Eines Morgens sagte ich ihm den Spruch Jes. 46, 4, den seine Tochter in der Ferne ihm geschrieben, und als ich zu dem schönen Schluß kam: „ich will es tun: ich will heben, tragen und erretten," da wurde er sehr bewegt und sagte: „Dank Dir, liebe Agnes, für den schönen Trostspruch, der hat mir gut getan." Auch mir sagte er noch manches liebevolle Wort, was unser Verhältnis zu einander betraf. Diese Worte sind mir ein heiliges Vermächtnis, dessen Trost mir auch der betrübende Gedanke, wieviel treuer man ihn hätte lieben, wieviel mehr man ihm hätte tun können, nicht ganz nehmen kann. Sie klingen mit ihrem bewegten Ton noch oft in meiner Seele nach und werden mich wie ein Segen von oben durchs Leben begleiten, bis ich ihn wiedersehen werde. Aufschreiben aber kann man diese teuersten Erinnerungen nicht.

In der letzten Lebenswoche war ihm noch eine letzte irdische Freude beschieden: das Wiedersehen mit all seinen Kindern. Trotz der weiten Reise kam eines nach dem andern herbei, um den sterbenden Vater noch einmal zu sehen. Zuerst kam der älteste Sohn. Ich hatte Vater nichts von seinem Kommen gesagt, um ihn nicht zu beunruhigen. Es war rührend, seine Freude zu sehen, als Wilhelm am Morgen zu ihm ans Bett kam.

An einem der folgenden Tage wurden wir früh morgens zu ihm gerufen. Er war sehr schwach und die Atemzüge und der Puls gingen so leise, daß wir glaubten, er würde mit dem An-

bruch des Tages so leise hinüberschlummern. Wir umstanden still sein Lager, um ihn nicht im letzten Einschlafen zu stören. Da war es auf einmal, als ob seine Seele, die so lang und schwer in den Banden des leidenden Körpers gefangen war, nun, beim Zurücktreten des leiblichen Lebens, ihre Schwingen regte. Die Lippen, die wir für immer verstummt glaubten, redeten Worte, die aus tiefinnerster Seele kamen:

„Nach dir, Herr, verlanget mich!
Mein Gott, ich hoffe auf dich!
Laß mich nicht zu schanden werden!
Keiner wird zu schanden, der deiner harret." (Ps. 25, 1. 2.)

„Nimmer laß mich von dir weichen,
Setze mich zum Segenszeichen,
Daß es meine Feinde sehn
Und beschämt zurücke gehn.
Lieg ich gleich im Staub darnieder,
Deine Hand erheb mich wieder!
Stehe mir nach deiner Treu
Bis zum letzten Siege bei!"

„Du Herr, bist gnädig und barmherzig; du hast mich wunderbar und treulich geführt, von meiner Kindheit an mein ganzes Leben lang — über Bitten und Verstehen. Ich hab auf dich gehoffet, Herr; auf dich habe ich mich immer verlassen, und du hast mich noch nie, nie zu schanden werden lassen. So setze ich auch jetzt mein Vertrauen auf dich, daß du mir noch Kraft gibst, meine letzte Arbeit zu vollenden. Du hast mich noch nie im Stich gelassen, du wirst mir auch jetzt durchhelfen."

Es war eine merkwürdige Stunde, am frühen Morgen des 24. Oktober. Das eben am Verlöschen scheinende Leben wurde von innen heraus neu belebt. So war er in der ganzen Krankheitszeit nicht gewesen; all das Kranke, Schwache, Verzagte war überwunden, und frei, von Fesseln los, nahte sich sein Geist seinem Gott und Herrn.

Nach jenen Gebetsworten schlummerte er bald ein, aber nicht zum Todesschlaf, sondern an den gleichmäßigen, ruhigen Atemzügen merkte man, daß es ein wohltuender, stärkender Schlaf war, und auch der Pulsschlag war wieder normal.

Jenen Vorgang haben wir nicht ganz verstehen können. Unser lieber Vater hatte so sehnlich nach dem Heimgehen verlangt, so oft den Herrn gebeten, ihn doch bald heimzuholen, und nun,

wo er gleichsam an den Pforten der Ewigkeit stand, dieses freudig-zuversichtliche Bitten um noch eine kurze Frist. Schon während seines Gebetes hatte jeder von uns die Überzeugung: diese Bitte schlägt ihm Gott der Herr nicht ab. Was ihn zu der Bitte bewogen hat, wir wissen es nicht. Hat er wohl geahnt, was wir ihm nicht erzählt hatten, daß alle seine Kinder aus weiter Ferne herbeieilten, und so sehr den Wunsch hatten, den sterbenden Vater noch am Leben zu treffen und einen letzten Blick und Gruß von ihm zu erhalten? Oder ist es wohl der Gedanke an seine letzte Arbeit gewesen, die er gern noch vollendet gesehen hätte? Wie es auch war, der Herr hat seine Bitte gnädig erfüllt, wenn auch vielleicht nicht in dem Sinn, wie er selbst es damals meinte.

Am folgenden Tage konnte ich ihm das eben angekommene fertige Exemplar seiner letzten Arbeit ans Bett bringen. Er nahm das Buch in die Hand und versuchte noch mit den schon schwachen Augen auf dem Titelblatt zu lesen. Die Tränen rollten ihm über die abgezehrten Wangen und voll tiefer Bewegung dankte er Gott für seine Hilfe:

„O Herr, wie gut und gnädig bist du mir gewesen! Alle deine Verheißungen hast du mir erfüllt. Vergib mir, daß ich oft so kleinmütig war und ganz an meiner Kraft verzagte! Du hast mich nicht stecken lassen, du hast mir durch alles durchgeholfen, auch wenn ich meinte, ich könnte nicht mehr. All meine Bitten, all deine Verheißungen hast du mir erfüllt; so hilf mir auch jetzt beim letzten: daß ich zu dir komme in dein seliges Daheim!“

Am Abend dieses Tages kam Schwester Agnes aus Helsingfors an, nach stürmischer Seefahrt und langer Reise, mit ihr die jüngste Schwester mit ihrem Manne aus Norden. Wie freute sich Vater noch des Wiedersehens mit ihnen; und wenn er auch nicht mehr viel sagen konnte, wie waren uns seine wenigen Worte so lieb und wert! So sagte er zu Agnes: „Wie freu ich mich, daß ich Dein Angesicht noch einmal sehe,“ und zu der jüngeren Tochter: „Nun werde ich bald bei Eurer Mama sein und bei Eurem lieben kleinen Willy,“ (dem vor wenigen Monaten gestorbenen einzigen Kinde der Tochter). Und zu ihr und ihrem Manne zusammen: „Das ist das Köstlichste auf der Welt, wenn zwei, die zusammengehören, treu zu einander halten, und miteinander wetteifern im Tragen und im Helfen und im Lieben.“

Am folgenden Morgen hat er ſich noch einmal, es war das letzte Mal, auf ſein altes Plätzchen in ſeinem Studierzimmer tragen laſſen. Wir Kinder mußten uns auf ſeine Bitte ſo ſetzen, daß er uns alle ſehen konnte. —

Dann kam der letzte ſchwere Tag. Am Morgen früh gab ich ihm noch ein Schlückchen Milch, die ihm ſonſt immer ein Labſal war, aber er konnte es nicht mehr ſchlucken. Trotz der Trockenheit im Munde und des großen Durſtes konnte er keinen Labetrunk mehr nehmen den ganzen langen Tag.

Abends kam die Schwiegertochter und der jüngſte Sohn; ſie trafen ihn noch lebend, aber er konnte nicht mehr mit ihnen ſprechen. Ich ahnte, daß es wohl die letzte Nacht ſein würde, deshalb blieb ich bei ihm im Zimmer. Es war ihm jetzt auch recht, während er ſonſt nachts immer allein zu ſein wünſchte, im dunkeln abgeſchloſſenen Zimmer, und nur im Nebenzimmer jemand aufblieb. Die erſten Stunden war er etwas unruhig, ich mußte mehrmals den Pfleger wecken, damit wir ihn anders legten. Dann, es war wohl in ſeiner letzten Stunde, hörte ich ihn mit ſeinem Gott und Heiland reden. Es war kein Gebet, wie man ſonſt betet; die Worte, die ich verſtehen konnte, ſtehen mir noch vor der Seele mit ihrem ergreifenden, herzandringenden Klang und Ton. Wie ein armes, gequältes, krankes Kind, das ſich rettet in die liebend nach ihm ausgeſtreckten Arme ſeines Vaters, und da Troſt, Ruhe und Frieden ſucht, ſo flüchtete ſich ſeine müde, hilfeſuchende Seele an das Vaterherz ſeines Gottes und Heilandes, und klammerte ſich an an das ewige Erbarmen.

Dies Gebet waren ſeine letzten mit Bewußtſein geſprochenen Worte. Es kam dann wieder etwas Unruhe, und wir mußten ihn noch einmal anders legen. Darauf hatte ich längere Zeit ſeine Hand gefaßt; ſie war etwas kalt, und ich ſuchte ſie zwiſchen den meinigen zu erwärmen. Da merkte ich eine Veränderung in dem lieben Angeſicht. Der ſo ſchmerzvolle Ausdruck ſchwand, und Ruhe und ein ſtiller Friede ſprach aus den bleichen Zügen. Ich ließ die Geſchwiſter und meinen Mann rufen; einer nach dem andern trat leiſe ein. Lautlos in ſtillem Gebet hing unſer Auge an dem ſterbenden Vater, der nun ausgelitten hatte und ſanft und ruhig aus dem irdiſchen Leben ſchied. Seine großen blauen Augen, aus denen früher ſo viel Liebe ſprach, und die während der ſchweren Krankheit meiſt geſchloſſen waren, blickten jetzt voll und

groß aufwärts. Noch einmal ſtreiften ſie langſam mit einem letzten Blick und Gruß den Kreis der ſein Bett umſtehenden Kinder — dann brach das Licht in ihnen. Die Hand, die die meinige noch feſt hielt, wurde immer kälter. Still und friedlich verließ die Seele den müden, kranken Körper: ſie hatte alle Not überwunden und ging ein in die Ruhe der Kinder Gottes.

„Mit Fried und Freud fahr ich dahin
In Gottes Willen.
Getroſt iſt mir mein Herz und Sinn,
Sanft und ſtille.
Wie Gott mir verheißen hat:
Der Tod iſt mein Schlaf worden."

„Vater, wir befehlen ſeinen Geiſt in deine Hände; du haſt ihn erlöſet, Herr, du getreuer Gott!"

Uns aber, die wir den Heimgegangenen lieb gehabt, helfe der treue Gott, daß wir lebenslang auf dem Wege bleiben, den er uns gelehrt und gewieſen, damit wir ihn einſt wiederſehen in dem Lande, wo kein Schmerz und kein Scheiden mehr iſt!

Ende.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Wilhelm Dörpfeld.

Zwölf Bände.

Preis 35 M., gebunden 40 M.

I. Band: Beiträge zur pädagogischen Psychologie. 2,50 M., geb. 3 M.

1. Teil: **Denken und Gedächtnis.** 7. Aufl. 2 M., geb. 2,50 M.
   Eine psychologische Monographie.
2. Teil: **Die schulmäßige Bildung der Begriffe.** 4. Aufl. 50 Pf.

II. Band: Zur allgemeinen Didaktik. 3,20 M., geb. 3,80 M.

1. Teil: **Grundlinien einer Theorie des Lehrplans.** Nebst dem Ergänzungsaufsatze: Die unterrichtliche Verbindung der fachunterrichtlichen Fächer. 3. Aufl. 1,80 M., geb. 2,30 M.
2. Teil: **Der didaktische Materialismus.** Eine zeitgeschichtliche Betrachtung und eine Buchrecension. 4. Aufl. 1,40 M., geb. 1,90 M.

3.—5. Band. Zur speciellen Didaktik.

III. Band: Religionsunterricht. 3,40 M., geb. 4 M.

1. Teil: **Religiöses und Religionsunterrichtliches.** 2. Aufl. 2,20 M.
   Inhalt: Ein Musterbuch der Schrifterklärung für deutsche Lehrer. 2. Der Lehrerstand und die „christlichen" Klassiker. 3. Über Erzählen und Einprägen der biblischen Geschichten. 4. Zur nochmaligen Auseinandersetzung mit dem Memoriermaterialismus. 5. Ein Ergänzungswort zu einem Vortrag über biblischen Geschichtsunterricht. 6. Bemerkungen und Wünsche in betreff der Regulative. 7. Ein Wort über Sonntagsschulen.
2. Teil: **Zwei Worte** über Zweck, Anlage und Gebrauch des Schriftchens: Enchiridion der biblischen Geschichte. 4. Aufl. 1,20 M.

IV. Band: Realunterricht. 2,30 M., geb. 2,80 M.

1. Teil: **Der Sachunterricht** als Grundlage des Sprachunterrichts. 1,80 M.
   Inhalt: 1. Bemerkungen über den Unterricht in der heimatlichen Naturkunde. 2. Über den naturkundlichen Unterricht. 3. Die verschiedenen Ansichten vom Realien-

buche. 4. Die Verwertung der physikalischen Lektionen für die Sprachbildung. Anhang: Die psychologisch-pädagogischen Grundsätze, auf welchen Dörpfelds sprachunterrichtliche Reformvorschläge ruhen.

2. Teil: **Die Gesellschaftskunde**, eine notwendige Ergänzung des Geschichtsunterrichts. 3. Aufl. 50 Pf. (Begleitwort zum Repetitorium.)

V. Band: Real- und Sprachunterricht. 2,30 M., geb. 2,80 M.

1. Teil: **Zwei dringliche Reformen im Real- und Sprachunterricht.** 4. Aufl. 1,50 M.
2. Teil: **Heimatkunde; Vorschläge und Ratschläge aus der Schularbeit.** 80 Pf.

VI. Band: Lehrerideale. Die Persönlichkeit des Lehrers und ihre Fortbildung. 2 M., geb. 2,50 M.

Inhalt: 1. Ein Lebensbild aus dem bergischen Lehrerstande. 2. Ein pädagogisches Original. 3. Ein alter und ein neuer rheinischer Schulmann und Reformprediger. 4. Rede zur Zahnfeier. 5. Zur Herbartfeier. 6. Kurzer Nachruf für Ziller. 7. Aus einer Rede zur Diesterwegfeier in Barmen. 8. Aus der Geschichte des evangelischen Lehrervereins in Rheinland und Westfalen. Anhang: Briefliche Äußerungen über Comenius, Landfermann, Hülsmann, Frick, Schüren u. Pestalozzi.

7.—9. Band: Schulverfassung.

VII. Band: Das Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung. 2. Ausg. 3,50 M., geb. 4,20 M.

Inhalt: 1. Die heimatliche Schulgeschichte. Anhang: Zedlitzscher Gesetzentwurf. 2. Das Familienrecht. 3. Die Zweckmäßigkeit. 4. Die Gewissensfreiheit. Anhang: Theologie, Pädagogik und Humanitätsidee. 5. Der Streit zwischen Staat und Kirche auf dem Schulgebiete. 6. Pädagogik, Schulamt und Lehrerstand. 7. Das Interesse am Schulwesen. Nachwort und Anhang.

VIII. Band. 5,50 M., geb. 6,20 M.

1. Teil: **Die freie Schulgemeinde** und ihre Anstalten auf dem Boden der freien Kirche im freien Staate. Beiträge zur Theorie des Schulwesens. 2. Aufl. 3,30 M., geb. 4 M.
2. Teil: **Die drei Grundgebrechen** der hergebrachten Schulverfassungen nebst bestimmten Vorschlägen zu ihrer Reform. 2. Aufl. 1,40 M.
3. Teil: **Zwei pädagogische Gutachten** über zwei Fragen aus der Theorie der Schuleinrichtung. 3. Ausg. 80 Pf.

Inhalt: a) Über die vierklassige und achtklassige Schule. b) Über die konfessionelle und die paritätische Schule.

2. und 3. Teil zus. geb. 2,80 M.

IX. Band: Ein Beitrag zur Leidensgeschichte der Volksschule nebst Vorschlägen zur Reform der Schulverwaltung. 4. Aufl. 3,60 M., geb. 4,20 M.

X. Band: Socialpädagogisches und Vermischtes.

3,80 M., geb. 4,40 M.

1. Teil: **Socialpädagogisches.** 1,10 M.

Inhalt: 1. Katechismus für Väter und Mütter. 2. Die sociale Frage. 3. Abwege der modernen Geistesentwicklung. 4. Deutschlands Rückgrat (Flugblatt).

Katechismus für Väter und Mütter apart 30 Pf.; 10 Ex. 2,50 M.; 50 Ex. 10 M.

2. Teil: **Vermischte Schriften.** 2,70 M.

Inhalt: 1. Beitrag zur Kritik des pädag. Phrasentums. 2. Kennzeichen einer guten Schule. 3. Die Lehrerversammlungen bei Gelegenheit des Barmer Kirchentages. 4. Das erste Lustrum. 5. Jahresschlußworte. 6. Ein Wort der Entschuldigung. 7. Die Thesen des Herrn Ballien auf dem Kirchentag in Brandenburg. 8. Zur Pathologie des Schulwesens. 9. Die Schulkonferenz im Ministerium. 10. Grundgedanken über das Verhältnis von Staat und Kirche. 11. Die neue Unterrichtsordnung. 12. Bemerkungen über Seminarbildung. 13. Thesen über Lehrerbildung.

XI. Band: Zur Ethik. 3 M., geb. 3,60 M.

Inhalt: 1. Die geheimen Fesseln der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Ein Beitrag zur Apologetik. 2. Einige Grundfragen der Ethik.

XII. Band: Die Heilslehre auf Grund der Heilsgeschichte. Die Heilslehre genetisch entwickelt aus der Heilsgeschichte. Zweites Enchiridion zum Verständnis der biblischen Geschichte nebst Handbuch. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben und bearbeitet von Dr. G. von Rohden. 3,60 M., geb. 4,20 M. — Daraus auch einzeln:

Enchiridion zum Verständnis und zur Wiederholung der biblischen Geschichte. Zweiter, zusammenfassender Gang: Die Heilslehre genetisch entwickelt aus der Heilsgeschichte. 40 Pf.; 20 Ex. 6 M.

Schriften für den Schulgebrauch.

1. **Enchiridion** (Frageheft) **der biblischen Geschichte.** Für die Oberklasse der Volksschule. 19. Aufl. 40 Pf.
2. **Repetitorium des naturkundlichen und humanistischen Unterrichts.**
   1. Heft: **Naturkunde und Gesellschaftskunde.** 4. Aufl. 60 Pf.
   2. Heft: **Geschichte.** 3. Aufl. 30 Pf.
3. **Repetitorium der Gesellschaftskunde.** 5. Aufl. 30 Pf.

In demselben Verlage erschien ferner:

Hindrichs, E., Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Sein Leben und Wirken und seine Schriften. Mit Bildnis. 1,40 M., geb. 2 M.

Evangelisches Schulblatt begründet von F. W. Dörpfeld. Herausgegeben von D. Horn, A. Hollenberg und Dr. G. v. Rohden. Monatlich ein Heft von 40—48 S. Jährlich 6 M., frei ins Haus 6,60 M.

Probenummern gratis und franko.

Böttcher, Martin, **Lebet den Kindern.** Praktischer Ratgeber für Eltern und Erzieher. 2,40 M., geb. 3 M.

Fuchs, Arno, **Schwachsinnige Kinder**, ihre sittliche und intellektuelle Rettung. Eine Analyse und Charakteristik, nebst theoretischer und praktischer Anleitung zum Unterricht und zur Erziehung schwachsinniger Naturen. Für Lehrer und gebildete Eltern. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Beiträge zur pädagogischen Pathologie. In Verbindung mit Pädagogen und Ärzten hrsg. von Arno Fuchs. 4 Hefte à 1 M.

1. **Die Unruhe.** Studie mit einer Einleitung über „System und Aufgaben der pädagogischen Pathologie". Vom Herausgeber.
2. **Die Analyse pathologischer Naturen** als eine Hauptaufgabe der pädagogischen Pathologie. — **Die Schwachsinnigen** und die Organisation ihrer Erziehung. Vom Herausgeber.
3. **Behinderung der Nasenatmung** und die durch sie gestellten pädagogischen Aufgaben. Von K. Brauckmann. — **Anatomie und Symptomatologie** der behinderten Nasenatmung. Medizinisch dargelegt von Dr. med. J. Bettmann. — **Die Kindererziehung** auf naturwissenschaftlicher Unterlage. Von Sanitätsrat Dr. Konr. Küster.
4. **Fr. Eduard Beneke** als Vorläufer der pädag. Pathologie. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstage des Philosophen von Otto Gramzow-Berlin. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. med. O. Rosenbach.

Trüper, J., **Friedrich Wilhelm Dörpfelds soziale Erziehung in Theorie und Praxis.** 3 M., geb. 3,60 M.

— — **Die Schule und die sozialen Fragen unserer Zeit.**

1. Die Schule in ihrem Verhältnis zum sozialen Leben. 50 Pf.
2. Die Schule und die wirtschaftlich-soziale Frage. 80 Pf.
3. Die Aufgaben der öffentlichen Erziehung angesichts der sozialen Schäden der Gegenwart. 1 M.

Kerrl, Seminarl. Dr. Th., **Die Lehre von der Aufmerksamkeit.** Eine psychologische Monographie. 3 M., geb. 3,60 M.

Zeglin, J. G., **Praktische Winke über die Fortbildung des Lehrers im Amte.** Zugleich ein Wegweiser zur Einführung in die pädagogische, volkstümliche und klassische Literatur. 3. vom 5. Abschnitte ab vollständig neugestaltete Auflage, besorgt von A. Ambrassat. 4,50 M., geb. 5,25 M.

Tetzner, Dr. F., **Geschichte der deutschen Bildung** und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen. Mit 14 Abbildungen. 5,50 M., geb. 6,50 M.